Oecon. 1909 m 2 Winckell g. F.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36636044640010

<36636044640010

Bayer. Staatsbibliothek

R

Winckell's

Handbuch

für

Jäger und Jagdberechtigte.

Zweiter Theil.

Handbuch

für

Jäger, Jagdberechtigte

und

Jagdliebhaber

von

George Franz Dietrich aus dem Winckell,

der herzoglich Sachſen = Gothaiſchen und Meiningenſchen Societät der Forſt = und Jagdkunde und der Geſellſchaft zur Beförderung der geſammten Naturwiſſenſchaften in Marburg ordentlichem, der Leipziger ökonomiſchen Societät und der Wetterauiſchen Geſellſchaft für die geſammte Naturkunde Ehrenmitgliede.

Zweite vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig,
F. A. Brockhaus.

1821.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des zweiten Theils.

Dritter Abſchnitt. Niedere Jagd.

Erſte Abtheilung. Haarwild.

Erſtes Kapitel.

Vom Haſen, Lepus timidus, *Linn.*

§.		Seite
1.	Weidmänniſche Ausdrücke	1
2.	Verſchiedene Benennungen; Klaſſifikation	3
3 — 7.	Naturgeſchichte. (In einer Anm. zu §. 3. die Beſchreibung des veränderlichen Haſen, L. variabilis, *Linn.*)	4 — 22
8.	Benutzung	23
9.	Spur	25
10.	Unterſcheidungszeichen des Rammlers von der Häſin	—
11.	Der Hühnerhund iſt eben ſo unentbehrlich als nützlich zum Betriebe der Haſenjagd. Erforderliche Eigenſchaften des zur Haſenjagd brauchbaren	26
12.	Vom eigentlichen Jagdhunde	28
13.	Vom Windhunde überhaupt	29
14.	Weidmannsſprache in Beziehung auf den Windhund	30
15.	Behärung und Zeichnung, Geſtaltung eines regelmäßig gebauten	32
16.	Fortzucht	33
17.	Fütterung	34
18.	Aufbewahrung der Windhunde und Pflege derſelben im Zwinger und Stalle	—
19.	Wie alt junge Windhunde ſeyn müſſen, wenn ſie eingehetzt werden ſollen. Rjem- oder Strickbändigmachen und ferneres Verfahren beim Einhetzen	35
20.	Von der Behandlung überhetzter, zu ſehr angeſtrengter Windhunde	37
21. a)	Haſengarne und Federlappen, ein nicht nothwendiges, ja ſogar ſchädliches, aber dennoch hier und da übliches Jagdrequiſit. Verfertigung derſ.; Zubehör	38
— b)	Haſenjagd mit Garnen	39
— c)	Verzug (Verlappen) nach Haſen	40
22.	Nach der Jahreszeit ſind auch die Schießjagdarten auf Haſen verſchieden; der Anſtand kann die ganze Schießzeit hindurch betrieben werden. Vorſchriften zum Benehmen; das Reitzen (Rätzen)	41
23.	Von der Suche. Schickliche Herbſt- und Winterwitterung dazu	44
24.	Fernere Erforderniſſe und Maßregeln; Behandlung des Hühnerhundes bei derſelben	45
25.	Vom Treiben (Klapper-, Klopfjagd) überhaupt	48
26.	Schickliche Witterung zum Feldtreiben ſowohl, als zum Holztreiben	49
27.	Vorgängige Einrichtungen auf dem Felde und im Holze	50
28.	Vorſchlag zu Strafgeſetzen, um Unglücksfälle zu verhüten	—

§.		Seite
29.	Beobachtungen, Einrichtungen und Diſpoſitionen, welche der dirigirende Jäger am Tage vor dem Treibjagen zu machen hat	52
30.	Fernere Vorbereitungsanſtalten am Jagdtage .	54
31.	Vom Auszuge der Treiber u. der Schützen. Vom Anlegen und Verhalten der erſtern ſowohl als der letztern	55
32.	Benehmen der Flügelführer und der Jagdleute, wenn das Treiben im Gange iſt . . .	56
33.	Benehmen der Schützen während des Treibens .	58
34.	Verſammlung der Schützen und Jagdleute nach beendigtem Treiben; Nachſuchen des verwundeten Wildes	59
35.	Zuſammenbringen und Strecken des erlegten Wildes. Führung einer Liſte über erlegtes Wild und Erleger. Gewöhnliche Entſcheidung der Irrungen, welche über das Erlegungsrecht entſtehen. Untrügliches Zeichen, von welcher Seite die tödtliche Verwundung beigebracht wurde. Einheſſen und Fortſchaffen des Wildes	60
36.	Ueber das mörderiſche Zuſammentreiben der Haſen aus einer ganzen Gegend auf einen kleinen Bezirk .	61
37.	Ueber das ganze und halbe Keſſeltreiben . .	—
38.	Angabe der Schrotarten, mit welchen, der Jahreszeit nach, die Flinte geladen werden muß . .	62
39.	Ueber die Jagd auf Haſen mit Wildboden- oder Jagdhunden im Allgemeinen	63
40.	Vier bis fünf teutſche Jagdhunde ſind hinlänglich . .	64
41.	Schickliche Jahreszeit, Witterung und Tageszeit, um Wildbodenhunde anzuwenden . . .	—
42.	Ueber Zahl und Wahl des Perſonals, welches die Wildbodenhunde während der Jagd in Aufſicht hat .	65
43.	Benehmen deſſelben	—
44.	Ueber das Anlegen der Schützen bei dieſer Jagd .	67
45.	Benehmen der Schützen	—
46.	Die Haſenhetze mit Windhunden. Schickliche Witterung und Tageszeit. Verfahren bei der Suche und Hetze. Wie oft an einem Tage gehetzt werden darf. Mittel, verhetzte Hunde wieder in Ordnung zu bringen	68
47.	Benehmen des Hetzenden, wenn Windhunde bei Hetzjagden zur Beſetzung wichtiger Päſſe angewendet werden	72
48.	Ueber Retter und Solofänger; über ſchonende Behandlung beider und vorzüglich des letztern. Einhetzen des Solofängers	73
49.	Windhunde dürfen nicht frei, ohne an dem Hetzriemen geführt zu werden, neben dem Pferde herlaufen; durch beſtändiges Suchen nach dem beſten Geläuf nicht verzärtelt, beim ſchlechten aber auch nicht unnütz ſtrapazirt werden. Hunde, die man kaufen will, probire man auf dem Geläuf, an welches ſie gewöhnt ſind. Oft fangen im Spätherbſte die be- Unfehlbares Zeichen von ſchlechten Hunden . ſten Windhunde weniger gut als vorher; Urſachen.	—
50.	Haſenparforcejagd	74
51.	Ueber das Haſenbuchſiren . . .	75
52.	Vom Nicken, Auswerfen; wenn letzteres nicht ſogleich nöthig iſt, und warum man es dann unterläßt; wenn es hingegen ſo bald als möglich geſchehen muß. Das Streifen ꝛc. iſt Küchenſache .	76

§. Seite

Zweites Kapitel.

Vom Kaninchen (Lepus cuniculus ferus, *Linn.*)

1. Weidmänniſche Ausdrücke . . . 77
2 — 10. Naturgeſchichte . . . . 78 — 90
11. Zur Kaninchenjagd wird mit vorzüglichem Erfolge das Frett angewendet. Naturgeſchichte deſſelben . 90
12. Fortſetzung 94
13. Schickliche Jahres- und Tageszeit, auch paſſende Lage der Baue und gehörige Witterung zum Frettiren —
14. Behandlung des Frettes vor und ferneres Verfahren mit demſelben während der Jagd . . 95
15. Verſchiedene Mittel, zu verhüten, daß das Frett Kaninchen nicht würgen kann, und alſo ſeltener einſchläft. Benehmen des Jägers, wenn ſich dieſer Fall ereignet 97
16. Kaninchen werden auch gelegentlich bei der Suche mit dem Hühnerhunde geſchoſſen . . . 98
17. Anſtand 99
18. Treiben 100
19. Schickliche Schrotart zur Ladung der Flinte . 101
20. Behandlung des erlegten Kaninchens . . —

Drittes Kapitel.

Vom Biber (Castor fiber, *Linn.*)

1. Weidmänniſche Ausdrücke 101
2 — 9. Naturgeſchichte . . . . 102 — 24
10. Schade und Benutzung 124
11. Fährtenauszeichnung 127
12. Hunde, Netze und Reuſen, welche zum Biberfange im Großen erforderlich ſind. Anwendung aller dieſer Requiſiten . . . . —
13. Der Biberſtich 129
14. Wie und wenn dem Biber mit Schießgewehr Abbruch gethan werden kann . . . 130
15. Fang auf dem Tellereiſen . . . —
16. Endliches Verfahren des Jägers, wenn er den Biber erlegt hat 131

Viertes Kapitel.

Vom Eicher (Sciurus vulgaris, *Linn.*)

1. Weidmänniſche Ausdrücke . . . 132
2. Verſchiedene Benennungen und Klaſſifikation . —
3 — 7. Naturgeſchichte . . . 133 — 42
8. Zähmung 142
9. Angabe der Benutzungsarten des Wildbrets ſowohl als der Bälge. Schade, den die Eichhörnchen anrichten 143
10. Spur 145
11. Jagd und Fang . . . . —
Anhang. Von dem fliegenden Eicher (Sciurus volans, *Linn.*) . . . 149

§. Seite

Zweite Abtheilung. Federwild.

Erſtes Kapitel.

Vom Schneehuhn (Tatrao lagopus, *Linn.*)

1. Verſchiedene Benennungen; Klaſſifikation . . 153
2 — 5. Naturgeſchichte . . . 153 — 57
6. Fang und Jagd 157
7. Ueber das Ausziehen (Ausweiden) des Federwildes 158

Zweites Kapitel.

Vom weißen Waldhuhn (T. alb. *Linn.*)

1. Verſchiedene Namen; Klaſſifikation . . 159
2 — 6. Naturgeſchichte . . . 159 — 62
7. Jagd und Fang 162

Nachtrag (z. K. 2.)

Vom Ringelwaldhuhn (T. arenarius, *Wolf.*)

1. Klaſſifikation }
2 — 4. Naturgeſchichte } . . . . 164 u. 65

Drittes Kapitel.

Von der Waldſchnepfe (Scolopax rusticola, *Linn.*)

1 Weidmänniſche Ausdrücke . . . 165
2 Verſchiedene Namen; Klaſſifikation . . 166
3 — 7. Naturgeſchichte . . . 166 — 79
8 Benutzung 179
9. Ueber die Waldſchnepfenjagd im Allgemeinen und über die Erforderniſſe dazu . . . 180
10. Anſtand 181
11. Die Suche mit dem Hühnerhunde . . 184
12. Das Treiben 186
13. Ueber den Waldſchnepfenfang im Allgemeinen und über das Unzweckmäßige und Koſtſpielige einiger von andern Schriftſtellern in Vorſchlag gebrachten Arten deſſelben 188
14. Ueber den Fang mit Steckgarnen . . 189
15. Ueber Laufdohnen und deren Anwendung . . —

Viertes Kapitel.

Vom Rebhuhn (Perdix cinerea, *Latham.*)

1. Weidmänniſche Ausdrücke . . . 192
2. Verſchiedene Benennungen; Klaſſifikation . . 194
3. Heimath; Verſchiedenheit der Stärke beider bei uns bekannten Familien dieſer Federwildart; Farbenauszeichnung a) des Männchens, b) des Weibchens, c) der Jungen; Erwähnung einiger Varietäten. (In der untergefügten Note, Beſchreibung des Steinfeldhuhnes (Perdix saxatilis, *Meyer.*) u. deſſen Verſchiedenheit vom rothen Feldhuhn (Perdix rufa, *Lath.*) Körperbau und aus demſelben entſpringende Eigenſchaften; Beweglichkeit; Sinnenorganiſation; Naturell (habitus), Laut 194

§. Seite

4. Paarzeit und Paarung; Betrieb des Lege= und Brütgeſchäfts; Erziehung der Jungen; Fürſorge der Alten für dieſe — wodurch ſelbige zuweilen vereitelt wird. Dauer des Familienvereins der Völker. Ein aus bei uns einheimiſchen Rebhühnern beſtehendes Volk duldet nur unter beſondern Umſtänden und zu gewiſſen Zeiten Individuen eines andern Volks unter ſich. Der Abend= und Morgenruf; der Einfall . 201

5. Aufenthalt und Nahrung . . . 207

6. Feinde der Rebhühner. Anläſſe zur Verminderung dieſer Federwildart; Vorſchläge, dem Ruin der Rebhühnerjagd vorzubeugen. Eingeſchränkte Erziehung und Erhaltung 208

7. Geringfügigkeit des Schadens, den Rebhühner etwa anrichten, im Vergleich mit der nicht unbeträchtlichen Benutzung . . . 216

8. Ueber die Unentbehrlichkeit des fermen Hühnerhundes bei Ausübung der Hühnerjagd; über die erforderlichen Eigenſchaften und Naturanlagen, welche er haben muß, wodurch letztere auszubilden und erſtere ihm beizubringen ſind . . . 217

9. Aufbewahrung deſſelben. Behandlung des an der Kette gehaltenen ſowohl als deſſen, welcher das Zimmer beſuchen und im Gehöfte herumlaufen darf . 219

10. Futter und Getränk . . . 222

11. Ueber Zuzucht, Erhaltung der Reinheit und Vervollkommnung der Race; über andere hiermit in Verbindung ſtehende Gegenſtände . . 223

12. Ueber das Hitzigwerden der Hündin. Schickliche Jahreszeit zum Belegen. Behandlung der Hündin, wenn ſie nicht zukommen ſoll. Verfahren, wenn das Zulaſſen nicht vermieden werden kann, Jahreszeit oder Alter der Hündin aber zum Aufziehen der Jungen nicht geeignet iſt. Mittel gegen herunterhängendes Geſäuge. Allgemeine Bemerkungen über Vorliegenlaſſen und Belegen . . 228

13. Behandlung der Hündin nach dem Wölfen, und der Jungen während des Säugens; Erziehung der letztern durch Ammen, oder durch künſtliche Saugwarzen. Mittel gegen eine geringe, nicht ſeltene Unpäßlichkeit während der Säugperiode . . 230

14. Wie lange die Jungen ſaugen und bloße Milchnahrung erhalten müſſen. Succeſſive Gewöhnung an das Futter. Entwöhnung von der Muttermilch . 233

15. Fernere Erziehung und Behandlung der Jungen bis zur Dreſſur 234

16. Wie alt der Hühnerhund ſeyn muß, wenn er dreſſirt werden ſoll. Allgemeine Bemerkungen über die Abrichtung; nur die feſte (Parforce=) Dreſſur macht den Hund ferme . . . 237

17. Angabe der vier Perioden, in welche die feſte Dreſſur zerfällt; der ſchicklichen Zeit zur Stubendreſſur; der dazu nöthigen Einrichtungen und Hülfsmittel; Grundregeln 239

18 — 23. Anfang, ſucceſſive Fortſchritte und Beendigung der Stubendreſſur . . . 244 — 57

§.		Seite
24.	Uebergang von ſelbiger zur Feldarbeit	257
25 — 27.	Feldarbeit auf Hühner	258 — 67
28.	Feldarbeit auf Haſen	267
29.	Holzarbeit	270
30.	Waſſerarbeit	271
31.	Behandlung e. bei der Abrichtung verſchlagenen Hundes	272
32.	Noch einige Bemerkungen und Vorſchriften, welche auf das Ganze der Abrichtung Bezug haben	274
33.	Angabe der außer dem Hühnerhunde zum Betriebe der Hühnerjagd erforderlichen Hülfsmittel. Angabe der verſchiedenen Arten des Rebhühnerfanges	276
34.	Verfertigung A. der Hochgarne; B. des Glockengarnes; C. des Treibezeuges; D. der Steckgarne; E. des Tiras; F. der Schneehaube; G. der Steige	277
35.	Perioden, während welcher Tageszeit, zu welcher die Hühnerjagd mit dem Hunde zu betreiben iſt. Von der Art und Weiſe, wie ſich der Jäger im Voraus von dem Aufenthalte eines jeden Volkes unterrichten kann	288
36.	Die Suche	292
37.	Vom Zeichnen der angeſchoſſenen Rebhühner (auf alle Federwildsgattungen, wenn ſie im Fluge verwundet werden, meiſt anwendbar)	297
38.	Fang mit Hochgarnen	299
39.	Mit dem Glockengarne	301
40.	Schickliche Zeit zur Anwendung des Treibezeuges	303
41 — 45.	Verfahren beim Fange mit demſelben	304 — 13
46.	Warum dieſe Fangart allen übrigen vorzuziehen iſt	313
47.	Fang mit Steckgarnen	314
48.	Mit dem Tiras	316
49.	Behandlung und Aufbewahrung der gebrauchten Garne	318
50.	Fang mit der Steige	—
51.	Fang in der Schneehaube	319
52.	Fang mit den Laufdohnen	320

Fünftes Kapitel.

Von der Wachtel (Perdix coturnix, *Lath.*)

1.	Weidmänniſche Ausdrücke	321
2 — 7.	Naturgeſchichte	321 — 31
8.	Benutzung	331
9.	Jagd	332
10.	Fang, 1. mit dem Tiras; 2. im Steckgarne; 3. im Treibezeuge; 4. in großen Klebgarnen und Steckgarnen zugleich; 5. in kleinen Klebgarnen und Steckgarnen zugleich	332 — 42

Sechstes Kapitel.

Von den Droſſeln (Turdus.)

1.	Wie die Droſſeln von den Vogelſtellern eingetheilt zu werden pflegen	343
2.	Klaſſifikation; Aufzählung derjenigen Droſſelarten, welche theils als Zugvögel, theils als Stand- und Heckvögel gewöhnlicher Weiſe bei uns vorkommen	—
3.	Naturgeſchichte der Schnärre, T. viscivorus, *Linn.*	344
»	» des Ziemers, T. pilaris, *Linn.*	348

§. Seite
5. Naturgeſchichte der Schildamſel, T. torquatus, *Linn.* 352
6. = des kl. Ziemers, T. dubius, *Bechst.* 354
7. = der Zippe, T, musicus, *Linn.* . 355
8. = der Rothdroſſel, T iliacus, *Linn.* 358
9. = der Schwarzdroſſel, T. merula, *Linn.* . 360
10. Sämmtliche Droſſeln werden nur beiläufig geſchoſſen, in Menge aber auf dem Heerde in der Schneuß ꝛc. gefangen; Anzeige über die auf jede Droſſelart beſonders anwendbare Fangmethoden . . 363
11. Ueber den Zug und Strich der Droſſeln . . 365
12. Wegen der Anlage und Einrichtung eines Krammetsvogelheerdes wird auf Naumanns Vogelſteller verwieſen 366
13. Von der Anlage und Einrichtung einer Schneuß (eines Dohnenſtieges). Verfertigung der Haarſchleifen und verſchiedener Dohnenarten . . 367
14. Verwahrungsmittel gegen das Ausbeeren der Dohnen 374
15. Abwartung und Begehung der Schneuß . . 376
16. Verfahren mit gefangenen und geſchoſſenen Droſſeln . 377

Siebentes Kapitel.

Vom röthlichgrauen Seidenſchwanz (Bombycivora garrula, *Temmink.*)

1. Verſchiedene Benennungen und Klaſſifikation . 378
2 — 5. Naturgeſchichte . . . 378 — 81
6. Jagd und Fang 382

Achtes Kapitel.

Vom Gimpel (rothbrüſtiger Kernbeißer, Loxia pyrrhula, *Linn.*)

1. Verſchiedene Benennungen; Klaſſifikation . . 382
2 — 7. Naturgeſchichte . . . 383 — 90
8. Fang 391

Neuntes Kapitel.

Von den wilden Tauben (Columbae.)

1. Klaſſifikation; Anzeige der bei uns im Freien vorkommenden Arten . . . 391
2. Nat. Geſch. der Ringeltaube, C. palumbus, *Linn.* 392
3. = = = Holztaube, C. oenas, *Linn.* . 397
4. = = = Turteltaube, C. turtur, *Linn.* . 402
5. Anzeige der Jagd- und Fangzeit. Anlage und Einrichtung der Sulze . . . 406
6. Jagd 407
7. Hier zu Lande gewöhnliche Fangmethoden . . 409
8. In Nordamerika üblicher Fang, nebſt einer andern Einrichtung deſſelben nach der Idee des Verfs. . 411

Zehntes Kapitel.

Von der blauen Racke (Mandel- oder Mantelkrähe, Coracias garrula, *Linn.*)

1. Verſchiedene Benennungen; Klaſſifikation . . 414
2 — 6. Naturgeſchichte . . . 415 — 17
7. Jagd und Fang 417

§. Seite

Elftes Kapitel.

Vom gelben Pirol (Oriolus galbula, *Linn.*)

1. Verſchiedene Benennungen; Klaſſifikation . . 418
2 — 5. Naturgeſchichte . . . 418 — 21
6. Jagd und Fang 421

Zwölftes Kapitel.

Vom aſchgrauen Kukuk (Cuculus canorus, *Linn.*)

1. Klaſſifikation 422
2 — 6. Naturgeſchichte . . . 425 — 31
7. Jagd 432

Dreizehntes Kapitel.

Von den zur Gattung Pieper (Anthus) und zur Gattung Lerche (Alauda) gehörigen Vögeln.

1. Klaſſifikation 432
2. Nat. Geſch. des Baumpiepers, Anth. arboreus, *Bechst.* . . . 433
3. = = = Brachpiepers, Anth. campestr. *Bechst.* . . . 436
4. = = = Wieſenpiepers, Anth. pratens, *Bechst.* . . . 438
5. = = = Waſſerpiepers, Anth. aquaticus, *Bechst.* 440
6. = = der Feldlerche, Al. arvensis, *Linn.* 441
7. = = = Kalanderlerche, Al. calandra, *Linn.* . . . 451
8. = = = Wald= und Heidelerche, Al. nemorosa, s. arborea, *Linn.* . 452
9. = = = kurzzehigen Lerche, Al. brachydactila, *Leisler* . . 457
10. = = = Haubenlerche, Al. cristata, *Linn.* 458
11. = = = Berglerche, Al. alpestris, *Linn.* 461
12. Lerchenſchießen . . . 463
13. Beiläufige Erwähnung der dem Jäger unziemlichen oder im Allgemeinen zu koſtſpieligen Fangmethoden . 464
14. Verfertigung der zum Lerchenſtreichen erforderlichen Tagnetze (Klebgarne) und Nachtnetze (Deckgarne); Requiſiten . . . 466
15. Lerchenſtreichen mit Tagnetzen (Klebgarnen) 469
16. = = = Nachtnetzen (Deckgarnen) 475
17. Erforderliche Geräthſchaften zum Lerchenfang vermittelſt des Spiegels und Schlaggarnes . 476
18. Fang vermittelſt des Spiegels und des Schlaggarnes; beiläufige Erwähnung einiger weniger belohnenden Fangmethoden . . . 480
19. Anlage und Einrichtung eines Wald= oder Heidelerchenheerdes; zum Fange Gehöriges; Fang ſelbſt 486
20. Jagd und Fang rückſichtlich der Pieper und der Haubenlerche . . . 488
21. Behandlung der erlegten und gefangenen Pieper und Lerchen 489

§. Seite

Vierzehntes Kapitel.

Von den zur niedrigen Jagd gehörigen Feldlaufvögeln.

1. Klaſſifikation 490
2. Naturgeſchichte des Kragentrappen, Otis houbara, *Linn.* 491

Funfzehntes Kapitel.

Von den Küſten- und Uferlaufvögeln.

1. Klaſſifikation 492
2. Erörterungen über den Th. 1. S. 370 ſchon beſprochenen lerchengrauen Steinwälzer, Oedicnemus crepitans, *Temm.* . . —
3. Nat. Geſch. des Goldregenpfeifers (Saatvogels), Charadrius auratus, *Succow*; Ch. pluvialis, *Linn.* 493
4. = = = Mornell-Regenpfeifers, Ch. morinellus, *Linn.* . . 496
5. = = = Halsbandregenpfeifers, Ch. hiaticula, *Linn.* . . 498
6. = = = weißſtirnigen Regenpfeifers, Ch. albifrons, *Meyer* . 500
7. = = = kleinen Regenpfeifers, Ch. minor, *Meyer* . . 501
8. = = = grauen Sonderlings, Arenaria calidris, *Meyer* . . 502
9. = = = ſchwarzflügeligen Strandreiters, Himantopus melanopterus, *Meyer* . . 503
10. = = = rothfüßigen Auſternfiſchers, Haematopus ostralegus, *Linn.* . 505
11. Jagd 508
12. Fangmethoden 510

Sechzehntes Kapitel.

Von den Kiebitzen (Vanelli).

1. Klaſſifikation . . . 514
2. Nat. Geſch. des ſchwarzbunten Kiebitzes, Vanellus melanogaster, *Bechst.* . —
3. = = = gehäubten Kiebitzes, Vanellus cristatus, *Meyer* . . 515
4. Jagd und Fang 520

Siebenzehntes Kapitel.

Von den zur niedern Jagd gehörigen Reihern (Ardeae).

1. Klaſſifikation . . . 522
2. Nat. Geſch. des aſchgrauen Reihers, A. cinerea, *Lath.* . . . 523
3. = = = Purpurreihers, A. purpurea, *Linn.* . . . 532
4. = = = großen Silberreihers, A. egretta, *Linn.* . . . 534

§.		Seite
5.	Nat. Geſch. des kleinen Silberreihers, A. garzetta, *Linn.*	536
6.	= = = Rohrdommelreihers, A. stellaris, *Linn.*	538
7.	Rückſichtlich des Nachtreihers (A. nycticorax, *Linn.*) wird auf den erſten Theil dieſes Handbuchs verwieſen	545
8.	Nat. Geſch. des Rallenreihers, Ard. ralloïdes, *Scop.*	—
9.	= = = kleinen Reihers, Ard. minuta, *Linn.*	547
10.	Von der Reiherbaize im Allgemeinen	549
11.	Beſchreibung der Werkzeuge und Geräthſchaften, welche zum Abtragen (Abrichten) der Baizvögel (Falken) und beim Betriebe der Falknerei erforderlich ſind	550
12.	Verfahren beim Abtragen und Lockemachen der Baizvögel	556
13.	Reiherbaize und Baizjagd im Allgemeinen	557
14.	Reiherſchießjagd	571
15.	Fortſetzung	573
16.	Fangmethoden	574

Achtzehntes Kapitel.

Von den Knellen (Strandläufern, Tringae.)

1.	Klaſſifikation	576
2.	Nat. Geſch. der rothbäuchigen Knelle, Tr. subarquata, *Temmink*	—
3.	= = = veränderlichen Knelle, Tr. variabilis, *Meyer*	578
4.	= = = plattſchnäbeligen Knelle, Tr. platyrincha, *Temmink*	580
5.	= = = Temminkſchen Knelle, Tr. Temminkii, *Leisler*	—
6.	= = = hochbeinigen Zwergknelle, Tr. minuta, *Leisler*	581
7.	= = = aſchgrauen Knelle, Tr. cinerea, *Linn.*	582
8.	= = = Streitknelle, Tr. pugnax	584
9.	Knellenjagd	588
10.	Fangmethoden	590

Neunzehntes Kapitel.

Von den Waſſerläufern oder Waſſertretern (Totani.)

1.	Klaſſifikation	593
2.	Nat. Geſch. des dunkelbraunen Waſſerläufers, T. fuscus, *Bechst.*	594
3.	= = = Gambett=Waſſerläufers, T. calidris, *Bechst.*	—
4.	= = = Teichwaſſerläufers, T. stagnatilis, *Bechst.*	596
5.	= = = punktirten Waſſerläufers, T. ochropus, *Temmink.*	597
6.	= = = Waldwaſſerläufers, T. glareola, *Temmink.*	599

§. Seite
7. Nat. Geſch. des gefleckten Waſſerläufers, T. macularia, *Temmink*. . 600
8. = = = trillernden Waſſerläufers, T. hypoleucos, *Temmink*. . —
9. = = = grünfüßigen Waſſerläufers, T. glottis, *Bechst*. . . 605
10. Jagdbetrieb 607
11. Fangmethoden 611

Zwanzigſtes Kapitel.

Von den Sumpfläufern oder Sumpfwatern (Limosae.)

1. Klaſſifikation 613
2. Nat. Geſch. des ſchwarzſchwänzigen Sumpfläufers, L. melanura, *Leisler* 614
3. = = = roſtrothen Sumpfläufers, L. rufa, *Brisson* . . 615
4. = = = Meyerſchen Sumpfläufers, L. Meyeri, *Leisler* . . 616
5. Jagd und Fang 617

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Von den Sumpfſchnepfen oder Bekaſſinen.

1. Klaſſifikation 618
2. Nat. Geſch. der Mittelſchnepfe, Sc. media, *Frisch* 619
3. = = = Heerdſchnepfe, Sc. gallinago, *Linn.* 621
4. = = = Haarſchnepfe, Sc. gallinula, *Linn.* 623
5. Ueber die Sumpfjagd und was dazu gehört im Allgemeinen 624
6. Sumpfjagdbetrieb 627
7. Sumpfſchnepfenfang . . . 630
8. Behandlung erlegter Sumpfſchnepfen. (Beiläufig werden diejenigen Vögel namhaft gemacht, auf welche dieſe Behandlung anwendbar iſt.) . . 632

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Von der Waſſerralle (Rallus aquaticus, *Linn.*)

1. Klaſſifikation 632
2. Naturgeſchichte 633
3. Jagd und Fang 634

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Von den Rohrhühnern (Gallinulae.)

1. Klaſſifikation 635
2. Nat. Geſch. des Wieſenſchnarrers, G. crex, *Lath.* —
3. = = = punktirten Rohrhuhns, G. porzana, *Lath.* . . 638
4. = = = Zwergrohrhuhns, Gall. pusilla, *Bechst.* . . . 640

§. Seite
8. Nat. Geſch. des grünfüßigen Rohrhuhns, Gall. chloropus, *Lath.* . . 641
6. Jagd — mit beſonderer Beziehung auf den Wieſenſchnarrer (§. 2.) — und Fang . . 645

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Von der Hurbel oder dem Waſſerhuhne (Fulica.)

1. Klaſſifikation 648
2. Nat. Geſch. der ſchwarzen Hurbel, F. atra, *Linn.* —
3. Jagd und Fang 653

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Von den zur Gattung Steißfuß (Podiceps, *Lath.*) gehörigen Vögeln.

1. Klaſſifikation 654
2. Nat. Geſch. des gehäubten Steißfußes, P. cristatus, *Lath.* . . 655
3. = = = graukehligen Steißfußes, P. rubricollis, *Lath.* . . 661
4. = = = gehörnten Steißfußes, P. cornutus, *Lath.* . . 663
5. = = = geöhrten Steißfußes, P. auritus, *Lath.* . . 664
6. = = = kleinen Steißfußes, P. minor, *Lath.* . . . 667
7. Jagd und Fang 670

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Von den Meerſchwalben (Sternae.)

1. Klaſſifikation 674
2. Nat. Geſch. der großſchnäbeligen Meerſchwalbe, St. megarhynchos, *Meyer* . 675
3. = = = weißgrauen Meerſchwalbe, St. canescens, *Linn.* . . 676
4. = = = rothfüßigen Meerſchwalbe, St. hirundo, *Linn.* . . 677
5. = = = ſchwarzgrauen Meerſchwalbe, St. nigra, *Linn.* . . 680
6. = = = kleinen Meerſchwalbe, St. minuta, *Linn.* . . . 682
7. Jagd und Fang 683

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Von den Meven (Lari.)

1. Klaſſifikation 686
2. Nat. Geſch. der Mantelmeve, L. marinus, *Linn.* 687
3. = = = weißgrauen Meve, L. glaucus, *Linn.* . . . 688

§. Seite
4. Nat. Geſch. der Herings = M., L. fuscus, *Linn.* . 690
5. = = = Sturm = M., L. canus, *Linn.* . 691
6. = = = dreizehigen M., L. tridactilus, *Linn.* 694
7. = = = Lach = M., L. ridibundus, *Linn.* . 695
8. = = = kleinen M., L. minutus, *Pallas.* . 698
9. = = = der zur Temminkſchen Gattung: *Lestris*, (Labb) gehörigen Vögel, welche zeither zur Gattung: *Lanus* gerechnet worden ſind . . 699
1. Schmarotzer = Labb, Lestr. parasiticus, *Temmink.* . . 700
2. Pomarin = Labb, L. Pomarinus, *Temm.* . —
3. Felſen = Labb, L. crepidatus, *Temm.* . 701
10. Verſchiedene Gründe aus welchen vorbeſagten Vögeln nachgeſtrebt wird . . 702
11. Jagdmethoden 703
12. Fangmethoden 706

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Von den wilden Gänſen (Anseres feri.)

1. Weidmänniſche Ausdrücke . . . 708
2. Klaſſifikation . . . . —
3. Nat. Geſch. der Graugans, Anser cinereus . 709
4. = = = Moor= oder Saatgans, Ans. segetum . . . 716
5. Verweiſung auf §. 76. der Einleitung, wegen der übrigen Gänſearten, welche, wie die Saatgans, nur auf dem Zuge, und mehr oder weniger ſelten Teutſchland beſuchen . . 718
6—9. Jagdmethoden . . . . 719—22
10—12. Fangmethoden . . . . 723—25

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Von den wilden Enten (Anates ferae.)

1. Weidmänniſche Ausdrücke . . . 726
2. Klaſſifikation . . . —
3. Nat. Geſch. der Stockente, A. boschas, *Linn.* . 727
4. = = = Schellente, A. clangula, *Linn.* . 739
5. = = = Pfeifente, A. Penelope, *Linn.* . 740
6. = = = Tafelente, A. ferina, *Linn.* . 743
7. = = = Knäkente, A. querquedula, *Linn.* 745
8. = = = Kriekente, A. crecca, *Linn.* . 748
9. = = = Reiherente, A. fuligula, *Linn.* . 750
10. = = = Schnatterente, A. strepera, *Linn.* . 751
11. = = = Löffelente, A. clypeata, *Linn.* . 753
12. Von andern Schriftſtellern entlehnte naturgeſchichtliche Notizen, rückſichtlich der Teutſchland meiſt nur auf dem Zuge mehr oder weniger ſelten beſuchenden wilden Enten, welche dem Vf. beim Jagdbetriebe nicht vorgekommen ſind, als:
1. rothe Ente, A. rutila, *Pallas*, A. casarca, *Gm. Linn.* . . 756

§. Seite
2. Brandente, A. tadorna, *Linn.* . . 757
3. Spießente, A. acuta, *Linn.* . . —
4. Eiderente, A. mollissima, *Linn.* . . 758
5. Sammetente, A. fusca, *Linn.* . . 759
6. Trauerente, A. nigra, *Linn.* . . 760
7. Aſchgraue Ente, A. cinerascens, *Bechst.* . 761
8. Weißköpfige Ente, A. leucocephala, *Lath.* . —
9. Eisente, A. glacialis, *Linn.* . . 762
10. Kolbenente, A. rufina, *Linn.* . . 763
11. Bergente, A. marila, *Linn.* . . —
12. Weißäugige Ente, A. leucophthalmos, *Borkhausen.* . . 764
13. Kragenente, A. histrionica, *Linn.* . 765
13. Wenn und wie ſoll die Entenjagd und der Entenfang betrieben werden, um der von Jahr zu Jahr merklicher werdenden Verminderung derjenigen Entenarten entgegen zu wirken, die bei uns ihr Geheck machen . . . 766
14—19. Jagdmethoden . . . 767—74
20—27. Fangmethoden . . . 775—99
28. Verfahren mit erlegten wilden Enten . . 800

Dreißigſtes Kapitel.

Von den Sägern (Mergi).

1. Klaſſifikation 801
2. Nat. Geſch. des Gänſeſägers, Mergus merganser, *Linn.* . . 802
3. = = = langſchnäbligen Sägers, M. serrator, *Linn.* . . 803
4. = = = weißen Sägers, M. albellus, *Linn.* 805
5. Jagd 806
6. Fang 807

Ein und dreißigſtes Kapitel.

Von den Seetauchern (Colymbi).

1. Klaſſifikation 808
2. Nat. Geſch. des ſchwarzhalſigen Seetauchers Col. glacialis, *Linn.* . . —
3. = = = ſchwarzkehligen Seetauchers C. arcticus, *Linn.* . . 809
4. = = = rothkehligen Seetaucher s, C. septentrionalis, *Linn.* . 810
5. Jagd= und Fangbetrieb betreffend . . 811
Schlußbemerkung . . . —

Dritter Abſchnitt.

Niedere Jagd.

Erſte Abtheilung.

Haarwild.

Erſtes Kapitel.

Vom Haſen.

(Lepus timidus. *Linn.*) *)

§. 1.

Der alte männliche Haſe heißt Rammler, der weibliche, Häſin, auch Satzhaſe. Die jungen Haſen werden halbwüchſig genannt, wenn ſie ihr Wachsthum halb vollendet haben; Dreiläufer, wenn ſie drei Viertheile ihrer vollkommenen Größe erreicht haben. Letztere Benennung erhalten an einigen Orten auch alte, die ſehr raſch auf drei Läufen rennen, während ſie mit dem einen Hinterlaufe ſchnellen, ohne den Boden zu berühren.

Die Ohren nennt man Löffel, die Augen Seher, die Füße, wie bei allem Haarwilde, Läufe, die Hinterläufe insbeſondere Sprünge, die Haare Wolle, den

---

*) v. Wildungens Neujahrsgeſch. 1798. Bechſteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. 1. K. 8.

Schwanz Blume, auch Federlein, die Haut, wie bei allem zur niedern Jagd gehörigen Haarwilde, Balg.

Statt Fährte ſagt man von allem zur Niederjagd gehörigem Haarwilde Spur.

Die Haſen rammeln, indem ſie ſich begatten; die Häſin ſetzt, wenn ſie Junge bekommt; die von einer auf einmal geſetzten werden unter dem allgemeinen Namen Satz begriffen.

Der Haſe äſet ſich, oder nimmt ſeine Weide, er frißt nicht; er iſt fett, nicht feiſt; gut oder ſchlecht, nicht dick oder mager.

Die Vertiefung, welche er in den Erdboden macht, um in derſelben einmal oder öfter, auf längere oder kürzere Zeit zu ruhen, heißt das Lager. In dieſem ſitzt oder drückt er ſich; doch wird der letzte Ausdruck öfter gebraucht, wenn er ſich in demſelben zuſammenzieht, um ſo dem Blicke des ſich nähernden Menſchen oder Thieres weniger ausgeſetzt zu ſeyn; häufiger und jedesmal aber bedient man ſich deſſelben vorzüglich dann, wenn er ſich auf der Flucht, nur für den gegenwärtigen Augenblick, in einer Furche, hinter einem Raine, oder unter einem Buſche zu verbergen ſucht.

Aus dem Lager, oder da, wo er ſich gedrückt hat, wird er durch Menſchen oder Hunde aufgeſtoßen, von letztern auch aufgeſtochen.

Abends rückt er ins Feld, um Aeſung zu ſuchen; Morgens ins Holz, um zu ruhen. In das Lager fährt er, und ſo auch aus demſelben heraus, wenn er es verläßt; er ſpringt über Zeug, Hecken, Graben u. dgl. er flieht nicht darüber.

Der noch nicht verendete Haſe, welchen der Jäger in ſeine Gewalt bekommt, wird von ihm genickt. (S. §. 52.) Den verendeten wirft oder weidet er aus*), er bricht ihn nicht auf. (S. §. 52.)

Um ihn zum Behuf der Fortſchaffung oder Aufbe-

*) Obiger Ausdruck wird von allem zur Niederjagd gehörigen Haarwilde gebraucht, bei welchem dieſes Geſchäft ſtatt findet.

wahrung irgend woran hängen zu können, heſſet man ihn ein, d. h. man ſchärft über dem Knie des einen Hinterlaufes, zwiſchen der Heſſe und der Knochenröhre, eine Oeffnung ein, durch welche der andere Sprung bis übers Knie durchgeſteckt wird.

Endlich wird er wie alles zur kleinen Jagd gehörige Haarwild und wie jedes Raubthier geſtreift, nicht zerwirkt. Unter der Benennung Haſenklein verſteht man alles, was bei der hohen und Mitteljagd zum Kochwildbret und zur Lunze gerechnet wird, nehmlich: Kopf, Hals, Blätter, die untere Hälfte der Rippen und die Dünnungen, Herz, Lunge und Leber.

Bei dieſer und bei allen übrigen zur niedern Jagd gehörigen Wildarten behält der Jäger den Ausdruck Fett bei; er ſagt nicht, wie von den zur hohen und Mitteljagd gehörigen, ſtatt deſſen Feiſt.

§. 2.

Der gewöhnliche oder gemeine Haſe wird — doch nur ſcherzweiſe — auch Lampe, nach Maaßgabe ſeines Aufenthalts aber Feldhaſe, Wald- und Holzhaſe, Berghaſe, Grundhaſe, Sumpf- oder Moorhaſe, Bruchhaſe, Sandhaſe, Steinhaſe u. ſ. w. genannt.

Nach dem Linnéiſchen und Pennantiſchen Syſteme, ſo wie nach dem Bechſteiniſchen für Jäger, gehört er zu den Nagethieren; nach dem Blumenbachiſchen wird die ſechste Ordnung, zu welcher er zu rechnen iſt, etwas beſtimmter unter der Benennung vielzehige, nagende Säugthiere angegeben; nach dem Pariſer wird er als erſte Art der 33ſten Gattung, in der ſechsten Unterordnung aufgeführt. Ob man ihn zu den wiederkäuenden Thieren zählen ſoll oder nicht, darüber ſind die Meinungen noch immer getheilt. Ich meines Theils ſtimme, wenigſtens ſo lange, bis es Herrn Bechſtein gefällt, die Erfahrungen bekannt zu machen, welche ihn neuerlich zweifelhaft gemacht haben, (ſ. Bechſt. Handb. der Jagdwiſſenſchaft, des erſten Th. erſtem Bande, §. 108, S. 150.) denen, welche das Wie-

derkäuen läugnen, aus folgenden nicht neuen, aber, wie ich glaube, ſchwer zu widerlegenden Gründen bei.

1) Weder der Magen, noch die Darmkanäle des Haſen ſind ſo beſchaffen, wie ſie es ſeyn müßten, wenn das Geſchäft des Wiederkäuens von ihm ſollte verrichtet werden können. S. §. 3.

2) Er iſt ein *vielzehiges* Thier; mir aber iſt kein ſolches bekannt, bei welchem das Wiederkäuen erwieſen wäre.

3) Die faſt immerwährende ſchnelle Bewegung der Oberlippe kann nichts für die Sache entſcheiden. Sie ſcheint vielmehr eine bloße Grimaſſe zu ſeyn, die wahrſcheinlich nur von der Gewohnheit, alles mit ſeinem Fitznäschen zu beſchniffeln, oder von der beſtändigen Bemühung, ſich durch Windholen vor Ueberfällen zu ſchützen, herrührt.

§. 3.

Der *gemeine Haſe**) iſt in allen *europäiſchen*, in den bekannteren *afrikaniſchen* Ländern, in den mei-

---

*) Beiläufig muß ich hier des *veränderlichen Haſen* (Lep. variabilis, *Linn.*) erwähnen, welcher auch der *nordiſche*, *Alpen-*, *Stein-* und *Schneehaſe*, in einigen Gegenden des *ruſſiſchen* Antheils vom ſonſtigen *Polen* aber — zum Unterſchiede von dem größern, grauen, den man den *Litthauer* heißt — der *Liefländer* genannt wird, und nach den meiſten Eintheilungen eine Art der *Haſengattung*, nach der Pariſer aber unter dem Namen Pica (ſ. Gattung 37. der Säugthiere T. B.) eine eigene macht. Noch iſt alles auf ſeine Naturgeſchichte Bezug habende nicht völlig aufgeklärt; ich beſchränke mich deßhalb auf folgenden Auszug aus *Bechſteins* Handbuch der Jagdwiſſenſchaft, S. 157—159 im erſten B. des erſten Theils.

„Er bewohnt die höchſten und kälteſten Gegenden von *Europa*, *Aſien* und *Amerika*. In *Teutſchland* trifft man ihn auf den *ſalzburgiſchen*, *tyroliſchen* und andern ſüdlichen Alpen an."

„Im Sommer erſcheint die Farbe ſeiner Wolle größtentheils in einer ſanften Miſchung von Weißgrau mit Schwarz und Rothgelb. Der Kopf iſt röthlichgrau, der Nacken braungrau. An den Seiten verläuft, nach unten zu, das Weißgrau ſich immer mehr in Weiß, ſo daß der Bauch nur einen gräulichen Schimmer behält. Die Blume bleibt immer ganz weiß, nur die äußerliche Spitze iſt ſchwarz. Die Fußſohlen ſind dicht mit ſchwarzer, in Sibirien aber, wo der Balg überhaupt weit ſtärker bewachſen iſt, mit gelber Wolle beſetzt."

„Im Winter färbt ſich der veränderliche Haſe *völlig weiß*, bis

ſten Gegenden von Oſtindien, auch in Japan und Ceylon einheimiſch. Er wird indeſſen, ſelbſt gehegt, nicht überall gleich häufig angetroffen, ſondern ſcheint unter den gemäßigten Himmelsſtrichen und auf den fruchtbareren Erdſtrichen vorzüglich zu gedeihen.

Der ganze Balg deſſelben hat auf dem Grunde im Sommer eine ſchwächere, im Winter eine ſtärkere graue wollige Bedeckung, aus welcher weniger dicht ſtehendes längeres Haar hervorgeht. Beides wird gemeinſchaftlich unter dem Namen Wolle begriffen, und iſt vorzüglich

---

auf die Ränder der Löffel, welche beſtändig und überall ſchwarz bleiben."

„Die Färbezeit tritt gewöhnlich in den Monaten April und September ein."

„In Grönland verdient dieſe Haſenart vorzüglich den Namen des weißen oder Schneehaſen; denn dort bleibt er das ganze Jahr weiß, in Lappland nur zehn Monate hindurch, während der übrigen zwei färbt er ſich fahl."

„Die Löffel des nordiſchen Haſen ſind kürzer, die Läufe viel dünner als am gemeinen. Jener iſt weniger geſchwind und nur auf Hudſonsbay ſo ſtark als dieſer: ſonſt wiegt er ſelten mehr als $6\frac{1}{2}$ Pfund. Er wird ſehr feiſt. Gezähmt, verwandelt er dennoch im Zimmer die Farbe."

Der Angabe mehrerer Schriftſteller, die Häſin dieſer Art ſetze jährlich nicht öfter als einmal und nur zwei Junge, kann der Vf. — geſtützt auf die Autorität eines höchſt achtungswerthen, zuverläſſigen Mannes, welcher zehn Jahre in Nordamerika zubrachte und dort die Natur fleißig beobachtete — widerſprechen. Nach der Verſicherung dieſes Mannes ſetzt nehmlich der veränderliche Haſe in Canada mehr als einmal im Jahre, auch mehr als zwei Junge auf einmal.

„Die veränderlichen Haſen leben nicht ſo iſolirt als die unſrigen, ſondern ſie ziehen ſich ſcharenweiſe aus den hohen Gebirgen an der ſüdlichen ſibiriſchen Grenze, in fruchtbarere Ebenen oder in nördliche Waldungen, und von da, wenn es die Jahreszeit verlangt, wieder zurück."

„Sie halten ſich gern in Felſenritzen, aber nicht, wie die Kaninchen, in Bauen auf, und äſen in der mildern Jahreszeit Alpengräſer und Kräuter, (gewiß auch, wo ſie es haben können, grünes Getreide und Kohl) in Grönland das dort wachſende weiße Moos; im Winter überall Schale und Knoſpen der Bäume und Sträucher."

Das Wildbret ſoll, beſonders im Winter, unſchmackhaft ſeyn; doch eſſen es die Grönländer gekocht, das im Magen befindliche Geäſe aber ohne weitere Zubereitung. Das Geſcheide gibt ihnen Dochte für die Lampe, der Pelz Bekleidung für die Kinder."

„Die Jagd hat nichts Beſonderes; in Lappland fängt man ſie in einer Art von Stecknetzen."

„Ungeübten Schützen ſoll es oft widerfahren, daß ſie im Winter beim Schnee den weißen Haſen überſehen, wenn ſie nicht beſonders auf den ſchwarzen Löffelrand und auf die gleichfarbige Blumenſpitze Acht haben."

an den Löffeln weit kürzer als an allen übrigen Theilen des Körpers.

Jeder Löffel hat an der äußern Seite der Spitze einen ſchwarzen, 2″ herabwärts etwas breiter werdenden Fleck, an dem einwärts ſtehenden Rande aber einen ſchwarzbraunen, einzeln mit Gelbbraun gemiſchten Streif, welcher nach dem Kopfe zu ſich mehr ausbreitet und endlich in Hellbraun verläuft. Zwiſchen jenem Fleck und dieſem Streif bildet ſich ein oben ſpitzwinkliger, weißgrauer Zwickel. Die Naſe iſt gelbbraun, die Stirn ſchwarz auf dem Grunde, ſtark mit Gelbbraun belegt. An beiden Seiten der Naſe zieht ſich ein ſchmaler weißlicher Streif neben den Sehern vorbei, bis zur Wurzel der Löffel hinauf. Die Wangen ſind bräunlich, mit Gelb, Weiß und Grau gemiſcht. Der Bart iſt ſchwarz, die Kehle vorn ganz weiß, hinterwärts hellgelbbraun. Zwiſchen den Löffeln bildet ſich ein weißgrauer, mit Schwarzbraun gemiſchter Fleck, welcher dicht unter denſelben ganz weiß, im Genick aber wieder mit Schwarz und Gelb gemiſcht wird. Der ganze Rücken iſt, bis zur Hälfte der Seiten herab, ſchwarzbraun, gelb geſtichelt; der untere Theil der letztern in der Mitte gelb, ſtark mit Grau gemiſcht, vorn bräunlichrothgelb. Eben ſo ſind die Blätter, noch heller auswendig die Vorderläufe gefärbt. Am hintern Theile der Seiten geht die dunkle Rückenfarbe mehr in Gelbbraun, an den Keulen in Aſchgrau, mit Hellbraun gemiſcht, über. Die Hinterläufe haben auswendig gleiche Farbe mit den vordern. Die Blume iſt ſchneeweiß bis auf einen ſchwarzen Streif, welcher ſich auf der nach dem Rücken zugekehrten Seite bis an die Spitze derſelben hinaufzieht. Die innern Seiten der Läufe und der Bauch ſind ganz weiß*). Der Kopf iſt dick und rundlich,

*) Der gemeine Haſe iſt ſo bekannt, daß der Verfaſſer anfänglich entſchloſſen war, ſich auf die Schilderung der Farben nicht einzulaſſen. Da er dieſe bei mehreren Schriftſtellern ſo verſchieden angegeben, die vorſtehende Beſchreibung aber, beim angeſtellten Vergleich zwiſchen ſechs vor ihm hängenden, nur bei zweien in unerheblichen Stücken abweichend fand, ſo glaubte er, daß ſie ihren Raum doch wohl verdienen könnte. — Übrigens gibt es, ſelbſt bei unſerm Haſen, bemerkenswerthe Farbenvarietäten, als:

die Stirn erhaben; die an den Seiten ſtark muſchelförmig zuſammengebogenen, oben ſchmäler werdenden, abgerundeten Löffel ſind, wo nicht länger, doch eben ſo lang als der ganze Kopf.

Die dicke, große, mit langen nach den Seiten abſtehenden Barthaaren beſetzte Schnautze geht oben in einer tief geſpaltenen Oberlippe aus. Der innere Theil beider Lippen iſt ganz mit kurzem Haar verbrämt. Die großen Augen liegen weit heraus, ſtehen ſehr nach der Seite des Kopfs, haben weder Augenwimpern noch Nickhaut (weshalb der Haſe mit offenen Augen ſchläft) und einen ſchwarzen Stern. Der Hals iſt kurz und ſtark, die Bruſt enge, der Leib lang geſtreckt und (ſo lange das Geſcheide nicht ausgeworfen iſt) faſt überall gleich ſtark. Die Blume hat, bei zwölf Wirbelknochen, doch nur $1\frac{3}{4}''$ Länge, und ſteht beſtändig oberwärts gekrümmt. Die Vorderläufe ſind verhältnißmäßig kurz und ſchwach (dünn) gegen die hintern, welche noch etwas mehr als die halbe Länge des ganzen Haſen haben. Mit letztern tritt er bis an die Ferſe auf. Auch findet man im Gelenk an der Heſſe den ſogenannten Haſenſprung, ein etwa $3\frac{1}{2}''$ langes Knöchelchen, welches oben am Kopfende mit einem $\frac{1}{4}''$ langen, etwas weniger breiten Wirbel verſehen iſt; gleich unter dieſem ſich ſehr verdünnt, nach dem andern Ende gekrümmt ſich zuſpitzt und in einem rundlichen Knöpfchen endigt.

---

1) Den ganz weißen, der auch zuweilen graue Rückenſtreifen hat. Man ſieht ihn nur ſelten.
2) Den röthlichen. Er iſt, den weißen Bauch und die Blume abgerechnet, ganz rothgelb, ſemmelgelb oder fuchsroth.
3) Den ganz ſchwarzen, oder ſchwarzbraunen, welcher höchſt rar iſt.
4) Den grau und weiß gefleckten. Man findet ſogar halb weiße und halb graue.
5) Den mit einer weißen Bläſſe, auch wohl mit weißen Läufen.
6) Den ſogenannten Berghaſen, welcher ſich durch braune oder ſchwarze Wolle unter dem Halſe auszeichnet.

Als ein beſonderes Naturſpiel wird auch von vielen Naturgeſchichtſchreibern der gehörnte Haſe aufgeführt.

Die Unmöglichkeit der Exiſtenz eines ſolchen iſt in v. Wildungens Weidmanns-Feierabenden, Heft III. S. 21. ff. einleuchtend erwieſen.

Vermöge der Elaſticität deſſelben erhält der Haſe die Kraft, ſich ſpringend fortzubewegen. Nur bei dieſer Wildart findet man die Sohlen ſämmtlicher Läufe überall und ſtark mit Wolle beſetzt. Zuweilen können wohl Haſen erlegt worden ſeyn, welche ſich die Haare an den Sohlen abgelaufen haben; daß dies aber ein Kennzeichen ſeines Aufenthalts auf einer Koppeljagd ſeyn ſoll, ſagt Herr von Wildungen wohl nur zum Scherz; denn wahrſcheinlicher gibt dazu anhaltender Plattfroſt im Winter, und ſehr große Trockenheit im Sommer, auch auf geſchonten Revieren, Veranlaſſung.

Die Vorderläufe gehen in fünf, die hintern in vier Zehen aus, von denen die zweite von außen am längſten iſt. Jede derſelben iſt mit einem hornbraunen, zugeſpitzten, unterwärts gekrümmten Nagel bewaffnet.

Der Haſe hat 28 Zähne, und zwar in der obern Kinnlade vorn, als Nagethier, zwei auswendig gefurchte Schneidezähne, hinter dieſen zwei inwendig gefurchte kleine Zähne (eigentlich nur Stifte); auf jeder Seite aber ſechs ſchmale Backenzähne. In der untern Kinnlade ſtehen vorn gleichfalls zwei auswendig gefurchte Schneidezähne, an jeder Seite aber nur fünf Backenzähne.

Bei dieſer Wildart wird nur ein Magen, ingleichen ein ſehr ſtarker Blinddarm gefunden; und hieraus beweiſ't ſchon Büffon evident, daß er nicht wiederkäuen kann, wie es von Vielen behauptet worden iſt.

Die Stärke und Schwere der gemeinen Haſen iſt, nach Maaßgabe des Klima, in welchem, und der Aeſung, von welcher ſie leben, ſo abweichend, daß keine allgemeine Beſtimmung darüber ſtatt finden kann. Ihr Gewicht verändert ſich nehmlich ſo ſehr, daß ein ausgewachſener Haſe an einem Orte ſieben, am andern, vorzüglich im December, ſechzehn Pfund wiegt.

Es iſt ein allgemein als richtig anerkannter Erfahrungsſatz, daß ſie unter den kalten und gemäßigten Himmelsſtrichen am ſtärkſten werden, unter den heißeren am ſchwächſten bleiben, und unter den heißeſten faſt gar nicht gedeihen oder doch nur kümmerlich leben.

Ueberall übertreffen die Berg= und Holzhaſen alle übrige an Stärke.

Der Sinn des Gehörs iſt, vermittelſt der hinterwärts im Gehörgange liegenden beinernen Röhre, welche ein natürliches Schallloch bildet, beim Haſen der ausgezeichnet ſchärfſte.

Auch ſeine Naſe (Geruch) iſt gut; deſto ſchlechter das Geſicht.

Faſt möchte man glauben, die Natur habe ihn durch Munterkeit, Schnelligkeit und Schlauheit für die ängſtlichen Gefühle zu entſchädigen geſucht, welche die ihm eigene Furchtſamkeit und Schreckhaftigkeit ſo häufig erregen müſſen.

Hat er irgend Gelegenheit gefunden, unter dem Schutze der Dunkelheit ſeinen ſehr guten Appetit in Ruhe zu ſtillen und iſt die Witterung nicht ganz ungünſtig; ſo wird kaum ein Morgen vergehen, an welchem er ſich nicht, gleich nach Sonnenaufgang, theils zum Zeitvertreib, theils um die Näſſe aus der Wolle des Balges los zu werden, auf trocknen Plätzen, vorzüglich auf Sandſchellen, entweder mit ſeines Gleichen oder allein herumtummelt. Komiſche Sprünge, abwechſelndes Kreislaufen und Wälzen ſind dann Aeußerungen des Wohlbehagens, in welchem er ſich zuweilen ſo ſehr berauſcht, daß er ſeinen ärgſten Feind, den Fuchs, für einen Spielkameraden anſieht und einen kurzen Spaß mit ſeinem Leben bezahlt. Wird der alte Haſe nicht ſo von jenem überliſtet, iſt er geſund und bei Kräften; ſo rettet er ſich bei ſeiner Schnelligkeit faſt immer durch die Flucht. Kann er durch dieſes Mittel den Nachſtellungen der Raubthiere und Hunde nicht entrinnen; ſo ſucht er ſich durch Wiedergänge und Hakenſchlagen denſelben zu entziehen. Da dies alles ihn vor den raſchen Windhunden nur ſelten ſchützen kann; ſo ſtrengt er, von dieſen verfolgt, alle Kräfte an, ein Feldholz zu erreichen, ſucht einen andern Haſen aus ſeinem Lager aufzuſtoßen, und verbirgt ſich in demſelben, während die Hunde jenem folgen; geht gerade in eine Heerde Vieh, fährt in die erſte beſte Röhre, die er findet und ſchwimmt, im Nothfall, mit vieler Behendigkeit

durch ziemlich breite Gewäſſer, ſelbſt durch Ströme, wenn ſie nicht zu ſehr reißend ſind.

Iſt's übrigens Gefühl der Schwäche oder Muthloſigkeit, kurz, er wagt es nie, ſich irgend einem lebenden Geſchöpf anderer Art zu widerſetzen, und nur wenn Eiferſucht oder Begierde, den Geſchlechtstrieb zu befriedigen, ihn reizt, läßt er ſich auf einen Kampf mit ſeines Gleichen ein.

Bei der geringſten eingebildeten oder wahren Gefahr und Ueberraſchung bringt ihn der Schreck nicht ſelten ſo aus aller Faſſung, daß er, jedes Rettungsmittel vergeſſend, in größter Angſt hin- und herläuft, ja, wohl gar in jämmerliche Klagen ausbricht.

Schreck und Furcht ſind es auch, welche machen, daß er mehr als anderes Wild — Raubthiere ausgenommen — Federlappen u. dgl., auch alle ſogenannte Scheuſale, reſpektirt.

Sein größtes Laſter iſt Bosheit; nicht weil es ihm je zuweilen, wenn auch ſelten, einfällt, dieſe durch Kratzen und Beißen zu äußern, wenn er gepackt wird, ſondern weil der Satzhaſe durch Verläugnung aller älterlichen Liebe, der Rammler aber noch dazu durch Grauſamkeit gegen junge Häschen, die er ſchutzlos findet, ſie auf die empörendſte Art zu Tage legt. (S. §. 4. d. K.)

Die Schnelligkeit des Haſen im Laufen rührt größtentheils daher, daß er, indem ſeine Hinterläufe viel länger ſind als die vordern, ſtark überbaut iſt, und hierin liegt auch der Grund, weshalb er beſſer bergauf als bergab rennen, und ſich, wenn er ruhig iſt, in ganz kurzen langſamen Sprüngen, in deſto weiteren und raſcheren hingegen, je mehr ihm daran liegt, von der Stelle zu kommen, immer aber nur ſatzweiſe, fortbewegen kann. Beim Aeſen wird man zuweilen bemerken, daß er mit den Vorderläufen allein ein Paar kleine Schrittchen vorwärts thut, ohne das auf der Erde ruhende Hintertheil zu bewegen. Iſt er auf dieſe Weiſe ſo lang als möglich geſtreckt, ſo zieht er letzteres rutſchend nach und macht doch noch eine Art von Sprung.

Noch hat er das Eigene, daß er entfliehend, ohne beſondern Grund, in einiger Entfernung von ſeinem Lager, auf einem erhabenen freien Platze einen Kegel macht, d. h. die Poſitur eines aufwartenden Hundes annimmt. Wird er aber von jagenden, nicht zu raſchen Hunden verfolgt und iſt er ein gutes Stück voraus; ſo ſtellt er ſich nicht nur auf die völlig ausgeſtreckten Hinterläufe, ſondern geht ſo auch wohl ein Paar Schritte fort und ſieht ſich dabei nach allen Seiten um. Dies nennt man Männchen machen. Beides kann vielleicht als Sicherungsmaaßregel gegen ſchnellen Ueberfall angeſehen werden.

Gewöhnlich gibt er nur dann einen Laut von ſich, wenn er ſich in der Gewalt ſeiner Feinde und keine Rettung ſieht. Dieſer ähnelt beim Alten dem Geſchrei eines ſtarken Kindes, beim Jungen ertönt er höher. Den murrenden, welchen man beim Rammeln bemerkt haben will, habe ich nie gehört.

Sein Alter bringt er höchſtens auf ſieben bis acht Jahr, und wahrſcheinlich deshalb nicht höher, weil durch unmäßige Befriedigung des Begattungstriebes die Lebenskraft zu ſchnell conſumirt wird. Aber auch dieſes kurze Ziel erreicht wohl kaum von hunderten einer, da ſo viele Feinde dem unglücklichen Haſen nach dem Leben trachten.

§. 4.

Die Rammelzeit beginnt bei harten Wintern zu Anfang des Monats März, bei mäßigen im Februar, bei ganz gelinden zuweilen ſchon gegen Ende des Januars. Oefter noch als ſonſt ereignet ſich jetzt der letzte Fall. Allerdings kann hierzu der ſo ſehr vermehrte Anbau des Klees und der Winter-Oelſaat beitragen, durch deren Genuß der Begattungstrieb früher gereizt wird, welchen in vorigen Zeiten die ſpärliche Winteräſung länger unterdrückte.

Uebrigens wird durch das frühe Rammeln für die Wildbahn ſicher nichts gewonnen, da faſt immer der erſte Satz im Nachwinter verloren geht, und mit ihm oft ein anſehnlicher Theil der Satzhaſen durch Milchverſetzung.

Zu Anfang der Begattungszeit ſchwärmen unaufhörlich die Rammler, Häſinnen ſuchend, umher und folgen der Spur derſelben, gleich den Hunden, mit zur Erde geſenkter Naſe. Sobald ein Paar ſich zuſammenfindet, beginnt die verliebte Neckerei durch Kreislaufen und Hakenſchlagen, wobei anfänglich der Satzhaſe immer der vorderſte iſt. Aber nicht lange dauert es, ſo fährt dieſer von der Seite und ehe der Rammler es ſich verſieht, gibt ihm die äußerſt gefällige Schöne praktiſch Anleitung zu dem, was er thun ſoll *). In möglichſter Eile bemüht ſich dieſer nun, ſeine Gelehrigkeit thätig zu beweiſen, iſt aber dabei ſo ungalant, im Moment des höchſten Entzückens mit den ſcharfen Nägeln der Vorderzehen der Geliebten große Klumpen Wolle von den Dünnungen und Keulen abzureißen.

Kaum erblicken andere ſeines Geſchlechts den Glücklichen, ſo eilen ſie blitzſchnell heran, um ihn entweder ganz zu verdrängen, oder doch die Freuden des Genuſſes mit ihm zu theilen. Anfänglich verſucht es jener, ſeine Schöne zur Flucht zu bewegen; aber aus Gründen, die ſich aus den unerſättlichen Begierden derſelben leicht erklären laſſen, bezeigt ſie nur ſelten Luſt dazu, und ſo hebt ein neues Schauſpiel an, indem die Häſin von mehreren Competenten verfolgt und geneckt, endlich aber vom behendeſten, der ſich den Minneſold dann nicht leicht entgehen läßt, eingeholt wird. Daß unter ſo kritiſchen Verhältniſſen nicht alles ruhig abgehen kann, verſteht ſich von ſelbſt. Eiferſucht erbittert auch Haſengemüther, und ſo entſteht ein Kampf, zwar nicht auf Leben und Tod, aber höchſt luſtig für den Beobachter. Zwei, drei und mehrere fahren zuſammen, rennen an einander, entfernen ſich, machen Kegel und

---

*) Dadurch ſowohl, daß die Häſin ihre lüſterne Begierde, eben ſo wie die Hündin beweiſ't, als dadurch, daß die Oeffnung, durch welche bei der Begattung die Ruthe des Rammlers hervortritt, faſt an eben der Stelle ſteht, wo das verborgene Feigenblatt des Satzhaſen ſich befindet, konnte wohl die fabelhafte, jetzt veraltete Meinung, daß es unter dem Haſengeſchlechte Zwitter gebe, und eben ſo die noch lächerlichere, die Verwandlung der Geſchlechter behauptende, deſto leichter entſtehen, da außer der Rammelzeit beim alten männlichen Haſen das Kurzwildbret nicht immer, bei jungen nie fühlbar iſt.

Männchen, fallen wieder unter poſſierlichen Sprüngen auf einander los und bedienen ſich dabei mit, in ihrer Art kräftigen, Ohrfeigen, ſo daß die Wolle weit umherſtiebt, bis endlich entweder der ſtärkſte den Siegerlohn empfängt, oder noch öfter ſich betrogen findet, indem die undankbare Schöne, müde, dem unnützen Balgen zuzuſehen, ſich mit einem der Streitenden, oder gar mit einem neuen Ankömmling in aller Stille unbemerkt entfernt; gewiß überzeugt, daß auch die Hintergangenen nicht unterlaſſen werden, fremden Reitzen zu huldigen, ſobald ſich Gelegenheit dazu findet.

Dreißig bis ein und dreißig Tage geht die Häſin tragend, rammelt während ihrer Schwangerſchaft immer fort, und ſetzt, gewöhnlich vom März bis Ende des Auguſts viermal, ihre Jungen in einer aufgeſcharrten Vertiefung, welche ſie im Felde mit einiger ſich ſelbſt ausgerupften Wolle, auf Wieſen mit Grashalmen und im Holze mit abgefallenem Laube ausfüttert. Der erſte Satz beſteht faſt immer aus ein bis zwei, der zweite und dritte aus drei bis fünf, der vierte wieder nur aus ein bis zwei Jungen. Tritt die Rammelzeit ſchon im Januar oder zu Anfang des Februars ein, ſo erfolgt natürlich jeder Satz früher und es kommt dann auch wohl noch der fünfte hinzu. In dieſem Falle iſt der vierte eben ſo ſtarkzählig wie der dritte. Wie bei allen übrigen Wildarten werden auch bei dieſer gewiß dreimal mehr Junge männlichen als weiblichen Geſchlechts geſetzt; kein Wunder alſo, wenn ſowohl aus dieſem Grunde, als deshalb, weil, wie bei allen Thieren, die Mortalität des letztern an ſich weit ſtärker iſt, unter zehn geſchoſſenen Haſen kaum ein Satzhaſe bemerkt wird.

Zuweilen findet man noch im Oktober und November geſchoſſene Satzhaſen tragend; doch würde dieſer Satz der kalten Nächte wegen immer verloren gehen, wenn auch die Mutter am Leben geblieben wäre.

Die Häſin ſäuget ihre Jungen höchſtens drei Wochen, iſt aber ſchlechte Mutter genug, nur während der erſten fünf bis ſechs Tage bei ihnen zu bleiben, dann aber,

neuer Genüſſe halber, ſie faſt auf immer ihrem Schickſal zu überlaſſen. Nur von Zeit zu Zeit kommt ſie einmal zu ihren Kindern zurück, lockt ſie durch ein eigenes Geklapper mit den Löffeln und reicht ihnen das Geſäuge dar, wahrſcheinlich mehr, um ſich vor Milchverſetzungen zu ſchützen, als um jenen Nahrung zu geben.

Sowohl in dieſer Liebloſigkeit der Mütter, von welcher man bei andern Thieren nur ſelten Beiſpiele findet, als in der Grauſamkeit, mit welcher die Rammler junge Haſen behandeln *), — ob ich gleich nie geſehen habe, daß ſie, wie man behaupten will, ſie freſſen —; in dem Abgange, welcher durch die Nachſtellungen der Raubthiere und Raubvögel, ſo wie durch die Senſe beim Gras-, Rübſen- und Kleehauen veranlaßt wird; endlich darin, daß weit weniger Häſinnen geſetzt werden als Rammler, und daß erſtere früher und häufiger fallen als letztere: in dieſem allen iſt der Grund zu ſuchen, warum ein ſonſt ſo fruchtbares Geſchlecht ſich in geſchonten Revieren nicht noch weit ſtärker vermehrt, als es in der That geſchieht, und warum die alte Jägerſage: der Haſe rückt — zu Anfang der Rammelzeit — ſelb ander ins Feld und geht — zu Egidi, wenn die ganze Familie beiſammenbliebe — ſelb ſechzehen zu Holze, ſelten oder nie ganz beſtätigt wird.

Beiſpiele von Ueberfruchtung der Häſinnen, indem man in ihnen faſt ganz bis zum Setzen ausgebildete und kurz vor dem Tode empfangene Embryonen zugleich gefunden haben will, ſind mir zwar nicht vorgekommen;

*) Ich ſelbſt hörte einſt einen jungen Haſen klagen, glaubte, da es in der Nähe des Dorfs war, ihn in den Klauen einer Katze zu finden und eilte hinzu, um dieſer den Lohn mit einem Schuſſe zu geben. Statt meine Vermuthung beſtätigt zu finden, ſah ich den Rammler vor dem Häschen ſitzen und ihn mit beiden Vorderläufen von einer Seite zur anderen es unaufhörlich ſo maulſchelliren, daß das arme Thierchen ſchon ganz matt zu werden anfing. Dafür mußte aber auch der alte Herr ſeine Bosheit mit dem Leben bezahlen. Das junge Häschen nahm ich mit nach Hauſe, verſtutzte die Löffel, ſetzte es nach einigen Wochen wieder aus und hatte die Freude, im folgenden Frühjahre beim Rammeln zu ſehen, daß ich mir einen Satzhaſen erhalten hatte.

dennoch würde ich mir die Unbeſcheidenheit nicht verzeihen, den Erfahrungen wackerer Männer, welche in allen ältern und neuern Naturgeſchichten aufgezeichnet ſind, zu widerſprechen, um ſo weniger, da Mutterſcheide und Uterus Eins ſind, da man weder Muttermund, noch Mutterhals (wie bei andern Thieren) findet, ſondern da jedes der Mutterhörner — auch Trompeten genannt — eine Oeffnung hat, welche bis in die Mutterſcheide geht *) — und ſo in der That eine doppelte Gebärmutter vorhanden iſt.

Bei keiner andern Wildart hat man ſo häufige Beiſpiele von Mißgeburten als bei dieſer; Haſen nehmlich mit doppelter Zunge; mit an den Seiten des Maules, den Fängen der Hunde gleich, lang herausſtehenden Zähnen; mit zwei Köpfen u. dgl. **). Vorzüglich merkwürdig iſt die in v. Wildungens T. B. v. J. 1798, S. 14. geſchilderte, in der Naturalienſammlung des Herrn Erbprinzen von Sachſen-Koburg befindliche: „Im J. 1783 ward nehmlich im Anſpachiſchen eine mit zwei Jungen tragende Häſin geſchoſſen. Das eine, noch lebende war natürlich geſtaltet, am andern todten aber iſt der Rücken der Länge nach geſpalten und durch dieſen Spalt ein in der Mitte liegendes, vollſtändig ausgebildetes Haſenköpfchen ſichtbar, das zwar höchſt wahrſcheinlich zu dieſem Embryo ſelbſt (der, den Rücken und einen Vorderlauf ausgenommen, in einer dichten, glatten Haut feſt eingehüllt liegt) gehört, auf den erſten Anblick aber natürlich ſo ausſieht,

---

*) S. v. Wildungens T. B. v. J. 1798, S. 12, wo auch ein höchſt ſonderbarer Fall aus Gözens europ. Faun. Th. 2. S. 343. f. erzählt wird; daß ſich nehmlich bei einer geſchoſſenen Häſin, außer zwei Jungen in der einen Gebärmutter, noch zwei andere im hohlen Leibe, zwiſchen dem Geſcheide fanden, welche alſo auch hier empfangen ſeyn mußten.

**) Den in Bechſteins Handbuch der Jagdwiſſenſchaft im erſten B. des erſten Theiles Kap. 8. S. 149. §. 99. für Monſtroſität erklärten Haſen mit ſo weit geſchlitzten Löffeln, daß ſie wie vier ausſahen, möchte ich dafür unbedingt nicht annehmen, da es ja wohl möglich iſt, daß in der frühesten Jugend deſſelben der Finder ſich den Spaß machte, die Löffel aufzuſchlitzen. Wie viel an dieſem Theile des Körpers ganz verſtutzte und durchlöcherte findet man nicht? —

als ob in dieſem jungen Häschen ein anderes eingeſchachtelt läge."

Die jungen Haſen werden mit offnen Sehern und hängenden Löffeln geſetzt; letztere nehmen aber gleich den zweiten Tag ihre gewöhnliche Stellung an. Ihr Haar — denn die eigentliche Wolle entſteht erſt ſpäterhin — iſt kurz und dunkel gefärbt. Die meiſten haben an der Stirn einen weißen ſternförmigen Fleck, welchen viele das ganze erſte Jahr hindurch behalten. Er ſoll ein Zeichen ſeyn, daß der Satz aus mehreren Jungen beſtanden hat. Im Magen ganz junger findet man kleine Kugeln von geronnener Milch oder Lab, die ſich täglich mehr verzehren. Es iſt gar nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe mit zur Erhaltung der von der Mutter ſo früh verlaſſenen Kinder beitragen mögen. (S. von Wildungens oben angezogenes T. B. S. 16.)

Nicht leicht verläßt eine ſolche junge Familie die Gegend, wo ſie geſetzt ward. Obgleich die Geſchwiſter den Tag in abgeſonderten Lagern zubringen, ſo ſind ſie doch nicht weit von einander entfernt, rücken auch zuſammen auf die Aeſung, bis ſie halbwüchſig werden, und dann ganz ſich von einander trennen.

Erſt nach funfzehn Monaten erreicht der Haſe ſein volles Wachsthum; doch rammeln die Jungen vom erſten Satze eines Jahres oft noch im folgenden Auguſt und ſetzen ein Junges, welches aber, wenn auch die Mutter am Leben bleibt, doch nur ſelten aufkommt.

§. 5.

Alle im zweiten Paragraph dieſes Kapitels angeführte Haſenbenennungen zeigen zugleich die Gegend an, in welcher ſich dieſe oder jene Familie immer, oder doch die längſte Zeit im Jahre aufzuhalten pflegt. Ungern verläßt überhaupt der Haſe ein Revier, wo er aufgewachſen oder einmal einheimiſch geworden iſt, ganz. Findet er in demſelben nicht Gelegenheit, ſeinen ſo heftigen Begattungstrieb zu befriedigen, oder fehlt es ihm im Winter an Aeſung; ſo entfernt er ſich zwar wohl weiter als gewöhnlich, doch

kehrt im erſten Falle der Satzhaſe jedesmal, wenn die Satzzeit herannaht, der Rammler aber zur Herbſtzeit, im letztern aber einer wie der andere mit Eintritt des Thauwetters zurück. Nur fortdauernde Unruhe in und außer der Schießzeit und der Gebrauch der Wildboden- oder Jagdhunde, ſo wie in kleineren Revieren der der Windhunde, veranlaßt eine Auswanderung für immer.

Der Feldhaſe, d. i. der, welcher flache und große Feldmarken bewohnt, hält ſich im Frühjahre größtentheils in den Saatfeldern auf, verläßt ſie auch vor der Ernte nicht. Bis die Winterſaat zu ſchoſſen anfängt, äſet er dieſe; dann aber rückt er kurz vor Sonnenuntergang (nach einem warmen Regen etwas früher) auf die mit Sommergetreide beſäeten Aecker. Auch dieſes nimmt er nicht mehr an, wenn es zu alt wird, bleibt aber dann den Tag über in der Saat, welche Brachäckern, friſch bepflanzten Krautfeldern und neuerlich beſäeten Rübenſtücken am nächſten iſt, um während der Nacht die Weide nicht zu weit ſuchen zu dürfen. Steht das Getreide ſehr hoch und dicht, ſo bahnt er ſich Steige durch daſſelbe, theils um ſich das Fortkommen zu erleichtern, theils um nicht ſo ſehr von anhängendem Thau oder Regen benäßt zu werden.

Wenn während der Ernte das Stück, in welchem er ſeinen Aufenthalt gewählt hatte, abgehauen iſt, zieht er ſich in ein anderes noch ſtehendes. Entgehen ihm endlich dieſe Zufluchtsorte ganz; ſo drückt er ſich unter Hafer- oder andern Schwaden, im hohen Klee, in Kraut-, Kartoffel- und Rübenfeldern, oder er macht ſich ein Lager in den Stoppeläckern — vorzüglich in den dort von den zahmen Sauen gewühlten Löchern — und in den Grummetwieſen. Hier überall, mit kräftigen Aeſungsmitteln umgeben, ſchwelgt er im Genuſſe derſelben. Unter dieſen ſind ihm alle Kohl- und Rübenarten Leckerbiſſen; doch verachtet er auch junges Gras und feine Kräuter, unter denen er der Peterſilie den Vorzug zu geben ſcheint, nicht.

Im Spätherbſte wählt er zu ſeinem Aufenthalte nicht ganz friſch gepflügte Sturzäcker, mit Kaupen beſetzte Lehden, nicht zu feuchte, mit Binſen bewachſene Vertiefun-

gen, vorzüglich aber zeitig geſäete Winterölſaat. Letztere macht dann, nebſt dem jungen Wintergetreide überhaupt, in dem er, wenn die Felder mit Rainungen durchſchnitten ſind, auch wohl den Tag über ſitzen bleibt, den größten Theil ſeiner Weide aus.

So lange im Winter gar kein, oder doch nur wenig Schnee liegt, verändert er weder die eben erwähnten Wohnorte, noch den Unterhalt; nur bei der Nacht geht er, wo Nachläſſigkeit des Beſitzers es geſtattet, in die Gärten und ſucht den eingeſchlagenen und aufgeſchichteten Kohl auf. Fällt ſtarker Schnee, ſo läßt er ſich in ſeinem Lager völlig verſchneien, zieht ſich aber, ſobald das Unwetter nachläßt, in die Nähe der Klee- und Rübſenfelder, ſcharrt mit den Läufen den Schnee weg und äſet ſo viel Grünes als möglich. Von hier aus beſucht er nun auch immer früher und häufiger die benachbarten, nicht ganz gut verwahrten Gärten. Bekommt der Schnee eine Eisrinde, ſo nimmt für dieſe armen Geſchöpfe der Mangel täglich mehr überhand, und je mehr dies geſchieht, deſto gefährlicher werden ſie (in ſo fern man ihnen nicht mit guter und hinlänglicher Fütterung bei Zeiten zu Hülfe kommt) den Gartengewächſen, Baumſchulen und Baumpflanzungen; denn die Schale der meiſten jungen Bäume und Sträucher *) iſt ihnen jetzt eben ſo willkommen, als Braunkohl ꝛc.

Vermindert ſich durch Thauwetter der Schnee hinlänglich, oder geht er ganz weg; ſo ziehen ſie ſich wieder in die Sturzäcker zurück und ſitzen am liebſten in den Miſthaufen. Grünes Getreide aller Art iſt dann ausſchließlich ihre Weide.

Der Buſchhaſe, d. i. der, welcher mehr in kleinen Gebüſchen als im Felde lebt, nimmt zu allen Zeiten gleiche Aeſung mit dem Feldhaſen an, rückt aber nur Abends auf die Felder und jungen Holzſchläge und Morgens mit Tagesanbruch oder doch bald nach Sonnenaufgang wieder zu

*) Vorzüglich der Acacie und ganz jungen Lerche. Auch den Schwarzdorn würden ſie ganz zu Grunde richten, wenn ſeine ſcharfen Stacheln und harte Natur es nicht hinderten.

Holze; doch verwechſelt er auch zuweilen während des Sommers ſeinen gewöhnlichen Aufenthalt am Tage auf einige Zeit mit hochbeſtandenen Getreidefeldern, oder wenn ſtarker Regen fällt, mit Brachäckern und Lehden.

Erſchreckt durch jedes fallende Blatt, weicht er im Herbſte, wenn die Sträucher ſich zu entlauben anfangen, ganz aus dem Holze und lebt, ſo lange dieſe Periode dauert, wie der Feldhaſe. Bei ſtürmiſcher und ſchlackiger Witterung drückt er ſich ſpäterhin gern auf alten erlenen Stöcken (Stämmen) und hinter ſtarken Eichen.

Im Winter, wenn es ſehr kalt iſt, oder viel Schnee liegt, zieht er ſich in die dichteſten Gehölze, mit eintretendem Thauwetter aber in das lichte Holz. Da der Buſchhaſe unter dieſen Umſtänden überall um ſich her wenigſtens Holzſchale und Knospen zur Aeſung findet, ihm auch immer noch der Wechſel in die benachbarten Gärten offen bleibt; ſo wird er, ſelbſt ohne Winterfütterung, nicht leicht dem Hungertode ausgeſetzt ſeyn.

Der eigentliche Waldhaſe, oder der, welcher große Wälder bewohnt, zieht ſich während der milden und fruchtbaren Jahreszeiten in die Vorhölzer, und rückt von da aus, wenn ihm die Aeſung auf den jungen Gehauen und auf den Wieſen nicht genügt, gegen Abend in die Felder. Stellt ſich aber ein harter Winter ein, ſo weicht er in die ſtärkſten Dickungen und immer tiefer in den Wald zurück. Ihn vertreibt das fallende Laub im Herbſte nicht, und er lebt faſt das ganze Jahr hindurch von Kräutern und Eicheln; wenn dieſe im Winter aber zu fehlen anfangen, von dem, was an warmen Quellen grün hervorſproßt, von junger Holzſchale und von den Knospen des gefällten Holzes.

Der Berghaſe befindet ſich bei dem Genuſſe der in der Nachbarſchaft ſeines Aufenthalts wachſenden aromatiſchen Kräuter ſo wohl, daß er nur, wenn Felder in der Nähe ſind, ſolche aus Lüſternheit beſucht, und dennoch wird er, wie ſchon geſagt, ſtärker am Leibe und feiſter als jeder andere.

Alle übrige Haſenarten verlaſſen gegen Abend ihren

Aufenthalt, nehmen gleiche Weide mit den Feldhaſen an, und rücken gegen Morgen in die einmal gewählte Heimath zurück.

Außer der Rammelzeit, während welcher alles, was Haſe heißt, vorzüglich aber der Rammler, faſt in unaufhörlicher Unruhe iſt, bringt dieſe Wildgattung, in ſo fern ſie nicht geſtört wird, den ganzen Tag ſchlafend, oder doch lauſchend im Lager zu; nie aber geht der Haſe gerade auf den Ort zu, wo er ſchon ein altes zu finden weiß oder ein neues machen will, ſondern er macht erſt einige Wiedergänge und Abſprünge, d. h. er läuft, wie man bei einer Neue leicht zu bemerken Gelegenheit findet, erſt ein Stück über den Ort, wo er zu ruhen gedenkt, hinaus, kehrt auf ſeiner Spur zurück, ſpringt, ſo weit er kann, von der Seite, macht wieder einige Sätze vorwärts, dann noch einen Abſprung, und ſo verfährt er noch einigemal, bis er mit dem weiteſten Satze an den Platz kommt, wo er bleiben will.

Bei der Zubereitung des Lagers ſcharrt er im freien Felde mit den Vorderläufen eine ungefähr 2 bis 3″ tiefe, am hintern Ende gleichſam gewölbte Höhlung in die Erde, welche ſo lang und breit iſt, daß der obere Theil des Rückens nur ſehr wenig ſichtbar bleibt, wenn er in derſelben die Vorderläufe gerade ausſtreckt, auf dieſen den Kopf mit angeſchloſſenen Löffeln ruhen läßt, die Hinterläufe aber unter dem Leibe zuſammenzieht und ſo ſich drückt. Auf dieſe Weiſe ſchützt er ſich während der milden Jahreszeiten leidlich vor Näſſe, Sturm und Ueberfall. Hinter hohen Rainungen und ſogenannten Kaupen auf den Lehden, in Lehmgruben, auf Wieſen, welche noch mit Gras beſtanden ſind, unter Sträuchern und an Eichſtämmen erreicht er dieſen Zweck ſchon dadurch, daß er blos die hintere Aushöhlung des Lagers macht. Im weichen Schnee aber iſt das Lager gemeiniglich ſo tief ausgehöhlt, daß man, wenn der Haſe hineingefahren iſt, oder ſich verſchneien ließ, nichts von ihm als nur einen kleinen ſchwarzgrauen Punkt gewahr wird.

Im Sommer iſt der vordere Theil des Lagers faſt

immer nach Norden, im Winter nach Süden, bei ſtürmiſchem Wetter aber ſo gerichtet, daß der Bewohner deſſelben unter dem Winde ſitzt.

§. 6.

Zur Anlage der Winterfütterung für Haſen wähle man Gegenden, wo ſich zu dieſer Jahreszeit der Haſe am liebſten aufhält.

Hafer oder Weizenkörner auf kleine Häufchen geſtreut, Möhren und Kohl behalten den Vorzug zur Fütterung; wem dieſer Unterhalt aber zu theuer ſcheint, der wende Kohlſtrünke, Erbſenſtroh oder getrockneten Klee lieber dazu an, als Heu.

Durch die hier vorgeſchlagenen Mittel wird bei ſehr harten Wintern dem Hungertode und dem Auswechſel in andere Reviere ſchon ziemlich ſicher vorgebeugt; letztern aber ganz gewiß, wenn man ihnen täglich etwas gekochten Kohl auf dem Felde, im Holze hingegen friſch gehauene birkene, aspene oder ſchwarzdornene, 24 Stunden in Heringslake geweichte Reiſer beifügt.

§. 7.

Faſt kein lebendes Geſchöpf hat ſo viele und vielerlei Feinde, als der unglückliche Haſe, ob er gleich nicht ein einziges anderes beleidigt und allenfalls nur dem Schaden zufügt, welchem er den meiſten Nutzen und manches Vergnügen gewährt; ich meine den Menſchen. Sämmtliche Widerſacher des armen Lampe kann ich dem jungen Leſer wohl nicht kürzer und auf keine Weiſe angenehmer namentlich aufführen, als wenn ich ihm die Reime herſetze, mit welchen, wie mit ſeinem oft angezogenen Taſchenbuche überhaupt, Herr von Wildungen den Jagdliebhabern ein ſo willkommenes Neujahrsgeſchenk gemacht hat.

Menſchen, Hunde, Wölfe, Lüchſe,
Katzen, Marder, Wieſel, Füchſe,
Adler, Uhus, Raben, Kräh'n,
Jeden Habicht, den wir ſehn,
Elſtern ja nicht zu vergeſſen,
Alles — Alles will ihn fr—eſſen!

Alte und geſunde Haſen ſind freilich vor Krähen und Elſtern ſicher; aber finden dieſe einen verendeten, oder bemerken ſie Schwäche oder Unbeholfenheit an einem noch lebenden, ſo iſt er, gleich dem jungen, ihre ſichere Beute.

Von den innern Feinden dieſer Wildart rede ich eben ſo wenig, als von denen der übrigen, da uns bis jetzt noch keine Mittel zu Gebote ſtehen, ſie aus dem Wege zu räumen.

Unter den Krankheiten, welchen die Haſen unterworfen ſind, iſt die häufigſte die, welcher vorzüglich die Rammler ausgeſetzt ſind, und die ſich durch unzählige kleine Geſchwüre — Hitzblattern —, welche man im Sommer an den Geſchlechtstheilen, auch zuweilen an und um den After herum findet, äußert. Sie entſteht allerdings durch unmäßige Befriedigung des Begattungstriebes und überhaupt durch die beſtändige Erhitzung während der Rammelzeit, wird aber dem Haſen ſelten tödtlich *), und faſt immer im Herbſte durch das Aeſen der jungen Winterſaat, des Kohls und der Rüben geheilt. Veneriſcher Art iſt ſie daher gewiß nicht. Mit gelbem Waſſer angefüllte Bläschen — Blaſenwürmer — findet man, beſonders nach ſehr ſtrengen Wintern, im Frühjahre am Herzen, an Lunge und Leber. Ich bin verſucht zu glauben, daß ſie durch den in der Zeit der Noth häufigen Genuß der Holzſchale und Knospen hervorgebracht werden. Auch gehen daran, wie an der Leberfäule, die, meines Erachtens, vom Genuſſe fauliger Blätter, vorzüglich von der Oelſaat, herrührt, viele verloren. Es wäre wohl der Mühe werth, in ſolchen Gegenden, wo man die beiden letztgedachten Krankheiten öfters bemerkt, Verſuche anzuſtellen, ob ſie nicht dadurch vermindert oder doch unſchädlicher gemacht werden könnten, wenn man Acacien-, Dornen- oder birkene Reiſer in Salzwaſſer weichte, und, dieſe in Häufchen

*) Obgleich der Genuß des Wildprets eines an dieſer Krankheit leidenden Haſen dem Menſchen nie ſchadet; ſo muß doch gewiß eine beſondere Art von Lüſternheit dazu gehören, des gleichwohl krankhaften Zuſtandes des Haſen eingedenk, davon eſſen zu können.

vertheilt, den Haſen im Winter zur Fütterung darböte. (S. §. 6.)

§. 8.

So vielfach und gut dieſe Wildart auch benutzt werden kann, ſo groß auch das Vergnügen iſt, welches die Haſenjagd Liebhabern gewährt; ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß der Schade, welchen ſie, im Uebermaaß gehegt, nicht nur Gärten, ſondern auch Feldern zufügt, den Nutzen, den ſie gewährt, bei weitem überſteigen würde, wenn man nicht darauf bedacht ſeyn wollte, erſteren, wenigſtens in Gärten und Baumſchulen, durch feſte Umzäunungen und in Baumpflanzungen durch Bewinden der jungen Stämme mit Stroh, oder durch Beſtreichen derſelben mit einem Brei aus Lehm und Kuhmiſt möglichſt zu verhüten.

Den Pflanzſchulen im Freien ſoll folgendes ziemlich einfache Mittel Schutz gewähren: Man umgebe ſie ringsum mit bogenweiſe in die Erde geſteckten, geſpaltenen Reifſtäbchen und beſtreiche dieſe, an der unterwärts gekehrten Seite alle vierzehn Tage mit Schweinefett, unter welches Schießpulver gemiſcht worden.

Von der jungen Saat aber kann man die Haſen abhalten, wenn alle zwanzig Schritt ein oben geſpaltenes Stäbchen geſetzt, in die Spalte ein, in Franzoſenöl oder aufgelöſ'te Asa foetida getauchtes Läppchen geklemmt, und dieſes gegen Thau und Regen mit einer Eierſchale bedeckt wird. Von vierzehn zu vierzehn Tagen muß dieſe verſcheuchende Witterung ſo lange aufgefriſcht werden, bis das Getreide dem Maule ſeiner Beſchädiger entwachſen iſt.

Daß das Wildbret der Haſen, beſonders der jungen, auf mancherlei Weiſe zubereitet, ſehr ſchmackhaft, leicht verdaulich und nahrhaft iſt, gehört zu den bekannten Dingen.

Das Haſenfett *) vertritt die Stelle des Zugpfla-

---

*) Liegt der Schnee nicht zu tief und hat er keine Eiskruſte, ſo iſt im kälteſten Winter der Haſe am fetteſten; wahrſcheinlich deshalb, weil die

ſters bei Zahnſchmerzen, Geſchwüren und eingeſtochenen Splittern.

Der Balg iſt im Winter am dichteſten mit Wolle beſetzt und dann am beſten zu gebrauchen. Jetzt bezahlt man das Stück mit zehn bis zwölf Groſchen, wenn er gleich nach dem Streifen, umgekehrt, auf ein Bret oder gabelförmiges Holz gezogen und an einem warmen Orte gut abgetrocknet worden iſt. Rauchgar gemacht dient er zu allerhand Pelzwerk, leiſtet auch, bei Flüſſen auf den leidenden Theil gelegt und bei andern langwierigen Krankheiten, dem Patienten — um das Wundliegen zu verhindern — untergeſchoben, gute Dienſte. Aus dem der Wolle — welche zu Hüten, Strümpfen, Handſchuhen, Unterkleidern u. dgl. verarbeitet wird — beraubten Balge kocht man nicht nur Leim, ſondern Beutler, Schuh- und Siebmacher verwenden ihn auch ſo auf mannigfache Art zu ihren Arbeiten. Der bis an das Kniegelenk rauch gelaſſenen Laufknochen bedient ſich jedermann zu einem leichten Kehrbeſen; der Phyſiker, in Ermangelung einer Fuchsſtandare, zum Reiben des Elektrophors (Elektricitätsträgers); der Buchbinder zur Bearbeitung des Leders, der Goldſchmidt und Vergolder zum Glätten.

Der Haſenſprung gibt Pfeifenräumer, Ahlen u. dgl. Vom Gebrauche des Geſcheides als Köder und Schleppe zum Raubthierfange wird an andern Orten dieſes Werkes die Rede ſeyn.

Gezähmt und zu Kunſtſtücken abgerichtet — wobei die ihm eigene ſchnelle Beweglichkeit der Vorderläufe, welche man durch den Ausdruck Trommeln bezeichnet, ſehr in Thätigkeit geſetzt zu werden pflegt — verſchafft der Haſe Manchem, dem es an gutem Willen oder an Kräften fehlt, ſein Brod auf andere Weiſe zu verdienen, Unterhalt. Auch kann er, wenn man ſich die Mühe gibt, außer der Rammelzeit auf die Unruhe Acht zu haben, welche er vor Ein-

---

Kälte bei ihm, wie bei allen Thieren, die Eßluſt vermehrt und die Ausdünſtung vermindert.

tritt ſtürmiſcher und übler Witterung blicken läßt, mit mehrerem Rechte wenigſtens als der Kalender, für einen Wetterpropheten gelten.

§. 9.

Die Spur aller vier Läufe des Haſen zuſammengenommen macht beinahe die Figur eines Dreiecks. Indem er nehmlich bei jedem Sprunge die Hinterläufe über die vordern hinaus einſetzt, bildet der Abdruck derſelben gleichſam die Endpunkte der mehr oder weniger ſchräg ſtehenden Grundlinie des Triangels. Die Fährte desjenigen Vorderlaufes, mit welchem er zurückbleibt, gibt den Vereinigungspunkt der Seitenlinien; der Eindruck des andern, mit welchem er anſpringt, hingegen wird faſt gerade auf der kürzeren Seitenlinie ſichtbar, und ſo ſtellen ſich ſämmtliche vier Tritte beim vollen Lauf ungefähr ſo dar: ; hupelnd, oder im kurzen Sprunge aber ſo: . Dieſe Figuren zeigen, daß, wenn auch der Haſe mit dem *linken* Vorderlaufe anſpringt, der *rechte* Hinterlauf doch beim Nachziehen *vor* dem linken zu ſtehen kommt.

§. 10.

Auch bei dieſer Wildart gibt es Kennzeichen, durch welche der *Rammler* von der *Häſin*, und der *junge* Haſe vom *alten* zu unterſcheiden iſt.

Wird nehmlich die *Häſin* aufgejagt, ſo ſteht die *Blume* derſelben im Herbſte unbeweglich aufwärts, in der Rammelzeit aber meiſtentheils abwärts gerichtet; beim *Rammler* hingegen iſt ſie ſtets aufwärts gerichtet, und man bemerkt faſt immer ein häufiges und geſchwindes Schnellen mit derſelben, welches von der kräftigern Bewegung des Hintertheils herzurühren ſcheint.

Sie (die Häſin) iſt *ſtärker* (größer und geſtreckter); *er* (der Rammler) aber iſt im Ganzen gedrungener gebaut, hat vorzüglich ſtärkere Lenden, einen kürzern, aber breitern, rundern und wolligern Kopf und einen längern und

dichtern Bart. Bei ihr iſt die Rückenwolle mehr haſengrau, ins Schwärzliche fallend, das Seitenhaar heller gefärbt, die Blume etwas länger, aber weniger breit und weiß; an ihm iſt die Farbe der Blätter mehr braunroth.

Sie hält die längeren, ſchmäleren Löffel weniger dicht zuſammen und drückt ſie, im Lager oder beim Herausfahren, platt an die Seiten des Kopfs; bei ihm ſind ſie kürzer, breiter und weißlicher; er legt ſie im Lager dicht zuſammen, gerade nach dem Rücken hinter, hält ſie aber auf der Aeſung, im Laufen, und wenn er Männchen oder Kegel macht, aufgerichtet und enger; doch bewegt er öfters abwechſelnd einen vor dem andern hinterwärts.

Der tragende Satzhaſe ſitzt auch während der Rammelzeit feſt; nie dann der Rammler. Auch an ſolchen Herbſt- und Wintertagen, wo keiner von beiden gut halten will, thut es die Häſin doch noch am erſten.

Junge Haſen ſind im Herbſte und Winter an den helleren Farben des Balges, beſonders an dem weißlichen Fleck an der Stirn, an den gelbröthlichen Flanken und dem breiter weißen Unterleibe zu erkennen. An ihnen läßt ſich die Haut zwiſchen den Löffeln in die Höhe ziehen, bei alten ſitzt ſie am Schädel feſt; auch kann man an jenen (den jungen) die Löffel ſehr leicht der Länge nach durchreißen, an dieſen nur mit einiger Anſtrengung. Bei Unterſuchung der Gelenke an den Vorderläufen wird man bemerken, daß ſich dieſe bei jungen merklich und fühlbar trennen; daß bei alten aber faſt gar kein Zwiſchenraum ſtatt findet.

§. 11.

Am unentbehrlichſten und nützlichſten zur Betreibung der Haſenjagd iſt unſtreitig der gute, vollkommen ausgearbeitete Hühnerhund.

Der alte, lange und regelmäßig geführte und behandelte, gibt oft einem jungen unerfahrnen Weidemann oder Jagdliebhaber mehr und beſſere Anleitung zum richtigen Verfahren bei der Jagd, als mancher Lehrherr; aber

ſehr leicht iſts, den jungen Hund durch falſches Benehmen bei der Haſenjagd zu verderben, wenn er auch noch ſo gut abgerichtet iſt. Hier werden vorläufig die nothwendigſten Eigenſchaften eines zur Haſenjagd brauchbaren erwähnt, weiter unten aber (§. 24.) die richtige Behandlung deſſelben bei der Suche gelehrt werden; von der Hühnerhundsrace, Zuzucht, Behandlung, Fütterung und Dreſſur ſoll in dem vom Rebhuhne handelnden Kapitel ausführlich die Rede ſeyn.

Ein tauglicher Hühnerhund muß vor allen Dingen eine gute Suche und Naſe haben, d. h. er muß, bei ſtetem Hin- und Herrevieren vor dem Jäger das Wild ſchon in beträchtlicher Entfernung wittern. Dennoch aber kann es eigentlich ohne vorhergegangene feſte oder Parforcedreſſur überhaupt nie einen ganz fermen Hühnerhund geben. Einzelne, höchſt ſeltene Ausnahmen können dieſen Satz nicht umſtoßen, welcher vorzüglich bei der Haſenjagd ſich bewährt, weil bei keiner andern dem Hunde der unverbrüchlichſte Gehorſam nothwendiger iſt, als bei dieſer.

Gehorſam iſt alſo die erſte Forderung, welche er befriedigen muß, wenn ihn der Jäger für brauchbar auf der Haſenjagd erklären ſoll. Hat er dieſen, ſo wird er nicht weiter hinaus und raſcher ſuchen, als es der Schütze für nützlich und nöthig hält; er wird, je nachdem die Haſen vor ihm aushalten oder nicht, in gehöriger Entfernung vorſtehen, ſich abrufen oder abpfeifen laſſen, keinen eher aufſtoßen, bis der Zuruf des Jägers ihn dazu berechtigt; noch weniger einem herausfahrenden je laut*), auch nicht einmal ſtumm jagend folgen, in ſofern Schweiß in der Spur und der Ruf: Cherche, apporte! es ihm nicht zur Pflicht macht.

Den erlegten oder gefangenen Haſen darf er nicht herumreißen, ſondern muß ihn augenblicklich und ſo raſch,

*) Der ſeltene für den Jäger nützliche Fall, daß der Hund im Freien nie, im Holze aber nur dann und nicht anders laut jagt, als wenn ihm weit hinaus zu ſuchen verſtattet wird, kann nur bei ganz eigenen Naturanlagen ſtatt finden, welche hier nicht in Anſchlag kommen.

als es ſeine Kräfte erlauben, — müßte er ihn auch noch ſo weit tragen, — dem Jäger bringen, während des Ladens des Gewehrs ſich nicht entfernen und nur nach erfolgtem Zuruf: Allons, cherche! weiter ſuchen.

Auf dem Anſtande ſoll er, ſelbſt ohne an die Fangleine genommen zu ſeyn, ſtill und unbeweglich zu ſeines Herrn Füßen liegen und höchſtens nur den Blick unverwandt nach dem Orte richten, wo er das Wild gewahr wird.

Endlich muß er ſogar dem kalten Schweiße folgen, wenn er auch erſt nach einigen Stunden darauf gebracht wird, und darf nie den verendet und erkaltet gefundenen Haſen liegen laſſen.

§. 12.

Auch bei der Haſenjagd bedient man ſich hier und da der teutſchen oder polniſchen Jagdhunde, über deren Fortpflanzung, Erziehung, Behandlung und Gebrauch ſchon in mehrern Kapiteln des erſten Theiles dieſes Werkes, beſonders §. 12, 13 und 15. des erſten Kap. der dritten Abtheilung, im erſten Abſchnitte geſprochen worden iſt*). Hier nur noch etwas über eine, bei jungen Jagdhunden nicht ſeltene Untugend, die nehmlich, daß ſie Schaf- und Schweineheerden anfallen. Ereignet ſich dieſer fatale Fall, ſo verſuche man es nicht, ſie von dem Stück abzujagen, welches ſie einmal niedergezogen haben, ſondern eile hinzu, kopple die Hunde ein, und nehme ſie an die

*) Eben da ich dieſes ſchreibe, gelange ich zum Beſitz eines in vieler Rückſicht recht intereſſanten Buches, unter dem Titel: Ueber die kleine Jagd ꝛc. von F. E. Jeſter. Da der erſte Theil meiner Arbeit ſchon unter der Preſſe iſt, ſo konnte ich an dem vorher angegebenen Orte, wo von den Jagdhunden die Rede iſt, Herrn Jeſters Vorſchläge wegen der Behandlung junger den meinigen nicht an die Seite ſetzen; es geſchieht deshalb hier. Der genannte Schriftſteller will nehmlich: „man ſolle beim Einjagen nur einen alten vorzüglich guten Hund zu den jungen nehmen.“ Es kann dies allerdings den Vortheil haben, daß ſie von dieſem nur Gutes ſehen; ob aber bei der von mir vorgeſchlagenen Methode ſie nicht feuriger jagen lernen ſollten, überlaſſe ich dem Urtheil Anderer. Nur vergeſſe man meinen Wunſch nicht, das Einjagen an Orten vorzunehmen, wo die Hunde von dem ſie begleitenden Jäger überſehen werden können.

Leine. Während der Zeit laſſe man die Heerde wegtreiben, ſtrafe jeden einzeln mit höchſter Strenge, ziehe dann mit den feſt an der Leine gehaltenen Hunden wieder hinan und wiederhole die Züchtigung, wenn ſie wieder Miene machen, anzufallen. Dann noch erneuerter Ueberfall zeigt Unverbeſſerlichkeit an, und verdient Todesſtrafe. Auch darf der gute Jagdhund nicht vorlaut oder weidelaut ſeyn, d. h. er muß keine andere als die ganz friſche noch warme Fährte jagen, die einmal aufgenommene aber auch dann nicht verlaſſen, wenn anderes Wild vor ihm rege wird.

§. 13.

Nächſt dem Hühnerhunde werden die Windhunde bei der Haſenjagd am häufigſten gebraucht; oft aus Liebhaberei, aber faſt immer zum Nachtheile des Revieres. Deshalb wäre zu wünſchen, daß ſie in geſchloſſenen Revieren gar nicht, und höchſtens nur in ſolchen, die mit der Koppeljagd beläſtigt ſind, angewendet werden möchten.

Wahr iſts, gute thun der Jagd weniger Schaden, in ſo fern ſie immer eingeſchränkt gehalten werden und nie allein herumlaufen dürfen, gewähren auch auf der Koppel, wo ſelten ein Haſe den Schützen aushält, ſogar Nutzen, weil ihnen unter der Hand eines ſachverſtändigen Führers nie oder doch nur ſelten etwas entkommt; aber viel Vergnügen kann es doch in der That nicht machen, höchſtens 3 bis 400 Schritte weit die Hunde laufen zu ſehen, ihnen nicht einmal raſch mit dem Pferde zu folgen, beim Fange abzuſteigen, um den Haſen zu retten, und dann bei einem neuerdings aufgeſuchten wieder eben ſo zu verfahren. Schlechte hingegen geben zwar dem Liebhaber zum Raſchreiten Gelegenheit, aber noch öfter zum Aerger über den ſchlechten Erfolg der nutzloſen Anſtrengung. Nächſtdem ſind ſolche das ſicherſte Mittel, ein recht gut beſetztes Gehege in kurzer Zeit auszuleeren; denn der einmal fehlgehetzte Haſe kommt ſicher der Gegend, wo er ſo geängſtet ward, ſobald nicht wieder zu nahe! Tritt nun der Fall, daß nicht gefangen wird, öfter oder gar häufig ein; ſo wird die Auswanderung auf benachbarte ruhige Reviere

immer beträchtlicher, und die Emigrirten, welchen doch die Rückkehr weder verwehrt werden kann noch darf, ſchleichen ſich, ſo zu ſagen, nur zur Nachtzeit in ihr Vaterland, um alte Freunde und Nachbarn zu warnen oder gar zum Davongehen zu bewegen. Ich ſelbſt habe ein Revier gekannt, in welchem jährlich gegen 400 Haſen geſchoſſen wurden, bis es dem Inhaber gemüthlich war, Windhunde zu halten. Sie waren nicht ganz ſchlecht, aber auch nicht vorzüglich gut, der Mann wußte auch, was zum Hetzen gehört, aber dennoch kam das bisher trefflich beſetzt geweſene Gehege in den nächſten zwei Jahren, ohne andere Veranlaſſung, ſo ſehr herunter, daß während einer ganzen Schießzeit nicht 150 Haſen gehetzt und geſchoſſen werden konnten. Nun wurden die Windhunde abgeſchafft. Gleich in der nächſt folgenden Jagdzeit erlegte man gegen 300, und jetzt alljährlich wieder gegen 400 Stück.

So lange freilich, als immer noch Koppeljagden exiſtiren und ſo unweidemänniſch behandelt werden, wie bisher, bleibt allerdings dem Koppelberechtigten, wenn er zuweilen Haſen für ſeinen Tiſch haben will, nichts übrig, als ſich guter Windhunde zu befleißigen. Aber angenommen auch, er hetzte jährlich 60 Haſen damit — was immer viel auf einer Koppel ſagen will — ſo bezahlt er ſie doch theuer genug, wenn er den zur Anſchaffung und zum Unterhalt der Hunde erforderlichen Aufwand in Anſchlag bringt. Immer wird noch viel auf das Vergnügen gerechnet werden müſſen! Doch — viel Köpfe, viel Sinne! — Was mir nicht behagt, kann einem andern ſo viel Freude gewähren, daß er es für unnöthig hält, das Nachtheilige zu berückſichtigen. Für ſolche ſei das geſagt, was in den folgenden Paragraphen über dieſe Hunderace und weiter unten über die Jagd mit denſelben vorkommt.

§. 14.

Auch in Rückſicht des Windhundes und der Jagd mit demſelben gibt es techniſche Ausdrücke, welche ich hier vor allen Dingen mitzutheilen nöthig finde.

Die Jagd mit Windhunden heißt Hetze; das ſtrich-

weiſe Hin- und Herreiten auf den Feldern, um die Haſen aufzuſtoßen, Suche.

Der unten in einem Ringe vereinigte, zwei Finger breite Riemen, welchen der Hetzende über die linke Schulter und unter dem rechten Arme wegnimmt, und ſo überhängt, wird der Hetzriemen genannt. In dem Ringe befeſtigt man den Strick, d. i. eine fingerſtarke, halb aus Hanf, halb aus Haaren verfertigte, drei Klaftern lange Leine, deren anderes Ende durch den Ring, welcher an jeder Halſung befindlich iſt, gezogen wird. So nimmt man drei bis vier Windhunde, die, auf dieſe Weiſe vereinigt, gleichfalls den Namen Strick erhalten, an; dann aber macht man mit der Jägerſchleife*) in dem beim Hetzriemen erwähnten Ringe die Leine einſtweilen feſt.

Hierauf werden die Hunde ſtrickbändig gemacht, d. h. man gewöhnt ſie, am Stricke ruhig ſich führen zu laſſen, auf der rechten Seite des Pferdes herzulaufen, ohne ihm unter die Füße zu kommen und ohne zu dehnen. Auch müſſen ſie ſich auf den Zuruf der ihnen beigelegten Namen gemächlich wieder annehmen laſſen, wenn ſie losgelaſſen worden ſind. (Vergl. §. 19.)

Junge Windhunde hetzet man ein, indem ſie, um ihren Beruf kennen zu lernen, zugleich mit einem alten Hunde auf Haſen gelöſet und durch ihn zum Fangen angeleitet werden. Der Zeitpunkt des Löſens wird das Anhetzen genannt.

Hetzt man an einem Tage zu oft oder zu weit an, kommt dadurch ein Hund von Kräften oder außer Athem; ſo iſt er überhetzet. Geſchieht das einigemal mit jungen Hunden, ſo wird man zu ſeinem Verdruſſe gewahr werden, daß ſie, gleich beim Anhetzen oder doch bald darnach, umkehren und hinter das Pferd gehen, ſtatt dem Haſen zu folgen. In dieſem Falle ſagt man: ſie ſind verhetzt.

*) Wie dieſe gemacht wird, laſſe der Unerfahrne ſich von einem Jäger zeigen; die Beſchreibung des Handgriffes kann nicht anders als undeutlich ausfallen.

Wenn die Hunde den Haſen einholen und ihm, er mag ſich wenden, wohin er will, zuvorkommen, ſo heißt dies: ſie rahmen; kann er endlich gar nicht mehr fort, ſo fangen oder greifen und würgen ſie ihn.

Sehen ſie den herausfahrenden Haſen jedesmal augenblicklich, ſo äugen ſie gut; rücken ſie ſchnell an ihn heran, ſo ſind ſie raſch, leicht und laufen gut; fangen ſie, ohne oft vorher zu rahmen, ſo nehmen ſie gut auf. Beſitzen ſie dieſe eben erwähnten Eigenſchaften alle und außerdem die, daß ſie nicht reißen, d. h. ſich nicht mit dem gefangenen Haſen herumziehen, ſondern ihn, ſobald er gewürgt iſt, auf den erſten Zuruf: aus! fallen laſſen, ohne ihn zu beſchädigen, und ruhig dabei ſtehen bleiben, ſo kann man ſie gut, ja vortrefflich nennen.

Befindet ſich beim Strick einer, welcher die andern nicht zum Reißen kommen läßt, ſondern vom gefangenen Haſen abbeißt, ſo fernerer Beſchädigung wehret, wohl gar dem Reiter den Haſen ans Pferd bringt; ſo wird er mit dem Ehrennahmen Retter belegt*).

Der Windhund, welcher im Stande iſt, einen alten Haſen ohne Beihülfe eines andern Hundes zu fangen, wird Solofänger genannt.

Die Hunde haben gut Geläuf, wenn der Boden, auf welchem gehetzt werden ſoll, weder zu hart noch zu weich iſt, im umgekehrten Falle ſchlechtes.

§. 15.

Es gibt lang- und kurzhärige Windhunde. Die erſtern ſollen mehr Dauer haben. Die meiſten ſind hellfahl; doch findet man an ihnen Farben und Flecken aller Art — dunkelbraune etwa ausgenommen — wie man ſie an andern Hunden, beſonders an Hetzhunden, bemerkt.

Auf die Größe kommt weniger an, als auf Leichtig-

*) So vortheilhaft es auch iſt, einen Retter beim Strick zu haben, ſo nachtheilig würden zwei werden, weil dieſe bei jedem Fange zuſammenfallen und ſich ſelbſt beſchädigen müßten.

keit*); doch wird der große und raſche Hund, wenn er gut aufnimmt, dem kleinern vorgezogen.

Hier die Schilderung eines gut gebauten: Der Kopf muß lang, ſchmal, überhaupt aber klein, das Behänge kurz, ſchmal, halb hängend, das weit hervorliegende Auge lebhaft und hell, die Schnautze lang, ſpitz, auf der Naſe etwas abwärts gekrümmt, weit geſpalten und mit guten Fängen beſetzt, der Hals und Leib lang und mager, letzterer in den Flanken ſehr eingezogen, der Rücken hoch und breit, das Rückgrat aber nach dem Kreuze zu etwas oberwärts gebogen, die Ruthe (der Schwanz) lang, dünn, an der Spitze geringelt ſeyn. Der Hund muß magere Blätter, kurze Keulen, magere Läufe, ſtarke, herausliegende Flechſen, kurze Feſſeln, nie aber Gänſelatſchen haben, d. h. er muß nicht durchtreten (wie man von Pferden zu ſagen pflegt). Die Zehen an den Füßen müſſen, wenn er, langſam gehend, auftritt, dicht beiſammen, wenn er aber läuft, nicht ſehr aus einander ſtehen, und, mit andern Hunden verglichen, in ſtarken, mehr gekrümmten ſcharfen Nägeln ausgehen.

Gute Zeichnung in Rückſicht der Farben erhöht ſeine Schönheit.

§. 16.

Will man Junge ziehen, ſo muß zuvörderſt ſowohl die Hündin als der Hund, mit welchem dieſe belegt werden ſoll, alle Vorzüge haben, die man von guten Windhunden fordert, auch von reiner Race ſeyn. Die Zuchthündin darf nicht über drei, höchſtens vier Jahr alt ſeyn, und nicht gern läßt man ſie anders als ſo zu, daß ſie im Frühjahre wölft. Sobald man bemerkt, daß ſie läufiſch zu werden anfängt, wird ſie von andern Hunden getrennt. Wenn die Taſche — das Geburtsglied — ſtark anläuft und zu färben, d. h. Schweiß zu verlieren,

*) Mangel an dieſer wird faſt immer dadurch ſichtbar, wenn die Hunde ſich gleich beim Anhetzen theilen und vorgreifen, ehe ſie zum Rahmen kommen.

anfängt, ſperrt man den für ſie beſtimmten Gatten ſo lange mit ihr zuſammen, bis ſie fünf- oder ſechsmal ſich mit einander gebunden, d. i. ſich begattet haben. Dann bleibt die Hündin vierzehn Tage lang in dem Behältniß, wo ſie ſich befindet, allein. Während ſie tragend iſt, muß ſie vorzüglich gut gefüttert, aber auf keine Weiſe Anſtrengungen ausgeſetzt werden. Sie bringt gewöhnlich nach 63, nie vor Verlauf von 60 Tagen, ſechs, acht bis zehn Junge, von denen man nicht über drei Stück liegen laſſen darf. Sollten mehrere von einem Wurfe aufgezogen werden, ſo kann dies durch Ammen, wie bei andern Hunden, geſchehen. Sie müſſen ſechs bis acht Wochen ſaugen. Während der beiden letzten Wochen gewöhnt man ſie, indem die Mutter zu halben Tagen von ihnen entfernt wird, weißes, hartes, gekrümeltes, in Milch oder Schöpsknochenbrühe geweichtes Brod zu freſſen; dann ſperrt man ſie ab, und zieht ſie bei eben dem Futter auf, welches die Alten bekommen.

§. 17.

Da Windhunde nie fett und dick ſeyn dürfen und doch Kräfte haben müſſen; ſo darf man ihnen nur ſelten Haferſchrotſuppen, ſondern gutes Brod, halb aus Gerſten-, halb aus Roggenmehl gebacken, einen Tag bloß mit Waſſer, den andern mit Brühe, welche aus zerſchlagenen Schöpsknochen gekocht wird, täglich nicht öfter als einmal, aber reichlich geben, dieſe Suppe aber nur mäßig ſalzen. Fleiſch taugt für ſie gar nichts, noch weniger harte Knochen. Friſches Waſſer zum Saufen muß nie fehlen. An Tagen, wo man hetzen will, darf ihnen, ehe die Jagd beendigt iſt, nie volles Futter, ſondern vor oder während derſelben nur etwas trocknes Brod gereicht werden.

§. 18.

Bei keiner Art von Hunden iſt es nothwendiger, als bei dieſer, für immerwährende Bewegung zu ſorgen, damit ſie ſich nicht verliegen und ſteif werden. Da ſie aber ſehr näſchig, auch mitunter falſch zu ſeyn pflegen, gern junges Vieh, vorzüglich Hühner, Enten und Gänſe würgen und

verzehren, noch lieber aber in die Felder laufen und ſich eine Jagd auf ihren eigenen Leib machen; ſo darf man ſie nicht ganz frei herumgehen laſſen, ſondern es iſt am räthlichſten und beſten, ſie den Tag über in einem reinlich gehaltenen, von Zeit zu Zeit mit friſchem Sande ausgeſtreuten geräumigen Zwinger, während der Nacht aber in einem, oft mit friſcher Strohſtreue zu verſehenden, Stalle zu verwahren. Nächſtdem gehört zur guten Wartung (bei jungen Hunden vorzüglich) öftere Reinigung vom Ungeziefer, und, wenn ſie nicht erhitzt ſind, an warmen Tagen fleißiges Baden in friſchem Waſſer.

§. 19.

Wenigſtens funfzehn bis achtzehn Monate muß der Windhund alt ſeyn, ehe er zum Hetzen angewendet wird.

Außer dem Strickbändigmachen, welches etwa vier Wochen vor Eröffnung der Jagdzeit dadurch geſchieht, daß man täglich zwei junge Hunde und einen alten, oder zwei alte und einen jungen erſt zu Fuß, dann zu Pferde, am Stricke ausführt, im letztern Falle ſie unter dem Zurufe: ſchone dich! dicht neben, nicht vor, unter oder hinter dem Pferde zu gehen gewöhnt (wobei freilich mäßige Strafe, vermittelſt der Hetzpeitſche und eines Ruckes am Strick, ſo oft ſie an demſelben zu dehnen anfangen, nicht fehlen kann), findet keine eigentliche Abrichtung ſtatt, man müßte denn das Einhetzen dafür annehmen. Bei dieſer Gelegenheit nimmt man gern zwei gute alte und zwei junge Hunde, oder wenigſtens einen alten — wo möglich einen Retter — und drei junge in einem Strick zuſammen, ſucht mit dieſen eine Gegend ab, wo es nicht zu viele Haſen gibt (weil ſich die Hunde ſonſt, wenn, während auf einen gehetzt wird, ein anderer herausfährt, zerſplittern, und wahrſcheinlich keinen fangen), hetzt die erſtenmale auf alte Haſen gar nicht, auf junge aber auch nicht anders, als wenn ſie nicht weiter als höchſtens 50 bis 60 Schritt entfernt ſind. Sobald man bemerkt, daß die jungen jedesmal ſchnell und zugleich hinanrücken, rahmen und wegnehmen, bemüht man ſich, ſie mitunter an alte

Haſen zu bringen, die ihnen mehr Arbeit machen. Fangen ſie auch da gut, ſo wird der alte Hund weggelaſſen und mit den jungen allein gehetzt. Dann und überhaupt in der erſten Zeit verhüte man jede Fehlhetze ſorgfältig. Man hetze deshalb nie weit an, noch weniger von vorn*), oder auf ſehr hartem Boden, wo die Hunde, weil ihnen bald die Ballen wehe thun und wund werden, nicht fort können, mit einem Worte, wo ſie ſchlechtes Geläuf haben, ſondern ſuche mit ihnen auf feuchten, aber nicht ſenkigen, oder auf nicht ganz friſch beſtellten Aeckern; vermeide aber auch dabei ſolche Gegenden, wo es viele Hecken, breite Wege, Raine, Graben oder Feldhölzer gibt. Sobald ſie rahmen, eile der Reiter hinzu, ſpringe gleich, wenn ſie gefangen haben, vom Pferde und nehme ihnen unter dem Zuruf: aus! den Haſen ab. Bemerkte er aber einen, welcher Miene machte, ſich zum Retter aufwerfen zu wollen, ſo laſſe er ihm den Willen und feure ihn durch Zureden und Liebkoſungen immer mehr dazu an.

Das Reißen dulde er in keinem Falle, ſondern beſtrafe mit der Peitſche die Hunde, welche auf den Ruf: aus! nicht nachgeben wollen, mäßig, ſcharf aber gleich das erſtemal die, welche ſich etwa das Anſchneiden zu Schulden kommen laſſen. Nur hüte er ſich, den geſtraften gleich wieder gehen zu laſſen, wohin er will, er nehme ihn vielmehr augenblicklich zugleich mit den übrigen an den Strick und ziehe fort — außerdem möchte es in der Folge ſchwer halten, ſeiner nach irgend einer Hetze habhaft zu werden.

Zuweilen, aber nur ſelten, gebe man jungen Hunden das Geſcheide eines Haſen, den ſie ſelbſt gefangen

*) Dieſer Fall tritt freilich ſelten, aber doch zuweilen, durch beſondere Veranlaſſung, ein. Es iſt aber ſehr natürlich, daß die Hunde, ſelbſt alte, beim Anhetzen beſonders feurig ſind, und ſo den auf ſie zukommenden Haſen weit überfahren. Ehe ſie ſich wenden können, bekommt er einen weiten Vorſprung, und ſo müſſen die Hunde unnützer Weiſe ihre Kräfte verſchwenden, um ihn wieder einzuholen. Sonderbar iſts, daß, wo gewöhnlich gehetzt wird, der Haſe ſeinen Vortheil ſo gut kennt, daß er ſich nicht leicht wendet, wenn die Hunde von vorn auf ihn zukommen, ſondern zwiſchen ihnen durchfährt.

haben, doch nie gleich auf der Stelle, wo ſie ihn weg= nahmen — denn dadurch möchte der natürliche Hang zum Reißen und Anſchneiden vermehrt werden, — ſon= dern einige hundert Schritte davon, wo möglich da, wo man anhetzte. Dies wird ſie begieriger und aufmerkſamer machen. Man dulde es ferner nie, daß ſie beim Aeugen eines herausfahrenden Haſen gleich am Strick vorwärts fahren. In dieſem Falle hetze man nicht einmal, ſondern ziehe ſie unter dem Zuruf: ſchone dich! mit einem mäßi= gen Rucke zurück ans Pferd.

Beſſer iſts freilich, wenn der Reiter den Haſen früher ſieht als die Hunde; im Gegenfalle müſſen doch dieſe nie unbändig ins Zeug fahren, bis der Ruf: Hetz! ertönt. Aeugten ſie den Haſen nicht gleich, ſo reite man ihn an, bis ſie ihn erblicken, dann aber laſſe man die Hunde vor und laſſe ihnen den Willen, ſonſt rechnen ſie in der Folge zu ſehr auf Unterſtützung. Auch wird durch das Pferde= gepolter der Haſe nur flüchtiger.

Ueber das Hetzen mit alten Hunden wird weiter un= ten bei Beſchreibung der verſchiedenen Jagdarten mehr vor= kommen.

§. 20.

Bei aller angewendeten Vorſicht, das Ueberhetzen zu vermeiden, geſchieht es doch an warmen Herbſttagen nicht ſelten zufällig. Auf der Stelle fallen die Hunde da oft, ſobald ſie gefangen haben, athemlos nieder, bekom= men auch wohl krampfhafte Zufälle. Dann trete man hinter ſie, ſchlage die Arme unter den Vorderläufen zu= ſammen, hebe ſie ſo hoch, daß ſie in der Schwebe hängen, und ſchüttele ſie einigemal hin und her, ſchütte ihnen hier= auf einen guten Schuß Schießpulver aus dem Horne, welches man immer gefüllt bei ſich haben muß, ein, ge= ſtatte ihnen das Stillliegen nicht, ſondern führe ſie am Strick ſo lange langſam hin und her, bis ſie ſich völlig erholt haben. Noch weniger, und wenn ſie auch nicht überhetzt ſind, laſſe man es zu, daß ſie ſich gleich nach dem Fange in Waſſerpfützen wälzen oder daraus ſaufen.

Nie darf dies eher geſchehen, bis ſie völlig bei Athem ſind*), ſonſt verſchlagen ſie leicht, d. h. ſie gehen nach einiger Ruhe mehr oder weniger ſteif, bekommen geſchwollene Läufe, oder werden völlig kontrakt, je nachdem der Verſchlag ſtärker oder ſchwächer war. Im letztern Fälle, ſo wie nach jeder vorzüglich großen Anſtrengung, nehme man gleich auf friſcher That lauwarmen Eſſig, miſche etwas Kienruß und Salz hinein und waſche die Läufe und Blätter ſtark und oft damit; im erſtern wende man gleich, und täglich fortgeſetzt, lauwarme Ameiſenbäder, oder ſolche an, die aus warmem Waſſer, in welchem Kamillen abgekocht ſind, und aus hinzugemiſchter weißer Seife und Weizenkleie beſtehen. Sollte dies alles nicht gehörig wirken, ſo waſche man den Patienten mit einem Abſud von drei bis vier Loth weißer Nießwurz, welche mit vier Maaß Kovent oder Nachbier in einen neuen Topf gethan wird. Dieſer muß dann gut bedeckt und verklebt ans Feuer kommen, und das Ganze bis auf die Hälfte einkochen. Beim Abnehmen vom Feuer thue man noch eine gute Meſſerſpitze voll Spießglas (Antimonium crudum) hinzu. Starkes Erbrechen, vielleicht auch ein Ausſchlag, wird die Folge dieſes Mittels ſeyn. Deshalb muß der Patient, bis er hergeſtellt iſt, warm gehalten und nicht an die Luft gebracht werden**).

§. 21 a).

Ein nicht nothwendiges, für Haſengehege leicht ſchädlich werdendes, aber doch noch hier und da übliches Jagd-

---

*) Iſt dies aber der Fall, und haben ſie ſich völlig ausgekühlt, ſo bringe man ſie an friſches, reines Waſſer zum Saufen. Dies ſtärkt ſie.

**) Warum ich ſowohl hier, als bei der Hirſchparforcejagd beſonders über die Behandlung einiger Hundezufälle ſpreche, da doch im Allgemeinen dieſem Gegenſtande ein eigenes Kapitel des dem dritten Theile beigefügten Anhanges gewidmet iſt, darüber kann ich, zur Rechtfertigung dieſer ſcheinbaren Unordnung, weiter nichts anführen, als daß ich es für nicht unnütz hielt, gegen die bei den Parforce- und Windhunden vorzüglich gewöhnlichen Zufälle auf der Stelle die Mittel anzugeben, deren man ſich bisher mit beſonderm Vortheil bedient hat.

requiſit ſind die Haſengarne und Federlappen. Von Verfertigung und Stellung der Federlappen iſt im erſten Kapitel des Anhanges zum erſten Theile dieſes Werkes §. 22. ausführlich gehandelt worden; die Haſengarne betreffend, hier, was das Verfertigen ſowohl als das Stellen anlangt, kürzlich Folgendes:

Die Haſengarne werden mit vierzehn Maſchen, deren jede von einem Knoten zum andern 3″ hält, angefangen, und aus dünnem, gutem Hanfbindfaden, 225 Leipziger Ellen lang, geſtrickt. Dann zieht man eine eben ſo ſtarke — oder, wenn es um Leichtigkeit zu thun iſt, eine etwas ſchwächere — Ober- und Unterleine ein, wie an den Wolfs- und Rehnetzen. Dieſe Leinen müſſen ſo lang ſeyn, daß das Netz 150 Ellen buſenreich ſtellt, an jedem Wechſel aber 6 Ellen bei jeder übrig bleiben. An dem einen Ende derſelben bindet man einen ähnlichen Haken, wie bei den Rehnetzen, zum Aufnehmen, an dem andern hingegen einen gleichen Heftel zur Befeſtigung ein.

Die Zahl der verhältnißmäßig kürzern Forkeln, ſo wie das ganze Verfahren beim Stellen, kommt in allen Stücken mit dem überein, was §. 18. des erſten Kapitels des dem erſten Theile beigefügten Anhanges darüber geſagt worden iſt.

§. 21 b).

So unbeſtreitbar ſchädlich alles Jagen mit Netzen und Garnen auf den Wildſtand und alſo auf die Erhaltung der Wildbahn einwirken muß; ſo können doch beſondere Verhältniſſe — z. B. Erhaltung des Rechts zu dieſer Jagdbetriebsweiſe oder zur Frohnleiſtungs-Forderung bei ſelbiger, — es nöthig machen, von Zeit zu Zeit einmal darauf zurückzukommen.

Tritt dieſer Fall in Rückſicht der Haſenjagd ein, ſo vermeide man es wenigſtens, eine ganz geſchloſſene Stallung einzurichten, d. h. man laſſe nie einen kleinern oder größern Wald- oder Feldbezirk ganz mit Garnen fangbar umſtellen, ſondern höchſtens nur auf einem Flügel, und zwar, wo möglich, an der äußerſten

Reviergrenze, in vorgedachtem Maaße, beſtellen. Das hierbei zu beobachtende Verfahren iſt aus Th. I. Abſchn. 2. Abth. 2. Kap. 1. §. 16 und aus §. 18 des erſten Kap. im Anhange zum Th. I. bekannt. Nächſt dem iſt noch zu bemerken, daß beim Abjagen nicht gerade auf die Garne zu, ſondern längs des zugeſtellten Flügels geſucht oder getrieben werden darf, wenn dieſe Art zu jagen möglichſt geringen Nachtheil ſtiften ſoll.

§. 21 c).

Wenn §. 21 a) geſagt wurde, daß der Gebrauch der Federlappen bei der Haſenjagd dem Gehege gefährlich werden könne; ſo darf nicht unbemerkt bleiben, daß beim oftmaligen dies allerdings zu fürchten ſei, keinesweges aber beim ſeltenen, auf Localität und Jahreszeit richtig berechneten.

Wo nehmlich ein geſchloſſenes Feldrevier von Wald- oder von Feldgemarkungen, die der leidigen Koppeljagd unterworfen ſind, oder in welchen Habſucht und Eigennutz die Jagdregel diktirt, begrenzt wird; da mag der Beſitzer des geſchloſſenen Reviers immerhin zum eigenen Nutzen und Vergnügen, gegen Ende des Monats Oktober, alljährlich einmal verlappen, oder, wie man zu ſagen pflegt, einen Verzug machen. Es geſchieht dies auf folgende Weiſe:

Abends — nach neun Uhr, wenn vorauszuſetzen iſt, daß Haſen, Füchſe, Dachſe ꝛc. aus dem anſtoßenden Reviere in die zu verziehende Feldgemarkung herübergewechſelt ſind, werden in möglichſter Stille und — begreiflicher Weiſe — ganz im Dunkeln, längs der Grenze zwölf bis funfzehn Schritt von derſelben hereinwärts und auf beiden Flügeln ſo weit als möglich hinaus, die Lappen, $1\frac{1}{2}'$ über der Erde — nach der in Kap. 1. des Anhanges zum erſten Theile d. W. §. 22. enthaltenen Vorſchrift, geſtellt, wobei dahin zu ſehen iſt, daß bei feuchter Witterung die Leinen nicht zu ſtraff angezogen werden.

Am folgenden Morgen — mindeſtens eine Stunde vor Tages Anbruch — ſtellen die Schützen längs der Grenze,

und beſonders an den Flügeln vor den Lappen ſich an, um vorzüglich die in dem Verzuge befindlichen Füchſe oder andern Raubthiere, oder auch Haſen — wenn es ſeyn ſoll — zu erlegen (§. 22. d. K.).

Späterhin — um neun Uhr etwa — wird die im Verzuge belegene Feldmarkung — nach Vorſchrift §. 23. d. K. — abgeſucht; nach Beendigung der Suche aber der Verzug gehoben und für etwa nöthige Abtrocknung und für gute Aufbewahrung der Federlappen geſorgt.

§. 22.

Nach der Jahreszeit ſind auch die Arten, die Schießjagd auf Haſen zu betreiben, verſchieden. Nur der Anſtand, dieſe für den ungeübten Schützen einzig ſichere Methode, von Zeit zu Zeit etwas in die Küche zu liefern, kann die ganze Schießzeit hindurch exercirt werden; obgleich nicht immer mit gleicher Zuverſicht auf glücklichem Erfolg.

Wer nun vermöge der Lage ſeines Reviers oder durch andere Umſtände veranlaßt wird, ſelbige in Anwendung zu bringen, der gebe, ſchon ehe die allgemeine Verfolgungsepoche des armen Lampe angeht, Acht, wo er gegen Abend auf die Weide und des Morgens zu Holze, oder auf dem Felde ſeinem Lager zurückt; denn, auch dieſe Wildart hält Wechſel, ſo lange ſie an einem Orte Aeſung findet und nicht zu ſehr beunruhigt wird.

Da, wo einer oder mehrere an einem Holzrande bemerkt wurden, darf man ſich in der Folge nur gegen Sonnenuntergang oder eine halbe Stunde vor deren Aufgang bei gutem Winde hinter einem Baume oder Strauche verborgen halten, und man kann ziemlich gewiß ſeyn, daß man, im September Abends oft noch bei hellem Tage, dann vom Oktober an, von Woche zu Woche ſpäter, bis bei tiefem Schnee der Hunger ſie wieder früher auf die Aeſung treibt, Morgens immer noch in der Dämmerung zu Schuſſe kommt. Steht oder ſitzt der Schütze, ganz ſtill, ſo kommt ihm, wenn er den richti-

gen Standpunkt gewählt hat, der Haſe ſo nahe, als es nur gewünſcht werden kann.

Wer hingegen weder Zeit noch Luſt hätte, ſich um den Haſenwechſel vorher zu bekümmern und ſich doch anſtellen wollte, der würde zuvörderſt bei der Wahl des Platzes darauf Rückſicht zu nehmen haben, daß ſolche Aeſung in der Nähe vorhanden iſt, welche es wahrſcheinlich macht, daß Haſen nach derſelben ſich ziehen.

Iſt der Wind gut, und finden ſich etwa Schluchten oder wenig gangbare Wege, welche ſich nach dem Dickicht hineinziehen ſo nehme man in der Nähe derſelben ſeinen Stand.

Wo es wenig Haſen gibt, bedient man ſich, um ſie auf gewiſſe Punkte hinzuleiten — Abends vorzüglich — mit Nutzen der ſogenannten Nothlappen, und zwar auf folgende Art: Es werden dicht am Holze kleine Stäbchen funfzehn bis zwanzig Schritte von einander entfernt in die Erde geſteckt, ſolche oben geſpalten, und in dieſe Spalten etwa 6″ lange und eben ſo breite Stückchen weißes Papier eingeklemmt. Vor dieſen ſcheut ſich der der verlappten Fronte ſich nähernde Haſe, geht längs derſelben fort und erſt auf einem oder dem andern Flügel heraus. Beſetzt man nun die Flügel mit Schützen, ſo kommt gewiß einer von ihnen zum Schuß.

Auf großen ganz freien Feldmarken benutzt man zum Anſtande Weiden und Gräben, oder gräbt Löcher mit Sitzen ein, um ſich im zeitigen Herbſte an den Kraut- und Rübenäckern, ſpäterhin aber an der grünen Winterſaat, vorzüglich an Raps- oder Rübſenbreiten, hinter oder in denſelben zu verbergen. In ſolchen Gegenden wird er jedoch, wenn nicht, wie im Anhalt-Köthenſchen, die Haſen in großer Menge vorhanden ſind, nicht eher mit großem Vortheil betrieben, bis Schnee fällt.

Noch will ich hier eines kleinen Kunſtgriffes erwähnen, während der Rammelzeit, gemeiniglich bis zur Mitte Septembers, jeden 2—300 Schritte entfernten Rammler, in ſo fern er nicht gerade eine Häſin treibt, heranzulocken;

ich meine das ſogenannte Reitzen oder Rätzen, d. h. die Nachahmung des klagenden Lauts eines jungen Häschens, welcher hervorgebracht wird, wenn man das vordere Ende des Nagels am Daumen auf die Unterlippe drückt, mit der Oberlippe mäßig auf die aufwärts gekehrte Seite der Daumenſpitze kneift und durch eine kleine an der einen Seite gelaſſene Oeffnung in kurzen Abſätzen äußere Luft einzieht. Anweiſung eines Sachkundigen wird über das Verfahren hierbei leichter Aufſchluß geben, als Seiten lange Beſchreibung. So viel iſt gewiß, der Rammler eilt, ſobald er den Laut vernimmt, wenn der Schütze nur irgend ſtill ſteht, bis zu ſeinen Füßen heran. Oft habe ich mir den Spaß gemacht, ohne ſchießen zu wollen, zu reitzen, und auf ganz freiem Felde kam der Haſe mir ſo nahe, daß ich ihn mit dem Schnupftuche werfen konnte. Was ihn übrigens dazu veranlaßt, iſt wohl ſchwer zu beſtimmen; älterliche Zärtlichkeit gewiß nicht, denn die Häſin, von der man dies eher glauben könnte, entfernt ſich vielmehr, wenn ſie den Laut hört, als daß ſie ſich heranziehen ſollte. Eher vermuthe ich, daß der Rammler ſich vorſtellt, ein anderer ſeines Gleichen ſei im Begriffe, dem jungen Häschen das Garaus zu machen, um ſeine geilen Triebe bei der Mutter deſto eher befriedigen zu können. Ein gleiches Bedürfniß fühlt auch jener, und ſo eilt er hinzu und will helfen, wahrſcheinlich in der Vorausſetzung, daß, wenn nur dies Hinderniß aus dem Wege geräumt ſei, es ihm nicht ſchwer werden könne, ſeinen Nebenbuhler zu verdrängen.

Gut und faſt nothwendig iſts, auch bei dieſer Jagd einen Hühnerhund bei ſich zu haben, welcher gut apportirt, zum Stillliegen gewöhnt, und auf den Schweiß gearbeitet iſt *). Denn ſelbſt der geübte Schütze kann dafür

*) Ich ſelbſt war einſt im Beſitz eines in jeder Rückſicht vortreflichen Hundes, der, wenn es dunkel war, mich dadurch auf die aus dem Holze rückenden Haſen aufmerkſam machte, daß er, dicht an meinen Füßen liegend, dieſe mit der Naſe unvermerkt berührte, und dann unverwandt auf die Stelle hinblickte, wo das Wild ſich befand.

nicht ſtehen, daß der Haſe auf der Stelle ſtürzt. Geht der angeſchoſſene fort, ſo läßt man den Hund gleich nach, und ſo hat man nicht zu fürchten, daß der Fuchs denſelben finde und verzehre, ehe am andern Morgen nachgeſucht werden kann.

§. 23.

Auf großen Feldmarken, auf Grummetwieſen und im jungen, nicht allzu dicht beſtandenen Holze gewährt unſtreitig die Suche das meiſte Vergnügen und den größten Nutzen, in ſo fern dieſe Jagdart von guten Jägern mit fermen Hunden und zur rechter Zeit betrieben wird.

Jeder ſchöne, warme Herbſttag eignet ſich zum Abſuchen; doch hält der Haſe an einem nicht ſo gut, als am andern im Lager aus. Denn ſteht eine Wetterveränderung und vorzüglich ſtarker Wind bevor; ſo mag der Himmel noch ſo helle ſeyn, die Sonne noch ſo warm ſcheinen und der Thau oder Reif noch ſo gut abgetrocknet ſeyn, der Haſe wird, beſonders auf Stoppelfeldern oder Sturzäckern, faſt immer ſo frühe herausfahren, daß der Jäger auf gehörige Flintenſchußweite von höchſtens 50 Schritten nicht fertig werden kann. Macht man dieſe Bemerkung an einem Tage drei= bis viermal nach einander; ſo iſts am beſten, gleich vom weitern Suchen auf demſelben Terrain abzuſtehen, und allenfalls einen Verſuch im lichten Strauchholze, auf Krautfeldern oder Grummetwieſen zu machen. Mißlingt auch dieſer, ſo gebe man lieber die Jagd auf; denn außerdem werden die Theilnehmer an derſelben hitzig und verdrießlich, fangen an zu weit hinzuſchießen, und thun dem Gehege dadurch beträchtlichen Schaden.

Im Winter beim Plattfroſt ſpare man die Mühe des Suchens ganz. Nur an ſehr gelinden Tagen belohnt ſie ſich da in Sturzäckern und Miſthaufen zuweilen, doch ſelten. Deſto beſſer hält der Haſe während der erſten zwölf Stunden nach einer gefallenen Neue, vorzüglich wenn der Schnee einen Schuh und drüber hoch liegt.

§. 24.

Auch bei Ausübung dieſer Jagdart iſt der Hühnerhund unentbehrlich. Ein fermer Hund, der eine gute Suche hat, iſt für drei bis vier Schützen hinreichend, und ein Jäger allein kann mit einem ſolchen in einigen Stunden eine große Fläche begehen.

Mehr als zwei Hunde auf einmal zu führen, wird ſich wohl kein Sachverſtändiger einfallen laſſen; aber auch dieſe müſſen ſich kennen, und nicht leicht kann ein andrer Fall eintreten, der mehr als einen nothwendig machte, als der, daß man einen jungen Hund durch den ältern, geübtern früher ferme zu machen wünſchte, als es ohnedies geſchehen könnte.

In der Gegend, welche abgeſucht werden ſoll, zieht man ſich unter Wind, d. h. nach der Seite hin, wo der Wind gerade, oder doch ſchräge auf den Hund zukommt, und geht hier allein, oder wenn mehr Jäger beiſammen ſind, mit ihnen in gerader Linie 40 bis 60 Schritte *) aus einander geſtellt, eine beliebige Strecke vorwärts. Soll der Hund vor mehr als einem Schützen ſuchen, ſo muß der Jäger, welcher ihn führt, in der Mitte, das übrige Perſonal aber zu beiden Seiten und langſam gehen, damit der Hund nicht übereilt werde. Keiner als der Herr oder Führer deſſelben darf ihm zureden, noch weniger ihn ſtrafen, wenn er nicht verdorben werden ſoll.

Je beſſer die Haſen halten, deſto mehr Feld kann man ihn nehmen laſſen; je lockerer ſie ſitzen, deſto mehr muß er angehalten werden.

Steht er vor einem Haſen, welches der, welcher ihn kennt, bald bemerken wird, da faſt jeder Hund vor dieſen anders zeichnet, d. h. eine andere Poſitur macht, als vor Hühnern und anderm Federwilde; ſo fängt der Schütze, welcher am nächſten iſt, zu kreiſen

*) Im Gebüſche müſſen die Schützen näher neben einander bleiben, der Hund aber kurz vor ihnen ſuchen, ſo daß jeder Schütze ſeine Nachbarn und den Hund im Auge behalten kann.

an*), bis er den Haſen im Lager anſichtig wird. Dann ſchießt er vor dem jungen Hunde, wenn es möglich iſt, im Sitzen, vor einem alten aber, wenn er Jäger iſt, gewiß lieber erſt, nachdem er ſelbſt ihn herausgejagt hat, im Laufen.

Bis der Kreiſende geſchoſſen und wieder geladen hat, müſſen die übrigen Jagdtheilnehmer ſtehen bleiben; theils damit der Hund nicht hitzig werde und einſpringe ehe er ſoll, theils um die Linie der Suche nicht zu unterbrechen. Ueberhaupt iſt es nicht nur wegen der Ordnung, ſondern auch wegen der Sicherheit Aller nothwendig, daß die Schützen gerade Linie und Diſtanz halten; unverzeihlich aber, wenn einer von ihnen auf die Linie ſchießt. Unvorſichtigkeit dieſer Art hat ſchon ſo viel Unglück geſtiftet, daß man nicht oft genug dafür warnen kann. Wird ſie vom Jäger verſchuldet, ſo verdient er den Namen nicht, wohl aber ſtrenge Beſtrafung.

Jeder geübte Schütze weiß faſt jedesmal, wenn er einen Schuß that, ob er getroffen oder gefehlt hat**) und

---

*) d. h. er beſchreibt, in raſchem Schritte ununterbrochen fortgehend, einen ſo großen Zirkel, daß er immer die ganze Fläche deſſelben genau überſehen und beſchießen kann.

**) Nur ſelten geſchieht es, daß der Haſe, welcher Schrote bekam, nicht umſtürzt oder ſtark zuſammenrückt oder Wolle verliert. Indeſſen kommen doch einzelne Fälle vor, daß auch der angeſchoſſene ohne das geringſte Zeichen große Strecken fortgeht, und dann mit einemmale ſich überſchlägt und endet; deshalb iſt es gut, gleich anfänglich bei Schießübungen das Abkommen beurtheilen zu lernen. (Hierüber mehr in dem Kapitel des Anhanges zum dritten Theile des gegenwärtigen Werkes, welches Anleitung zur Bildung eines guten Schützen geben ſoll.) Welche ſonderbare Fälle ſich übrigens bei der Jagd ereignen, mag folgendes beweiſen: Der Verfaſſer ſelbſt ſchoß, wenn ſeine Büchſe auf den Brand geladen war, ſie jedesmal beim Nachhauſegehen ab, öfters auf Haſen, wenn ſich gerade Gelegenheit darbot. Zweimal geſchah es, daß die Kugel ihnen den Unterleib aufriß. Ohne zu ſtürzen, gingen die Haſen fort und verloren nach und nach das ganze Geſcheide. Das erſtemal ſaß der Haſe beim Anſchuſſe nahe vor dem Holze; ungefähr in einer Entfernung von 150 Schritten fand man ihn erſt beim Nachſuchen; das zweitemal erreichte er, ſchwer verwundet, einen zu der Jahreszeit durchaus unzugänglichen Bruch und mußte da im Waſſer verſunken ſeyn, weil einer der beſten Hühnerhunde ihn zu finden nicht im Stande war. Ich würde das Zeugniß des noch lebenden Revierjägers Jacobi zu Schierau unweit Deſſau hierüber beibringen, welcher bei beiden Ereigniſſen gegenwärtig war, wenn ich in den Augen derer, die mich kennen, eines

hiernach zu beurtheilen, ob er den Hund im erſten Falle unter dem Zuruf: Apporte! nachlaſſen, oder im entgegengeſetzten ſogleich abpfeifen ſoll.

So ſehr einige Schriftſteller auch dawider ſind, den Hühnerhund dem angeſchoſſenen Haſen folgen zu laſſen; ſo kann ich ihnen doch in dieſem Falle nur mit Einſchränkung beiſtimmen. Man vermeide mit jungen Hunden während der eigentlichen Dreſſur ſolche Hetzen, laſſe keinem das Jagen eines Haſen, auf den nicht geſchoſſen ward, je hingehen, ſondern pfeife ihm zu und erwarte ſein Zurückkommen, nehme ihn, wenn er nicht hört, an die Dreſſirleine, ſtrafe ihn durch derbes Rücken an der Leine unter dem Zuruf: Pfui, Haſe! und unter wiederholtem Pfeifen; ſo wird er bald bemerken, daß er nur dann folgen darf, wenn er Schweiß findet, oder wenn ihn der Zuruf: Cherche, apporte! dazu berechtigt. Ueber die Mittel, dem Hunde das Jagen abzugewöhnen, wird bei der Anweiſung zur Dreſſur im vierten Kapitel der zweiten Abtheilung §. 27. ausführlich geſprochen worden.

Endlich hüte man ſich, dem Hunde entgegenzugehen, wenn er den geſchoſſenen Haſen apportirt, oder ihm ſolchen gar unterwegs abzunehmen. Nimmt man aber wahr, daß ein junger Hund ihn fängt und doch liegen läßt; ſo nehme man den Hund an die Leine, ziehe ruhig bis dahin, wo er den Fehler beging, animire ihn durch gütlichen Zuruf zum Apportiren, bringe erſt dann die bei der Anweiſung zur Dreſſur näher anzugebenden Handgriffe und Strafmittel ſteigend in Anwendung, wenn er nicht gleich folgt, und laſſe, wenn er den Haſen endlich aufnimmt, ihn ſolchen unter dem öfter wiederholten Zuruf: Ah, bien; apporte! tragen bis dahin, wo er angeſchoſſen wurde. Dann aber vergeſſe man nicht, ihn zu ſtreicheln und zu loben.

Iſt nun unter Beobachtung der vorſtehenden Regeln

ſolchen zu bedürfen glaubte; auch hoffe ich, daß keiner meiner Leſer die zweckloſe Ungereimtheit mir zutrauen wird, bei dieſer Gelegenheit mit einer Lüge unterhalten zu wollen.

der feſtgeſetzte Strich abgeſucht worden; ſo gibt der Anführer der Jagd ein verabredetes Zeichen, durch Ruf oder Pfeife. Dem zu Folge verſammeln ſich ſämmtliche Schützen bei ihm, nachdem ſie den Hahn am Flintenſchloſſe feſt in die Ruhe geſetzt haben, und nehmen mit ihm Rückſprache, wie und wo eine neue Suche angelegt und gemacht werden ſoll.

So wird fortgefahren, bis die Jagd beendigt iſt.

§. 25.

In Holzgegenden, oder wenn ſonſt die Suche auf dem Felde nicht ſtatt finden kann, iſt das Treiben, Klappern — auch Klopfjagd genannt — in einem irgend gut mit Haſen beſetzten Reviere nicht weniger unterhaltend, gibt auch gute Ausbeute, in ſo fern bei der Einrichtung deſſelben das weſentlich Nothwendige nicht vernachläſſigt wird.

Treiben wird dieſe Jagdart genannt, weil das Wild durch mehrere Menſchen auf die Schützen zu getrieben wird; Klappern, weil man, vorzüglich im Holze, jedem, oder doch den meiſten Treibern ein Inſtrument gibt, welches aus einem etwa 8 bis 10″ langen und 4 bis 5″ breiten, dünne von hartem Holze geſchnittenen, in der Mitte mit einem viereckigen, 1″ großen Loche verſehenen Bretchen beſteht. Durch das Loch wird ein genau paſſendes, 8″ langes, gerades Stäbchen ſo weit getrieben, daß es auf der obern Seite des Bretchens ungefähr 2″ heraus ſteht und dann auf beiden Seiten durch ein kleines Querpflöckchen ſo befeſtigt, daß es ſich weder vor= noch rückwärts bewegen kann. Am obern Ende dieſes Stäbchens läßt man einen Kerb einſchneiden, welcher 1″ tief und ½″ breit iſt, in ihm den 3″ langen, am untern Ende abgerundeten Hammerſtiel ſo einpaſſen, daß er ſich, wenn er, nachdem ein kleines Loch durch Stab und Stiel gebohrt worden, mit einem genau paſſenden Bolzen gut befeſtigt iſt, frei nach der Länge des Bretchens hin und her bewegen läßt. Das obere Ende des Stieles wird in ein 3″ langes hölzernes Hämmerchen eingelaſſen und durch einen Querpflock feſt ge=

macht. Faßt man nun dieſes Inſtrument beim untern Theile des Stäbchens, welcher zum Handgriffe dient, und bewegt die Hand ſo, daß der Hammer wechſelsweiſe auf einer und der andern Seite des Bretchens aufſchlägt; ſo entſteht dadurch das Geklapper, von welchem es ſeinen Namen erhalten hat.

Klopfjagd heißt das Treiben, wenn die Treiber ſich, ſtatt der Klappern, zweier Stöcke bedienen, und mit dem einen auf den andern, im Holze auch an das Geſträuch oder an Bäume ſchlagen, und dadurch ein ähnliches Geräuſch machen.

Uebrigens kann dieſe Jagdart bei gehöriger Rückſicht auf Jahreszeit und Witterung ſowohl im Felde als im Holze ausgeübt werden. Im erſten Falle macht man Feldtreiben, im letzten Holztreiben.

§. 26.

Ein Feldtreiben anzuſtellen, ſo lange im Herbſte die Haſen noch beim Suchen aushalten, würde deshalb unzweckmäßig ſeyn, weil die meiſten die Treiber bei ſich vorbeigehen laſſen, ohne aufzuſtehen, und weil die herausfahrenden dann auch nicht einmal gut vorwärts, ſondern faſt immer an den Seiten oder hinten durchgehen.

Gelindes Wetter und weicher Boden eignen ſich alſo durchaus nicht dazu, Plattfroſt aber und helle, kalte Wintertage — vorzüglich in Gegenden, wo die Felder durch kleine Gebüſche unterbrochen oder von Waldungen begrenzt werden; denn ſobald nur ſo viel Schnee fällt, daß der Boden völlig bedeckt iſt, zieht ſich der Haſe ins Holz.

Auf großen ganz freien Feldmarken hingegen, wo er keine andere Zuflucht hat, thut auch der tiefſte Schnee keinen Eintrag, in ſo fern er 48 Stunden gelegen hat.

Deſto weniger guten Erfolg darf man ſich vom Holztreiben verſprechen, wenn das Laub noch nicht abgefallen iſt, weil da der Haſe ſich gar nicht treiben läßt, oder während des Laubfalles, weil er da im Holze nicht ſitzt. Eher iſt beim Plattfroſt etwas auszurichten Liegt aber der Schnee nicht allzutief, und iſt er erſt vom Ge-

ſträuch abgefallen; ſo iſt dies, beſonders bei heiterm Himmel, der Zeitpunkt, welchen man zur Klapperjagd im Holze zu wählen hat. Je kälter und hellhöriger es iſt, deſto beſſer geht das Wild vorwärts.

§. 27.

Folgende Einrichtungen müſſen eigentlich ſchon im zeitigen Herbſte gemacht werden, wenn das Treiben wirklich Vergnügen machen und den höchſtmöglichen Nutzen gewähren ſoll:

Wo in den Feldmarken trockene Gräben, Weiden und andere Bäume, Remiſen oder große Steine nicht vorhanden ſind, um in und hinter denſelben die Schützen anzuſtellen, laſſe man auf den Rainungen, ungefähr 80 Schritte von einander entfernt, Schießlöcher mit doppelten, einander gegenüber ſtehenden, Sitzen ſo tief ausgraben, daß, wenn rundum von der ausgeworfenen Erde ein gleichhoher Rand gemacht worden iſt, der Schütze, bis der Haſe ſchußmäßig nahe genug kommt, ſich in denſelben gnüglich verbergen, dann aber, aufgerichtet, ſich überall frei hinwenden und bewegen kann.

Zum Behuf der Klapperjagden im Holze ſorge man dafür, daß alle gerade ausgehende Wege, welche ſich nach Maaßgabe der Verſchiedenheit des Windes zum Anſtellen der Schützen ſchicken, von überhängenden Aeſten geſäubert werden.

§. 28.

Ehe ich zur Beſchreibung deſſen fortgehe, was vor und bei dem Treiben ſelbſt zu beobachten iſt, ſchlage ich folgende Jagdgeſetze vor, deren genaue Befolgung meines Erachtens viel dazu beitragen würde, die Theilnehmer an der Jagd ſowohl, als die Treiber vor Schußverletzungen zu ſichern:

1. Jeder Schütze muß ſein Gewehr ungeladen auf den Verſammlungsort bringen; bei 2 Gr. (9 Kr. rhein.) Strafe *).

---

*) Die obigen Strafanſätze ſind — wie ſich von ſelbſt verſteht — beliebigen Abänderungen unterworfen.

2. An dem Bügel jedes Gewehres muß, vermittelſt eines Riemchens, eine lederne Kapſel befeſtigt ſeyn, mit welcher der Flintenſtein ſo lange bedeckt bleibt, bis jedem Schützen ſein Stand im Treiben angewieſen iſt. Strafe für jeden Contraventionsfall 1 Gr. (4½ Kr.)
3. Niemand darf ſein Gewehr eher laden, bis von dem, welcher die Jagd dirigirt, auf einem freien Platze das Zeichen dazu gegeben wird, bei 2 Gr. Strafe.
4. Obgleich das unter Nr. 2. angezeigte Steinfutteral ſchon das Losgehen des Gewehrs verhütet, ſo iſts doch möglich, daß das Ueberziehen deſſelben vergeſſen wird. Zu mehrerer Sicherheit ſoll daher keine geladene Flinte anders getragen werden, als ſo, daß, wenn ſie mit der linken Hand über den Kopf genommen worden, der Riemen von der linken Schulter über die Bruſt herab, unter dem rechten Arme weggeht, die Mündung des Gewehrs aber in die Höhe gekehrt iſt. Wer mit übergezogenem Steinfutter gegen dieſe Verordnung fehlt, zahlt 2 Gr.; wer aber auch zugleich den Stein nicht bedeckt hat, 4 Gr.*)
5. Wer, wenn die Schützen nach Beendigung eines jeden einzelnen Treibens ſich verſammeln, den Hahn nicht in die Ruhe geſetzt hat, zahlt bei bedecktem Steine 2 Gr., bei unbedecktem 4 Gr.
6. Wem das Gewehr durch ſein Verſchulden losgeht, gibt 8 Gr. Strafe.
7. Wer beim Treiben auf die Linie ſchießt, in welcher die Schützen ſtehen, zahlt, auch wenn er Niemand beſchädigt hat, bei der erſten Uebereilung 8 Gr., bei jeder folgenden 16 Gr.
8. Wer auf dem Felde dann noch in das Treiben ſchießt,

*) Es würde lächerlich ſeyn, die unter Nr. 2 und 4 vorgeſchlagenen Maaßregeln deshalb nicht zu nehmen, weil ſich doch der Fall ereignen könnte, daß bei dem Zuge von einem Treiben zum andern etwas zum Schuſſe käme; denn theils iſt er an ſich ſelten, theils gelingen ſolche übereilte Schüſſe noch ſeltener, theils verdient der unwahrſcheinliche Nutzen gegen gewiſſe Gefahr nicht in Betracht gezogen zu werden.

wenn die Flügel= und Mittelführer die rothe Fahne — von welcher weiter unten die Rede ſeyn wird — aufgehoben tragen, zahlt die Nr. 7. angeſetzte Strafe.

9. Wer im Holze, mögen die Treiber auch noch ſo entfernt ſeyn, ins Treiben ſchießt, zahlt 2 Gr., waren ſie bis auf 100 Schritte heran, 4 Gr., bei noch geringerer Entfernung 8 Gr. Die zweite Uebereilung wird auch hier doppelt beſtraft.

10. Wer den ihm angewieſenen Standort auch nur um einen Schritt breit verläßt, ehe das Treiben beendigt iſt, gibt 4 Gr.

11. Wer am Ende der ganzen Jagd die Flinte nicht ſogleich abſchießt, oder den Schuß auszieht, zahlt 2 Gr.

12. Was am Ende der Schießzeit an Strafgeldern eingekommen iſt, wird zum Beſten der Armen verwendet.

§. 29.

Schon den Tag vor dem Treibjagen hat der Jäger, welcher es dirigiren ſoll, Beobachtungen und nach dieſen ſeine Dispoſition zu machen, auch andere Einrichtungen zu treffen, welche ich hier kürzlich anzeigen zu müſſen glaube.

A. Daß die Haſen ſich, auch beim beſten Winde, nicht gern nach manchen Gegenden hintreiben laſſen, iſt bekannt; daß ſie aber ohne beſondere Veranlaſſung von Zeit zu Zeit, vorzüglich im Felde, andere Lieblingswechſel wählen, iſt wohl eine Bemerkung, die nicht jeder Jäger zu machen Gelegenheit fand. Einer der geſchickteſten, den ich gekannt habe, benutzte ſie auf folgende Art zu ſeinem Vortheil: Er ritt den Nachmittag zuvor, ehe er treiben laſſen wollte, ganz langſam auf den Feldmarken herum, und gab Acht, welche Richtung die erſten vier, fünf aufgeſtoßenen Haſen nahmen. Nach dieſer Bemerkung ſtellte er, wenn der Wind es irgend erlaubte, am folgenden Tage die Schützen an, und jedesmal liefen auch die Haſen am willigſten dahin.

Ich ſelbſt habe ähnliche Erfahrungen gemacht, empfehle dies unbedeutend ſcheinende Hülfsmittel in weitläufigen, gut beſetzten Feldrevieren zur Nachahmung und füge noch hinzu, daß man ſich dabei eines Pferdes bedienen, nie einen Hund mitnehmen, dem herausfahrenden Haſen aber ganz freien Lauf laſſen muß. Ferner

B. muß der Dirigirende überlegen, wie er, der Wind mag am Morgen des Jagdtages wehen, woher er will, die verſchiedenen Treiben ſo zu ordnen vermag, daß kein zu großer Zeitverluſt entſteht.

Er nehme deshalb darauf Bedacht, daß er die Schützen auf jeden Fall, wo nicht gerade unter dem Winde, doch in gutem Seitenwinde anlegen kann.

Wegen der Folge der Treiben ſind die Meinungen der Jäger verſchieden. Viele wollen, man müſſe ſie ſo einrichten, daß das aus dem erſten herausgejagte, nicht erlegte Wild in eins der folgenden laufe, alſo im Oberwinde anfangen, weil man da Hoffnung habe, das durchgekommene wieder zu finden.

Meiner Ueberzeugung nach iſt dies Verfahren nicht das rechte; denn

1. welcher wirkliche Jagdliebhaber wird es nicht gern ſehen, wenn auch der größere Theil des vorhandenen Wildes glücklich davon kommt, und durch wiederholte Beunruhigung nicht aus dem Reviere gejagt wird?

2. Scheint es faſt, als gäbe das in einem Bezirk rege gemachte Wild, wenn es in den andern kommt, durch ſeine Flucht dem dort befindlichen gleichſam ein Zeichen, ſich bei Zeiten vor der Gefahr zu retten. Natürlich trägt aber

3. auch das nahe Schießen und der Wind dazu bei, die folgenden, unter dem Winde liegenden Treiben auszuleeren.

Dies ſind die vorzüglichſten Urſachen, warum man bei der gegentheiligen Anordnung an Orten auf welche man das meiſte Vertrauen zu ſetzen Urſache hatte oft kein Wild findet. Sie waren es daher, welche mich ſtets beſtimmt haben, alle an den Seiten ſich begrenzenden Ab=

theilungen eines Reviers nach einander und zwar, wenn es der Wind irgend erlaubte, von dem in der Folge zu bejagenden Diſtrikte abwärts treiben zu laſſen; zugleich aber ſorgte ich immer dafür, daß auf dem Flügel, wo die Treiben an einander ſtießen, und da, wo die Jagdleute ſich anlegten, vór und während des Treibens alles ſehr ruhig und ſtille herging.

Endlich

C. ſind alle Schützen und Jagdleute, deren Zahl nach dem größern oder kleinern Flächeninhalte der Treiben, die der letztern (der Jagdleute) aber beſonders nach der Witterung berechnet werden muß *), zu einer gewiſſen Stunde des folgenden Morgens auf einen genau beſtimmten Verſammlungsort zu beſcheiden.

§. 30.

Sobald am Jagdtage das ganze Perſonal auf dem Sammelplatze beiſammen iſt, wählt der Dirigirende, wenn ihm Leute vom Metier, z. B. Jägerburſche, nicht zu Gebote ſtehen, drei mit der Sache im Allgemeinen und auf dem Reviere genau bekannte, zuverläſſige Männer unter den Jagdleuten aus, von denen einer den rechten Flügel, der andere den linken, der dritte aber das Mittel in den Treiben führt. Mit dieſen wird verabredet, in welcher Ordnung ſie genommen, wo jedes angelegt und wie es fortgehen ſoll, allen übrigen Jagdleuten aber eingeſchärft, den Führern pünktlich Folge zu leiſten.

Hierauf werden ſo viel Nummerlooſe gemacht, als Schützen gegenwärtig ſind, und von dieſen zieht jeder eins, welches ihm ſeinen Stand und Nachbar in allen Treiben beſtimmt **). Endlich macht man, wo Strafgeſetze einge-

*) An einem kalten, hellhörigen Wintertage richtet man mit zehn Treibern eben ſo viel und mehr aus, als an einem gelinden, oder wenn der Schnee weich iſt, mit der doppelten Zahl. Auch können und müſſen im erſtern Falle die Treiben viel weitläufiger genommen werden, als im letztern.

**) Durch dieſe Maaßregel wird am füglichſten dem Vorwurf der Partellichkeit beim Anſtellen begegnet. Damit aber die Inhaber der letzten Nummern nicht immer am weiteſten gehen müſſen, iſt es gut, wenn beim

führt ſind, ſolche bekannt, zeigt auch laut und deutlich an, welche Wildarten und was — in Rückſicht des Geſchlechts — von ihnen geſchoſſen oder geſchont werden ſoll.

§. 31.

Wenn nun das Zeichen zum allgemeinen Aufbruche gegeben worden iſt, geht der ganze Jagdzug bis dahin fort, wo Schützen und Treiber ſich trennen. Hier ſtellt ſich der Führer des Flügels der letztern, welcher den weiteſten Weg zu machen hat, an die Spitze; ihm folgt die erſte Hälfte der Jagdleute; dann kommt der Mittelführer, nach ihm die andere Hälfte der Treiber, und hinter ihnen ſchließt ſich der Führer des andern Flügels an. So geordnet begeben ſie ſich, auf dem vorgeſchriebenen Wege ſtill und ruhig fortgehend, dahin, wo das Treiben angelegt werden ſoll. Dort ziehen ſie ſich in der eben erwähnten Ordnung ſo aus einander, daß alle freie Zwiſchenräume gleich groß ſind, und bleiben, ohne irgend ein Geräuſch zu machen, ſtehen, bis das Zeichen zum Abgehen gegeben wird.

Die Schützen nehmen unter Anführung des dirigirenden Jägers ihren Weg dahin, wo ſie angeſtellt werden ſollen. Bis in die Nähe des Treibens kann man ihnen den Spaß, ſich munter zu unterhalten, wohl gönnen; dem ſtillen Beobachter wird es ſogar Vergnügen gewähren, wenn er hört, wie faſt jeder die Güte ſeines Gewehrs, die ſich vielleicht ſelten genug bethätigt, herausſtreicht und ſeine Heldenthaten aus vorigen Zeiten erzählt, deren Grund oder Ungrund der erfahrne Mann leicht zu beurtheilen im Stande iſt.

Mit deſto mehr Genauigkeit muß beim Anſtellen auf ruhiges Verhalten geſehen werden.

Jedem Schützen wird ſein Stand, welchen er unter keiner Bedingung verlaſſen oder verändern darf, der Num-

---

erſten Treiben Nr. 1. zu ſtellen anfängt, beim zweiten die letzte und ſo in umgekehrter Ordnung fort, bis zu Nr. 1. Bei allen folgenden wird dann ebenmäßig abgewechſelt.

mer nach, die er zog, ohne Noth nicht weiter als höchſtens 80 bis 90 Schritt von dem des Nachbars entfernt, angewieſen. Vortheilhaft iſts, wenn auch auf jedem Flügel des Treibens einigen Schützen Plätze angewieſen, d. h. ſogenannte Haken geſtellt werden, weil dadurch mancher Haſe, welcher ſonſt frei durchgehen würde, noch zum Schuß kommt.

Im Holze finden es einige Jäger gut, einige Schritte vom Wege in das Treiben hinein die Schützen anzulegen. Wahr iſts, das Wild nähert ſich unbehutſamer; aber wie wenig iſt das gegen die Gefahr in Anſchlag zu bringen, in welcher jene unaufhörlich ſchweben, da ſie ſich nicht im Auge behalten können! Eben ſo wenig iſts zu billigen, wenn ihnen die Plätze ſo angewieſen werden, daß ſie den Stellweg zwiſchen ſich und dem Treiben frei haben; denn dadurch wird jeder in die Verlegenheit geſetzt, in das Treiben zu ſchießen, der hitzige auch wohl verleitet, die Richtung zu vergeſſen, in welcher die übrigen ſtehen. Deshalb bin ich der Meinung, dicht ans Holz und ſo zu ſtellen, daß der Weg im Rücken behalten wird; denn, wird eine Dickung abgetrieben, ſo können die Schützen ſelten in das Treiben ſchießen, wenn ſie, ohne Rückſicht auf die Gefahr der Jagdleute, oder auf die etwa feſtgeſetzte Strafe zu nehmen, es auch thun wollten; ſie müſſen vielmehr das Wild heraus und über den Weg laufen laſſen; iſt es aber bis dahin, ſo ſind die Nachbarn auch faſt immer vor Schaden geſichert. Nur Plattfroſt und mit Glatteis belegte Bäume machen einen Unterſchied, weil unter dieſen Umſtänden die Schrote auf der Erde und an dieſen, wie an Steinen, in unzuberechnenden Richtungen abprallen. Eben deswegen ſei unter ſolchen Verhältniſſen der Schütze doppelt vorſichtig, und nie ſchieße er eher, bis das Wild wenigſtens zwanzig Schritte weit aus der Linie iſt, auf der er mit ſeinen Nachbarn ſteht.

§. 32.

Hat nun auch der letzte Schütze ſeinen Stand eingenommen, ſo gibt der Dirigirende das mit den Treibern

verabredete Zeichen zum Abgange. Beide Flügelführer, und mit ihnen die nächſtfolgenden Jagdleute ziehen ſich dann etwas vor, geben wieder ein Zeichen, welchem zu Folge ſich auch das Mittel in Bewegung ſetzt, und ſo geht alles in unveränderlicher Richtung auf die Schützen los. Iſt der Tag ſehr hellhörig, ſo müſſen die Treiber ſtill bleiben, im entgegengeſetzten Falle aber etwas laut werden. Iſt Geräuſch nöthig, ſo thun die §. 25. angegebenen Klappern von Zeit zu Zeit, aber nicht unabläſſig, gebraucht, die beſten Dienſte. Starkes Schreien ſchadet immer, denn dadurch kommen die meiſten Wildarten, vorzüglich aber die Haſen, beſonders wenn erſt einigemal geſchoſſen worden iſt, ſo in Angſt, daß ſie wie blind auf die Treiber zulaufen und unaufhaltſam durchbrechen.

Tritt der Fall ein, daß die in einem Feldtriebe befindlichen Haſen Luſt zum Durchgehen verrathen, ſo wird dies am beſten dadurch verhütet, wenn das ganze Treiben während eines kurzen Zeitraumes anhält, jeder einzelne Mann aber ganz ſtill ſich einige Schritte hin und her bewegt. Gemeiniglich machen die Haſen in einiger Entfernung Kegel oder Männchen und kehren dann ſich wieder nach den Schützen zu. Dies iſt der Augenblick, in welchem die Jagdleute mäßig laut vorwärts gehen müſſen.

Das Zuſammenlaufen der Treiber iſt der letzte, faſt immer fruchtloſe Nothbehelf, das Durchbrechen zu verhindern. Die ſchon §. 28. s. 8. erwähnte kleine rothe Fahne, welche bei einer Feldjagd jeder Treibenführer ſo lange niedergeſenkt tragen muß, bis er und ſeine Untergebenen etwa noch 150 Schritte von den Schützen entfernt ſind, dann aber als beſtimmtes Zeichen, daß nun nicht mehr in das Treiben geſchoſſen werden dürfte, aufgehoben wird, kann, wie ich aus Erfahrung weiß, ſehr viel dazu beitragen, die Treiber für Schußverletzungen zu ſichern; im Holze aber wäre freilich dieſe Maaßregel zwecklos.

Daß Stöber- oder Jagdhunde in einem regulären Treiben nicht gelöſ't werden dürfen, iſt wohl je-

dem einigermaßen mit der Sache Vertrauten einleuchtend.

§. 33.

Jeder Schütze ſteht, ſitzt oder liegt, je nachdem es die Umſtände erfordern, während das Treiben immer mehr ins Enge kommt, unbeweglich ſtill auf dem ihm angewieſenen Poſten und wartet mit Gelaſſenheit, bis ihm das Wild ſchußmäßig iſt, ehe er die Flinte an den Backen nimmt. Faſt immer iſt das zu frühe Anſchlagen hauptſächlich Schuld am Fehlen, wahrſcheinlich weil durch das angeſtrengte Blicken aufs blanke Korn das Auge geblendet wird, oder weil die Schwere des Gewehres Zittern im Arme verurſacht. Als feſt begründet kann man den Erfahrungsſatz annehmen: wer lange zielt, trifft ſelten.

Unſchicklich iſts, wenn ein Schütze auf einen Haſen, welcher ſeinem Nachbar näher war, früher ſchießt, als bis dieſer ihn gefehlt oder leicht verwundet hat; im höchſten Grade unbeſcheiden, wenn an Orten, wo das Schießen ins Treiben nicht verboten iſt, ein Nachbar dem andern das Jagdvergnügen dadurch ſtört, daß er Feuer gibt, wenn das Wild vielleicht noch 80, 90 Schritte entfernt iſt.

Das Hab Acht! zurufen, in der guten Meinung, den Schützen, auf welchen das Wild zugeht, aufmerkſam zu machen, ſchadet faſt immer und nützt ſelten — beim Feldtreiben nie. Der Fuchs kehrt gewiß jedesmal um und ſchleicht ſich durch die Treiber; da aber, wo es viele Haſen gibt, gehen vielleicht drei, vier zurück, während man einen nicht ohne Schuß davon kommen laſſen will. Wenigſtens ſollte man nie eher irgend einen Laut hörbar werden laſſen, bis das Wild neben dem Schützen, welcher es verſah, aus dem Treiben herausgeht.

Niemand, der etwas erlegt hat, darf ſeinen Standort verlaſſen, um es zu holen, weil er von andern geſchoſſen zu werden wagt, und beiläufig auch anderes herankommendes Wild verſcheucht. Selbſt das Löſen eines Hundes, welchen man bei ſich hat, iſt unrecht, ſo lange das ver-

wundete Stück noch im Treiben iſt, oder wenn es in ein künftiges geht.

§. 34.

Sämmtliche Schützen und Treiber ziehen ſich, wenn ein Treiben beendigt iſt, da zuſammen, wohin ſie beſtellt worden ſind. Jeder, der etwas angeſchoſſen zu haben glaubt, darf dies nicht verſchweigen, ſondern muß es dem Dirigirenden ſagen, auf Verlangen den Anſchuß zeigen, übrigens aber ihm die fernern Maaßregeln überlaſſen.

Unbeſcheiden würde es ſeyn, wenn dieſer (den Fall ausgenommen, daß außerdem ein verwundetes Stück, an dem ſehr viel gelegen wäre, ganz verloren gehen könnte) das weitere Nachſuchen auf der Stelle ſelbſt verrichten und ſo den fernern Gang der Jagd unterbrechen wollte. Er gebe alſo entweder einem andern Sachverſtändigen den Auftrag, mit einem guten Hunde nachzuziehen, wenn das angeſchoſſene Wild nicht in eins der künftigen Treiben ging; denn dann muß entweder das Suchen ausgeſetzt bleiben, bis auch das genommen iſt, und nur den Jagdleuten eingeſchärft werden, beim Durchgehen genau Acht zu haben, ob ſie etwas liegen ſehen, oder es muß ein Jäger mit dem an der Leine arbeitenden Hunde auf der Fährte ſo nachziehen, daß er den Treibern um mehrere Schritte vor iſt. In dieſem Falle darf aber der Hund nicht eher gelöſ't werden, bis der Jäger den Platz findet, wo das Wild ſich gedrückt oder niedergethan hatte und wo ganz friſcher Schweiß und Ausriß kund thun, daß es ſo eben erſt rege wurde.

Ueberhaupt aber iſt es Pflicht des Jägers, unter deſſen Aufſicht das Revier ſteht, wo möglich an dem Jagdtage ſelbſt, oder doch am folgenden Morgen allem Angeſchoſſenen genau nachzuſuchen.

Bei Verrichtung dieſes Geſchäfts kommt es darauf an, ob es möglich iſt, der Fährte und dem Schweiße zu folgen oder nicht. Im erſtern Falle wird, mit dem Hunde an der Leine, ſo lange darauf nachgearbeitet, bis man das verwundete Stück verendet findet, oder bis es herausfährt; dann ſchieße man es, wo möglich, auf der Stelle todt,

oder laſſe den Hund nach. Hat man keinen Schweiß, ſo bleibt freilich nichts anderes übrig, als den Hund ganz frei ſuchen zu laſſen und abzuwarten, ob er etwas findet.

§. 35.

Alles in einem Treiben geſchoſſene Wild bringen die Schützen oder Jagdleute auf den Sammelplatz zuſammen, und ſtrecken es dort reihenweiſe hin.

Gut iſts, wenn eine Liſte geführt und in dieſer eingetragen wird, wie viel Stück jeder Art, und von wem ſie erlegt worden ſind.

So wenig der wahre Jäger darüber ſich ſtreiten wird, ob er oder ein anderer einen Haſen geſchoſſen habe, ſo kommen doch kleine Irrungen über dieſen Punkt, unter den ſogenannten Dilettanten wenigſtens, nicht ſelten vor. Gewöhnlich wird, obgleich oft mit Ungrund, demjenigen das Erlegungsrecht zuerkannt, welcher zuletzt ſchoß: denn genauere Unterſuchung kann, ſchon des Zeitverluſtes wegen, ſelten ſtatt finden. Indeſſen kann ich auch hier auf die Bemerkung verweiſen, welche ſchon Th. I. Abſchn. I. Abth. I. K. 1. §. 48. S. 95. mitgetheilt wurde, und, meinen Erfahrungen zu Folge, untrüglich iſt: Alles Haarwild fällt, wenn es nicht von vorn oder von hinten geſchoſſen wird oder im Feuer zuſammenbricht, indem es verendet, auf die Seite, auf der es überhaupt nur, oder doch am tödtlichſten, verwundet ward. Hiernach kann, wenn das Stück noch unberührt auf der Stelle liegt, wo es ſtürzte, in den meiſten Fällen mit Gewißheit entſchieden werden.

Endlich, ehe man zu einem andern Treiben fortſchreitet, läßt man die Haſen einheſſen (ſ. §. 1.), und übergibt ſie ſo lange den Jagdleuten zum Tragen, bis ſich zum Nachhauſeſchaffen Gelegenheit findet*).

---

*) Stärkere Wildarten, z. B. Rehe, welche oft bei Holztreiben beiläufig geſchoſſen werden, heßt man gleichfalls ein, indem die Haut über der Sehne des einen Hinterlaufs vom Geäfter bis zum Knie aufgeſchärft, die Sehne ſelbſt vom Knochen losgezogen und durch die entſtandene Oeff-

§. 36.

Wenn im Vorhergehenden das Treibjagen nicht erwähnt worden iſt, bei welchem durch eine große Menge von Jagdleuten die Haſen aus einer ganzen Gegend auf einen kleinen Bezirk zuſammengetrieben, und hier entweder mit Netzen oder Lappen ganz umſtellt, oder doch dadurch, daß neben dem letzten Schützen auf jedem Flügel ein Jagdmann, und ſo um das ganze Jagen herum ein Treiber nicht weit vom andern ſteht, faſt eben ſo ſehr eingeſchränkt werden, ſo daß bei immer größerer Verengerung der Bauer faſt eben ſo viele Haſen todt ſchlägt, als der Schütze erlegt; ſo geſchah dies aus dem Grunde, weil ich dergleichen mörderiſche Jagden haſſe und nur dann billigen kann, wenn dieſe Wildart ſo übermäßig ſich vermehrt hätte, daß ihr auf keine andere Weiſe hinlänglicher Abbruch gethan werden könnte, um den Schaden, welchen ſie Feldern und Gärten zufügt, weniger fühlbar zu machen.

Und doch iſt die Nothwendigkeit eines ſolchen Verfahrens, welche wohl jetzt an ſehr wenig Orten eintreten kann, immer ein ſicherer Beweis, daß vorher zur Ungebühr gehegt und alſo ein ſolches Revier nicht nach richtigen Grundſätzen behandelt worden iſt.

§. 37.

Zuweilen erlaubt es weder die Zeit, noch die örtliche Lage einer großen Feldpläne, reguläre Treiben einzurichten. Dann ſind die ſogenannten Keſſeltreiben anwendbar, welche in der That auch viel Vergnügen gewähren würden, wenn nicht, da unter den vielen dazu erforderlichen Schützen immer unvorſichtige ſich befinden könnten, einige Gefahr damit verbunden wäre. Jedoch kann dieſe allerdings durch zweckmäßige Maaßregeln wo nicht ganz verhütet, doch ſehr vermindert werden. Mehr hiervon weiter unten; jetzt von der Anordnung.

---

nung der andere Hinterlauf bis übers Knie geſteckt wird, dann läßt man ſie an Baumäſten bis zur Abholung aufhängen.

Der ganze auf einmal abzujagende Bezirk kann entweder ringsum, oder, in ſo fern an dem einen Ende deſſelben ein breites Waſſer oder ein Dorf belegen wäre, halbmondförmig ſo umlegt werden, daß anfänglich ganz im Weiten, aber gleich weit von einander entfernt, neben dem zweiten oder dritten Treiber ein Schütze zu ſtehen kommt.

Sobald das verabredete Zeichen gegeben wird, ſetzt ſich alles in Bewegung. Iſt das Jagen ganz in der Rundung umſtellt, ſo nimmt jedes Individuum ſeine Richtung nach dem Mittelpunkte zu; bildet es aber einen halben Zirkel, ſo müſſen die Flügelführer an beiden Enden, nebſt den ihnen zunächſt gehenden Jagdleuten und Schützen, während die übrigen ſich nach dem Waſſer oder Dorfe zu bewegen, ſich immer mehr vorhalten, ſo daß ſie bei Zeiten auf beiden Seiten da ankommen, wo den Haſen der Ausgang nach vorn zu verſperrt iſt. Nach und nach kommt dann das Ganze mehr ins Enge, das Wild aber wird unruhiger und ſucht einen Ausweg. Steht nun der ganze oder halbe Zirkel noch im Weiten, ſo kann wohl den Haſen entgegengeſchoſſen werden, um die nicht getroffenen zurückzuſcheuchen; ſobald er ſich aber ſo verengert, daß die ſich gegenüber ſtehenden Schützen nicht über 200 Schritt von einander entfernt ſind, darf es niemand wagen, eher Feuer zu geben, bis das Wild durchgebrochen und rückwärts iſt. Auch hier würden die aufgehobenen Warnungsfahnen das beſte Mittel zur Beſtimmung des Zeitpunktes ſeyn, von welchem an nicht mehr in das Treiben geſchoſſen werden darf.

§. 38.

Von §. 22. an bis hieher iſt bloß von ſolchen Haſenjagdarten die Rede geweſen, welche nur mit Beihülfe der Flinte betrieben werden, und deshalb iſt auch wohl hier der Ort, wo von der Ladung derſelben geſprochen werden muß.

Gewöhnlich werden vom Anfange der Schießzeit an bis in die Mitte des Oktobers, oder ſo lange, als die

Hühner halten, bei der Haſenſuche auch Hühner geſchoſſen: deshalb bedient man ſich in dieſer Periode mit Nutzen des Schrotes Nr. 4. Späterhin, und ſo lange der Haſe hält, wendet man Nr. 3 an, und im Winter beim Treiben Nr. 2.

Indeſſen habe ich ſehr brave Jäger gekannt, welche das ganze Jahr hindurch mit Nr. 4 Haſen ſchoſſen. In gewiſſer Rückſicht und bedingungsweiſe können ſie auch wohl Recht haben. Denn allerdings hält faſt jede Flinte, beſonders die franzöſiſche, das klare Schrot beſſer zuſammen, als das grobe; es iſt alſo immer wahrſcheinlicher, daß der Haſe eher abſolut tödtlich verwundet wird, wenn man ihn mit ſechs Körnern trifft, als wenn dies mit dreien der Fall iſt. Aber freilich muß dann auch von der Zeit an, wo die ſtärkere Winterwolle den klaren Schrotnummern mehr Widerſtand leiſtet, als den gröbern, die höchſte Schußweite bis auf 40 Schritte eingeſchränkt werden. Dies war auch der unwandelbare Grundſatz eines ſehr erfahrnen alten Jägers, des verſtorbenen Oberforſtmeiſters von Arnim in Annaburg, welcher überhaupt den für einen Stümper erklärte und in ſeiner Geſellſchaft auf der Jagd nicht duldete, der die eben angezeigte Schußweite überſchritt.

§. 39.

So wenig ich den an mehrern Orten dieſes Werks aufgeſtellten Grundſatz widerrufe: daß Jagd- oder Wildbodenhunde nie angewendet werden dürfen, wenn es andere Mittel gibt, die Jagd mit Nutzen zu betreiben; ſo kann ich doch nicht läugnen, daß man ſich ihrer in gebirgigen, waldigen, unzugänglich bruchigen und Heidegegenden faſt ausſchließlich bedienen muß, wenn den Haſen Abbruch gethan werden ſoll. Ich will hier nur der Lüneburger Heide erwähnen, wo durch die Suche eben ſo wenig als durch Treiben auszurichten iſt. Denn bei der erſtern kann man den Hühnerhund faſt nie überſehen, wenn er auch ganz kurz ſucht, und wäre dies auch dann und wann möglich, ſo würde man doch den Haſen, vor welchem er ſtände, weder im Lager, noch bei dem Herausfahren an-

ſichtig werden; beim letztern aber ſitzt er im Heidekraute ſo feſt, daß er entweder gar nicht aufſteht, oder doch gleich wieder ſich drückt und dann ſicher die Jagdleute vorbeigehen läßt.

Da meine eigene Erfahrungen über dieſen Gegenſtand ſich bloß auf einige Jagden, denen ich im Hannöveriſchen beizuwohnen Gelegenheit hatte, einſchränken; ſo liefere ich hier größtentheils einen Auszug aus dem in der Anmerkung zum zwölften Paragraph d. K. angezeigten Jeſterſchen Werke, in welchem, meines Erachtens, in dieſer Rückſicht das Benehmen des Jägers am gründlichſten aus einander geſetzt wird, und füge nur einige Bemerkungen bei, welche ſich auf ſelbſt gemachte Erfahrung gründen.

§. 40.

Obgleich das durch eine größere Anzahl Hunde verſtärkte Geläut (der Laut) dem Ohre des Jagdliebhabers angenehm iſt; ſo wird doch dadurch ein glücklicher Erfolg der Jagd weit öfter verhindert als bewirkt. Mit vier bis fünf Hunden wird, wenn jeder einzelne gut, zuverläſſig, weder zu raſch noch zu faul iſt und guten Laut hat, gewiß mehr ausgerichtet, als mit zehn bis zwanzig zuſammengerafften.

§. 41.

Es iſt räthlich, vor dem Monat Oktober nirgends, in Holzgegenden aber nie eher, bis das Laub völlig abgefallen und durch einen ſtarken Regen auf dem Erdboden feſtgedrückt iſt, mit den Jagdhunden auszuziehen.

Große Wärme und Trockenheit erſchweren ihnen die Arbeit; ein grauer Herbſttag, feuchter, aber nicht zu naſſer Boden, Morgenthau, Reif und im Winter die Neue *) erleichtern ſie; ſtarker Wind, Plattfroſt, oder mit ſchwacher

*) Doch muß es ſeit zwölf Stunden, oder doch ſeit Mitternacht nicht mehr geſchneit haben, und der Schnee weder zu tief, noch zu locker und ſandig liegen, wenn am folgenden Morgen gejagt werden ſoll.

Eisrinde überzogener Schnee macht jeden Verſuch mit dieſer Jagdart unnütz.

Die Wildbodenhunde ſuchen immer mit tiefgeſenkter Naſe; durch die Feuchtigkeit des Bodens wird ſie daher immer angefriſcht und empfänglicher, die Fährte aufzunehmen; in den Morgenſtunden finden und halten ſie deshalb am beſten an.

§. 42.

Nur einem und immer demſelben Jäger muß die Aufſicht und Anführung der Hunde anvertraut ſeyn; doch kann ihm in weitläuftigen Revieren allenfalls bei der Jagd ſelbſt ein Gehülfe zugeſellt werden.

Erſterer wenigſtens ſoll, wo das Terrain das Fortkommen zu Pferde irgend erlaubt, beritten und **gut** beritten ſeyn, jeder aber die Flinte bei ſich führen.

Bei der Wahl der Anführer iſt nicht nur auf gründliche Kenntniß alles deſſen, was zu dieſer Jagd gehört, ſondern auch vorzüglich darauf zu ſehen, daß ſie überall, im eignen Reviere ſowohl als in den benachbarten, Beſcheid wiſſen und genau mit den Wechſeln und Stegen bekannt ſind, welche die Haſen und Füchſe anzunehmen pflegen.

§. 43.

Daß die Jagdhunde nicht eher losgekoppelt werden dürfen, bis ſie ſuchen ſollen, iſt ſchon an den §. 12. d. K. angezogenen Orten geſagt worden. Wenn dies unter dem Zuruf: **Los Hunde! los, los!** geſchehen iſt, folgen ihnen die Aufſichtführenden ſo viel als möglich, und feuern ſie durch beliebiges, aber immer wörtlichgleiches Zureden, oder durch Blaſen auf dem **halben Monde** — einer bekannten Art von Jagdhörnern — zum Suchen an. Fällt ein oder der andere Hund eine Fährte an, welches raſchere Suche, ſchnellere Bewegung der Ruthe und Schnäufeln mit der Naſe bemerkbar machen; ſo wird der Zuſpruch verſtärkt.

Beim erſten Laut eines Hundes, der, wenn der Haſe

im Geſichte deſſelben herausfährt, gewöhnlich mehr ſchreiend als bellend ertönt, lockt man die übrigen durch Juchen und mit den Worten: hier, hier! hai, hai! herzu, bringt ſie auf die Fährte, bezeichnet ſie ihnen unter dem Zuruf: da weg, da weg! und fährt fort, ſie aufzumuntern, bis ſie alle auf derſelben beiſchlagen (fortgehen und laut werden). Dann animire man nicht weiter, ſondern laſſe den Hunden freien Willen. Ein gleiches Benehmen findet auch dann ſtatt, wenn der Haſe von einem der Theilnehmer an der Jagd geſehen, von jungen Hunden aber die Fährte in der Hitze überſchoſſen wird.

Kennt der Jäger ſeine Hunde gehörig; ſo bemerkt er gewiß auch in der Entfernung am Laut und an der Art zu jagen, ob ſie einen Haſen oder Fuchs, den ſie gemeiniglich eifriger jagen, vor ſich haben. Er wird ſogar bald beurtheilen können, ob ſie einen alten oder jungen Haſen, einen Rammler oder eine Häſin verfolgen. Beſonders der alte Rammler geht gewöhnlich gleich vom Anfang an, eine weitere Strecke fort, ehe er einen Wiedergang macht, als die Häſin; junge Haſen hingegen wenden ſich bald hierhin, bald dorthin, ſchlagen Haken über Haken und entfernen ſich nicht leicht weit vom Lager; gemeiniglich aber kommt Alt und Jung dieſer Wildart nach längerer oder kürzerer Zeit wieder dahin zurück, wo es angejagt ward.

So wenig die Jagd mit Wildbodenhunden ſich dazu eignet, von einem Manne allein betrieben zu werden, ſo kommen doch in den Gegenden, wo ſie gewöhnlich iſt, Fälle vor, wo der Revierjäger zu einer Jahreszeit Haſen ſchaffen ſoll, in welcher dort auf andere Art keiner zu bekommen iſt. Ihm bleibt dann, wenn er dieſe ſchwierige Aufgabe ohne Gehülfen löſen ſoll, nichts anderes übrig, als einen oder zwei alte, langſame Hunde zu nehmen, um mit ihnen einen Haſen aufzuſuchen, und auf dem Anjagdsplatze ſeine Rückkunft zu erwarten. Nur höchſt ſelten würde ihm das Vorſpringen auf dem Wechſel etwas helfen, weil der Haſe faſt immer eher da ſeyn möchte, als er. Hat er nur einen Gehülfen, welcher auf dem Reviere und mit der Sache ſelbſt Beſcheid weiß, ſo ſtellt dieſer ſich auf

dem Hauptpaſſe vor; jener hingegen bleibt bei den Hunden und, wenn ſie zu jagen anfangen, auf dem Anjagdsplatze. Nimmt nun die Jagd unerwartete Wendungen, ſo muß nur der Vorſtehende coupiren.

Sicherer und weniger ermüdend für Jäger und Hunde iſt dieſe Jagd, wenn mehrere Schützen daran Theil nehmen; aber doch kann es nicht fehlen, daß unvortheilhaftes Terrain, ungünſtige Witterung, häufiger Wiedergänge und Abſprünge, und bald darauf erfolgtes Drücken des Haſen oft machen, daß die Hunde abkommen und ſtill werden. Dann eile der Jäger, welcher ſie führt, hinan, ehe ſie zu ſchwärmen anfangen, behalte ſie in Aufſicht, ſuche, mit ihnen kreiſend, die ganze Gegend genau ab, und gebe nicht eher die Hoffnung, wiederzufinden, auf, bis wirklich gar nichts mehr zu thun iſt. Ungeduld und übereiltes Weiterſuchen macht die Hunde unachtſam; öftere Vorfälle der Art verderben ſie auf immer.

§. 44.

Kann man über mehrere Schützen disponiren, ſo ſtellt dieſe, ehe die Hunde gelöſ't werden, ein erfahrner Mann entweder am Rande des zu bejagenden Diſtriktes, auf den bekannten Wechſeln, oder innerhalb deſſelben auf den Wegen und Stegen an. Gut iſts, wenn in dieſem Falle einer von den Schützen den Jäger, welcher die Hunde unter Aufſicht hat, ſo lange begleitet, bis dieſe zu jagen anfangen und dann auf der Stelle, wo der Haſe rege ward, ſtehen bleibt.

Gern poſtirt man die revier- und ſachkundigſten Schützen auf die Flügel, damit dieſe, wenn der Bezirk nicht ganz umſtellt werden konnte, da ſich vorwerfen, wo ſich die Jagd hinwendet. Daß dies mit Vorſicht, andere Perſonen und ſich keiner Schußverletzung auszuſetzen, geſchehen müſſe, iſt begreiflich.

§. 45.

Kein Schütze, welchem nicht beſonderer Auftrag dazu ertheilt worden, darf ſeinen ihm angewieſenen Stand eher verlaſſen, bis er abgerufen wird.

Jeder Einzelne wird wohl thun, wenn er überall um ſich her die freien Stellen im voraus erſpäht, wo er mit Sicherheit hinſchießen kann. Beim erſten Laut der Hunde muß er ſchußfertig ſeyn, und immer, ohne ſich viel hin und her zu bewegen, ſeine Blicke nach allen Seiten wenden; denn oft macht ſich, vorzüglich der alte Haſe, wie ſchon geſagt, oder der Fuchs raſch vorwärts und kommt einem über den Hals, wenn die Jagd noch weit entfernt zu ſeyn, oder eine ganz entgegengeſetzte Richtung zu nehmen ſcheint.

Geht ſie bei ihm heraus, ohne daß er einen Schuß anbringen kann, ſo benachrichtigt er den die Hunde in Obſicht habenden Jäger davon, durch den Zuruf: Zieh nach! hierher!

Sieht er, daß das Wild auf einen ſeiner Nachbarn zugeht, ſo ruft er ihm: Hab Acht! zu.

Verwundet er das angejagte vor den Hunden, ſo folge er ihm ſo ſchnell als möglich, um gleich bei dem Fange zu ſeyn, damit es von den Hunden nicht zerriſſen oder verzehrt werde. Uebrigens nehme man es mit jungen Hunden, oder bei der erſten Jagd im Jahre auch mit den alten, nicht ſo genau, ſondern gönne ihnen den Schmaus einmal; das wird ſie deſto feuriger machen.

Stürzt das gejagte Wild gleich auf den Schuß, ſo bezeichnet der Schütze dies durch den Ruf: hohoho! Tod! eilt dann hinzu, hebt es gleich auf und hält es frei in die Höhe, damit die nacheilenden Hunde ſehen, daß ſie nicht umſonſt gearbeitet haben. Liegen laſſe er es nicht, bis die gierigen Freſſer herankommen, ſonſt möchte nicht viel zu retten ſeyn.

Von Zeit zu Zeit einmal, aber nicht jedesmal, wird der erlegte Haſe auf der Stelle ausgeworfen und den Hunden das Geſcheide zur Belohnung Preis gegeben.

§. 46.

Für Männer, welchen das Gehen beſchwerlich wird, oder die keine Liebhaber vom Schießen ſind, iſt die Ha=

ſenhetze in der That eine eben ſo angenehme Unterhaltung, als zuträgliche Bewegung.

Man wähle dazu vorzüglich nicht zu warme Herbſttage, bis die erſten Nachtfröſte einfallen, die Morgenſtunden, dann aber den Nachmittag, überhaupt aber Gegenden und Zeitpunkte, wo und wenn die Hunde nach §. 19. kein ſchlechtes Geläuf haben. Dann nehme man ſie an den Strick, reite dahin, wo man, der Jahreszeit nach (ſ. §. 5.), Haſen zu finden hoffen darf und ſuche einen ganzen Bezirk, wenn ſie feſtſitzen, mit dem Winde, wenn man aber bemerkt, daß ſie nicht gut halten, gegen den Wind, oder bei gutem Seitenwinde, Strich vor Strich ab.

Ueberall müſſen die Ackerſtücken nicht der Länge, ſondern der Breite nach abgeſucht, und immer Vorkehrungen getroffen werden, daß die Suche nicht gerade auf Kraut= und Kartoffelfelder, in welchen der angehetzte Haſe, wenn ſie irgend breit ſind, ſich faſt immer mit dem beſten Erfolge verbirgt, ehe die Windhunde, die ihre Naſe nie brauchen, ihn rahmen oder wegnehmen können, zugeht, und eben ſo wenig den Rainungen und harten Wegen entlang, welche er ohnedies ſo bald als möglich annimmt, weil es den Hunden äußerſt ſchwer wird, ihn da einzuholen.

Gibt es in dem Reviere hin und wieder Feldhölzer, oder ſonſt in Rückſicht des Terrains kritiſche Stellen; ſo nehme man jeden einzelnen Strich davon abwärts, indem in erſteren die Hunde durch Anrennen leicht lahm werden und doch nie fangen, auf letztern aber der Haſe einen großen Vorſprung gewinnt, ehe dieſe nebſt den Reitern folgen können.

Die Hetze hat allerdings auch deshalb Annehmlichkeit, weil ſie von einem einzelnen Manne mit eben ſo gutem Erfolge als die Schießjagd betrieben wird, und weil nicht nur dann mehrere Reiter daran Antheil nehmen können, wenn man über zwei Strick Hunde, ſondern auch wenn man nur über einen disponiren kann. In jedem Falle wird gleich beim Anfange der Suche von dem, welcher die Hunde am Stricke führt, die Schleife, mit welcher dieſer

am Hetzriemen befeſtigt iſt, gelöſ't, dann das Ende deſſelben einmal um die rechte Hand geſchlagen und mit dem Daumen feſtgehalten. Reiten mehrere Jagdliebhaber nur mit einem Strick Hunde auf die Hetze, ſo nimmt derjenige, welcher denſelben führt, im Mittel der Suche ſeinen Stand, die übrigen aber ziehen ſich nach beiden Seiten gleichzählig und in gleichen Entfernungen ſo weit aus einander, daß, wenn nahe genug vor einem oder dem andern Flügelführer ein Haſe herausfährt, darauf gehetzt werden kann; haben ſie aber zwei Strick Hunde bei ſich, ſo nimmt der eine Führer den rechten, der andere den linken Flügel ein. Zwiſchen beiden vertheilen ſich die Reiter, ſo daß die Hunde von jedem Flügel den im Mittel aufgehenden Haſen einholen können.

So geht die Suche, Schritt vor Schritt reitend, fort, indem jeder Theilnehmer überall umherblickt, um keinen herausfahrenden, ſelbſt auch nicht leicht einen im Lager ſich drückenden Haſen zu überſehen *). Im letztern Falle wird der benachbarte Strick auf ein verabredetes Zeichen ſo nahe als möglich herangezogen; im erſteren aber, bei nicht zu großer Entfernung des Haſen, durch den Ruf: Hetz! das Zeichen zum Löſen der Hunde gegeben.

Nie darf man mit zwei Strick Hunden zugleich anhetzen, auch nicht einmal dann, wenn der erſte den Haſen beim andern vorbeibrächte, zu Hülfe hetzen, wenn man die Hunde nicht läſſig machen will.

Uebrigens bleibt es bei allen §. 19. und 20. gegebenen Vorſchriften; nur in Rückſicht der Diſtanz, auf welche mit Hunden, die im zweiten oder dritten Felde ſtehen, d. h. ſchon eine oder zwei Hetzzeiten mit gelaufen haben,

---

*) Vom Pferde ſieht man allerdings den Haſen im Lager leichter, als zu Fuß; doch gehört auch hier ein geübtes Auge dazu, um ihn an der Auszeichnung der Wollenfarbe von den ihn umgebenden Gegenſtänden zu unterſcheiden. So viele Jäger ich nun auch gekannt habe, welche hierin eine eigene ganz außerordentliche Fertigkeit ſich erworben hatten; ſo fand ich doch unter allen keinen, der die ſo vielfältig nachgebetete Sage: „als könne man am frühen Morgen den Ort, wo er ſitzt, an einem von da aufſteigenden Dunſtwölkchen erkennen," zu beſtätigen im Stande geweſen wäre.

angehetzt werden kann, laſſen ſich gewiſſe Regeln nicht angeben. Bekanntſchaft mit der Schnelligkeit der Hunde, genaue Achtſamkeit aufs Terrain und aufs Geläuf und Uebung müſſen den Maaßſtab liefern.

Zu ſcharfes Reiten im Moment des Anhetzens taugt bei gutem Geläuf und auf ganz freiem Felde nie etwas, theils weil ſich ſonſt auch alte Hunde in der Folge zu ſehr auf Hülfe verlaſſen, theils weil, wie ſchon geſagt, das Gepolter der Pferde den Haſen flüchtiger macht.

Nimmt dieſer aber einen Weg oder eine Rainung an, oder hätte es den Anſchein, als könnte er ein benachbartes Krautfeld oder Gehölz erreichen; dann wende man alles an, was eigene Kraft und Schnelligkeit des Pferdes vermögen, um ihm zuvorzukommen und nöthigen Falls durch Peitſchenhiebe ſeinem Laufe eine andere Richtung zu geben. Vorzüglich muß, wenn mehrere Reiter beiſammen ſind, der, welcher am wenigſten entfernt iſt, ſein möglichſtes thun, von den übrigen aber unterſtützt werden; denn das Abkürzen der Hetze trägt viel zur längern Erhaltung der Hunde bei.

Man hüte ſich, die Hunde je aus dem Geſicht zu verlieren, beſonders wenn eine Fehlhetze zu befürchten wäre; denn nimmt man ſie da nicht ſo ſchnell als möglich an den Strick, ſo fangen ſie an, herumzuſchwärmen, finden wohl gar einen friſchen Haſen, ver- oder überhetzen ſich durch zu große Anſtrengung ſelbſt, oder werfen ſich, wenn ſie Gelegenheit finden, ins Waſſer und verſchlagen.

Mehr als vier Haſen ſoll man in der Regel an einem Tage ſelbſt mit den geübteſten Hunden nicht hetzen; man müßte denn etwa zwei junge gefangen haben, die ihnen nichts zu thun gemacht hätten, dann kann der fünfte allenfalls noch mitgenommen werden.

Gingen hingegen etwa die erſten drei Hetzen, oder zwei davon weit fort, ſo begnüge man ſich mit dieſer Zahl. Noch nothwendiger iſt dies, wenn man, nachdem die zweite eine Fehlhetze war, den dritten Haſen gefangen hat. Entkäme aber ja der letzte; ſo ſuche man auf jeden

Fall weiter, hetze nur ſehr nahe und in vorzüglich gutem Geläuf; beſchließe alſo nie die Jagd mit einer Fehlhetze, weil ſonſt die Hunde gar leicht das Zutrauen zu ſich ſelbſt verlieren.

Das Verhetzen der Hunde kann, unter Befolgung der in dieſem und im neunzehnten Paragraph vorgeſchlagenen Maaßregeln, eigentlich nie ſtatt finden. Ereignete ſich aber durch Verſehen ein ſolcher Fall, ſo iſts zwar immer ſchwer, aber nicht unmöglich, den Fehler wieder gut zu machen, indem man jeden einzelnen verwahrloſ'ten Hund zu einem Strick guter Hunde bringt, auch mit dieſen recht kurz und wo möglich junge Haſen anhetzt. Bringt man es nur erſt dahin, daß jeder einmal beim Fange war, ſo kann man ſie wieder allein brauchen, muß aber in der erſten Zeit doppelt vorſichtig ſeyn, und jede ſtarke Ermüdung und Fehlhetze zu vermeiden ſuchen.

Auch im Winter können die Hunde zuweilen geübt werden, wenn der gefallene Schnee noch weich iſt; liegt er aber ſo tief, daß die Haſen Noth leiden, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß dies unterbleiben muß. Aasjägerei würde man es mit von Wildungen zu nennen berechtigt ſeyn, wenn Eigennutz Herrn oder Diener dazu in letzterwähntem Falle verleiten könnte.

§. 47.

Zuweilen wenden Windhundbeſitzer ſelbige auch zum Beſetzen der wichtigſten Päſſe an, welche Haſen und Füchſe bei Holztreiben, oder bei der Jagd mit Wildbodenhunden annehmen könnten. Alles was hierbei etwa beſonders zu beobachten iſt, beſteht im Anſtellen der Hunde mit dem Hatzmanne dicht am Holze und in dem Abwarten des richtigen Zeitpunktes zum Anhetzen. Mit letzterem übereile man ſich nicht, ſondern laſſe das Wild ſo weit aufs Freie heraus, daß es ſo leicht nicht umkehren kann, ohne vor Wiedererreichung des Gehölzes gefangen zu werden. Das Hetzen auf Rehe iſt revierverderblich und jeden Falls unweidmänniſch.

§. 48.

Immer iſt ein Retter beim Strick ſehr ſchätzbar, beſonders aber für einen bejahrten Liebhaber der Hetze, weil er ſich weder beim Reiten noch beim Abſteigen zu übereilen braucht.

Der Solofänger ſteht in großer Achtung, wird ſehr gut bezahlt, und, wie der Retter, vom Sachverſtändigen vorzüglich geſchont, und das mit Recht, da einer ſo ſelten wie der andere iſt, und beide nicht abgerichtet werden können, ſondern ihre Virtuoſität von der Natur erhalten, oder von ihren Ahnen geerbt haben müſſen.

Bedenkt man nun noch dazu, wie ſehr ſich beſonders der Solofänger anſtrengen muß, wenn er allein einen alten Haſen fangen ſoll; ſo wird man leicht einſehen, daß er um ſo vorſichtiger zu behandeln iſt, je leichter er außerdem ruinirt werden kann. Dies zur Warnung für ſogenannte Liebhaber! — Jetzt einige Worte über die Behandlung deſſelben. Findet man einen jungen Hund unter dem Stricke, welcher ſich durch vorzügliche Schnelligkeit im Laufen und Fangen auszeichnet; ſo nehme man ihn an einem der nächſtfolgenden Tage allein, reite mit ihm an einen Ort, wo das Geläuf vorzüglich gut iſt, hetze anfänglich nur auf junge Haſen und ganz nahe, an den nächſtfolgenden Hetztagen aber immer weiter, bis auf 80 Schritte, an. Endlich mache man auch den Verſuch, den Hund etwa in der Entfernung von 40 Schritten auf einen alten Rammler zu löſen. Mehr als zwei Haſen, höchſtens — wenn ein junger dabei iſt — drei dürfen an einem Tage mit dem beſten Solofänger nicht gehetzt werden.

Nur ſelten und höchſtens dann, wenn ein- oder ein Paarmal fehlgehetzt worden iſt, vereinige man ihn im Strick mit andern guten und raſchen Hunden, aber ja nicht auf lange Zeit.

§. 49.

Die nicht ungewöhnliche Art, die Hunde frei neben dem Pferde herlaufen zu laſſen, wenn man auf die Hetze reitet, kann ich nicht billigen; denn es gehört gewiß höchſt

ſeltene Folgſamkeit dazu, wenn ſie nicht unaufhaltſam jedem herausfahrenden Haſen, ſobald ſie ihn äugen, folgen ſollen. Natürlich werden auf dieſe Art ſelbſt die beſten eben ſo leicht verhetzt, als überhetzt.

Ferner verzärtle man die einmal eingehetzten nicht durch zu ſorgfältiges Aufſuchen des beſten Geläufs, verderbe ſie jedoch auch nicht muthwillig beim ganz ſchlechten, bringe ſie aber oft auf verſchiedenen Boden und in fremde Reviere.

Endlich probire man Windhunde, die man kaufen will, jedesmal auf dem Reviere, wo ſie an das Geläuf gewöhnt ſind, und laſſe ſich nicht irre machen, wenn ſie auf fremdem Boden in den erſten acht Tagen weniger leiſten.

Auch beurtheile man gute Hunde darum nicht falſch, wenn ſie im Spätherbſte weniger ſchnell fangen, als im September. Daran iſt meiſtentheils die durch reichliche Aeſung der üppig aufſproſſenden Winterſaat zunehmende Schnelligkeit des Haſen, vorzüglich des Rammlers und unter dieſen wieder deſſen, welcher im vollen Rennen oft mit dem einen Hinterlaufe ausſchnellt, und deshalb an manchen Orten Dreiläufer genannt wird, Schuld.

Nur das iſt ein unfehlbares Zeichen von ſchlechten Hunden, wenn ſie nicht bis zum Rahmen dicht beiſammen bleiben, ſich vielmehr gleich beim Anhetzen theilen und vorgreifen. Alte entkräftete nehmen faſt durchgängig dieſe üble Gewohnheit an.

§. 50.

Beiläufig will ich erwähnen, daß man mit engliſchen oder franzöſiſchen Jagdhunden auch Haſen parforcejagen kann. Nur Liebhaberei und ein tüchtig geſpickter Beutel kann einen ſolchen Aufwand um eines ſo geringen Gegenſtandes willen einigermaßen entſchuldigen.

Der glückliche Ausgang dieſer Jagd hängt übrigens davon ab, daß 1. nur wenige Haſen da, wo ſie ausgeübt werden ſoll, vorhanden ſind; 2. daß die Hunde gut eingejagt und folgſam ſind, auch die Fährte des Haſen, auf welchen ſie angelegt wurden, ſelbſt dann nicht verlaſſen,

wenn ein anderer herausfährt; 3. daß das Terrain zur Parforcejagd geeignet iſt. Auf keinen Fall würden ſich Holzreviere dazu ſchicken; auch iſt mir kein Beiſpiel bekannt, daß in ſolchen ein Verſuch gemacht worden ſei, ſondern immer hat man große Feldpläne oder höchſtens Heidegegenden gewählt. In letztern mußte man ſchon nicht ſelten mit unbeſiegbaren Schwierigkeiten kämpfen. Endlich 4. müſſen die Jäger tüchtige Pferde haben *) und brav reiten; denn einer von ihnen muß den angelegten Haſen unabläſſig im Auge behalten, weil er — zu Anfang der Jagd wenigſtens — von andern nicht zu unterſcheiden iſt.

Uebrigens iſt vieles von dem, was bei der Hirſchparforcejagd, und vorzüglich das, was dort über die Behandlung der Hunde geſagt worden iſt, auch bei der auf Haſen anwendbar, der Gegenſtand überhaupt aber zu geringfügig, um länger dabei zu verweilen.

§. 51.

Für ſehr rüſtige und beherzte Reiter hat das ſogenannte Haſen-Bugſiren vielen Reiz. Zu dem Ende begeben ſich ihrer zwei oder mehrere, die auf jeden Fall mit vortrefflichen Pferden verſehen ſeyn müſſen, auf eine große, ganz freie Feldmarkung, theilen ſich da in gleichen Entfernungen aus und ſuchen ſo lange ſtrichweiſe ab, bis ein Haſe herausfährt. Während einer von den Reitern ihm unabläſſig folgt, ſuchen ſich die übrigen ſo vorzuwerfen, daß der Haſe bei jeder veränderten Richtung ſeines Laufs von einem coupirt werden kann.

Anfänglich muß er nicht zu ſcharf angeritten, ſondern unabläſſig nur in der Entfernung beobachtet und am Ruhen verhindert werden. Bemerkt man nach fünf bis acht Mi-

*) Da der Boden in ſolchen Gegenden, wie die unter 3 zuletzt bezeichneten, bei naſſem Wetter, oder immer ſehr weich und ſenkig, auch deshalb meiſtentheils mit vielen und breiten Gräben durchſchnitten iſt: ſo verſagen deutſche und polniſche Pferde oft den Dienſt, weshalb die engliſchen, oder von engliſcher Race gefallenen den Vorzug haben und faſt unentbehrlich ſind. Bei andern Parforcejagden iſt der Fall umgekehrt.

nuten, daß er Verſuche ſich zu drücken macht; dann laſſe der Reiter, welcher ihm zunächſt iſt, raſch ſein Pferd hinanlaufen, und verfolge ihn, von den übrigen durch unausgeſetztes Coupiren unterſtützt, ſo lange, bis er nicht mehr fort kann. Will er nun nach einem tüchtigen Choc im Freien ſich drücken, ſo geſtatte man ihm das und umreite ihn, während einer etwa fünf Minuten dauernden Pauſe, im Schritt. Beim wiederholten Verſuche, ihn herauszujagen, wird man finden, daß er total verſchlagen hat und mit der Hand gegriffen werden kann.

Daß während der ganzen Jagd alles mögliche angewendet werden muß, ihn von ſolchen Orten abzuhalten, wo er ſich dem Blicke der Reiter entziehen könnte, verſteht ſich von ſelbſt.

§. 52.

Jeder von Hunden, oder im Netz gefangene, oder mit Gewehr erlegte, nicht verendete Haſe wird bei den Hinterläufen aufgehoben, und, indem man ihm mit der hohlen Hand einen kräftigen Schlag hinter die Löffel gibt, *genickt* *). Unweidmänniſch iſt das Gegenſchlagen gegen einen Baum oder Stein.

Beim *Auswerfen* oder *Ausweiden* ſchärft man, nachdem die Keulen, während der Haſe auf dem Rücken liegt, ſcharf aus einander gedrückt worden, vom Weideloche über das Schloß herein eine ſo große Oeffnung bis aufs Geſcheide durch, daß zwiſchen dieſem und der Bedeckung deſſelben am Unterleibe die flache Hand bis an das Zwerchfell hinaufgeſchoben und dort der Schlund mit dem Zeige- und Mittelfinger zuſammengedrückt werden kann. Dann faßt man mit unterwärts gekrümmter Hand das ganze Geſcheide, zieht es nach dem Schloſſe zu heraus, jedoch ſo

*) So ſchrieb es die *alte* Jägerregel vor. Neuere Erfahrungen haben gelehrt, daß das *Verenden* leichter und ſchneller erfolgt, wenn man mit dem Daumen und Zeigefinger die Lungen unterhalb der Blattſchaufeln kräftig zuſammendrückt — worauf Erſtickung ſogleich erfolgt und wodurch das erbärmliche *Klagen* des Haſen beſeitigt wird.

vorſichtig, daß der Maſtdarm, welcher zuletzt dicht am Weideloche auszulöſen iſt, nicht abgeriſſen wird.

Wo die Lunze dem Jäger nicht zufällt, bleibt ſie unberührt und gehört zum Haſenklein.

Im Winter kann der Haſe ſo lange unausgeweidet bleiben, bis er geſtreift werden ſoll. Viele ſind der Meinung, der Braten ſei dann zarter und von beſſerm Geſchmack; auch ſehen es die Wildbretshändler lieber, wenn ſie den Haſen unausgeworfen bekommen.

Bei warmem Wetter kann indeſſen weder auf jene Liebhaberei, noch auf den Wunſch der letztern von Seiten des Jägers Rückſicht genommen werden, in ſo fern er nicht an demſelben Tage abliefern kann.

Das Streifen und die fernere Behandlung des Haſen, bis er auf den Tiſch kommt, iſt Küchenſache.

Zweites Kapitel.

Vom Kaninchen.

Lepus Cuniculus, (*Linn*) *)

---

§. 1.

Alle beim Haſen angeführte weidmänniſche Ausdrücke werden auch von den Kaninchen gebraucht. Doch bemerke man hier noch, daß bei dieſen der Rammler auch zuweilen Bock genannt wird. Eigentlich ſollte letzter Ausdruck nur von zahmen, nie von wilden Kaninchen gebraucht werden.

---

*) v. Wildungens Neuj. Geſch. 1799. Bechſteins Handb. d. Jagdw. Th. I. B. I. K. 10.

Ihr unterirdiſcher Aufenthaltsort heißt Bau, jeder einzelne Ausgang Röhre. Dieſe wird von ihnen ausgeführt, indem ſie vermittelſt der Vorderläufe ſich ſcharrend in den Boden hineinarbeiten, und die Erde mit den Hinterläufen zurück- und herauswerfen.

§. 2.

Das Kaninchen iſt ſonſt auch unter den Namen Kanickel, Karnickel, Küllen, Küniglein, Küniglhaſe, Kunigl, Kunele, Kunlein, Lulle, Murkchen, Rabbet bekannt. Das Junge wird von einigen alten Schriftſtellern Lamprete genannt *).

Wegen der Aehnlichkeit in der Geſtalt und wegen der Gleichheit im innern Bau wird es von allen Naturforſchern als eigene Art zur Gattung Haſe gezählt.

§. 3.

Die Kaninchen ſollen aus dem ſüdlichen Europa, und zwar urſprünglich aus Spanien und Alt-Griechenland herſtammen, von dort aus aber zuerſt nach Frankreich und Italien und dann nach Teutſchland und England verpflanzt worden ſeyn.

In kalten Ländern, z. B. in Schweden und andern noch nördlicher gelegenen, gedeihen ſie im Freien nicht; hingegen findet man ſie in den höchſten Gegenden von Aſien und Afrika. Auch in den ſüdlichen Theilen von Amerika, wohin ſie durch Europäer erſt gebracht wurden, haben ſie ſich außerordentlich vermehrt.

§. 4.

Die Farbe des gemeinen, wilden Kaninchens erſcheint bei flüchtiger Anſicht ſchwarz und gelbbräunlich melirt, nur am Unterleibe weißgrau; bei genauerer Unterſuchung aber fand ich die einzelnen Theile des Kör-

*) Soll vielleicht Lamprette heißen und wäre ſo ein Diminutiv mit franzöſiſcher Endung von Lampe (Haſe); beſſer dann freilich und rein teutſch — Lämpchen.

pers der folgenden Beſchreibung gemäß gezeichnet und geſtaltet.

Die Löffel ſind mit ſehr kurzem Haar beſetzt, welches am auswendigen Rande, wie auf der ganzen innern Seite derſelben weißgraulich gefärbt iſt. Auf der auswendigen verbreitet ſich $\frac{3}{4}''$ von der Spitze herab ein ſchwarzbrauner Flecken, welcher nach dem auswärts gekehrten Rande in einem ſchmälern gelbbraunen, mit Schwarz geſtichelten, nach dem einwärts ſtehenden aber in einem aſchgrauen breiteren Streifen verläuft. Mit dem eben gedachten Streifen iſt der ganze übrige Theil der Löffel bis zur Wurzel herab belegt. Der ganze Körper iſt auf dem Grunde des Balges mit dunkelgrauer Wolle beſetzt, aus welcher auf der Stirn dichtſtehendes, an der Wurzel ſchwarzes, an der Spitze aber dunkelfalbes Haar hervorgeht, ſo daß die Oberfläche ſchwarzgelb erſcheint.

Bei alten Kaninchen ſind die Seher mit einem gelblichen, bei jungen mit einem weißlichen Rande umgeben. Aus dieſem zieht ſich ein gleichgefärbter ſchmaler Streifen bis zu den Löffeln hinauf und bis zu dem theils aus ſchwarzen, theils aus grauen, 2 bis $2\frac{1}{2}''$ langen Haaren beſtehenden Schnurrbarte herab. Die wie am Haſen geformten Lefzen, ingleichen die untern Kinnbacken und die Kehle ſind weißgrau behaart, der Augenſtern iſt ſchwarz.

Zwiſchen den Löffeln fängt ein roſtröthlicher, fingerbreiter Streif an, welcher über den ganzen Hals herabgeht, und zwiſchen den Schultern in einem eben ſo gefärbten, $1\frac{1}{2}''$ breiten, $2''$ langen Flecken endigt. An beiden Seiten dieſes Streifs iſt das Genick mit gelbweißlicher und fahler Wolle beſetzt. Von den Schultern an verbreitet ſich über den ganzen Rücken bis auf die Keulen in gleicher Miſchung roſtgelbes und ſchwarzes Haar, welches an den hintern Theilen der letztern eine blaßgraue Farbe annimmt. Die Blume iſt auf der obern Seite bis zur weißen Spitze ſchwarz, nur falb gerändert, unten ganz weiß. Die Seiten des Halſes, die Blätter, die Seiten, Dünnungen, und die auswärts gekehrten Theile der Keulen erſcheinen oberwärts dunkler, unterwärts heller gelbfahl;

die äußern und vordern Seiten der Läufe roſtröthlich. Die Bruſt iſt dunkel-ſemmelfarbig, wenig mit Hellweißgrau gemiſcht; der Unterleib und die einwärts gekehrte Seite der Läufe bis zum Knie herab weiß, hin und wieder in Grau ſchillernd.

Die Nägel an den Zehen ſind weiß, ſcharf und lang.

Bei alten Kaninchen ſtellen ſich alle Farben lebhafter und dunkler dar als an jungen *).

Die Schwere eines völlig ausgewachſenen beträgt vier bis fünf Pfund, die Höhe 6 bis 7″, die Länge des Körpers 15 bis 18″, die der Blume 2″, die der Löffel $2\frac{1}{2}$″. Immer iſt der Rammler ſtärker als das Weibchen. Die verhältnißmäßig geringere Länge der Löffel und der Hinterläufe iſt die einzige Abweichung, welche man bei dem Vergleich der äußern Geſtalt des Kaninchens mit der des gemeinen Haſen bemerkt; im Innern findet gar keine ſtatt.

---

*) Des Verfaſſers eigentlichem Zwecke gemäß konnte oben nur vom inländiſchen, wilden Kaninchen die Rede ſeyn; doch möge der bei uns bekannten und alſo merkwürdigſten Varietäten hier Erwähnung geſchehen. Nehmlich:

1. das Hauskaninchen. Viele dieſer Art behalten die Farbe der wilden; ſonſt gibt es weiße, graue, ſchwarze, braun und weiß, gelb und weiß, ſchwarz und weiß geſcheckte u. dgl. m. und zwar will man behaupten, daß die Schecken nach Belieben hervorzubringen wären, wenn man die Wände des Kaninchenſtalls mit Flecken von der Farbe häufig bemahlte, welche man an der künftigen Generation zu ſehen wünſcht. An den weißen iſt der Augenſtern lackroth, und mit einem weißlichen, lackfarbig ſchattirten Streife umgeben.

2. Der ſogenannte Seidenhaſe, auch das angoriſche oder engliſche Kaninchen genannt. Es gibt graue, weiße und rothe. Man hält auf ſie vorzüglich, weil das ihnen monatlich abgekämmte ſchöne und weiche, 2 bis 3″ lange Haar zu Winterweſten, Strümpfen, Handſchuhen u. dgl. gut zu verarbeiten iſt. Alle dieſe Sachen halten ſehr warm, hären aber ſtark ab. Stiebt dem, der ſie trägt, von dem Haar etwas ins Auge, ſo wird dadurch oft eine örtliche Entzündung verurſacht. Die beſte Anleitung zur Behandlung dieſer Thierchen gibt Mey in ſeiner Anweiſung zur Zucht derſelben.

Beide genannten Varietäten werden in unſern Gegenden im Winter nur im Stalle, im Sommer aber durch eine 4′ über und 1 bis 2′ unter der Erde ſtehende Mauer auf einen gewiſſen Bezirk im Freien eingeſchränkt, gezogen und unterhalten. Da man ihnen gewöhnlich hölzerne oder ſteinerne Röhren macht, ſo geben ſie ſich die Mühe nicht, Baue anzulegen. Friſcher Sand darf in ihrem Behältniß nicht fehlen. Ihre Aeſung iſt die der wilden.

Es bewegt ſich ganz wie jener (ſ. §. 3. d. v. K.). Ob es aber gleich nicht ſo ſehr überbaut iſt, als er, ſo übertrifft es ihn doch — aber nur im erſten Momentt — an Schnelligkeit, immer an Gewandtheit. Letztere beweiſ't es beſonders bei dem ihm noch mehr eigenen Hakenſchlagen oft zum nicht geringen Verdruß des nicht ganz geübten Schützen, erſtere hingegen vermindert ſich bald und zwar ſo ſehr, daß ein irgend raſcher Hühnerhund auf freiem Felde ein geſundes einzuholen im Stande iſt, wenn es in einer Entfernung von 2—300 Schritten keine Gelegenheit ſich zu verbergen findet.

Die Sinne des Aeugens, Vernehmens und des Witterns ſind bei ihm äußerſt ſcharf und fein organiſirt.

Es iſt ungleich verſchmitzter und ſchlauer als der Haſe. Schon durch die Schwierigkeit, ſelbiges auf der Weide zu beſchleichen, beweiſ't ſich dies; mehr noch durch die geſchickte Anwendung der Fähigkeit, unterirdiſche Baue auszuführen und durch das ſchnelle Zurückeilen in dieſe — wenigſtens für den Augenblick — ſichern Schutzorte, ſobald die Annäherung eines Feindes es nöthig macht.

Andere von ſeiner Lebensweiſe hergenommene Gründe geben ihm noch weſentlichere Vorzüge vor jenem. Ich rechne hierher den Hang zur Geſelligkeit und zur Verträglichkeit mit ihres Gleichen; die größere und treuere Anhänglichkeit, welche die Gatten gegen ſich und ihre Kinder beweiſen, ungeachtet die Natur ihnen nicht weniger heftige Geſchlechtstriebe als dem Haſen zu Theil werden ließ; die Achtung, welche überhaupt die Jugend dem Alter, vorzüglich aber die ganze Familie dem Stammvater beweiſ't, und endlich der Inſtinkt, man möchte faſt ſagen, die Bedachtſamkeit, bei anſcheinender Gefahr nicht nur auf individuelle Rettung Rückſicht zu nehmen, ſondern auch durch beſtimmte Warnungszeichen andere Glieder der kleinen Kolonie davon zu benachrichtigen. Mehr über dieſe und ähnliche Eigenheiten weiter unten. —

Den hellpfeifenden Laut des Kaninchens hört man nur als Klage, wenn es keine Möglichkeit zu entrinnen ſieht, oder Schmerzen empfindet.

Sein Alter bringt es nicht leicht über ſieben Jahre.

§. 5.

Im Monat Februar oder März fangen die Kaninchen zu rammeln an.

So wahr es iſt, daß beide Geſchlechter, ob ſie gleich eben ſo heftige Begattungstriebe zu empfinden ſcheinen, als die Haſen, weit weniger veränderlich in ihren Neigungen ſind als jene; ſo kann doch die Behauptung, daß der Rammler ſich auf immer mit einem Weibchen paare, als erwieſen nicht angenommen werden. Das iſt indeſſen ausgemacht, daß er, ſo lange das Weibchen bei ihm bleiben will und kann, nicht von der Seite deſſelben weicht, ihm auch oft Zärtlichkeitsbeweiſe gibt; aber nie iſt er ſo zudringlich, ihm folgen zu wollen, wenn es ſich von ihm zurückzieht. Möchte doch mancher Mann an dieſen Aeußerungen der Beſcheidenheit und des ehelichen Zutrauens ein Beiſpiel nehmen, und nur in dem Falle dies kleine unvernünftige Weſen übertreffen, daß er in der Zeit des Entbehrens ſüßer Genüſſe, während welcher dieſes nicht immer ſtandhaft treu ſeyn kann, über ſeine Leidenſchaften Herr zu bleiben ſich ernſtlich bemühte! —

Beim Begattungsakte ſelbſt ſtreckt das Weibchen alle vier Läufe lang aus und läßt zuweilen einen leiſen Laut hören, der ſicher mehr Folge des Entzückens als des Schmerzes iſt; denn, beißt ihm auch der Rammler dabei ins Genick, ſo geſchieht dies doch mit weit mehr Diskretion, als bei andern Thieren.

Selbſt während der Tragzeit (Schwangerſchaft) iſt das Weibchen geneigt zur Begattung, auch ſogleich, nachdem es geſetzt hat, fähig zur Befruchtung. Dennoch hat man kein Beiſpiel von Ueberfruchtung, ob es gleich, wie die Häſin eine doppelte Gebärmutter hat. Würde man das letztere nicht als Beweis annehmen können, daß das Weibchen die Gattentreue nie verletze? —

Es geht, wie die Häſin, 30 bis 31 Tage tragend

und ſetzt bis zum Oktober faſt alle fünf Wochen vier, ſechs bis zwölf, einige Tage — was bei allen unſern Nagethieren (mit Ausnahme des gemeinen Haſen) der Fall iſt — blind liegende Junge in einer beſondern, mit ſeiner Bauchwolle reichlich ausgefütterten Kammer, d. i. Aushöhlung, welche im tiefſten Hintergrunde einer von den vielen ſich durchkreuzenden Röhren eines Hauptbaues befindlich iſt. Selten kommen die Jungen früher zum Vorſchein, bis die Mutter ſie zu ſäugen aufhört, und dies pflegt nicht eher zu geſchehen, als dann, wenn ſie wieder ſetzen will. Bis dahin bleibt ſie zwar nicht immer bei ihnen, rückt vielmehr täglich zu wiederholtenmalen, nachdem ſie den Ausgang der Röhre mit Erde verſtopft und dieſe benäſſet (d. h. mit ihrem Harn befeuchtet) hat, auf die Aeſung, welche ſie dann ſehr eilig annimmt. Bei dieſer Gelegenheit ſucht ſie den harrenden Gatten auf, um mit ihm, wenn auch nur auf kurze Zeit, ſüßer Vertraulichkeit zu pflegen. Bald aber kehrt ſie zu den frühern Pfändern derſelben zurück, und erfüllt, mit Aufopferung alles geſelligen Vergnügens, ihre Mutterpflichten treulich. Selbſt dem Gatten wird der Zugang zu den kürzlich geſetzten Jungen nicht geſtattet, weil wahrſcheinlich die ſorgſame Mutter ſchon öfter die Erfahrung gemacht hat, daß er ihnen, ſei es in einem Anfall von verliebter Raſerei, oder aus übertriebener Zärtlichkeit, das Leben zu rauben fähig iſt. Bosheit treibt ihn dazu gewiß nicht an; denn erblickt er ſeine Kinder zum erſtenmale im Freien, ſo empfängt er ſie mit Aeußerungen ächter Zärtlichkeit, nimmt ſie zwiſchen die Pfoten, ſtreichelt ſie freundlich, leckt ihnen die Seher und theilt mit der Mutter die Bemühung, ſie ſchickliche Aeſungsmittel ſuchen zu lehren.

Bei der dieſen Kreaturen eigenen, ſo überſchwenglichen Fruchtbarkeit und bei der glücklichen Verborgenheit, in welcher Alt und Jung vor vielen ſeiner Feinde, am Tage wenigſtens, meiſtentheils lebt, kann es nicht fehlen, daß eine anfänglich ganz geringzählige Kolonie in kurzer Zeit ſich ungeheuer vermehrt, um ſo mehr, da die Jungen in warmen Ländern im

fünften, in kältern aber im achten Monate ihres Lebens ſchon zeugungsfähig ſind *).

Im zwölften Monate erreichen ſie ihr volles Wachsthum. Sonderbar iſts, daß, trotz der Uebereinſtimmung mehrerer äußern und aller innern Theile, nie eine fruchtbare Vermiſchung zwiſchen Haſen und Kaninchen ſtatt findet. Selbſt ganz junge beider Arten, mit einander zahm erzogen, wurden deſto bitterere Feinde, je mehr ſie heranwuchſen. Bei der außerordentlichen Geilheit dieſer Kreaturen ließen es zwar, wenn Kaninchenrammler mit Häſinnen, oder umgekehrt, Haſenrammler mit Kaninchenweibchen zuſammengeſperrt wurden, erſtere an häufigen Verſuchen, letztere zu ihrem Willen zu zwingen, nicht fehlen; aber entweder büßte unter dieſen Umſtänden das Weibchen durch die beſtändige Anſtrengung, ſich den Zudringlichkeiten des Männchens anderer Art zu widerſetzen, das Leben ein, oder letzteres ging durch den immer gereizten, nie befriedigten Begattungstrieb verloren **). Brachte man einen Haſenrammler und einen Kaninchenbock zu einem Weibchen einer oder der andern Art, ſo büßte gewöhnlich der erſtere im Kampfe für ſeine wahren oder eingebildeten Gattenrechte das Leben ein.

§. 6.

Vorzüglich gern wählt dieſe Wildart zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalte Gegenden, wo ſandiger oder doch

---

*) Pennant hat ſich die Mühe gegeben zu berechnen, daß von einem Paare in vier Jahren 1,274,840 Stück entſtehen können, wenn man annimmt, daß jedes Weibchen in einem Jahre ſiebenmal ſetzt und im Durchſchnitte bei jedem Satze acht Junge bringt.

**) Im dritten Theile von Martini's Ueberſetzung des Büffon S. 187, Anm. 4. wird geſagt, daß aus der Vermiſchung eines zahmen Kaninchens mit einer Katze drei Junge entſtanden wären, deren eines einer gewöhnlichen Katze, zwei hingegen (Männchen und Weibchen) am Vordertheile der Katze, hinten dem Kaninchen geglichen, daß ſie aber ſämmtlich den zwölften Tag nicht überlebt hätten. Auch ſollten Kaninchenböcke ſich öfters mit Hühnern begattet und dieſe ſo ſehr geliebt haben, daß ſie nicht nur neben ihnen geſchlafen, ſondern ihnen auch anderwärts geraubtes Brod zugetragen hätten. — Wenigſtens als Mährchen verdienen dieſe Geſchichtchen ihre Stelle! —

mit Sand vermiſchter Boden das Ausführen der Baue erleichtert, und wo Anhöhen mit Vertiefungen abwechſeln; doch kommt ſie auch auf ganz flachem Boden, ja ſelbſt an felſigen Berghängen fort, wenn dieſe entweder mit einer nur mäßigen Erdſchicht belegt ſind, welche die Anlage unterirdiſcher Wohnungen begünſtigt, oder Ritzen darbieten, welche Zufluchtsorte gewähren.

In der Nachbarſchaft fließender Gewäſſer ſind die Kaninchen ſchlau genug, zur Anlage der Baue ſo hoch über der Waſſerfläche erhabene Orte zu wählen, daß ſie beim ſtärkſten Anſchwellen vor dem Eindringen der Näſſe ſicher bleiben. Auch wird man ihre Wohnungen immer nur in ſolchen Gegenden finden, wo ſie zu keiner Jahreszeit Weide und Aeſung weit ſuchen müſſen.

Nie, oder nur ſelten wohnen ſie tief in den Wäldern, deſto lieber aber in Vorhölzern, oder in Gegenden, die mit Strauchwerk, vorzüglich mit Wachholdergeſtrüppe beſetzt ſind; doch verſchmähen ſie auch die nackteſten nicht, nur muß es an Gelegenheit, hinlänglich ſchützende Baue auszuführen, nicht fehlen.

Je ſtarkzähliger eine Kaninchenkolonie iſt oder wird, deſto mehr vergrößert ſie durch gemeinſchaftlichen Fleiß die ſchon vorhandenen Baue, oder legt neue an und verbreitet ſich weit und ſchnell.

Am Ende der verſchiedenen Röhren nimmt jedes erwachſene Individuum, vorzüglich jedes tragende Weibchen, ſeine beſondere Kammer ausſchließlich in Beſitz.

Durch das häufige Ein= und Auskriechen werden die Hauptröhren am Ausgange immer mehr erweitert, und ſo gleichfalls, obgleich in geringerem Maaße, die Fluchtröhren, ſämmtlich aber verengern ſie ſich in der Gegend der Kammern ſo ſehr, daß nur die kleinſten und ſchmächtigſten ihrer zahlloſen Feinde bis dahin einzudringen vermögen. Einem der gefährlichſten, dem Fuchſe, iſt wenigſtens in ſo fern der Zugang geſperrt, daß es dem ſchwachen ſchüchternen Völkchen nie an Zeit gebrechen kann, durch einen andern Ausgang zu entwiſchen, wenn er ſich die Mühe nehmen will, nachzuarbeiten.

In holzleeren Gegenden bringen ſie den Tag faſt immer im Baue hin, einzelne Fälle ungerechnet; denn zuweilen findet man doch auch da eins im Wieſengraſe, unter Getreideſchwaden und in Sömmerungsfeldern unfern ihrer eigentlichen Wohnung. Iſt dieſe aber mit Buſchwerk umgeben und werden ſie hier nicht zu oft beunruhigt, ſo pflegen ſie bei hellem, freundlichem Wetter, ſelbſt im Winter, nicht zu Baue zu gehen, ſondern drücken ſich unter den dickſten Sträuchern und ſitzen da ſehr feſt; bei ſtürmiſcher, trüber, regnigter Witterung ſuchen ſie auch hier im Baue Schutz.

Aus der Verborgenheit rücken ſie gemeiniglich, ſobald der Abendſtern erſcheint — im Sommer oft noch früher — auf die Aeſung, zeigen aber auch da mehr Sorgfalt für ihre Sicherheit als der Haſe; denn, ehe ſie ſich vom Baue entfernen, blicken ſie, dicht vor der Röhre ſitzend, ſpähend umher *), fliehen beim geringſten Anſchein von Gefahr, nachdem ſie ihre Kameraden durch ſtarkes Aufſchlagen mit den Hinterläufen davon benachrichtigt haben, pfeilſchnell in ſolche zurück, und hüpfen, wenn ſie keine fürchten zu müſſen glauben, erſt gemächlich vorwärts. Mit gleicher Behutſamkeit gehen ſie auch zu Werke, ehe ſie das Holz verlaſſen, und nicht leicht bleibt irgend etwas von ihnen unbemerkt.

Von innern, bürgerlichen Fehden, von Bruder- oder Gattenzwiſt wiſſen die Glieder dieſer volkreichen Republik nichts, in welcher Achtung gegen das Alter, beſonders in einzelnen Familien gegen den Stammvater — wie oben §. 4. ſchon geſagt — zum Grundgeſetz erhoben zu ſeyn ſcheint.

Im Knabenalter trieb ich ſelbſt eine ſogenannte kleine Oekonomie mit Hauskaninchen und mit Vergnügen erinnere ich mich noch heute, daß ich das Meiſte von dem beſtätigt gefunden habe, was in Martini's Ueberſetzung des Büffon, Th. 3. S. 193. u. f. nach der Angabe eines Hrn.

*) Dieſe Vorſichtsmaaßregel wird in der Jägerſprache durch ſichern ausgedrückt.

La Chapt du Moutier ungefähr mit folgenden Worten erzählt wird:

„Bei der ſtärkſten Zunahme der Familie blieben doch auch die ſpäter entſtandenen Väter dem Stammvater gleichſam untergeordnet. Sobald beim Futter oder ſonſt ein Streit entſtand, eilte dieſer ſchnell herbei. Die, welche er im Kampfe überraſchte, wurden hurtig aus einander gebracht und auf der Stelle beſtraft. Daher kam es, daß gewöhnlich gleich beim Anblick des gerechten und ſtrengen Richters alles wieder in Ruhe und Ordnung war."

„Ein anderer Beweis der Herrſchaft des Stammvaters über alle ſeine Nachkommen ergab ſich daraus, daß ſie ſich, wenn ſie zuſammengepfiffen wurden, alle hinter ihm verſammelten und ihm bis vor das ihnen angewieſene Behältniß folgten. Hier ließ er ſie ſämmtlich bei ſich vorbeigehen, und beſchloß dann erſt den Zug."

§. 7.

Wie der Haſe nimmt das Kaninchen Getreide — reifes und grünes, — Blätter der Winter-Oelſaat, Gras, Kräuter, Klee, Kohl und Rüben aller Art, von welchen letztern es die Erde ringsum wegſcharrt, um mehr davon zu genießen, zur Aeſung an; weiß noch beſſer als jener im Winter den Schnee vom Grünen wegzubringen, um deſſen habhaft zu werden, und löſ't zu dieſer Zeit noch emſiger die Schale von den jungen Bäumen ab. Vorzüglich liebt es die der Acacien- und Wachholderſträucher, auch nicht weniger Früchte, Spitzen und Nadeln der letztern. Olivenblätter ſoll es äſen, der Genuß derſelben ihm aber Blutharnen verurſachen.

§. 8.

Ungeachtet, das wilde beſonders, ſich ſelbſt beim tiefſten Schnee ohne beſondere Winterfütterung durchzubringen ſucht; ſo kann doch eine feſte, darüber gezogene Eiskruſte und ſehr heftige Kälte, völlige Ausrottung bewirken, wenn man nicht eben die Mittel anwendet, welche §. 6.

des vorhergegangenen Kapitels angegeben wurden, und ihnen nicht Weizenkleie und Wachholder beifügt.

§. 9.

Außerhalb des Baues ſind die Feinde des Haſen (ſ. §. 7. des vorhergehenden Kapitels) auch die des Kaninchens; innerhalb deſſelben iſt der unverſöhnlichſte, gefährlichſte und mordſüchtigſte das Frettchen.

Dieſes, wie alle übrige kleinere Arten von Raubthieren, welche zur Wieſelgattung gerechnet werden, ſucht es in den engſten und geheimſten Schlupfwinkeln der Baue ſchleichend auf. Gelingt es dem Kaninchen nicht zeitig genug, durch ſchleunige Flucht zu entkommen, ſo iſt es ohne Rettung verloren. Dies weiß die arme, hülfloſe Kreatur aber auch ſo gut, daß ſie, überraſcht, ſich in einen Winkel drückt und klagend ſich würgen läßt.

Schon für den Marder ſind faſt immer die Röhren der Kaninchenbaue zu enge, um ohne Geräuſch und raſch genug eindringen zu können; noch ſeltener erreicht der Fuchs, welcher ohnedies Gelegenheiten genug findet, ſie im Freien zu überliſten, hier ſeinen Zweck.

§. 10.

Die ſo große Vermehrung der Kaninchen macht, daß, wenn ſie irgend gehegt werden, der Schade, welchen ſie Saatfeldern, nicht ganz genau verwahrten Gärten, Baumſchulen und Baumpflanzungen, die in ihrer Nachbarſchaft liegen, zufügen, noch beträchtlicher iſt, als der, welchen die Haſen verüben, um ſo mehr, da ſie ſich weniger in einem Reviere ausbreiten und alle Pflanzen ſo dicht an der Erde abbeißen, daß die ſogenannten Herzblätter und mit ihnen die ganzen Stauden verloren gehen. Deshalb wird auch an einigen Orten für jedes Paar abgelieferte Kaninchenlöffel ein gewiſſes Schieß- und Fanggeld bezahlt, wobei die übrige Benutzung dem Jäger zu gute geht; gemeiniglich aber muß dieſer das Kaninchen abliefern und erhält dafür halb ſo viel Schießgeld als für den Haſen.

Faſt überall iſt es erlaubt, ſie auch in der Schonzeit zu erlegen.

Deſſen ungeachtet ſind ſie da, wo ſie ſich einmal eingeniſtet haben, ſehr ſchwer und ohne Frettchen gar nicht zu vertilgen.

In Frankreich hat man in vorigen Zeiten berechnet, daß, wenn der Werth eines Stücks zwölf bis funfzehn Sous betrage, der Schade, welchen es anrichte, jährlich auf einen Louisd'or zu ſchätzen ſei. Dieſer Berechnung zu Folge glaubte der Prinz Condé die Hälfte des Ertrags ſeiner Güter durch ſie verloren zu haben, ließ ſie deshalb auf alle mögliche Art aufreiben und ſelbſt ihre Baue zerſtören *).

Um dieſe ſonſt ziemlich gut zu nutzende Wildgattung möglichſt unſchädlich zu machen, und um doch das Jagdvergnügen nicht ganz zu verlieren, hat man den Verſuch gemacht, ſie auf einer kleinen Inſel auszuſetzen. Daß dieſe Maaßregel nur da von Nutzen ſeyn kann, wo ein milderer Himmel als der unſrige das Zufrieren des Waſſers nie vorausſetzen läßt, fällt in die Augen.

Das Wildbret der Kaninchen iſt faſt ſo weiß wie Hühnerfleiſch, ſüßlich von Geſchmack, aber trocken; am beſten das der Jungen. Doch wird es von Manchen ſehr geſchätzt und auf vielerlei Art zubereitet. Von vorzüglich gutem Geſchmack ſoll das von ſolchen ſeyn, welche in einer Gegend leben, wo der Boden eher ſchlecht als gut und mit Quendel und andern zarten Kräutern bewachſen iſt; von ausgezeichnetem aber, wenn ſie Hügel und Berge bewohnen, auf denen Wachholderſträucher befindlich ſind.

Eine ganz eigene Benutzungsart iſt mir erſt kürzlich bekannt geworden. Ein niederländiſcher Gutsbeſitzer unterhielt nehmlich einen ungeheuer beſetzten Kaninchenberg mit nicht geringem Aufwande, wollte aber dennoch berechnet haben, daß er dadurch noch Nutzen ziehe, daß er jährlich eine große Menge dieſer Thiere zur Schweinemaſtung an=

*) Martini's Ueberſetzung des Büffon, Th. 3. S. 225.

wendete. Wahrſcheinlich hat der gute Mann nicht daran gedacht, daß die koſtbare Fütterung der Kaninchen auf dem geradern Wege verwendet, ihm mehr eingetragen hätte.

Der Balg gibt als Futter ein brauchbares Pelzwerk; die Wolle oder das Haar davon wird zu feinen Hüten und, mit Seide verſetzt, zu warmen Strümpfen und Handſchuhen *) verarbeitet.

Die engliſchen und moskowitiſchen Bälge werden am meiſten, nach dieſen aber die bologneſiſchen vorzüglich geſchätzt.

Die beſten von den aſchgrauen Hauskaninchen genommenen werden nicht ſelten fälſchlich für Fehen **) ausgegeben, gehalten und bezahlt.

§. 11.

Keine auf Kaninchen anwendbare Art zu jagen gewährt ergiebigere Ausbeute, als das Frettiren. Dieſer Ausdruck iſt von dem dazu erforderlichen Frett oder Frettchen hergenommen.

Ehe ich zum Gebrauch dieſer Thierchen übergehe, halte ich es für nöthig, in dem nächſtfolgenden Paragraphen das Merkwürdigſte aus der Naturgeſchichte und von der Behandlung derſelben mitzutheilen.

Das Frett oder Frettchen (Mustela furo, *Linn.*, Viverra, Ictis bei Neueren) wird nach dem Linnéiſchen und Pennantiſchen Syſteme zu den Raubthieren, nach dem Blumenbachiſchen aber zu den viel-

*) Ob dies beim gemeinen Kaninchen auch der Fall iſt, kann ich nicht mit Gewißheit behaupten. Vorzüglich wird hierzu das Seidenhaſenhaar angewendet.

**) Unter Fehe, Feech, Veh, oder Grauwerk ſind eigentlich die Bälge des grauen kanadenſiſchen oder virginiſchen Eichhorns zu verſtehen, welche man für ein vorzügliches Rauchwerk hält. Das Rückenhaar iſt ſchön aſchgrau in Schwarz ſpielend, das Bauchhaar und das an der Fahne weiß in Grau ſchillernd. Schwarzer Feh heißt daher der Rückentheil, weißer Feh der Bauchtheil. Die Wammen werden Fehwammen (nach Bechſtein Fehbam) genannt und am wenigſten geſchätzt. Siehe Martini's Ueberſetzung des Büffon 3. Th. S. 227. Nach Bechſtein liefern alle nördlichen Gegenden dieſes Grauwerk.

zehigen, nagenden Thieren gerechnet, und iſt eine Art der Gattung Wieſel. Auch hat es mit dieſem und dem Iltiß große Aehnlichkeit, iſt aber keineswegs eine Abart von einem oder dem andern, ſondern eine für ſich beſtehende Säugthierart. Es ſtammt urſprünglich aus der Barbarei her, wo es auch jetzt noch wild gefunden und Nimſe genannt wird. Als dort die Spanier, in deren Vaterlande die Kaninchen ſich über alle Beſchreibung vermehrt hatten, es als Erbfeind derſelben kennen lernten, brachten ſie Männchen und Weibchen mit herüber, ſuchten ſie eingeſchränkt zu erhalten, zogen Junge davon, und wendeten ſie mit Vortheil zur Verminderung der ihnen läſtigen Kaninchen an. Kaum erfuhr man dies in andern Ländern, wo man deren zu eben dem Zwecke bedurfte, ſo ſuchte man ſich auch in den Beſitz derſelben zu ſetzen, und jetzt findet man ſie bei den meiſten Jägern unſrer Gegend, die wilde Kaninchen auf ihren Revieren haben.

Das Frettchen zeichnet ſich durch hellrothe Augen aus. Der ganze Balg iſt auf dem Grunde, wie beim Iltiß, mit gelber Wolle belegt, aus welcher ſich langes, ſtachliches, von der Wurzel herauf blaßgelbes, an der Spitze weißgefärbtes Haar erhebt *).

Die Körperlänge des Männchens beträgt 14 bis 15″, die des Schwanzes 7″, die Höhe 7 bis 8″. Das Weibchen iſt beträchtlich kleiner.

Es iſt länger und geſtreckter gebaut als der Iltiß. Sein ſchmaler Kopf geht in einer ſpitzigen Schnautze und einem fleiſchfarbenen Näschen aus; die weit aus einander und aufgerichtet ſtehenden Lauſcher ſind kurz und abgerundet; die Zehen der niedrigen Läufe gehen in weißen Fängen (Krallen) aus.

Das Gebiß iſt ganz wie beim Iltiß; in Rückſicht der

---

*) Als Farbenvarietäten, die beſonders unter den Böcken (Männchen) gewöhnlich ſeyn ſollen, ſind die zu bemerken, welche weiße Zeichnung am Kopf- und kaſtanienbraune Spitzen am Rückenhaar haben; auch noch andere, welche mit dieſen Farben geſcheckt ſind. Beide Arten hält man für Baſtarde vom Iltiß und Frett.

Rippenzahl hingegen findet bei dieſen ſonſt, wie es ſcheint, nahe verwandten Thierarten einige Verſchiedenheit Statt; denn das Frett hat funfzehn Rippen, der Iltiß aber, wie jeder andere Marder nur vierzehn.

Es kann ſich nicht eben ſchnell bewegen und erſcheint im Freien faſt nicht anders als mit hochgekrümmtem Rücken; im Baue aber dehnt es ſich lang aus und dringt ſo durch die engſten Röhren der Kaninchenbaue bis zu den Kammern ein. Der Sinn des Geruchs ſcheint der ſchärfſte zu ſeyn, und faſt immer iſt das Näschen in ſchniffelnder Bewegung.

Wie alle Raubthiere iſt es mit Mordſucht, beſonders aber, wie der Marder, mit Blutdurſt erfüllt. Unbarmherzig fällt ſelbſt das junge unerfahrne einem ihm vorgehaltenen Kaninchen ins Genick, berauſcht ſich gleichſam durch den Schweiß, welchen es ausſaugt, ſchläft, wie das Alte, darüber ein, und erwacht oft erſt wieder nach fünf bis acht Stunden *). Ueberhaupt verſchläft dieſe Thierart den größten Theil ihrer Lebenszeit. Iſt ſie aber einmal wach und nicht zu enge eingeſchränkt, ſo neckt ſie ſich gern mit ihres Gleichen ſpielend herum. Immer falſch ſtellt ſie ſich zwar recht freundlich und zuthulich gegen Bekannte, beißt aber ſelbſt ihren Wohlthäter oft hinterliſtig und derb in die Finger. Je häufiger ſie rohes Fleiſch und beſonders Blut genießt, deſto hämiſcher und boshafter wird ſie, vorzüglich gleich nachher.

Es gibt, wenn es ruhig iſt, einen ſchwach murrenden Laut aus, bei ſchmerzlichen Empfindungen aber einen hell kreiſchenden.

Zweierlei Krankheiten koſten vielen dieſer, in ihrer Art ſo brauchbaren Kreaturen das Leben: die Auszehrung nehmlich und der Durchfall. Die Grundurſache beider liegt gewöhnlich in nicht vollkommen angemeſſener Fütterung und Wartung. Erſtere iſt immer tödtlich und zwar gleich in den erſten vier, fünf Tagen, auch iſt mir

*) Von dem von einigen Schriftſtellern angegebenen 24ſtündigen ununterbrochenen Schlafe habe ich nie ein Beiſpiel erlebt.

kein Mittel dagegen bekannt; die letztere würde, nach Bechſtein, vielleicht durch folgendes zu heben ſeyn: Man nehme

Bohnenmehl und Siegelerde oder einen Theelöffel voll Magnesia alba, koche daraus einen Brei und gebe ſolchen dem Thiere früh nüchtern zu freſſen.

Die Frettchen begatten ſie jährlich zweimal *). Während der Ranzzeit bemerkt man einen ziemlich ſtarken Biſamgeruch. Das Weibchen ſucht das Männchen mehr, als es von dieſem geſucht wird, geht ſechs Wochen tragend und muß, wenn die Werfzeit herannaht, in einem mit Heu gut ausgefütterten Behältniß allein eingeſperrt werden. Hier bringt es jedesmal fünf bis neun Junge, welche vierzehn Tage bis drei Wochen blind bleiben, nicht ſelten aber gleich nach der Geburt von der Rabenmutter ſelbſt aufgefreſſen werden. Haben ſie vier Wochen geſogen, ſo kann man das Alte wieder zu den erwachſenen Frettchen bringen, die Jungen aber bei Semmel und Milch aufziehen. Nur hüte man ſich, den Fraß ſauer werden zu laſſen.

Die Frettchen halten in unſerm Klima im Freien nicht aus, ſondern müſſen in einem im Winter mäßig erwärmten Aufenthaltsorte gut gepflegt werden. Vorzüglich ſehe man immer auf Reinlichkeit, weil dies zur Erhaltung derſelben und zur Verminderung des ſonſt ſehr übeln Geruchs beiträgt. Gewöhnlich verwahrt man ſie paarweiſe in Tonnen, Kiſten, oder mit Drath vergitterten Käfigen, und bereitet ihnen in dieſen ein Lager von Werg, Heu oder Stroh.

*) Man will behaupten, daß ſie ſich gern mit dem Iltiß vermiſchen. Die dadurch entſtehenden Baſtarde ſollen aber weniger brauchbar ſeyn, als die reine Race. Ob dies alles ſich ſo verhalte, kann ich aus Erfahrung nicht ſagen. So viel aber weiß ich, daß beide Thierarten nicht immer gute Freunde ſind; denn, kaum hatte ich einſt mein Frettchen in einen ſeichten Bau gelaſſen, als ſich in demſelben ein unmäßiges Gepolter und ſonderbares Geſchrei erhob. Beim augenblicklichen Einſchlagen fanden wir, daß das Frett ſich ſchon feſt im Genick eines Iltiß verbiſſen hatte. Woher mochte es wohl kommen, daß der letztere, welcher ſtärker und eben ſo gewandt als jenes iſt, doch gleich die Flucht ergriff und von dieſem überwunden ward? —

Hätte man mehrere, ſo können ſie allenfalls in einer Stube beiſammenwohnen, in ſo fern man nur jedes hitzige Weibchen mit einem Männchen abgeſondert zuſammenbringt und das erſtere, wenn es hochtragend iſt, abſperrt; doch mag bei dieſem Verfahren wohl die Schüchternheit vermehrt werden.

§. 12.

So nützlich auch für die Erhaltung der Frettchen eine, vorzüglich aus rohem, zarten Fleiſche beſtehende Nahrung ſeyn mag; ſo glaube ich doch der, welche ſich auf Semmel, weißes Brod und Kleie, in Milch geweicht, einſchränkt, und nur zuweilen mit kleingeſchnittenem, gekochtem Hühner-, Tauben- und Kalbfleiſche abwechſelt, den Vorzug geben zu müſſen. Einmal, weil dieſes Futter ihre Mordſucht nicht erregt, und dann, weil ſie bei demſelben gewiß zahmer werden, woran allerdings nicht wenig gelegen iſt. Sollten ſie auch Honig freſſen, ſo würde ich doch nicht rathen, ihn zu geben, weil er ihnen, wie man ſagt, ſchädlich iſt. Reicht ihnen der, welcher ſie in der Folge gebrauchen will, jedesmal den Fraß ſelbſt und nie eher, bis ſie ſich auf einen willkührlichen, aber unveränderlichen Ruf nähern; ſo gewöhnen ſie ſich bald ſo an ihn, daß er ſie aufnehmen und tragen kann, wohin er will. Ich ſelbſt hatte ein Paar, die auf den erſten Pfiff zu mir eilten, und, wenn ich ihnen ihr Schüſſelchen etwas hoch vorhielt, aufwartend, wie die Hunde, daraus fraßen. Andere habe ich gekannt, welche, wenn ihr Herr vor dem Baue, in dem ſie arbeiteten, pfiff, ſelbſt dann ſogleich herauskamen, wenn man ſchon glaubte, ſie wären eingeſchlafen.

§. 13.

Sollen die Frettchen ihrer natürlichen Neigung und Beſtimmung zu Folge zur Kaninchenjagd gebraucht werden; ſo iſt auf Jahreszeit, Lage der Baue, Witterung und Tageszeit gehörige Rückſicht zu nehmen.

Nur die Zwiſchenzeit von der Mitte des Monats

Oktober bis zu Ende Februars iſt eigentlich zum Frettiren ſchicklich, weil während derſelben in der Regel nicht zu fürchten iſt, daß das Frettchen junge Kaninchen finde, und dann durch das Würgen derſelben ſich zwar Genuß und Vergnügen, dem Jäger aber Verdruß und Langeweile mache. Zwar gibt es Mittel, dieſe Unannehmlichkeit, welche ſich auch wohl in der angegebenen Zeit, mit alten ereignet, zu verhüten; aber durch Anwendung derſelben zieht man ſich in der That oft neue und größere zu. Mehr über dieſen Gegenſtand im 15ten Paragraph.

Auf Bauen, welche im Holze liegen, darf man bei hellem Sonnenſchein nicht eher frettiren, bis die Kaninchen vorher durch Hunde oder Menſchen hineingetrieben worden ſind. Hier ſchicken ſich kalte, trübe, aber trockne Tage überhaupt am beſten zu dieſer Jagd; naſſe, ſtürmiſche weniger, weil an ſolchen theils das Frettchen oft ohne weitere Veranlaſſung in einer Röhre liegen bleibt und einſchläft, theils die Kaninchen nicht ſo ſchnell vor ihrem Feinde fliehen, und alſo leichter von ihm beſchlichen werden.

Befinden ſich hingegen die Baue im Freien, ſo wählt man lieber heitere und kalte Witterung, weil bei ſolcher das Frettchen am munterſten iſt.

Immer und überall ſind die Morgenſtunden ſchicklicher zum Frettiren, als die Nachmittage; denn bliebe im erſten Falle auch ein Frettchen im Baue, ſo würde es doch vor Abends wieder herauskommen.

§. 14.

Ehe man mit dem Frett ausgeht, muß es zwar ſo viel Futter bekommen, daß es Hunger nicht mehr noch, als Natur zum Morden reizt; nur hüte man ſich, es zu überſättigen, weil es ſonſt träge wird und ſo in der erſten beſten Röhre, auch ohne ein Kaninchen gewürgt zu haben, liegen bleibt.

Dann bringt man zwei oder drei Stück, möglichſt gezähmte, in einen mit Moos oder Werg ausgelegten Kaſten, nimmt ein oder zwei Kaninchen- oder Haſen-

garne, nebſt Forkeln und eine hinlängliche Anzahl Decknetze*), ingleichen einen Spaten, und begibt ſich, in Geſellſchaft der Theilnehmer an der Jagd, auf einen Hauptbau.

Nachdem die am wenigſten bekrochenen Röhren mit Holz oder Säcken verſtopft ſind, werden Garne recht buſenreich und fallbar um den ganzen Bau hergeſtellt, jede der offenen Röhren aber belegt man mit einem Decknetze. Hierauf nimmt man ein Frettchen aus dem Kaſten, läßt es in die Hauptröhre, und zieht auch über dieſe ein Decknetz.

Sobald das unter der Erde wohnende Kaninchenvolk ſeinen Erbfeind bemerkt, wird er durch ein ſtark hörbares Poltern ſeine Unruhe verrathen und ſich durch die Flucht zu retten ſuchen, jedes einzeln herausfahrende Kaninchen ſich in den Decknetzen verwirren, oder in die Garne laufen. Die Gefangenen nimmt man ſo ſchnell als möglich aus und nickt ſie, ſtellt und legt die Netze wieder ordentlich, bis endlich, wenn der Bau leer iſt, das Frettchen auf eine von den Röhren herauskommt. Man gebe genau Acht hierauf, damit es gleich aufgenommen werden kann; denn ſonſt kehrt es um und pflegt der Ruhe nach Bequemlichkeit. Auch laſſe man das nehmliche Frett nicht in einen andern Bau, ſondern immer ein friſches, oder wenigſtens ausgeruhetes. Wer ſich bei dieſer Gelegenheit den Spaß machen will, Kaninchen zu ſchießen, der laſſe die Garne etwas weiter abwärts ſtellen und nicht alle Röhren verdecken. Zwiſchen den offnen ſtelle er ſich dann ſo an, daß er ſie alle überſehen und beſchießen kann, ohne einem Menſchen Schaden zu thun.

---

*) Die Kaninchengarne werden eben ſo geſtrickt, wie die Haſengarne, nur aus feinerm Bindfaden und über etwas ſchmälere Bretchen, damit die kleinern Kreaturen nicht durchfahren können. Will man ſich der Haſengarne bedienen, ſo muß man ſie buſenreicher als gewöhnlich ſtellen.

Die Decknetze knüttet man wie die Kaninchengarne, ſo daß ſie 4 bis 5′ im Quadrat halten. In jeder Ecke wird ein 6 bis 8″ langer Bindfaden und an dieſem eine Bleikugel befeſtigt.

§. 15.

Viele, die ſich mit dem Frettiren abgeben, pflegen dem Fretchen ein ledernes Maulkörbchen umzuſchnallen, oder ihm einen kleinen Knebel durch das Maul zu ziehen, und eins wie das andere am Halſe und Kopfe zu befeſtigen. Allerdings wird dadurch das Würgen und das Einſchlafen, welches, wie ſchon geſagt, unmittelbare Folge des Blutſaugens iſt, gewiß verhindert; aber deſto mehr ſcheint die natürliche Trägheit dieſes Thieres durch das Gefühl der Unmöglichkeit, ſeine inſtinktmäßige Mordſucht zu befriedigen, genährt zu werden, und oft rächt es ſich dann durch langes Außenbleiben.

Beſſer iſts, ihm ein ſchmales Halsbändchen, an welchem ein Paar ganz kleine Schellen befeſtigt ſind, anzumachen. Durch den Klang derſelben werden die Kaninchen aufmerkſam und früh genug rege; und dennoch kann der Eifer des Fretts nicht erkalten, weil es ſeine Kraft auf keine Weiſe beſchränkt fühlt.

Beide angegebene Maaßregeln ſind jedoch in Bauen, wo der Boden mit kleinem Gewürzel durchwachſen iſt, deshalb gefährlich, weil das Frettchen mit dem Halsbändchen oder Maulkörbchen an einer Wurzel hängen bleiben kann, und ſo im Baue umkommen muß, wenn, wie faſt immer, Ausgraben unmöglich wird.

Am ſicherſten und auf die unſchädlichſte Art wird dem Würgen, wozu beſonders die Männchen geneigt ſind, vorgebeugt, wenn man die eigentlichen Fänge (Eckzähne) mit einer Zange verbricht, oder ſie abfeilt. Daß dies mit Vorſicht geſchehen müſſe, und nicht wohl anders bewerkſtelligt werden könne, als unter Anwendung eines dem zu Anfang dieſes Paragraphens erwähnten ähnlichen Knebels, darf ich wohl kaum erwähnen.

Tritt indeſſen dennoch zuweilen der unangenehme Fall ein, daß ein Frettchen im Baue bleibt, ſo iſt das einfachſte Mittel, ſich vor dem Verluſte deſſelben, wenn es ſich mit den Händen leicht fangen läßt, zu hüten, auch das beſte. Der, welcher es gewöhnlich füttert, bleibe nehmlich ſo lange auf dem Baue, bis es freiwillig heraus-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

kommt, und nehme es dann augenblicklich in Verwahrung. Gut iſts nächſtdem, wenn bei einer ſolchen Gelegenheit die Netze nicht eher weggenommen werden, bis man das Frett wieder hat, damit es, vorzüglich im Holze, ſich nicht unbemerkt wegſchleichen könne.

Nicht ſelten ſieht man es nicht gar weit hinten in der Röhre liegen. Iſt es dann an das Heranpfeifen zum Futter, oder an einen gewiſſen Namenruf gewöhnt, ſo kommt es meiſtentheils heraus, wenn man ihm das bekannte Zeichen zur Annäherung gibt; außerdem binde man ein lebendes oder verendetes Kaninchen feſt an das Ende einer Stange, welche bis an das ſchlafende Frettchen reicht. Beim Vorhalten dieſes Leckerbiſſens erwacht es ſogleich, fährt voller Begierde zu und verbeißt ſich ſo feſt, daß es, daran hängend, herausgezogen werden kann.

Hat es ſeine Lagerſtätte im Hintergrunde oder in einer Kammer des Baues genommen und erlaubt die Tageszeit oder irgend ein anderer Umſtand das Warten auf dem Baue nicht; ſo verſtopfe man die Fluchtröhren, mache am Ausgange jeder Hauptröhre ein Lager von Moos oder Heu, und verſetze ſie vor demſelben mit einem Steine, oder auf andere Art. Wird nun in Zwiſchenräumen von zwei zu zwei Stunden der Bau wiederholt beſucht, ſo findet man das Frett gewöhnlich ſchlafend auf einem Lager.

Gefährlich und alſo durchaus verwerflich iſt jeder Verſuch des Ausräucherns.

§. 16.

Zufällig wird man auf der Haſenjagd bei der Suche nicht ſelten da Kaninchen zu ſchießen Gelegenheit finden, wo ſie ſich einmal eingeniſtet haben, und hierdurch, wie durch andere tägliche Erfahrungen widerlegt ſich die alberne Sage: daß dieſe aus der von ihnen bewohnten Gegend die Haſen ganz vertrieben. Nur ganz in der Nähe der Baue wird man keinen Haſen im Lager antreffen, weil es ihm da zu unruhig hergeht.

Der gute Hühnerhund muß eben ſo vor dem Kaninchen wie vor dem Haſen ſtehen und wird dabei auch faſt

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

immer die nehmliche Poſitur annehmen. Das Benehmen des Jägers weicht nicht im geringſten von dem ab, was darüber bei der Haſenſuche geſagt worden iſt *).

§. 17.

Außer dem Frettiren gibt es keine ſicherere und bequemere Art, den Kaninchen Abbruch zu thun und ihrer grenzenloſen Vermehrung Schranken zu ſetzen, als den Anſtand.

Nach Maaßgabe der §. 6. bemerkten Zeit, wenn, und der Art, wie ſie aus den Bauen oder aus dem Holze auf die Aeſung rücken, beſtimmt ſich das dabei zu Beobachtende von ſelbſt. Denn, es iſt einleuchtend, daß man ſich, wenn die Baue im dichten jungen Holze befindlich ſind, nicht an oder auf denſelben anſtellen kann; einmal, weil man von ſechs kaum eins auf den vielen Röhren zu Geſicht bekommen würde; dann aber auch, weil man ſich bei aller Vorſicht nicht hinlänglich verbergen könnte, und ſo gewiß einem oder dem andern von den unbemerkt herausſchlüpfenden beim Sichern in die Augen fiele, dies aber gewiß nicht ermangelte, Allarm zu ſchlagen, mit ſeinen Kameraden in die Verborgenheit zurückzueilen und dort mit ihnen ſo lange zu verweilen, bis ſie, unter dem Schutze der Dunkelheit zur Befriedigung ihrer Aeſeluſt **) gemächlich und ohne Gefahr befürchten zu dürfen, das Freie ſuchen können.

Der Anſtandsort wird alſo unter ſolchen Verhältniſſen mit beſſerm Erfolge an dem Holzrande zu wählen ſeyn, welcher der Weide am nächſten iſt. Aber auch da nehme man den guten Wind genau wahr, verberge ſich ſo vorſichtig als möglich hinter einem Baume oder in einem ausgeäſteten Strauche, ſtehe unbeweglich ſtill und verſuche es nicht, früher das Gewehr an den Backen zu nehmen,

---

*) S. §. 23. des vorigen Kapitels.

**) Man glaubt es wohl ohne Verſicherung, daß ich mir etwas darauf zu Gute thue, die Jägerſprache mit einem neuen Ausdrucke bereichert zu haben! — ? —

bis man vor dem ſcharfen Blicke des ſchlauen Thierchens ſicher iſt.

Im hohen Holze könnte man, gut verdeckt ſtehend, in der Nachbarſchaft der Baue bleiben, auch gleich ſchießen, wenn eins herausrückte und dabei den Kopf vom Schützen abwärts gewendet hätte; aber nur zu oft möchte der Fall ſich ereignen, daß es nach dem Schuſſe nicht gleich endete und in eine Röhre zurückfiele. Dadurch ginge es dann nicht nur verloren, ſondern öftere Fälle der Art könnten wohl gar dazu beitragen, daß eine ganze Familie den Bau verließe.

Im Freien hingegen, wo die Baue gemeiniglich an Hügeln und Abhängen ausgeführt ſind, würde man eine oben über denſelben befindliche Vertiefung benutzen, oder Schießlöcher eingraben, oder kleine Schirmchen von belaubtem Holze anbringen müſſen, um ſich bei gutem Winde auf eine oder die andere Art verſtecken zu können. Hier bliebe aber freilich kein anderer Ausweg übrig, als den Moment zum Schuſſe zu benutzen, wenn ein Kaninchen die Röhre verläßt.

§. 18.

Iſt die Witterung ſo beſchaffen, daß die Kaninchen, im Holze vermuthlich außer dem Baue ſitzen, ſo kann auch mit Erfolg ein Treiben gemacht werden; nur muß man vorher die Röhren, der Hauptbaue wenigſtens, verſtopfen. Gern wählt man zum Anſtellen der Schützen die Wechſel von einem Baue zum andern und Wege, welche das Holz durchſchneiden. Sind nun den Kaninchen alle Ausſichten benommen, einfahren zu können; ſo drücken ſich die, welche durchkommen, gleich wieder im nächſten Dickicht.

Das Treiben ſelbſt muß kurz gefaßt und mehreremal wiederholt werden; auch müſſen die Treiber brav hin und her gehen, an die Sträucher klopfen und, vorzüglich beim Repetiren, laut ſeyn.

Auf dieſe Weiſe kann man ſich und andern auf einem kleinen Bezirk Stunden lang ein den Liebhaber ſehr unterhaltendes Jagdvergnügen machen, mit welchem zugleich

noch die unvergleichlichſte Uebung im Schnellſchießen verbunden iſt.

§. 19.

Hühnerſchrot, auch Nr. 4. genannt, iſt das anwendbarſte zur Kaninchenjagd.

§. 20.

Die erlegten Kaninchen werden, wenn ſie nicht gleich auf den Schuß verenden, genickt, dann eingeheßt, ausgeworfen und endlich geſtreift, wie der Haſe; ſ. §. 52. des vorhergehenden Kap.

Drittes Kapitel.

Vom Biber.

Castor Fiber, (*Linn.*) *).

---

§. 1.

Unter allen Haarwildsgattungen iſt es der Biber allein, bei welchem der Schwanz dieſe Benennung auch in der Jägerſprache behält.

Er brunftet, indem er ſich begattet **); er bringt Junge. Seine künſtlich gebaute Wohnung heißt Burg,

---

*) Bechſt. Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. 1. K. 24., v. Wildungens Taſchenb. 1807.

**) Der Verfaſſer kann denen, welche den Biber zu den Raubthieren zählen, nicht beipflichten, und ſchon deshalb den bei dieſen gewöhnlichen Ausdruck ranzen nicht billigen. Auch ſchickt er ſich, wie jeder andere bei der kleinen Jagd auf das Begattungsgeſchäft anwendbare, für den Biber, der ſich durch Mäßigkeit bei Ausübung deſſelben vor allem Haarwilde auszeichnet, um ſo weniger, da man mit demſelben die Idee von überſtarkem Begattungstriebe zu verbinden pflegt.

Bau hingegen die, welche er auf längere oder kürzere Zeit am Ufer der Gewäſſer ohne weitere Vorbereitung da wählt, wo er einen ruhigen, verborgenen, ſchicklichen Platz dazu findet.

Der Ort, wo er das Land betritt, wird der Ausſtieg, der aber, wo er ruhig ins Waſſer ſteigt, der Einſtieg genannt.

Er fährt oder fällt ins Waſſer, wenn er im Baue, in der Burg oder auf dem Lande aufgeſchreckt wird.

Er geht nach ſeiner Aeſung und ſchneidet Stangen ab.

Kommt er, noch nicht verendet, in die Gewalt des Jägers, ſo wird er todtgeſchlagen; dann geſtreift.

Manche Jäger bedienen ſich der Ausdrücke Balg und Fell als ſynonym; letzter ſcheint, als ſonſt in der Jägerſprache verpönt, verwerflich zu ſeyn, erſter beſſer durch Haut erſetzt werden zu können.

§. 2.

Der Biber wird ſonſt auch Caſtor, Erd- oder Landbiber, auch gemeiner Biber *) genannt.

Linné und Pennant zählen ihn den Nagethieren bei; von Blumenbach wird er zu der Ordnung gerechnet, welche Säugthiere mit kurzen Schwimmfüßen enthält.

Nach dem neuen Pariſer Syſtem macht er eine eigene Gattung in der ſechsten Unterordnung der vierten Ordnung der vierfüßigen Säugthiere aus. (S. T. B.)

§. 3.

Er wird in ganz Europa gefunden, ſelten jedoch in den ſüdlichen Theilen; einzeln in unſern Gegenden; ge-

*) Wahrſcheinlich zum Unterſchiede von der Biberratte (Castor muschatus) und von der Zibethratte (Castor zibethicus). Beide Thierarten ſind in unſerm Welttheile nicht einheimiſch und gehören deshalb in dieſes Werk nicht.

ſellſchaftlich ſchon, obgleich in geringer Zahl, in den nördlichen bis nach Lappland hinauf. Häufiger und in ſtärkern Kolonien vereinigt, trifft man ihn im ruſſiſchen Aſien, in Menge aber in Nordamerika an.

Seine Körperlänge beträgt 2′ und 4 bis 6″, den Schwanz ungerechnet. Dieſer iſt 11 bis 12″ lang, oben am Leibe 4 bis 5″, in der Mitte 5 bis 6″ breit.

In der Höhe hält der Biber 1′ 2 bis 3″, in der ſtärkſten Breite 12 bis 15″, im Gewicht 40 bis 60 Pfund.

Der kurze, ſtarke, zuſammengedrückte, mit kurzem ſtruppigem Haar dicht beſetzte Kopf geht in einer ſtumpfen wulſtigen Schnautze aus, welche inwendig mit ſechzehn Backen- und vier Schneidezähnen bewaffnet iſt. Letztere ſind faſt wie beim Eichhorn geſtaltet, keilförmig nehmlich und oben wie ein Meißel geſchärft. Die beiden obern haben auf der innern Seite hinter der Schärfe eine kleine Rieſe und 10‴ Länge, die untern ſind 1″ lang, ſeitwärts etwas aus einander gekrümmt und ſo geſtellt, daß die oberen ſich gleichſam in die Kimme hineinſchieben können. Sie ſind bei jüngern Bibern ſo rein und weiß von Farbe, wie das beſte Elfenbein, bei ältern geblich, auch ſo feſt und glaſirt, daß eine ordinäre Feile darauf nicht greift. Braun iſt die Farbe der kleinen Seher, welche faſt wie an der Fiſchotter liegen. Die kurzen abgerundeten Lauſcher ſtehen nur wenig über das Kopfhaar hervor.

Der Hals iſt kurz und ſtark, der Leib überall dick, hinten noch etwas mehr als vorn, der Rücken gewölbt.

Schneidet man das Hintertheil (den Schwanz) eines dritthalb- bis dreipfündigen Karpfen rund ab und legt ihn auf eine Seite; ſo wird man dadurch die Form und gewöhnliche Stellung des, am äußerſten Ende abgerundeten, platten, nur in der Mitte etwas gewölbten Schwanzes ziemlich treffend ſich verſinnlichen können. Dieſer den Biber vor allen Säugthieren ſo beſtimmt auszeichnende Theil iſt vom Leibe abwärts ungefähr 3″ breit behaart,

ſonſt überall mit ſechseckigen, bläulich-blaßbraunen Schuppen belegt, zwiſchen welchen kurze, borſtige Haare einzeln hervorſtehen. Werden die Schuppen mit einem Meſſer weggenommen, ſo ſieht man den Abdruck ihrer Form, wie bei den Fiſchen, auf der fiſchähnlichen damit bedeckten Subſtanz. Sie ſind beinahe $\frac{1}{8}''$ dick und fühlen ſich pergamentartig an.

Die Vorderläufe ſind kurz und ſtark wie am Dachſe; die Füße ſtehen einwärts und haben fünf getrennte, mit gekrümmten Krallen bewaffnete Zehen.

Etwas länger ſind die Hinterläufe, deren unbehaarte Füße faſt wie die des Schwanzes geſtaltet, gleichfalls einwärts geſtellt und mit ſchwarzgrauer glatter Haut überzogen, die daran befindlichen fünf ziemlich langen Zehen, von welchen die vierte zwei Krallen zu haben ſcheint, durch Schwimmhäute verbunden.

Durch die Fortſchritte, welche in der vergleichenden Anatomie in der neueſten Zeit gemacht worden ſind, gelangte man zu genauern Aufklärungen über die Beſchaffenheit der innern Theile dieſes in vieler Rückſicht merkwürdigen Thieres.

Der Verfaſſer, gegenwärtig in einer Gegend lebend, wo er, Unterſuchungen ſelbſt anzuſtellen, keine Gelegenheit finden konnte, liefert demnächſt das auszugsweiſe, was Oken in ſeiner Zoologie Abth. II. S. 879 und 880 hierüber ſagt; nehmlich:

„Speicheldrüſen bedecken den ganzen Hals. Der Magen ſonderbar, $1'$ lang, $4''$ breit, faſt in zwei getheilt, ſo dünne, daß er durchſichtig iſt; ohne Drüſen, aber zwiſchen der Sehnen- und Fleiſchhaut eine Lage von je 2 bis $3'''$ weiten, an die Sehnenhaut befeſtigten Bläschen — 100 an der Zahl. Sie nehmen einen Raum ein von $3''$. Ihre in zwölf Ausführungsgänge zuſammenlaufenden Stiele öffnen ſich in den Magen. Sie enthalten nach dem Tode des Thiers eine Art Gallert, welche vielleicht als Magenſaft dazu dient, aus den unverdaulichen Aeſungsmitteln (ſ. §. 8.) — meiſt Holzrinden, welche als ſolche wieder abgehen — Nahrungsſäfte abzuſcheiden. Die

Därme ſind 20′ lang, wovon der Dickdarm 5′, der ſichelförmige Blinddarm 2′ 6″ wegnimmt. Ruthe, Scheide und Harnröhre öffnen ſich in eine Kloake, ſo daß von außen das Geſchlecht nicht zu erkennen iſt, denn Ruthe und Hoden liegen in einem hohlen Muskel unter und an dem Maſtdarme. In dem hohlen Muskel ſeitwärts liegen auch bei beiden Geſchlechtern vier Beutel, von denen die zwei obern 3″ lang, 1½″ dick ſind und zuſammen zwei Unzen wiegen. (Sie ſind beim Männchen nicht ſelten größer und gewichtiger, beim Weibchen kleiner und leichter. Anm. d. Verf.) Sie enthalten eine harzige Materie, das Bibergeil (Castorium) — eingetrocknet als officineller Artikel bekannt. — Die zwei untern Beutel, nicht viel kleiner als die obern, enthalten eine ölige Flüſſigkeit. Dieſe iſt es eigentlich, welche zu manchen Raubthierwitterungen verwendbar iſt; darüber aber, wozu ſie, wie das Bibergeil — man laſſe durch den Namen zu einem Trugſchluſſe ſich nicht verleiten — dem Thiere ſelbſt diene, weiß man nicht, — zum Erwecken des Appetits gewiß nicht. Die Scheide liegt nicht in dem Hohlmuskel; die Geſchlechtstheile des Biberweibchens ſind denen der Häſin ähnlich. Von den vier Zitzen deſſelben ſtehen zwei auf dem Bruſtmuskel zwiſchen der zweiten und dritten Rippe; 4″ vor dieſen am Halſe die andern zwei. Das Becken außerordentlich groß, (faſt) von gleicher Länge mit der Bruſt. Die Rippen ſchwach. Unter der Haut eine 8 bis 10‴ dicke Fettlage, die ſich jedoch nicht über den Rücken verbreitet. Der Hautmuskel ſehr ſtark.“

Ueber den ganzen Körper dieſes ſonderbaren Thieres (den Kopf ausgenommen, deſſen ſtruppige Bedeckung ſchon oben erwähnt ward) bis zu den glatten Schwimmfüßen an den Hinterläufen und bis zur Schwanzwurzel verbreitet ſich zweierlei Haar, kürzeres wolliges nehmlich, welches ſeidenartig weich und bräunlichgelb iſt, auch die Grundbekleidung der Haut ausmacht, und längeres, feſtes, ſtarkes, welches über jenes emporragt, kaſtanienbraune Farbe und ſehr vielen Glanz hat.

Wie bei den allermeiſten Wildarten findet man auch

bei dieſer mancherlei Farbenvarietäten *). Dahin gehört:

1. der Biber, an welchem nach d'Aubenton das längere Haar von der Wurzel bis zu zwei Drittheilen der Länge aſchfarben, übrigens rothbraun, das kürzere hingegen auf dem Rücken ganz aſchfarben, am Bauche aber perlgrau war;
2. der ganz weiße;
3. der weiß und grau gefleckte;
4. der weiße, rothgeſchimmelte;
5. der dunkelbraune. Die letztere Auszeichnung findet deſto mehr und häufiger ſtatt, je weiter gegen Norden er einheimiſch iſt, ſo daß man in den nördlichſten Gegenden, obwohl ſelten,
6. faſt ganz ſchwarze findet.

Zu ſchnellen Bewegungen auf dem Lande iſt freilich der Bau dieſes Thieres nicht eingerichtet; es geht vielmehr nur langſam mit den Hinterläufen wacklich, faſt wie die Ente. Man will behaupten, es könne auf dieſen aufgerichtet auch fortkommen, dabei zwiſchen den Vorderläufen ſogar etwas tragen. In unſern Gegenden möchte der Weidemann wohl nicht leicht Gelegenheit finden, von der Wahrheit oder Unrichtigkeit dieſer Angabe ſich überzeugen zu können.

Im Schwimmen gibt der Biber der Fiſchotter nichts nach, kann indeſſen weniger lange hinter einander unter dem Waſſer aushalten und ſteckt deshalb faſt immer die Naſe, aber auch nur dieſe, heraus, um Luft zu ſchöpfen. Den Schwanz ſoll er beim Schwimmen ſo wenden können, daß die ſcharfen Kanten ober= und unterwärts gerichtet ſind, auch deſſen ſich zum Steuerruder bedienen. Mag nun auch dies nicht ganz erwieſen ſeyn, ſo iſt es doch unbeſtreitbar, daß er, bei drohender Gefahr ins Waſſer fahrend, in demſelben Augenblick mit dem Schwanze einen derben, laut klatſchenden Schlag darauf thut; vorzüglich dann

*) Bei uns, wo dies Thier an ſich ſelten iſt, muß natürlich dieſer Fall es noch mehr ſeyn, und nur da, wo es häufig wohnt, konnte man dergleichen Beobachtungen zu machen Gelegenheit finden.

wenn mehrere ſeines Gleichen in der Nähe ſind — wahrſcheinlich alſo zum Rettungszeichen. —

Seine Sinne, beſonders die Witterungs-Werkzeuge (der Geruch) ſind ſehr fein organiſirt und des leiſeſten Eindrucks empfänglich.

Zum Theil aus eigener Erfahrung bekannt mit der Geſchicklichkeit dieſes Thieres in Anwendung ſeiner Fähigkeiten zu mechaniſchen Verrichtungen, mit ſeiner Erfindungskraft, mit ſeiner ungemeinen Vorſichtigkeit, die unter anderm auch daraus hervorgeht, daß es, bei dem Gefühl des Mangels an Kraft, auf der Erde ſchnell entfliehen zu können, ſich immer nur einige Schritte vom Waſſer entfernt, kann es dem Verfaſſer nicht einfallen, ihm einen hohen Grad thieriſcher Klugheit abſprechen zu wollen. Aber deſſen ungeachtet vermag er es nicht, ſeiner Ueberzeugung zuwider, ihm dies alles in ſo hohem Grade zuzuſchreiben, als es andere, übrigens ſehr achtungswerthe Männer vor ihm gethan haben. Im ſiebenten Paragraphen d. K. wird er verſuchen, ſeine Gründe, wenigſtens in mancher Rückſicht, deutlicher aus einander zu ſetzen.

Mehr verträglich und weniger leidenſchaftlich iſt keine andere Wildart als dieſe.

Im wilden Zuſtande kühn und tapfer bei der Gegenwehr *), wird der Biber doch nie der angreifende Theil ſeyn.

Erwachſen eingefangen, duldet er keine Einſchränkung gelaſſen, nimmt auch nicht den mindeſten Grad von Zahmheit an. Dies beweiſ't unter andern Göze's Erzählung (in der europäiſchen Fauna), nach welcher ein in Weſtbothnien gefangener mit Ketten gefeſſelt werden mußte, dadurch aber ſo in Wuth gerieth, daß er dicke Holzknüttel entzwei, und Schweinen, die ihm zu nahe kamen, die Beine gerade wegbiß **).

*) Er iſt im Stande, einem ſtarken Hunde, welcher es wagt, ihn unbehutſam zu packen, mit ſeinem äußerſt ſtarken Gebiß die Läufe zu zermalmen. Wenn aber der gute Flemming ſagt, ſie hieben wie die Schweine von unten nach oben, ſo iſt dies reine Unwahrheit.

**) Entlehnt aus Jeſters kleiner Jagd, Th. 5. S. 63.

Von klein auf in der Nähe des Menſchen erzogen, legt er die Wildheit ſo ganz ab, daß er ſeinen Herrn ſelbſt im Freien nicht verläßt. Gmelin fand (wie er in ſeiner Reiſe durch Sibirien ſagt) bei einem dortigen Befehlshaber einen gezähmten, der ganz frei umherlief und alles mit ſich machen ließ. Er ging zuweilen 25 bis 30 Werſte weit allein fort, brachte ſich zu ſeiner Zeit ein Weibchen mit, gab ihm aber den Abſchied wieder, wenn er ſeiner überdrüſſig war *).

Vermeidet man es, einen jungen Biber in der erſten Zeit an und in das Waſſer zu bringen; ſo wird ihm die Bewegung in dieſem Elemente, welches ſonſt ſo viel Reiz für ihn hat und ſelbſt zu ſeiner Exiſtenz zu gehören ſcheint, für die übrige Lebenszeit entbehrlich. Uebrigens iſt und bleibt er nach vollendeter Erziehung immer ruhig und ſanft, aber auch traurig, ja man könnte faſt ſagen, ſchwermüthig. Im zahmen Zuſtande ſchläft er, wie im wilden, ſehr feſt, ſehr viel und nie anders, als auf dem Bauche liegend.

Der wilde Biber ſoll im Kampfe einen Laut hervorbringen, welcher dem heiſeren Geſchrei eines Schweines gleiche, bei der Brunft aber einen ſchnalzenden, der dem des gemeinen Eichhorns ähnle, doch natürlich viel ſtärker ſei. — So erzählt man! —

Sein Alter ſoll er auf funfzehn bis zwanzig Jahr bringen.

§. 4.

Die Brunftzeit dieſer Wildart fällt in die Wintermonate. Während derſelben ſchließt ſich das Männchen nur an ein Weibchen an, übt, wie man ſagt, den Be-

*) S. Jeſter, am angef. Orte. Gmelin ſagt: er habe wilden Männchen die Weibchen entführt. Mir ſchien das unwahrſcheinlich; ich ſetzte deshalb: „er habe immer eins mitgebracht,“ und auch dies iſt nur ſo zu verſtehen, daß es dem zahmen Männchen bis in die Gegend folgte, wo der Herr deſſelben wohnte, daß es dort an einem in der Nachbarſchaft befindlichen Gewäſſer ſo lange ſich aufhielt und Beſuche des Geliebten annahm als die Brunft dauerte. Uebrigens konnte es ſich ja auch wohl nachher freiwillig zurückziehen, ohne gerade verſtoßen zu werden.

gattungsakt mit Heftigkeit, aber wohl kaum, wie einige behaupten, auf den Hinterläufen aufgerichtet ſtehend, ſondern wie andere Säugthiere, und ſoll zur Vollendung deſſelben geraume Zeit bedürfen. Sobald das Weibchen befruchtet iſt, zieht ſich das Männchen beſcheiden zurück. Jenes bringt nach vier Monaten (wie einige wollen, gerade nach ſechzehn Wochen) gewöhnlich im April, längſtens zu Anfang des Mai's, in ſeiner Burg oder im Baue, auf einem aus Laub und trocknem Graſe oder Schilf bereiteten Lager, zwei bis drei neun Tage blind liegende Junge. Während der erſten vier Wochen leben dieſe blos von der Milch, welche das Geſäuge der Mutter hergibt, die nächſtfolgenden vierzehn Tage hindurch führt dieſe ihnen junge, weiche Baumſtämmchen — Aspene vorzüglich — zu, an welchen die Kleinen ſich nicht nur im Nagen und Schneiden üben, ſondern auch die ſüße Schale davon äſen. Haben ſie ein Alter von ſechs Wochen erreicht, ſo folgen ſie ſchon der Mutter ins Waſſer, ſteigen mit ihr aus und erhalten an jungen Weiden oder Aspen die erſte Anweiſung zum Verfahren beim Abſchneiden und Fortſchaffen.

Vielleicht macht dem Leſer nachſtehende Erzählung um ſo eher Vergnügen, wenn ich verſichere, daß ſie blos Reſultate ſolcher Beobachtungen enthält, welche ich auf dem damals meiner Familie zuſtändigen, in der Muldenaue an der deſſauiſchen Grenze belegenen Rittergute Moeſt zu machen Gelegenheit hatte.

Derſelbe Jäger, welcher jetzt noch jenes Revier in Aufſicht hat, ein geſchickter und braver Mann, ſahe einſt, als er Abends — ich glaube im Monat Julius — am hohen Ufer eines alten Flußbettes hinging, an den vorn ſpitzen, hinten immermehr ſich ausbreitenden Furchen, welche ſich in dem ſtillen Waſſer bildeten, daß irgend etwas auf ihn zu ſchwamm. Da er ſich gerade in einer Gegend befand, wo ihm das am Rande ſtehende Geſträuch verborgen zu bleiben Gelegenheit darbot, und da der Wind gut war; ſo erwartete er deſto aufmerkſamer, was erfolgen würde, weil auf dem diesſeitigen Ufer ſowohl, als auf

dem jenſeitigen der Biber ſchon immer geſchnitten hatte. Noch war es nicht ganz finſter, er wurde daher bald an den Naſenpunkten auf der Waſſerfläche gewahr, daß es wirklich Biber waren. Sie ſchwammen indeß nach der gegenüber ſtehenden Seite, ſtiegen aus und gingen in das nahe gelegene Weidicht. Als ſie dort emſig zu ſchneiden begannen, entfernte er ſich vorſichtig und ſtattete meinem Bruder Bericht von dieſem, bei uns ſeltenen, Ereigniß ab. Auch ich, deſſen Leidenſchaft für alles, was auf Jagdkunde Bezug hatte, bekannt war, erhielt ſogleich Nachricht und ward auf den andern Tag zu einer Conferenz beſchieden. Wir kamen bei derſelben dahin überein, daß wir am folgenden Abende uns längs dem Ufer anſtellen wollten, nicht um zu ſchießen, wenn es auch mit Erfolg geſchehen könnte, ſondern um zu beobachten.

Ich erhielt meinen Platz dem Orte gegenüber, wo die Familie Tags zuvor ausgeſtiegen war. In der Dämmerung kam ſie wieder raſch im Waſſer hergezogen, nahm auch denſelben Weg bis zum Ausſtiege. Hier trat die Mutter zuerſt allein ans Land und ging, nachdem ſie, den Schwanz noch im Waſſer hängend, einen Augenblick geſichert hatte, in das Weidicht. Eilig in ihrer Art, folgten ihr die drei Jungen, welche ungefähr die Größe einer halbwüchſigen Katze haben mochten. Kaum waren auch ſie im Holze, als das durchs ſchnelle S ch n e i d e n veranlaßte ſchnarpende Getöſe hörbar wurde. Nach Verfluß einiger Minuten fiel die Stange. Noch eiliger und volltönender ward nun der eben erwähnte Laut, indem das ſämmtliche Perſonal in Thätigkeit war, um die Zweige abzuſondern, vielleicht auch um gleich auf der Stelle Schale davon zu äſen. Es war einer der ſchönſten Sommerabende, der Vollmond ſpiegelte ſich in der Waſſerfläche; wer hätte da nicht gern noch länger verweilt, um das Weitere abzuwarten? Nach einiger Zeit kam die Alte, das Ende einer Weidenſtange mit der Schnautze gefaßt, jedoch auf allen vier Läufen gehend, zum Vorſchein. Gleichmäßig waren ſämmtliche Junge hinter ihr zu beiden Seiten des Stabes vertheilt und emſig beſchäftigt, ihn an und in das

Waſſer zu ſchaffen. Nach einer kurzen Ruhe wurde er da von der ganzen Geſellſchaft wieder mit der Schnautze gefaßt; höchſt eilig und ohne auszuruhen, ſchwamm ſie mit ihrer Beute denſelben Weg zurück, auf welchem ſie gekommen war; doch konnte weder ich noch einer der übrigen neben mir Angeſtellten, weil das Waſſer Krümmen machte, und es Nacht war, wahrnehmen, wo ſie am Ende blieb. Oefter ſtellten wir uns an, auch weiter von einander entfernt, und immer ſchien es, als wenn ſie von dem jenſeitigen Ufer, welches mit einer hochufrigen Lache in Verbindung ſtand, wo ſie vermuthlich einen Bau hatte, herkäme. Dort Unterſuchungen anzuſtellen, war uns nicht erlaubt, weil der erwähnte Ort und das ganze jenſeitige Ufer zu einem anhalt-deſſauiſchen Reviere gehört. Auf unſrer Seite haben wir, aller angewandten Mühe ungeachtet, weder Burg noch Bau entdecken können. Hin und wieder am Rande des Waſſers fanden wir indeſſen ſtärkere und ſchwächere Aspen- und Weidenſtangen, von denen die Schale völlig abgenagt war.

Da man die Biberfamilie auf keine Weiſe ſtörte, ſo blieb ſie bis zum nächſten Herbſte beiſammen. Als aber dann die Mutter todtgeſchoſſen war, veränderten zwar die Jungen ihren Aufenthalt nicht, aber ſie kamen nur einzeln zum Vorſcheine. Eins davon ſchoß der Jäger, das andere wurde im Tellereiſen gefangen, das dritte kam weg. Seitdem bemerkte man an jenem ſogenannten alten Waſſer nie wieder einen Biber.

Nach dem verhältnißmäßig ſchnellen Wachsthum der Jungen zu ſchließen, von denen im Vorhergehenden die Rede geweſen iſt, möchte doch wohl Flemmings Angabe: daß der Biber gegen das Ende ſeines zweiten Lebensjahres völlig ausgewachſen ſei, die richtige ſeyn. Wahrſcheinlich ſind ſie dann auch brunftfähig.

Sollten hingegen die Schriftſteller Recht haben, welche behaupten, er vollende ſein Wachsthum erſt im dritten Jahre; ſo würde die erſte Brunft vielleicht auch erſt im nächſtfolgenden Winter erfolgen.

Bei einem Thiere, welches nie häufig in unſern Gegenden war, und von Jahr zu Jahr ſeltener wird, das auch aus vielen Gründen im wilden Zuſtande, worauf doch hierbei alles ankommt, nicht ununterbrochen in ſeiner Lebensweiſe beobachtet werden kann, wird dies, wie manches andere, wohl immer nur auf Muthmaßungen beruhen. Auch ſei dem, wie ihm wolle; wenn man nur aufhören wollte, das Publikum durch ganz unwahrſcheinliche Erzählungen, von denen ich in der Folge einige zu erwähnen Gelegenheit haben werde, gegen alles mißtrauiſch zu machen, was auf Naturgeſchichte des Wildes überhaupt, vorzüglich aber dieſer Art Bezug hat. —

Die Erziehung der jungen Biber bleibt gleich von klein auf der Mutter allein überlaſſen. Auch ſie trennt ſich beim Eintritt der nächſten Brunftperiode von ihnen. Von dieſer Zeit an müſſen ſie ihre eigene Oekonomie anfangen.

§. 5.

Wahrſcheinlich ſind es die beſtändigen Nachſtellungen, denen dieſe dem Holze allerdings ſchädliche, zugleich aber dem Fänger anſehnlichen pecuniären Vortheil gewährende Wildart ausgeſetzt iſt, welche machen, daß ſie in allen gut kultivirten und ſtark bevölkerten Ländern überhaupt nicht mehr häufig gefunden wird, auch die Brunftzeit und die Periode, während welcher die Mutter bei ihren Kindern bleibt, abgerechnet, ganz iſolirt lebt.

Ueberall bewohnt der Biber nur da die Ufer der Flüſſe, der ältern Flußbetten, oder ſolcher Lachen und Landſeen, welche mit Flußwaſſer in Verbindung ſtehen, wo deren Ränder mit Weidicht dicht beſetzt oder von andern Laubholzwäldern begrenzt ſind und nicht gar häufig von Menſchen oder von Viehheerden beſucht werden.

An den meiſten Flüſſen Teutſchlands hat er keine Burg, ſondern nur ſogenannte Baue, wie die Flußotter *); nur höhlt er dieſe etwas tiefer aus, ohne je-

*) S. §. 6. des erſten Kapitels der dritten Abtheilung dieſes Abſchnittes.

doch ordentliche Röhren zu bilden. Hierzu benutzt er, wie jene, die Gelegenheiten, welche ihm ſich darbieten, um unter hohen, oben überhängenden Ufern, oder hohlen Baumſtämmen, welche an dieſen ſtehen, verborgen, der Ruhe zu pflegen. Gemeiniglich wählt er den Platz dazu ſo nahe am Waſſer, daß er, im Baue liegend, den Schwanz darin hängen laſſen, und bei irgend einiger Gefahr gleich hineinfahren kann.

Gar gern ſonnet er ſich im Wiederſcheine. Iſt daher ſeine Wohnung ſo gelegen, daß er dieſe Ergötzlichkeit immer entbehren muß, oder doch in den Mittagsſtunden an Ort und Stelle nicht genießen kann; ſo ſteigt er, auf unſern des Ufers ſtehende erlene Böcke oder auf Kopfweiden, welche nur ſo ſtark mit Holz bewachſen ſind, daß den Sonnenſtrahlen der Zugang auf den Ort, wo er ruht, nicht ganz verwehrt wird. Mangelt ihm auch dieſe Gelegenheit, ſo bringt er vom ſchwächern Holze, welches er der Aeſung halber ſchnitt, ſo viel zuſammen, als erforderlich iſt, um ſich unter den vom Ufer übers Waſſer hängenden Sträuchern ein Lager bereiten zu können, auf dem er, den Schwanz ausgenommen, im Trocknen iſt.

An allen dieſen Orten läßt er ſich, trotz ſeiner ſonſtigen Vorſicht, doch nicht ſelten ſo ſehr vom Schlafe überwältigen, daß der Jäger bis auf kurze Entfernung an ihn heranſchleichen kann.

Im Frühjahre bei ſtarken Eisgängen und überhaupt bei großen Ueberſchwemmungen ſucht er auf Kopfweiden, an Felswänden, welche den Strom begrenzen, im Nothfall auch auf Ausſchalungen, die an Mühlgerinnen u. dgl. angebracht ſind, oft ganz in der Nähe der menſchlichen Wohnungen, Zuflucht, und ſitzt oder liegt da ſo feſt, daß ihn je zuweilen der erſte Fehlſchuß nicht einmal zur Flucht reizt. Uebrigens iſt mir kein Beiſpiel bekannt, daß der Biber am hellen Tage ſchwimmend, oder auf dem Lande holzſchneidend angetroffen worden wäre; doch können beide Fälle in Gegenden ſich wohl ereignen, wo er ungeſtört bleibt. Erſt mit Einbruch der Nacht kommt er bei uns zu dieſem Zwecke aus dem Baue hervor. Iſt der

Ort, wo er ſchneiden will, weit davon entfernt, ſo legt er ſelbſt im reißendſten Strome große Strecken ununterbrochen fortſchwimmend, zurück. —

Nur im ſtillen, ruhigen Waſſer ſcheint er ſich zum Vergnügen zu baden. —

Noch iſt zu bemerken, daß er ohne Noth ſeinen Aufenthalt nicht leicht verändert; faſt jede Nacht, ſo lange er etwas findet, die Orte beſucht, wo er zu ſchneiden gewohnt iſt, und dann immer in Rückſicht des Aus- und Einſtiegs genau Wechſel hält.

§. 6.

An der Elbe und Lippe ſollen, wie man ſagt, die Biber noch Burgen bauen. Ich ſelbſt habe nie eine geſehen, ob ich mir gleich Jahre lang Mühe gab, am erſt genannten Strome dergleichen ausfindig zu machen.

Eine Elb-Biberburg zeugt der Beſchreibung nach, welche ich von alten Jägern und Fiſchern davon erhielt, allerdings ſchon von unermüdlicher Arbeitſamkeit, von nicht gemeiner Benutzung körperlicher Kraft, und — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — von einem gewiſſen Grade von Bauſinn. Ich halte es daher nicht für unnütz, hier das, was ich darüber erfuhr, mitzutheilen, wär's auch nur deshalb, um den jungen Weidmann darauf hinzuleiten, daß er ſich gewöhne, bei allem, was er über dieſen und andere Gegenſtände lieſ't, einen Unterſchied zwiſchen Wahrheit, Wahrſcheinlichkeit und Uebertreibung zu machen. —

Erfahrung hat die Biber belehrt, daß alle ihnen von der Natur verliehene Eigenſchaften und Fähigkeiten nicht hinreichen, ihren anzulegenden Wohnungen hinlängliche Feſtigkeit da zu geben, wo der Strom heftig anfällt; ſie benutzen daher, wo es nur immer möglich iſt, die Gelegenheit, ſie in und auf von Menſchen angelegten Waſſerbauen da aufzuführen, wo ſie, wenigſtens im Fundamente, von dieſen Schutz erwarten können, d. h. auf der Seite, welche dem Stromanfalle nicht ausgeſetzt, und wo daher das Waſſer beim niedrigen und Mittelſtande immer ruhig iſt.

Kann dieſer für ſie glückliche Fall nicht eintreten, ſo ſuchen ſie an ſolchen Orten, wo der Fluß vor längerer oder kürzerer Zeit ſich ein anderes Bette machte, in dem alten verlaſſenen, oder, wenn dies auch nicht ſeyn kann, an dem obern Ende einer im eigentlichen Stromufer befindlichen Bucht einen Platz, wo ſie den Grund wenigſtens zum Theil auf Baumſtämmen, die unter der Waſſerfläche verſandet wurden, oder aus dem Ufer hervorragen *), legen können.

Iſt die Wahl eines Ortes getroffen, ſo gehen ſie zur Nachtzeit ans Land, um das benöthigte Holz zu ſchneiden. So viel ſie auch mit ihren Schneidezähnen ausrichten können, ſo machen ſie ſich doch nie an andere als weiche Holzarten, die keine bittere Schale haben, z. B. an Aspen, Pappeln und Weiden, vielleicht auch (doch kann ich das aus Erfahrung nicht ſagen) Birken. Die größte Stärke ſolcher Stämmchen, die ſie wählen, beträgt (bei uns) im Durchmeſſer 3 bis 4″. Wo der Biber einen für ſeinen Zweck brauchbaren findet, da ſetzt er ſich auf der Seite, wo er hinfallen ſoll, gemächlich auf dem Hintertheile nieder, und macht ſehr geſchickt und mit unglaublicher Schnelligkeit **) etwa 8″ über der Erde einen Einſchnitt. Iſt dieſer nach Verhältniß der Stärke der Stange tief genug, ſo geht er auf die andere Seite und ſchneidet da etwa 3″ höher ein. Bemerkt er, daß der Stamm bald fallen muß, ſo ſetzt er, vorzüglich wenn es windig iſt, oft ab, beobachtet, in die Höhe blickend, auch wohl etwas abwärts gehend, ſorgfältig, wohin er ſich zu neigen ſcheint, und iſt auf dieſe Weiſe

---

*) In dem Flußbette der Mulde habe ich viele, 60 und mehrere Schuh lange Eichen, welche über 12′ hoch mit Sand und Erde bedeckt waren, alle mit der Spitze gegen Morgen und mit dem oft 40″ im Durchmeſſer haltenden Stammende gegen Abend lagen, gefunden. Aus was anderm, als aus einer, vor undenklichen Zeiten in dieſen Gegenden ſtatt gehabten Erdrevolution kann dieſe ſonderbare Erſcheinung erklärt werden?

**) Er nagt eben ſo raſch am Holze, wie das Eichhörnchen an der Nuß, nur natürlich weit kräftiger und vernehmlicher. Daß er dabei den Kopf von der Seite biegen muß, iſt einleuchtend.

ſo ſehr auf eigene Sicherheit bedacht, daß noch nie ein Beiſpiel von Verletzung bekannt wurde. Weniger Behutſamkeit wendet er bei dünnen Stäben an, die ihm im Fallen keinen Schaden zufügen können. Dieſe ſchneidet er entweder von einer Seite durch, oder er geht, immer fortnagend, im Kreiſe herum.

Sowohl der in der Erde ſtehen bleibende Stamm, als das Ende der abgeſchnittenen Stange erſcheint demnach kolbig zugeſpitzt.

Nachdem die Aeſte vom gefällten Holze abgeſchnitten ſind, wird alles zum Verbauen Taugliche zu Waſſer an den Ort transportirt, wo die Burg entſtehen ſoll; dort auf Palliſaden, wo es nöthig iſt, welche am Ufer der Biber geſchickt einzugraben, auch die Erde feſt daran anzutreten, ſie vielleicht gar mit dem Schwanze niederzuſchlagen weiß, wird der Grund in rundlicher Form, die allen Gebäuden der Art eigen iſt, gelegt, dann das Holzwerk über und gegen einander gefügt, und mit dünnen Weiden ſo durchflochten und verbunden, daß das Ganze einem mäßigen Waſſerdrucke zu widerſtehen vermag.

Gewöhnlich ſoll die Burg aus drei Stockwerken beſtehen, von denen das unterſte der Waſſerfläche gleiche *), auf niedrigen, das zweite auf mittleren, und das dritte auf hohen Waſſerſtand berechnet iſt, ſo daß der Bewohner derſelben, ſo lange das Waſſer im Ufer bleibt, aus dem oberſten nicht vertrieben wird. In jedem Stockwerke iſt der Boden mit Holz, dieſes aber wieder mit Gras, Schilf, Moos, Kräutern, auch wohl mit Lehm belegt und der Eingang am Vordertheile angebracht; das ganze Gebäude aber an den Seiten und oben, gegen Eindrang des Regens, durch gute Ausfütterung und Bedeckung geſichert.

---

*) Wenn einige Schriftſteller ſagen, die untere Abtheilung ſtehe immer unter dem Waſſer; ſo geſtehe ich gern, daß ich nicht einſehe, wozu ſie der Biber benutzen ſollte, da ſie, ſeiner Natur nach, für ihn unbewohnbar wäre.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß auch eine ſolche kleine Burg ihre Entſtehung den vereinten Kräften und Bemühungen eines männlichen und weiblichen Bibers, kurz vor und während der Brunſtperiode zu verdanken habe.

Kann der erſtere nicht vielleicht dunkel fühlen, daß nichts ihm leichter die Dankbarkeit und Liebe des letzteren zu erwerben im Stande iſt, als Behülflichkeit zu einer bequemen Wohnung? Und wer kann es ihm zur Laſt legen, wenn er dieſen Weg einſchlägt, um jenen Zweck zu erreichen? Aber wenn nun im Hintergrunde doch dabei ſo etwas von dem Intereſſe durchblickte, dieſe Behauſung mit dem geliebten Gegenſtande zu theilen, dort ſelige Stunden in ungeſtörter Ruhe und unter ſüßen Genüſſen zu verleben? — Wer von uns Männern darf es wagen, ſelbſt hiergegen ſeine Stimme zu erheben? Müſſen wir es nicht bekennen, daß auch wir meiſt nur geben, um wieder zu empfangen oder doch um mit zu genießen? —

Wenigſtens mißbraucht das Bibermännchen das ihm zugeſtandene Recht ſo wenig, daß es, ſobald die Tage der Wonne vorüber ſind, auf Bequemlichkeit Verzicht thut, und die Wohnung, welche es mit errichten half, dem Weibchen ganz zum Wochenbette einräumt. Dies übernimmt dagegen, wie ſchon §. 4. geſagt worden, die Erziehung der Pfänder ihrer Liebe ganz allein, beſitzt aber wohl ſchwerlich die ihm von einigen Naturgeſchichtſchreibern beigelegte Reſignation, den Erwachſenen die Burg zum Theil, oder ganz abzutreten, vielmehr entfernt es ſie, wenn er wieder zu liebeln anfängt, vielleicht in der guten Abſicht, um ſie nicht zu Zeugen von Vertraulichkeit zu machen, die zu früh Begierden in ihnen wecken könnten, die ſie noch nicht kennen ſollen *).

Daß die Biber in unſern Gegenden, bei ihren Bur-

*) Ich darf nicht auf lauter gutmüthige Leſer rechnen! Um alſo nicht mißverſtanden zu werden, hier die Erklärung: daß dieſe und ähnliche Stellen nur als Verſuche anzuſehen ſind, den Vortrag weniger trocken werden zu laſſen.

gen Abdämmungen im Waſſer anlegen ſollten, davon habe ich durchaus von meinen Gewährsmännern nichts erfahren können; auch nie die geringſte Andeutung wahrgenommen.

§. 7.

Schon in den nördlicheren Theilen von Europa fangen die Biber, zu gewiſſen Jahreszeiten wenigſtens, geſellig zu leben an, ſo daß nach Petri (ſ. d. Eſthen und Eſthland Th. 1. S. 106.) in Eſthland mehrere, obwohl nicht viele ſich vereinigen. In Rußlands nördlich-aſiatiſchen Provinzen ſollen dergleichen Kolonien zuweilen aus 50 Mitgliedern beſtehen, in Nordamerika aber mitunter bis auf 300 Stück anwachſen.

Sie ziehen ſich im Junius oder Julius zuſammen, trennen ſich aber, oder vermindern ſich doch an Zahl gegen die Brunſtzeit, und leben dann während derſelben paarweiſe, nachher bis zur Wiedervereinigungsperiode meiſt iſolirt — die Weibchen in Geſellſchaft ihrer Jungen, verſteht ſich! — in Burgen oder Bauen, wie die unſrigen.

Daß die Geſellſchaftsbiber — ich werde mich der Kürze wegen dieſes Ausdrucks öfter bedienen, wo blos von amerikaniſchen und überhaupt im Norden geſellig beiſammenwohnenden die Rede iſt — wenn ſie ſehr beunruhigt oder gar ihre Burgen zerſtört werden, Baue mit Röhren auf dem Lande ausführen und lange ſich in dieſen verborgen halten ſollen, ohne das Waſſer zu beſuchen, erwähne ich zwar, kann aber nicht läugnen, daß es mir unwahrſcheinlich iſt, weil der Körperbau dieſer Thiere es unmöglich macht, daß ſie auf dem Trocknen irgend einem ihrer Feinde, deren es in jenen Gegenden doch ſo manche gibt, von welchen ſie in dieſen Verſchanzungen aufgeſucht werden würden, entrinnen, und weil ſie in der That, wie ſchon geſagt, im wilden Zuſtande nicht lange das Waſſer entbehren können.

Da ſie heftigen Leidenſchaften durchaus nicht unterworfen und zugleich klug genug ſind, der einzigen, welche unter ihnen, wie unter allen vernünftigen und unvernünftigen Geſchöpfen, das meiſte Unheil anrichten könnte, der

Eiferſucht dadurch auszuweichen, daß ſie ſich früher zerſtreuen, als die Periode eintritt, die am erſten ſie erregen möchte; ſo leben ſie bei der republikaniſchen Verfaſſung ruhiger und einträchtiger, als es bei einer ſolchen unter uns Menſchen der Fall zu ſeyn pflegt.

Uebrigens liefern ſie, durch die Anlage ihrer Burgen, den ſprechendſten Beweis, wie viel durch vereinigte, gehörig in Thätigkeit geſetzte Kraft und Anſtrengung, ſelbſt bei dem Abgang aller künſtlich-mechaniſchen Hülfsmittel, ausgerichtet werden kann, wenn man auch alles Unwahre und Unwahrſcheinliche abrechnet, was uns ältere und neuere Reiſebeſchreiber zu erzählen für gut gefunden haben.

Durch die Güte eines verſtändigen, wahrheitsliebenden Freundes, der mehrere Jahre in Nordamerika zubrachte, und vermöge ſeiner Geſchäfte mehr als Andere Gelegenheit hatte, Beobachtungen zu machen, befinde ich mich in dem glücklichen Falle, manches Berichtigende hierüber beizubringen.

Er ſelbſt hat, wie er ſagt, keine einzige Biberburg an einem Strome, ſondern alle, die ihm zu Geſicht kamen, an Landſeen, welche mit jenem in Verbindung ſtehen, gefunden. Ohne nun die Exiſtenz derſelben an Flüſſen ganz läugnen zu wollen, beſtätigt er meine, über die in dieſem Falle nothwendige Lage derſelben, im vorhergehenden Paragraph geäußerte Meinung.

Was die Anlage, Ausführung und Form betrifft; ſo ſollen dieſe gleichfalls in allem mit dem übereinſtimmen, was ich am eben angeführten Orte geſagt habe, nur allerdings weit mehr ins Große gehen.

Ob mein Freund zwar perſönlich keine von den größten Burgen geſehen hat, ſo geſteht er doch ein, daß ihm glaubwürdige Männer verſichert hätten, ſolche könnten wirklich zuweilen 24 bis 30′ im Umfang, und über 8′ in der Höhe, in dieſem Falle auch oft zwölf und mehrere Bewohner faſſen, die, ſo lange ſie bei einander blieben, in ungeſtörtem Frieden und ungetheilten Gütern lebten. Als Augenzeuge könne er nur von halb ſo großen und kleineren, alſo auch weniger ſtarkzählig bewohnten ſprechen, da-

für habe er aber auch ſechs, acht und mehrere neben einander gefunden.

Die ſtärkſten Baumſtämme, welche ſie verbauen, halten nach ſeiner Angabe 6, 8, höchſtens 10″ im Durchmeſſer. Nie ſchneiden ſie aber auch dort in andern als weichen Holzarten. Und in der That iſt das auch ſehr begreiflich; denn ſo ſcharf auch ihre Schneidewerkzeuge ſind, ſo möchten ſie ſie doch im harten Holze zu ſchnell abnutzen. Auch würden ſie wegen der Schwere deſſelben, beim Transport mit unſäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Unſtreitig müſſen dieſe Kreaturen ſchon beim Fortſchaffen der leichteren Stämme des weichen Holzes von der angegebenen Stärke ſich nachbarlich beiſtehen und zu dieſem Zweck aus einer ganzen Gegend ſich vereinigen. Und wahrſcheinlich dauert dieſe gemeinſchaftliche Arbeit ſo lange fort, bis das Werk vollendet iſt *).

Hier verdient auch wohl die außerordentliche Reinlichkeit dieſer Thiere Erwähnung; denn nie laſſen ſie Loſung da fallen, wo ſie wohnen, ſei es im Baue oder in der Burg. Selbſt der gezähmte Biber thut es, wenn er eingeſperrt iſt, im höchſten Nothfalle nur nahe an der Thür, und ſtößt den Unrath gleich, wenn ſie geöffnet wird, über die Schwelle hinaus.

So viel man auch bisher von den Abdämmungen, welche Biber vor ihren Burgen machen ſollen, geſchrieben hat, ſo muß ich doch bekennen, daß ich dieſen Thieren zwar einen hohen Grad von Kunſtfertigkeit im Holzwaſſerbaue zugeſtehe; daß ich mir aber nicht vorſtellen kann, warum und wie ſie ſolche zu dieſem Behufe anwenden ſollen. Denn bei der gewöhnlichen Lage der Burgen am ruhigen Waſſer wäre die ſehr ſchwierige Arbeit völlig un-

*) Die lächerlich lügenhaften Nachrichten einiger Reiſenden von gemeinſchaftlicher Berathung über die Anlage der Burg, von ausdrücklich angeſtellten Baumeiſtern, von Sklavendienſten, welche alte oder überwundene Biber thun müßten, indem ſie auf den Rücken geworfen, mit Steinen und Sand befrachtet, zum Wagen dienten, verdienen kaum Erwähnung, viel weniger Widerlegung.

nütz. Gleichwohl wird in dem Punkte der Menſch vom Thiere nicht ſelten übertroffen, daß es ohne hinlänglichen Grund ſeine Kraft nicht in Thätigkeit ſetzt.

Wollte man annehmen, ein ſolcher Damm ſollte dazu dienen, den Strom zu fangen, d. h. machen, daß der Waſſerſtand vor dem Damme immer eine gewiſſe Höhe behält; ſo wäre dies nicht anders zu bewirken, als wenn er von einem Ufer bis zum andern geführt würde. Und wer, der nur einigen Begriff von der Gewalt und dem Druck des Flußwaſſers hat, und mit den Gegenwirkungsmitteln bekannt iſt, kann Thieren es zutrauen, daß ſie letztere, welche uns Menſchen nur die angewandte Mathematik darbietet, durch Inſtinkt und Fleiß zu erſetzen vermöchten?

Geſetzt aber auch, die Biber hätten keine andere Gelegenheit finden können, Burgen zu errichten, als da, wo der Strom mit Heftigkeit anfällt, gleichwohl wäre ihnen ein ruhiger Badeplatz gemüthlich oder unentbehrlich; geſetzt, ſie wollten zu Erreichung dieſes Zwecks einen Damm, oder vielmehr einen Uferbau, ſtromabwärts führen: wie ſoll das ausführbar ſeyn? Durch Faſchinen und Pfähle? Angenommen, das Thier wäre im Stande, erſtere zu binden und gehörig anzulegen, letztere aber hinlänglich zuzuſpitzen; welche Hülfsmittel ſtehen ihm zu Gebote, die Pfähle einzutreiben? Man wird uns doch nicht zumuthen wollen, den Schwanz, oder die Vorderläufe dafür anzunehmen? Könnten hundert Schläge mit ſolchem Werkzeuge bewirken, daß ein mäßiger Pfahl — und es müßten doch ſtarke und lange verwendet werden — nur 3″ tief in die Erde dränge? Wie viel Schläge ſoll das Thier mit jenem Werkzeuge thun können, ohne die gräßlichſten Schmerzen zu empfinden und ohne ſich tödtliche Contuſionen zuzuziehen, da die genannten Theile nur eine $\frac{1}{8}$″ ſtarke Schuppen- und Hautbedeckung haben? —

Andere Schriftſteller, von denen die meiſten, ſo wenig als ich, aus eigener Beobachtung ſprachen, fühlten die Unmöglichkeit, daß der Dammbau auf dieſe Weiſe von Bibern zu bewerkſtelligen ſei, und ſagten, eine ſolche An-

lage beſtehe aus auf einander gelegten Holzſtücken, welche mit Zweigen durchflochten, eine Art von Kaſten bildeten, der inwendig mit Sand, Erde und Steinen ausgefüllt, und oben mit Raſen überlegt wäre. Ohne die Möglichkeit zu unterſuchen, das hierzu erforderliche Material geſchwind genug herbeizuſchaffen; wie ſollen die Baumſtämme unter der Waſſerfläche eines Fluſſes ſo lange in gehöriger Richtung erhalten werden, bis ſie mit einander verbunden und die Zwiſchenräume ausgefüllt werden, da die Biber bekanntlich vortreffliche Schwimmer, aber ſchlechte Taucher ſind? Und wenn auch dieſe Schwierigkeiten durch die Menge der Theilnehmer am Geſchäft zu beſiegen wären, könnte das Ganze haltbar ſeyn, wenn es nicht auf allen Seiten mit ſtarken Pfählen verwahrt würde? Daß ich den Bibern die Geſchicklichkeit, Pfähle und Palliſaden auf dem Lande einzugraben und zu verfeſtigen, nicht ganz abſpreche, habe ich ſchon im vorigen Paragraph geſagt; daß ſie aber dies unter dem Waſſer nicht im Stande ſind, beweiſ't gleichfalls das Unvermögen, lange zu tauchen. Wollte man aber auch annehmen, daß ſie ſich beſtändig ablöſ'ten, ſo würde im Strome doch alle Arbeit der Art verloren ſeyn, weil das gegrabene Loch immer wieder verſchüttet ſeyn würde, ehe der Pfahl eingeſetzt werden könnte.

Aus den angeführten Gründen, und da mein mehr erwähnter Freund verſicherte, daß er die Kunſt, Dämme irgend einer Art zu verfertigen, an den nordamerikaniſchen Bibern nicht habe kennen lernen, vergebe man es mir, wenn ich die Exiſtenz ſolcher Anlagen ſo lange wenigſtens ganz bezweiſle, bis ich durch genauere und wahrſcheinliche Beſchreibung von meinem Unglauben bekehrt werde.

§. 8.

Der Biber äſ't in hieſigen Gegenden vorzüglich die ſüße junge Schale weicher Holzarten, z. B. der Pappeln, Aspen, Weiden, Haſeln u. dgl., in Amerika die des Biberbaums (Magnolia glauca, *Linn.*), der dortigen Eſche (Fraxinus americana, *Linn.*), des

Storarbaums (Liquidambar ſtyraciflua, *Linn.*), des Saſſafras (Laurus Saſſafras, *Linn.*) und aller Holzarten, welche ſüßen Gummi enthalten.

Im Sommer verſchmäht er überall auch Wurzelwerk von Kalmus, Seeroſen und einigen Schilfarten nicht; auch ſoll er ſogar im Herbſte wildes Obſt annehmen.

Ob es wahr iſt, daß man — wie in den Mémoires de Saraſſin geſagt wird — während des Winters in den Biberburgen einen großen Vorrath von klein gekauter Holzſchale finde und daß der Biber vor Winters friſche Baumzweige um ſeine Burg her unter dem Waſſer in die Erde ſtecke, um ſie während deſſelben zu ſeinem Unterhalte benutzen zu können, läßt in unſern Gegenden ſich nicht ausmitteln. Die letztgedachte Angabe hat allerdings mehr Wahrſcheinliches, als die erſte, da es wohl zu glauben iſt, daß dieſe Thiere überhaupt nichts unverſucht laſſen, um von ihren Burgen und Bauen aus, ſelbſt beim härteſten Froſte, einen Einſtieg ins Waſſer offen zu halten, und da nur friſche Holzſchale in der Regel von ihnen geäſ't wird.

An der Mulde habe ich indeſſen auch im Winter, wenn der Schnee nicht zu hoch lag und die Kälte nicht zu groß war, Plätze im Holze gefunden, wo ſie friſch geſchnitten hatten.

Meine Ueberzeugung, daß der Biber nie Fiſche, Krebſe, Krabben u. dgl. raube, kann darum weder durch die desfallſigen Behauptungen anderer achtungswerther Männer, noch dadurch erſchüttert werden, daß der gezähmte das alles gekocht frißt, weil man im Magen der wilden nie Gräten findet, weil er keine Fänge, wie andere Raubthiere hat und weil endlich kein anderes Nagethier etwas dergleichen genießt.

§. 9.

In unſern Gegenden ſind blos Hunde und Fiſchottern für Feinde des Bibers anzuſehen; doch können beide ihm unmittelbar nicht gefährlich werden, im Gegentheile haben ſie Urſache, ſich vor ihm zu hüten, wenn bei

ſeiner Ueberlegenheit an Stärke und Waffen der Fall ſich nicht umkehren ſoll. Im Norden von Europa hat er hingegen Grund, die Nachſtellungen der Bäre, Wölfe, Luchſe und des Vielfraßes (Ursus gulo, *Linn.*, Gulo vulgaris, *Oken*), in Nordamerika die der Wolverene (Ursus luscus, *Linn.*, G. luscus, *Oken*) zu fürchten.

Deshalb macht er dort ſeine Burg von der Landſeite her unzugänglich, entfernt ſich nie weit vom Ufer und geht nicht anders als in Geſellſchaft der Aeſung nach. Da, wo mehrere zu ſchneiden anfangen, werden Wachen ausgeſtellt, und ein einziges warnenden Zeichen von Seiten dieſer macht, daß alle augenblicklich dem Waſſer zueilen und über Hals und Kopf hineinfahren.

§. 10.

Ueberall, wo dieſe Wildgattung nicht häufig iſt und, wie bei uns, iſolirt in Bauen lebt, kann nur der Schade in Anſchlag gebracht werden, welchen ſie der Aeſung halber dem Holze zufügt. Gleichwohl iſt für holzarme Gegenden ſchon dieſer beträchtlich genug, um ihrer Vermehrung nicht zu weite Schranken zu ſetzen.

Unbeſchreiblich aber müſſen die Verwüſtungen ſeyn, welche die Geſellſchaftsbiber anrichten, wenn man ihren Holzbedarf zur Aeſung nicht nur, ſondern auch zur Erbauung und Unterhaltung der Burgen in Anſchlag bringt.

Dieſer Schade auf einer und die vortheilhafte Benutzung auf der andern Seite machen, daß dort vorzüglich jeder gute Jäger den höchſten Grad von Emſigkeit anwenden wird, ſobald ſich ein Biber angibt, ſeiner habhaft zu werden.

Da mehrere Körpertheile deſſelben in hohem Werthe ſtehen, ſo läßt ſichs leicht begreifen, daß die Bibercompagnien (deren eine die engliſche, vom Prinzen Ruprecht errichtet, eine zweite, die ruſſiſche, in Archangel etablirt, und eine dritte, die unter dem Namen der Compagnie von Canada bekannt iſt) um ſo

vortheilhaftere Geſchäfte machen müſſen; da ihnen das Unheil, welches dieſe Thiere anrichten, auf keine Weiſe zur Laſt fällt, und da in manchen Gegenden die Biber ſich in erſtaunlicher Menge finden, ſo daß z. B. an der Hudſonsbay in kurzer Zeit 50,000 Stück *) erlegt werden konnten.

Der größte Handelsvortheil wird vom Vertriebe der Bälge gezogen. Unter dieſen zeichnet man vorzüglich die friſchen oder moskowitiſchen aus, welche von Bibern, die im Winter erlegt wurden, genommen, am reichſten und feſteſten mit Haaren beſetzt ſind. Dieſen folgen im Werthe die getrockneten magern, welche von Bibern geſtreift, die man im Sommer fing, kürzeres und weniger dicht ſtehendes Haar haben. Noch geringer achtet man die fetten, die durch den Gebrauch, den die Wilden davon zu Bettdecken oder Kleidungsſtücken, welche ſie auf dem bloßen Leibe trugen, gemacht haben, gleichſam eingeölt ſind.

Unter allen werden die nordamerikaniſchen am meiſten geſucht, am wenigſten die von unſern Grubenbibern, d. h. ſolchen, die ſtets in Bauen leben, weil ſie, mit allen nördlicher und in Burgen wohnenden Geſellſchaftsbibern verglichen, weniger dichtes und langes Haar haben.

Die oben erwähnten friſchen oder Winterbälge kommen ausſchließlich in den Rauchhandel. Man verarbeitet ſie zu Mützen, Müffen und andern Verbrämungen. Schon die ſchwarzen werden theuer bezahlt; ſehr hoch im Preiſe ſtehen die höchſt ſeltenen weißen.

Aus dem zarten, ſeidenartigen kürzeren Haar allein, welches die andern genannten Sorten hergeben, verfertigt man feine Strümpfe, Tuch, Handſchuhe, und wenn dieſes mit langem vermiſcht iſt, vorzüglich die ſogenannten Kaſtorhüte **). Zu dieſer Fabrikation ſind die von den Wilden

---

*) S. Jeſters kl. J. Th. 5. S. 87.

**) Es gibt viertel, halbe und ganze. Zu letztern kommt nur ein Zuſatz von Vigognewolle; bei den andern beiden Sorten wird der

präparirten Bälge, welche von ihnen getragen und von welchen die langen Haare durch anhaltenden Gebrauch abgeſtoßen worden, die beſten.

Aus dem langen Haar allein macht man auch in eigenen Fabriken Malerpinſel.

Gegerbte Biberhäute werden zu Kofferüberzügen, Pantoffeln und dergleichen gebraucht.

Das Bibergeil wird von den Apothekern, zum Theil auch von Materialiſten, gut bezahlt. Das beſte und reinſte *) kommt aus Rußland.

Noch jetzt verordnen es die Aerzte als ein nervenſtärkendes, krampf- und ſchmerzſtillendes Mittel.

Auch der Jäger verwendet es, wie man im Verfolge dieſes Werkes öfter zu bemerken Gelegenheit finden wird, beim Rauchwerksfange zu mancherlei Witterungen, wozu jedoch, wie oben (§. 3.) bemerkt wurde, die in den untern Beuteln befindliche ölige Flüſſigkeit beſſere Dienſte leiſtet.

Das Wildbret wird von den katholiſchen Glaubensgenoſſen als Faſtenſpeiſe eigends zubereitet und geſchätzt, ſonſt aber auch von mehreren europäiſchen, aſiatiſchen und amerikaniſchen Völkerſchaften theils friſch gebraten, theils geräuchert und getrocknet (bukanirt) gern gegeſſen. Der Geſchmack der Vordertheile bis zu den Nieren ſoll Aehnlichkeit mit dem des Dachswildbrets haben, die Hintertheile aber wie Fiſch riechen und ſchmecken **).

Der Schwanz, welcher oft drei bis vier Pfund wiegt, nebſt dem kahlen Theile der Hinterläufe wird für einen Leckerbiſſen gehalten und von Liebhabern bis zu drei Thalern bezahlt. Aus erſterem ſollen die Wilden ein bei allen äußern Verletzungen vorzüglich heilſames Oel ziehen.

---

aus gemiſchter Haſen- und Schafwolle bereitete feinere oder gröbere Filz nur mit einer dünnen Lage von Biberhaaren überzogen.

*) Nicht ſelten wird er mit Harzarten verfälſcht. Der ächte zeichnet ſich durch ſtärkern Geruch, ſchwereres Gewicht, auch durch kleine daran hängende Häutchen und Faſern aus.

**) Letzteres iſt mir nur vom Schwanze bekannt.

Das ausgeſchmolzene Fett wenden die ruſſiſchen und polniſchen Aerzte, wie man ſagt, mit gutem Erfolg gegen Nervenkrankheiten, Krämpfe und Gliederreißen an.

Die Knochen des Bibers ſind außerordentlich hart, weiß von Farbe und nehmen ſo ſchöne Politur an, daß ſie zu mancherlei Drechslerarbeiten u. dgl. mit Nutzen angewendet werden könnten, wenn man ſie uns häufiger zuführte, und die Handwerksleute Veranlaſſung erhielten, Proben damit zu machen.

Die Schneidezähne werden bei uns zum Vergolden und Glätten, von den Wilden aber ſtatt der Meſſer, Meißel und Bohrer gebraucht.

§. 11.

Die Tritte, welche der Biber mit den Vorderläufen macht, ſind denen des Hundes nicht unähnlich; nur ſtehen die Zehen und Krallen in denſelben weiter aus einander und die Ballen ſind nicht ſo tief eingedrückt. Die der Hinterläufe ſtellen ſich faſt eben ſo dar, wie der Abdruck eines Schwanen- oder Gänſefußes.

Die Spur oder die Stellung der Tritte von allen vier Läufen zuſammengenommen, ähnelt der der Flußotter*); nur die Hinterlauffährten ſtehen breiter aus einander, ſehr einwärts und zeichnen ihre Form noch genauer ab.

§. 12.

In Gegenden, wo es Geſellſchafts- oder doch burgbewohnende Biber gibt, ſcheinen mir Hunde — welche in allem den Otterhunden gleichen, auch auf eben die Art abgerichtet werden — zum Betrieb der Jagd unentbehrlich. Um hier nicht zu weitläufig zu ſeyn, verweiſe ich den Leſer auf den zehnten, elften und zwölften Paragraph des zweiten Kapitels der dritten Abtheilung des dritten Abſchnitts, welchem ausſchließlich der gegenwärtige Theil dieſes Werkes

*) S. §. 8. des zweiten Kapitels der dritten Abtheilung des gegenwärtigen Abſchnitts.

gewidmet iſt. Dort wird er gleichfalls ſich über die Beſchaffenheit und Anwendung der Bibernetze und Biberhamen Raths erholen können. Nur glaube ich noch hinzufügen zu müſſen, daß es wohlgethan ſeyn möchte, wenn man noch ſtärkere Leinen zum Gemäſch nimmt, als beim Otternetz; am Ende des Küttels oder Sacks einen zwei bis drei Pfund ſchweren Stein (der an jenem nicht nur unnöthig, ſondern auch ſchädlich ſeyn würde), und zunächſt deſſelben einen eiſernen Ring anbringen läßt, und endlich, wenn man, ſobald das Netz geſtellt iſt, an einem am Ufer befindlichen Pfahle eine hinlänglich lange, dünne Leine befeſtigt, ſolche hierauf bis zur Mitte des Küttels führt, dort ringsum durch die Maſchen, dann durch den am Ende befindlichen vorher erwähnten Ring und wieder ans Land zieht.

Auch die Jagd mit dieſen Netzen und Hamen wird in Flüſſen oder Gewäſſern, welche nicht zu breit ſind, um völlig von einem Ufer zum andern durchzuſtellen, auf eben die Weiſe, wie man ſie am vorbeſagten Orte beſchrieben findet, ausgeübt; dabei aber ergreift einer von den beim Netz am Ufer angeſtellten Männern die vorher erwähnte Zugleine, um, ſobald er am Rucken fühlt, daß der Biber am Ende des Küttels iſt, augenblicklich ſie anzuziehen, damit der Zipfel, in welchem der Biber liegt, ſich umſchlägt und der Sack ſich zuzieht. Es möchte nicht gut ſeyn, Männer an die Küttel zu ſtellen; deſto mehr muß aber vom Ufer hinzugeeilt werden, wenn ſich ein Biber gefangen hat, um ihn todtſchlagen oder mit der im folgenden Paragraph zu erwähnenden Gabel todtſtechen zu können, weil er ſich gern durchſchneidet.

Wo der Fluß oder das Waſſer zu breit wäre, um ganz durchſtellen zu können, oder wenn man zwei Wathen nicht beſäße, würde man, wo möglich, vor der ganzen Bucht, in welcher ſich die Burgen und Baue befinden, die abgejagt werden ſollen, das Netz vorziehen, oder wenn es auch dazu nicht hinreichte, in möglichſter Stille einen Bogen vor den Burgen ſtellen müſſen. Doch glaube ich faſt, daß unter dieſen Umſtänden große Hamen noch beſſere

Dienſte thun würden, weil man mit ſolchen ſich leichter von der Landſeite an die Burg ſchleichen und den Hamen vorhalten könnte.

Daß die Hunde nie eher gelöſ't werden dürfen, bis alles Zeug gehörig in Ordnung iſt, verſteht ſich.

Der Biber ſoll auch in eine Reuſe gehen, welche wie eine Fiſchreuſe, nur ſtärker und von fichtenen Aeſten gemacht iſt, und in der ein Köder von grünen aspenen Knospen ſteckt.

Der Fallnetze, welche Döbel in Vorſchlag bringt, erwähne ich nur beiläufig, um zu erklären, daß ich ſie deshalb nicht für anwendbar halte, weil der Biber ſich nie (auch in der Nacht nicht) weit genug vom Ufer entfernt, um ſie, ohne ihn rege zu machen, ſtellen zu können. Wie ſie aber im Waſſer fangbar angebracht werden ſollten, begreife ich nicht.

§. 13.

In ſeichten, klaren Gewäſſern, an deren Ufern ſich Burgen befinden, ſoll auch, wie man ſagt, der ſogenannte Biberſtich ganz im Freien ohne Netz ausführbar ſeyn, indem ſich eigens darauf geübte Männer, mit dreizinkigen eiſernen, an den ſcharfen Spitzen mit Widerhaken verſehenen, an hölzernen Stielen befeſtigten Gabeln bewaffnet, an die Ausgänge der Burgen ſchleichen, hier abwarten, bis die Hunde die darin befindlichen Biber rege machen, und die heraus ins Waſſer fahrenden anſpießen. Ob man etwa an den Gabelſtielen Leinen befeſtigt, um den Verwundeten (weil die an den Zinken befindlichen Widerhaken machen, daß er nicht los zu kommen vermag) bis zur völligen Ermattung daran fortgehen zu laſſen, kann ich nicht ſagen, ſollte aber meinen, daß dadurch der Fang erleichtert würde. Uebrigens iſt es wahrſcheinlich, daß der Stich von vorn nie angebracht werden kann. Auf jeden Fall gehört zu dieſer ſonſt ſehr einfachen Jagd viel Gewandtheit und Geſchicklichkeit.

§. 14.

In unſern Gegenden, wo man ſelten mehr als einen Biber auf einmal zu ſehen erwarten darf, verſpricht um ſo ſichrer bei mondhellen Nächten und gutem Winde der Anſtand, mit einer mit Schrot Nr. 0. oder Poſten geladenen Flinte, einen glücklichen Erfolg, weil dieſe Kreaturen, ſo lange ſie ungeſtört bleiben, faſt täglich auf dem nehmlichen Orte ausſteigen, um zu ſchneiden. Nur verberge man ſich gut, ſtehe unbeweglich ſtill, laſſe ſie erſt einige Schritte aufs Land heraus und halte auf den Kopf. Das Schießen im Waſſer iſt mißlich, weil man da nichts als die Naſe erblickt. Hat nun das Waſſer vollends viel Tiefe, ſo geht nicht nur der Geil nach §. 3. und 16. d. K. faſt immer verloren, weil beim Aufſuchen mit Haken u. dgl. es ſich nicht ſelten ereignet, daß man den Biber beim Herausziehen am Hintertheile faßt, ſondern man büßt zuweilen auch das Ganze ein.

Am öfterſten wird er im Frühjahre beim Eisgange und ſonſt bei großen Ueberſchwemmungen an den Zufluchtsorten, welche er dann nach §. 5. d. K. ſucht, geſchoſſen.

§. 15.

In ſo fern die Hauptſache bei allem Rauchwerksfange, Reinlichkeit, gehörig wahrgenommen wird, iſt der Fang mit dem Tellereiſen*) das ſicherſte Mittel, des Bibers habhaft zu werden.

Witterungen nimmt er, ſo viel ich weiß, eigentlich nicht an; doch iſt es nützlich, das ganze Eiſen vor dem Legen tüchtig mit aspenen oder haſelnen Knospen abzureiben.

---

*) Döbel rühmt vorzüglich beim Biber und der Otter das Stangeneiſen. Ich kenne dieſes zwar, doch nicht ganz genau, weiß aber, daß das Stellen mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden und, ſo wenig als der Mechanismus des Ganzen durch Worte und ohne Zeichnung, zu verſinnlichen iſt. Da nun ein gutes Tellereiſen zur Erreichung des Zwecks vollkommen hinreicht, ſo habe ich es nicht für nöthig gehalten, durch überflüſſige Kupfer das Werk zu vertheuern.

Das ganze Verfahren beim Legen bleibt übrigens daſſelbe, wie beim Otterfange. (S. §. 13. des oben (§. 12.) angezogenen Kapitels.)

Auch hier iſt es ſichrer, das Eiſen unter Waſſer zu bringen; mangelt dazu die Gelegenheit, ſo wird es doch ſo nahe als möglich vor den Ausſtieg gelegt; auch täglich an den Seiten und nach dem Lande zu mit friſchen, nicht mit bloßen Händen angegriffenen, mit einem ſehr reinlichen Meſſer abgeſchnittenen weidenen oder aspenen Zweigen umſtreut. Nur glaube man hier dem Sprichworte nicht: Viel hilft viel!

Uebrigens muß das Eiſen vorzüglich gut ſeyn und wenigſtens eine ſehr ſtarke Feder haben.

§. 16.

Kommt der Biber auf irgend eine Weiſe noch lebend in die Gewalt des Jägers, ſo wird er am leichteſten durch einen derben Schlag auf die Naſe — verſteht ſich mit irgend einem harten, mehr ſchmal- als breitkantigen Werkzeuge — zum Enden gebracht, oder — ſelbſt nach der angenommenen Jägerterminologie — todtgeſchlagen.

Vorzügliche Aufmerkſamkeit hat der Jäger ſofort darauf zu verwenden, daß das Geil nicht ganz oder zum Theil nach innern Theilen übergehe, und dadurch — den Geldverluſt ungerechnet — dem Wildbret und ſelbſt dem Schwanze ſeinen widrigen Geſchmack mittheile.

Erlauben es daher die Umſtände, ſo ſchärfe man auf der Stelle vorſichtig und raſch, den Biber auf die Seite gelegt, die Haut an den Keulen bis über die Geilenſäckchen hin auf, und unterbinde die letztern feſt. Iſt dies zur Nachtzeit nicht möglich, ſo ſorge man beim Nachhauſeſchaffen dafür, daß der Hintertheil tiefer als der Kopf liege, verfahre dann, wie vorhergeſagt, und löſe die vorher unterbundenen Geilenhübel ſogleich aus; aber auch mit Behutſamkeit, um durch Verletzung derſelben nicht Schaden zu leiden.

Wenn dies bewerkſtelligt worden, ſchärft man den Schwanz ab und benimmt ſich hernach beim Streifen

gerade ſo wie bei den Raubthieren. Hierzu ſoll im letzten Paragraph des zweiten Kapitels der dritten Abtheilung Anleitung gegeben werden.

Viertes Kapitel.

Vom gemeinen Eicher oder Eichhorn.

Sciurus vulgaris *).

---

§. 1.

In Rückſicht der Jagd-Kunſtſprache bemerke man folgende Abweichungen von der bei andern zur niedern Jagd gehörigen Haarwildarten angenommenen:

Der Schwanz behält bei einigen Jägern dieſen Namen, bei den meiſten heißt er **Fahne**.

Für **Begattung** iſt mir kein anderer Ausdruck bekannt, ich werde dieſen daher beibehalten.

§. 2.

Im gemeinen Leben wird dieſes Thierchen ſeiner Zierlichkeit und Kleinheit wegen **Eichhörnchen**, zuweilen auch **Eichkätzchen** genannt.

Es gehört nach dem **Linnéiſchen** und nach dem **Pennantiſchen** Syſteme unter die **Nagethiere**, nach dem **Blumenbachiſchen** unter die **nagenden, vielzehigen Säugthiere**, nach dem **Pariſer** zu den **Vierfüßern**, welche **Schneide- und Backenzähne**,

---

*) Bechſteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. 1. K. 26. v. Wildungens Taſchenb. 1808. II. Okens Zool. Abth. 2. S. 859. ff.

an den Zehen aber keine hufartige Bedeckung haben, und zwar in die ſechste Unterordnung der erſten Abtheilung der Säugthiere. Ueberall macht es eine beſondere Gattung aus.

§. 3.

Verſchiedene Arten und Halbarten der Gattung Eicher ſind in Europa, in Aſien, in einigen afrikaniſchen Ländern, beſonders in Amerika einheimiſch.

Der gemeine, bei uns bekannte Eicher mißt 8 bis 9″ vom Kopf bis zur Wurzel des Schwanzes; der zuletzt genannte Theil aber allein genommen iſt um 1″ länger, als der übrige Körper. Die Höhe beträgt am Vordertheile 3½ bis 4″.

Der Kopf iſt dick, an den Seiten plattgedrückt, nach der Schnautze zu geſpitzt, die Stirn flach, die Naſe hochſtehend, die Oberlippe beträchtlich länger als die untere. Letztere bedeckt die Vorderzähne nicht ganz.

Wie bei allen Nagethieren findet man vorn ſowohl in der Ober= als in der Unterkinnlade zwei keilförmige, äußerſt ſcharfe Schneidezähne, von denen die untern ſchmäler, ſpitziger und länger als die obern ſind. So lange das Thier lebt, behalten die an der vorwärts gekehrten Seite pomeranzenfarbenen Schneidezähne ſämmtlich eine gewiſſe wankende Beweglichkeit vor= und hinterwärts, auch nach den Seiten, ſobald es aber verendet, hört dieſe auf.

Außerdem findet man in der obern Kinnlade fünf, in der untern vier zum Theil geriefte Backenzähne.

Die Lippen ſind mit kurzen, ſteifen, weißen Haaren beſetzt; der Naſe zur Seite ſtehen fünf Reihen ſchwarzer, langer Barthaare; über den großen, hervorſtehenden, ſchwarzbraunen (faſt ſchwarzen), mehr nach den Lauſchern (Ohren), als nach der Naſe zu gerichteten Sehern noch einige einzelne, etwas weniger lange, von gleicher Farbe. Die Lauſcher ſelbſt ſind eigentlich weniger lang, als ſie es durch die an den Spitzen ſich emporſträubenden Haarbüſchel zu ſeyn ſcheinen. Der Hinterkopf iſt erhaben gewölbt, der Hals

kurz, der Leib ſchlank, der Rücken, wenn das Thier ſitzt, ſehr, wenn es läuft, nur wenig gekrümmt.

Die fächerförmig mit langen Haaren beſetzte Fahne legt es im Sitzen faſt gerade am Rücken hinauf, im Laufen aber ſtreckt es ſie von ſich weg.

Die kurzen Läufe, von denen die hintern die vordern an Länge noch übertreffen, gehen in langen, ſtarken Zehen und breiten Fußſohlen aus. An den Vorderläufen findet man vier mit ſcharfen, langen, grauen Krallen beſetzte fingerartige Zehen nebſt einem ſtumpfen Daumen, an den hintern fünf gleich ſcharf bewaffnete Zehen.

Mit den langen Ferſen berührt das Eichhorn bei jedem Sprunge den Boden. Es kann daher wie alle Nagethiere auf den Hinterläufen aufgerichtet ſitzen, zwiſchen den Vorderzehen aber etwas halten und ſogar ſchnell wenden und drehen. Sein ganzer Bau iſt zum Springen und Klettern eingerichtet. Beides wird durch die ſtark ausdünſtenden, immer feuchten Fußſohlen ſehr erleichtert.

Das Haar iſt ziemlich lang und weich, am gemeinen Eicher von der Wurzel an aſchgrau, nur an der Fahne mit etwas Weiß gemiſcht; die übrigen zwei Drittheile der Länge deſſelben ſind — die Kehle und den Bauch, wo es weiß, und die Schnautze nebſt den Augenlidern, wo es weißgelb erſcheint, ausgenommen — feurig braunroth gefärbt. Im Winter geht weiter nach Norden zu das Braunroth völlig in Grau über; bei uns wird es nur mit Aſchgrau und Weiß gemiſcht. Bei ſehr alten Thieren iſt dies zu allen Jahreszeiten der Fall; doch bleiben an ihnen die Fahne, die Läufe nebſt den Büſcheln an den Lauſchern, im Sommer wie an den Jungen gezeichnet.

In unſern Gegenden findet man folgende Farbenvarietäten:

1. Das ſchwarze Eichhorn, welches auf dem thüringer Walde nicht ſogar ſelten iſt; 2. das ſchwarzbraune ebenfalls dort und ſchon in der Gegend von Eisleben anzutreffende; 3. das immer aſchgraue, bei uns ſehr rare.

Aus der Vermiſchung dieſer Varietäten unter einander

und mit dem gemeinen ſollen zuweilen noch andere her⸗vorgehen, z. B. Eichhörnchen, welche überall grau und nur längs des Rückens mit einem rothen Striche ge⸗zeichnet ſind; braunrothe oder ſchwarze, weißge⸗ſchäckte. Auch ſah Bechſtein am Reinhardts⸗brunnen im Gothaiſchen ein rothes mit weißer Fahne. Endlich fand man zuweilen auch weißgelbe und weiße, von denen einige rothe Seher hatten, aber nie anders als ganz jung im Neſte. Wahrſcheinlich ſind dies Kakerlaken, d. h. (wie die Albino's, oder weiße Mohren) Geſchöpfe, bei denen dieſe unnatürliche Far⸗benveränderung eine kränkliche Organiſation anzeigt. Weder bei Menſchen noch bei Thieren läßt ſich unter ſolchen Um⸗ſtänden Gedeihen erwarten.

Ungeachtet ſeiner kurzen Läufe iſt doch das Eichhorn nichts weniger als langſam. Auf der Erde bewegt es ſich nie im Schritte oder Trabe, ſondern immer in größern oder kleinern Sprüngen vorwärts. Außerordentlich iſt ſeine Ge⸗ſchicklichkeit im Klettern. Mit bewundernswürdiger Schnel⸗ligkeit fährt es an dem glatteſten Baumſtamme ein großes Stück, ja, bis in den äußerſten Gipfel, ohne abzuſetzen, hinauf. Von da aus thut es oft von freien Stücken 14 bis 16′ weite Sätze bis auf einen der benachbarten Bäume. Dabei ſcheint ihm die langbehaarte und doch ſo leichte Fahne gute Dienſte zu leiſten; denn man hat Ver⸗ſuche gemacht, dieſe halb wegzuſchlagen, und nicht halb ſo weit konnte das verſtümmelte Geſchöpf nachher ſpringen. Aber auch im natürlich geſunden Zuſtande ſpringt das Eichhorn nicht gerade aus, ſondern immer etwas abwärts, ſo daß es gegen den Aſt, wo es den Anlauf nahm, gerechnet, allemal auf einem niedrigern des benachbarten Baumes an⸗kommt. Erreicht es nur die äußerſte Spitze deſſelben, ſo faßt es dieſe ſo ſchnell und feſt, daß das Schwanken des Zäckchens ihm nie gefährlich wird; im Gegentheile läuft es ſchnell auf demſelben hin, auch mit gleicher Gewandt⸗heit Baum an und Baum ab.

Zwar liebt dieſe kleine Kreatur das Waſſer eigentlich nicht, deſſen ungeachtet aber wird ihr im Nothfalle das

Schwimmen nicht ſchwer. Daß ſie ſich dabei eines Spanes ſtatt eines Fahrzeugs und der Fahne ſtatt des Segels bediente, oder daß ſie ſich auf den Rücken legte, und die Fahne, Gott weiß zu welchem Behufe, ins Waſſer hängen und ſo ſich forttreiben ließe, halte ich für ungegründet, ſo oft man es auch in Schriften erzählt und wieder erzählt hat. Mehr als einmal habe ich ſie auf die natürlichſte Art, wie jedes andere vierfüßige Säugthier, durch Flußwaſſer ſchwimmen ſehen. Läugnen will ich deshalb nicht, daß der Eicher, wenn er im Strome ein Stückchen Holz, welches ihn tragen kann, erreicht, ſich deſſelben vielleicht zum Ausruhen bedient und ſich darauf forttreiben läßt. Wie oft ſieht man bei ſtarken Eisfahrten andere Thiere auf Schollen ſitzen; wem würde es aber je einfallen, zu glauben, daß ſie dieſe als bequemes Vehikel anſähen? Nothbehelf iſts gewiß in beiden Fällen, weiter nichts!

Sitzt das Eichhörnchen ruhig und ungeſtört, ſo hört es faſt nicht auf, ſich zu lecken und zu putzen. Dies ſowohl als die Bemerkung, daß man nie in ſeinem Ruhelager oder Neſte, ſondern unten am Baumſtamme, auf welchem jenes ſich befindet, Loſung findet, zeugt für ſeine ungemeine Reinlichkeit.

Zeichnen ſich an ihm ſchon die Sinne des Geſichts, Gehörs und Geruchs durch ſcharfe Organiſation aus; ſo ſcheint doch die Vorempfindung von ſtürmiſcher Witterung, welche es durch ſeine Unruhe, durch den dann auch ohne andere Veranlaſſung oft wiederholten Laut, durch theilweiſes oder gänzliches Verſchließen ſeiner Wohnung, zu Tage legt, zu beweiſen, daß der Sinn des Gefühls jenen an Feinheit wenigſtens nicht nachſteht.

So leicht es iſt oder ſcheint, dieſe kleine niedliche Kreatur zu zähmen, wenn man ihrer in der früheſten Jugend habhaft wird; ſo freundlich ſie ſich in der Folge auch ſtellt: ſo bleibt ſie doch, vorzüglich während der Begattungszeit, boshaft und tückiſch. Ihre Biſſe ſind nicht nur ſehr ſchmerzhaft, ſondern oft die dadurch entſtehenden Verletzungen ſogar gefährlich.

Liſt und Verſchlagenheit, womit die Natur ſie nicht ſtiefmütterlich ausſtattete, ſprechen ſich durch die Maaßregeln aus, welche ſie zu ergreifen pflegen, wenn es auf Rettung durch Flucht ankommt. Denn, werden ſie einen wirklichen oder vermeinten Feind gewahr; ſo eilen ſie blitzſchnell dem höchſten der umſtehenden Bäume zu, fahren faſt immer auf der entgegengeſetzten Seite bis in die erſte Zwaſel *) hinan, kommen da höchſtens nur mit dem Köpfchen zum Vorſchein, gehen, wenn ſie noch nicht ſicher zu ſeyn glauben, bis auf den höchſten Gipfel fort, drücken ſich platt auf einem Aſte dicht am Hauptſtamme, hängen ſich, immer der Gefahr ſo viel als möglich ausweichend, am Hauptſtamme an, oder eilen, ſobald ſie ſich unbemerkt wähnen, von einem Baume zum andern ſpringend, davon.

Es gibt wenige Säugthiere, welche ſo immerwährend munter wären und ſo kurze Zeit auf einer Stelle blieben, als der gemeine Eicher während der mildern Jahreszeit und bei leidlicher Witterung. Deſto ruhiger verhält er ſich bei ſtürmiſchem Regenwetter und im Winter.

Sein dreifach verſchiedener Laut bezeichnet genau die Stimmung, in welcher er jedesmal ſich befindet. Freude und Begattungstrieb drückt er durch ein gewiſſes Pfeifen aus, Furcht und Schreck durch ein ſonderbares, faſt wie: duck, duck, duck! ertönendes Gluchſen, Zorn und Schmerz durch Murren und Ziſchen.

Gezähmte überleben ſelten das ſechste oder ſiebente Jahr. So wenig dies nun als unumſtößlicher Beweis für die längſte Lebensdauer im Freien aufgeſtellt werden kann; ſo iſts doch nicht unwahrſcheinlich, daß auch hier ſich das höchſte Lebensziel auf dieſen Zeitraum beſchränke, der mit dem Wachsthume in einem Verhältniſſe ſteht, welches Büffon nicht mit Unrecht in Rückſicht der vierfüßigen Thiere angibt **).

*) Der Ort, wo mehrere Aeſte ſich vom Hauptſtamme ausbreiten.

**) Schon oft iſt deſſelben in dieſem Werke Erwähnung geſchehen; der Leſer wird ſich deſſen erinnern.

§. 4.

Die Begattungszeit der ältern Eicher fängt im März, die der jüngern etwas ſpäter an. Wo dieſe Thierchen häufig ſind, verſammeln ſich dann oft zehen und mehr Männchen bei einem Weibchen, deren lauter Zwiſt gar bald in Thätlichkeit übergeht.

Ob nur dem Tapferſten unter ihnen der Minneſold zu Theil wird, oder ob das Weibchen vielleicht, während die übrigen um ſeinen Beſitz kämpfen, mit einem erkohrnen Liebling entflieht, läßt ſich eben ſo wenig beſtimmen, als es uns intereſſiren kann; aber ſo viel iſt gewiß, daß das zärtliche Pärchen, wenigſtens bis nach erfolgter Befruchtung, ſich gegenſeitig eheliche Treue beweiſ't.

Vier Wochen geht das Muttergeſchlecht tragend. Während dieſer Periode wird ein gut verwahrtes Neſt (ſ. §. 5.) von ihm recht weich mit Moos ausgefüttert, nach Verfluß derſelben bringt es in ſelbigem drei bis ſieben Junge *), welche acht bis neun Tage blind und ſchwarzbräunlich gefärbt ſind. Sie werden vier Wochen geſäugt. Die nächſtfolgenden vierzehn Tage hindurch, während welcher die junge Familie zwar ſchon auf den das Neſt umgebenden Aeſten ſpielend herumklettert, wird ſie von der Mutter mit Aeſungsmitteln verſorgt, dann aber trennt ſich alles, und jedes Individuum muß ſelbſt für ſeinen Unterhalt ſorgen.

Bechſtein ſagt, die alten Weibchen begatteten ſich nachher oft zum zweitenmale, ſo daß man im Julius und Auguſt wieder Junge in den Neſtern fände; ja, er will ſogar in Jahren, wo es viel Nadelholzſamen gibt, Beiſpiele eines dritten Gehecks erlebt haben.

Nur ſo viel weiß ich aus eigener Erfahrung, daß kräftigere und überflüſſige Frühjahrsäſung die Zahl der Jungen eines Wurfes vermehrt. Dieſe ſind im nächſten

---

*) Nach der Verſicherung meines oben (K. 1. §. 3. Anmerk) gedachten Verwandten und Freundes brachte ein zu Neuyork mit einem Männchen im Käfig unterhaltenes Weibchen vier und zwanzig Junge auf einmal.

Oktober völlig ausgewachſen und im folgenden Frühjahre fortpflanzungsfähig.

§. 5.

Gewöhnlich leben die Eichhörnchen in Wäldern, vorzüglich gern in Schwarzhölzern, überall am liebſten in trocknen und ſchattigen Gegenden; denn Näſſe und drückender Sonnenſchein iſt ihnen zuwider. Wenn manche Obſtſorten und Nüſſe aller Arten reifen, beſuchen ſie jedoch auch nahe gelegene Gärten.

Da ſie nur zu gewiſſen Zeiten einige Aeſung auf der Erde und dann eben ſo viele und beſſere auf den Bäumen und Sträuchern finden; ſo leben ſie meiſtentheils in der Höhe. Selten ſpringen ſie indeſſen, wenn es nicht um zu entfliehen geſchieht, von einem Baume oder Strauche zum andern, ſondern ſie ſteigen bei voller Ruhe gemächlich an einem Schafte herab, hüpfen dann auf der Erde fort bis zu einem benachbarten, und klettern abſichtlich oder zum Spaß an dieſem wieder hinauf.

Man will bemerkt haben, daß jedes Eichhörnchen wenigſtens vier Neſter habe, in welchen es wechſelsweiſe ruhe. Zum kürzern Aufenthalte benutzt es verlaſſene Elſter-, Krähen- und Raubvogelhorſte *), wie ſie ſind; zum Nachtquartier, zum Schutz gegen üble Witterung und Kälte und zum Heckneſte hingegen werden gewöhnlich nur die vorgefundenen Materialien verwendet, das Ganze aber neu erbauet.

Ein ſolches Neſt wird gewöhnlich in eine Zwaſel, dicht an den Hauptſtamm des Baumes geſtellt. Der Boden deſſelben iſt den Vogelneſtern gleich geformt, oben aber erhält es eine Haube. Der Haupteingang iſt vom Schafte abwärts, faſt immer gegen Morgen gerichtet und gerade nur ſo groß, daß das Thierchen gemächlich hineinſchlüpfen kann; ein etwas kleineres Fluchtloch hingegen wird gewöhnlich dicht am Schafte gelaſſen.

---

*) Alle Raubvögel haben Horſte, keine Neſter.

Fällt Regen oder ſtürmiſches Wetter ein, ſo eilt jedes Eichhörnchen ſeinem auf dieſe Weiſe bereiteten Schutzorte zu, verſtopft den Haupteingang, im Nothfalle auch wohl das Fluchtloch, und wartet ruhig beſſere Zeiten ab.

Im Winter ſchläft es viel, jedoch nicht anhaltend, erſtarrt auch nicht und kommt aus ſeinem Schlupfwinkel hervor, ſo oft es vom Hunger ſich gequält fühlt.

§. 6.

Die Aeſung unſrer Eicher beſteht der Jahreszeit nach in Tannen-, Kiefern- und Fichtenſamen, welchen ſie geſchickt aus den Zapfen auszumachen wiſſen; in Knospen der mehreſten Holzarten, vorzüglich der Kiefern *), von denen ſie im Winter die jüngſten Triebe am letzten Quirl abbrechen, um die Knospen zu erlangen; in der Schale der ſchwächſten friſchen Reiſer von alten Birken; in Heidel- und Preiſelbeerblättern; in den Kernen der meiſten Beerenarten; in Ahorn- und Masholderſamen. Auch nehmen ſie manche Obſtſorten, beſonders Süßbirnen an, lieben aber ganz vorzüglich alle Nüſſe, nicht zu harte Obſtſteine, Eicheln, Bucheckern und einige Pilzarten.

Mit Unrecht gibt ihnen Büffon Schuld, ſie raubten auch Vögel; häufige Verſuche an gezähmten haben das Gegentheil erwieſen. Aber das glaube ich nicht verhehlen zu dürfen, daß ich einigemal friſche Eierſchalen am Stamme eines Baumes, das Eichhörnchen aber oben im Neſte fand. Ob ſie nun im wilden Zuſtande die Vogeleier ausſchlürfen, wie ich es von einem gezähmten geſehen habe, mag ich nicht entſcheiden **), bin aber eher geneigt zu glauben, daß ſie ſolche nur darum aus dem Neſte werfen, um es für ſich einzunehmen.

---

*) Der Genuß derſelben, ſo wie der des Nadelholzſamens, macht, daß die Loſung der Schwarzholz bewohnenden Eichhörnchen, welche viel harzige, öllge Theile enthält, aufs Feuer geworfen, helle aufbrennt.

**) Ein ſolcher einzelner Fall beweiſ't um ſo weniger etwas, da die gezähmten auch gekochtes Fleiſch freſſen, die wilden nie.

Beim Aeſen zeigt jede ihrer Mienen und ihr ganzes Benehmen einen hohen Grad von Wohlbehagen an. Auf den Hinterläufen allein ſitzend, erheben ſie alles, vorzüglich ihr Leckergericht, Nüſſe ungemein behende zwiſchen den Vorderzehen, und führen ſie ſo der Schnautze zu. Unbegreiflich iſts beinahe, wie ſchnell unter fortwährendem Drehen der Nuß mit den Schneidezähnen ringsum ein Kerb bis auf den weichen Kern geſchnitten und dann die harte Schale weggeworfen wird. Aber trotz der ſichtbaren Begierde, recht bald zu genießen, verſchluckt das Thierchen nichts eher, bis alles völlig vermittelſt der Backenzähne zermalmt iſt. Sicher belehrt ſie ein ſehr zuverläſſiger Inſtinkt, daß die geringſte Vernachläſſigung dieſer Vorſichtsmaaßregel bei einer früher, als die vollkommene Verdauung erfolgt wäre, nöthigen Anſtrengung im Springen leicht tödtliche Folgen haben könnte.

Für den erſten Moment ſcheint es, als ſei das Eichhorn recht eifrig darauf bedacht, ſich auf die Zeit des Mangels mit einem Vorrath an Lebensmitteln zu verſorgen; denn oft trägt es nicht ganz unanſehnliche Quantitäten von Nüſſen, Eicheln, Buchecker, Eierſchwämmen u. dgl. zuſammen, verbirgt dies alles in einem der überbauten Neſter, oder in einem hohlen Baumſtamme, und bedeckt ſeinen Reichthum auf der Erde wohl vorzüglich darum ſo ſorgfältig, um ihn den ſpähenden Blicken der lüſternen Holzheher (Corvus glandarius, *Linn.*) zu entziehen.

Aber dennoch macht es gemeiniglich die Rechnung ohne den Wirth; denn kaum tritt die naſſe Herbſtwitterung ein, ſo denkt es nicht daran, daß oft nur zu bald der noch rauhere Winter folgt, ſondern zehrt ſo raſch auf das Eingeſammelte los, daß gewöhnlich für den Nothfall nichts übrig bleibt. Daher kommt es, daß bei anhaltend ſtrengem Winterwetter und tiefem Schnee mancher Eicher Hungers ſterben *) muß, oder daß eine glückliche Ahndung

*) Nicht ſowohl der Hunger, als das beſtändige Aeſen der Holzſchale, welche man im Winter im Magen der Eicher faſt ausſchließlich findet,

auch in unſern Gegenden zuweilen ſämmtliche Individuen dieſer Art im Herbſte noch zur Auswanderung aus gebirgigen Gegenden in ebene Waldungen veranlaßt.

Oefter oder eigentlich jedes Jahr tritt der letzte Fall in allen Ländern ein, welche dem nördlichen Polarkreiſe zunächſt liegen. Dort kehren ſie bei Eintritt des Frühlings in die Gebirge zurück.

In allen nördlich gelegenen Ländern aber ſoll, wenn im Sommer durch ungünſtige Witterung Mangel an Aeſung entſteht, eine ähnliche Emigration nicht zu den Seltenheiten gehören.

§. 7.

Hauptfeind des Eichers iſt der Baummarder, welcher dem alten von Baume zu Baume, von Aſte zu Aſte unnachläſſig im eigentlichſten Verſtande nachſetzt, bis er ſich aus Entkräftung ergibt, junge aber in den Neſtern aufſucht. Den Nachſtellungen der großen Haſelmaus ſind letztere gleichfalls ausgeſetzt.

Auch der Fuchs gibt ſich viel Mühe, ſie auf der Erde zu beſchleichen, ob es ihm gleich nur ſelten gelingen mag. Raubvögeln werden alte nur ſelten, junge deſto häufiger zur Beute.

§. 8.

Vor einigen Jahren gab es einen Zeitraum, während deſſen man gezähmte Eichhörnchen ſehr häufig fand. Und in der That ſind es poſſierliche Geſchöpfchen, welche bei guter Behandlung wenigſtens zehn Monate des Jahres hindurch ſehr fromm werden.

Wem es Spaß macht, ſich mit ihnen abzugeben, der muß die jungen, wenn er ſie im Neſte findet, augenblicklich ausnehmen, ſonſt trägt ſie die ſorgſame Mutter,

---

mag wohl ihren Tod befördern, da ſie eigentlich nie ſaufen, ſondern im Sommer nur Thau, im Winter weichen Schnee lecken. Bekommt letzterer nur einen Schorf, ſo fehlen vollends alle Mittel, das Hitzige jener Nahrung zu mildern.

ſobald ſie Unrath vermerkt, in ein anderes oft weit entferntes.

Mit Milch und Semmel (Weck in Franken) laſſen ſie ſich leicht aufziehen; ſpäterhin gebe man ihnen Nüſſe, Eicheln, Buchecker n, wenn man will, auch allerhand Backwerk und ſüße Mandeln; nur hüte man ſich, daß ſie keine bitteren, oder Pfirſchen- und Aprikoſenkerne zu äſen bekommen, denn dies alles iſt ihnen, wie den übrigen blindgebornen Thieren, unfehlbar tödtlich.

Um ſie ſo zahm als möglich zu machen, muß ihnen gleich in der früheſten Jugend ein weichledernes, mit feinem Tuche gefüttertes Halsbändchen angelegt, und an dieſes ein leichtes Drathkettchen befeſtigt werden. Doch muß man ſie oft losmachen, herumtragen, auch immer frei aus der Hand füttern.

Ganz frei ſie immer herumlaufen zu laſſen, würde, wenn der Beſitzer ſich auch über das Unreinliche hinausſetzen wollte, doch deshalb nicht räthlich ſeyn, weil ſie alles, was ſie fortbringen können, leicht verſchleppen.

Ihre Tücke und Bosheit verläugnen auch die anſcheinend frömmſten im März und April nie ganz. Sollen ihre Biſſe vorzüglich Kindern nicht gefährlich ſeyn, und ſollen ſie ſonſt durch Nagen keinen Schaden thun; ſo müſſen ſie zu der Zeit wenigſtens immer angelegt bleiben, oder die Nagezähne ihnen ausgebrochen werden. Natürlich kann man ſie dann mit Nüſſen in der Schale nicht füttern.

§. 9.

Mit Unrecht werden die Bälge unſrer inländiſchen Eichhörnchen, außer dem, daß man aus den Fahnenhaaren Mahlerpinſel verfertigt, faſt gar nicht benutzt. Deſto höher ſchätzt man die der nördlichen grauen, welche unter dem Namen Grauwerk oder Vehe bekannt ſind, und den ſogenannten Vehbam oder die Vehwamme liefern. Der Kürze wegen beziehe ich mich auf das, was ich in einer Anmerkung zum eilften Paragraph des zweiten Kapitels der gegenwärtigen Abtheilung über die-

ſen Gegenſtand geſagt habe. Ueberall ſind die Bälge im Spätherbſte und Winter am dichteſten behaart.

Nach Smiths Unterricht zum Vertreiben ſchädlicher Thiere halten die Engländer das Wildbret dieſer kleinen Kreaturen für das allerwohlſchmeckendſte. Auch im ſüdlichen Teutſchland findet man es ſehr gut; nur im nördlichen gibt man, einzelne Ausnahmen abgerechnet, dem Vorurtheile noch immer Raum, daß es ungenießbar ſei, ſo oft es auch ſchon geſagt ward, daß es dem Hühnerfleiſche gleicht, und — wenn es ſelbſt von ſolchen Eichhörnchen genommen würde, die Nadelholzſamen vorzüglich geäſet haben — dem Wildbret der wilden Kaninchen, gebraten ſowohl als mit der Zwiebelbrühe zubereitet, bei weitem vorzuziehen ſei. Eigene Verſuche berechtigen mich, dieſe Meinung zu beſtätigen, beſonders wenn die Eichhörnchen zur rechten Zeit, d. i. im Herbſte und zu Anfange des Winters, erlegt werden.

Zum Krebsfange gibt es keinen beſſern Köder als rohes Eichhornwildbret und Geſcheide und man kann ſich deſſelben ſowohl in der Reuſe, als auf dem Kättſcher bedienen.

Uebrigens möchte ich, am wenigſten in Nadelhölzern, allgemeine Hegung anrathen; denn der Nutzen bleibt in unſern Gegenden, wo die Bälge keinen Werth haben, immer nur ſehr unbedeutend, der Schade aber, welchen dieſe lüſternen Thiere auf friſch beſäeten oder dem Anfluge überlaſſenen Kiefern-, Fichten- und Tannengehauen anrichten, wird, ſobald nur einige in deren Nachbarſchaft ſich aufhalten, leicht bemerkbar. Manche Stubengelehrte, vorzüglich ſolche, welche den Aufwand der kiefernen Aeſte, die in Städten zu — Bierzeichen verbraucht werden, ſehr hoch berechnen, möchten wohl den Verluſt noch höher anſchlagen, welcher durch das Abbrechen der äußerſten Spitzen von Nadelholzzweigen und Blüthenknospen entſtehen könnte, weil ſie in ihrem heiligen Eifer nicht bedenken würden, daß dadurch faſt immer nur Seitenzweige, nicht Haupttriebe verloren gehen. Wir wollen zwar die gute Abſicht nicht verkennen, aber bei Kleinigkeitskrämerei weiter

uns nicht aufhalten, ſondern nur beiläufig erklären, daß auch dieſe Wildart, wie jede andere im Uebermaaß geduldete, Waldrevieren, vorzüglich aber benachbarten Gärten, am Ende läſtig werden kann und uns feierlich verwahren, daß unſre Meinung nicht dahin geht, den Regierungen anſehnliche Fanggeldausgaben zu verurſachen, wenn ſie auch viel weniger ungeheuer groß ſeyn ſollten, als die der amerikaniſchen, welche — nach Göze — zu befehlen ſich gedrungen ſahe, daß jeder Einwohner wenigſtens vier Eicherköpfe abliefern und für jeden 3 Pence (1 Gr. 9 Pf.) als Auslöſung bekommen ſollte, deren Totalſumme in einem Jahre 48,000 Rthlr. (wahrſcheinlich doch deductis deducendis?) betrug. Dort auf den Gebirgen ſollen ſich aber auch die Eicher ſo unglaublich vermehren, daß ſie in zahlloſen Scharen Penſylvanien gleichſam überſchwemmen, und dann zuweilen die ganze von den Maisfeldern zu erwartende Ernte in einer Nacht verheeren.

§. 10.

Die Spur des Eichers zeichnet ſich ſo ſehr aus, daß ſie, einmal erkannt, mit keiner andern zu verwechſeln iſt. Sie ſetzen die Tritte der Vorderläufe viel dichter neben einander *), als die der beträchtlich längern Hinterläufe, welche jedesmal vor jenen abgedrückt erſcheinen. In jedem einzelnen Tritte ſind die langen ausgeſperrten Zehen wahrnehmbar — beim Schnee verſteht ſich.

§. 11.

Gewöhnlich werden ſie beim Herumſchleichen im Holze nur gelegentlich, von angehenden Jagdliebhabern aber gemeiniglich zur Uebung mit Schrot Nr. 4. geſchoſſen. Für letztere allein hier Folgendes: Kommt man dem Eichhörnchen unverſehens auf den Hals, ſo fährt es, wie ſchon §. 3. geſagt worden, den gluchzenden Schreckens-

*) Zuweilen auch in einander.

laut ausgebend, am nächſten Baume hinauf und drückt ſich auf einem Aſte oder am Stamme. Steht kein anderer ſo nahe, daß es ihn ſpringend zu erreichen vermag; ſo hält es oft mehrere Fehlſchüſſe aus, ohne ſich zu bewegen, oder geht, wenn es kann, höher hinan. Will es ſich ſpringend retten, ſo laſſe man es nur nicht aus den Augen, denn bald drückt es ſich wieder.

Sogar ein gutes Blaſerohr reicht hin, um es durch harte, allenfalls vorher mit klarem Hammerſchlag vermiſchte Thonkugeln zu erlegen.

Keine andere Art des Fanges, ſei es mit Schlingen oder Schlagbäumen, verſpricht einen ſichern Erfolg, lohnt auch, bei uns wenigſtens, der Mühe nicht.

Da dergleichen, obwohl ſtärkere, Schlingen und Schlagbäume beim Wieſel- und Marderfange beſchrieben werden ſollen; ſo will ich hier den Leſer damit nicht aufhalten. Alles dort zu Erwähnende wende man hier unter gehörigen Modifikationen an — wenn man Luſt und Zeit dazu hat.

So muß z. B. der kleine Schlagbaum auf die Zwaſel eines Baumes kommen, und an der Zunge des Stellhölzchens eine Nuß befeſtigt werden.

Die Schlingen können ſowohl auf der Erde, als vor den Ein- und Fluchtausgängen der bedeckten Neſter, jedoch ohne dieſe zu beſchädigen, geſtellt werden.

Im erſteren Falle muß man aber mit Nüſſen, guten Kaſtanien oder Mandeln kirren, und zwar zu ſolchen Jahreszeiten, wo ſie ähnliche Aeſungsmittel ſonſt nicht finden.

Anhang.

Unſtreitig wäre es ein zweckwidriges Unternehmen, wenn ich die von Linné aufgeführten eilf Arten der Eicher, deren einige noch dazu als bloße Varietäten anzuſehen ſind, ausführlich beſchreiben wollte. Eine Linnéiſche Art — oder nach Oken (Zool. Abth. 2. S. 864. c.), eine Art der Gattung Schlutt (Pteromas) — glaube

ich jedoch deshalb nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen zu können, weil ſie zum Theil in Gegenden einheimiſch iſt, wo doch ſchon mancher teutſche Jäger ſein Unterkommen geſucht und gefunden hat. Ich meine das fliegende Eichhorn (Sciurus volans, *Linn.*), auch Polatuſche — von Oken a. a. O. S. 865. Art 2. Pt. russica, gemeiner Schlutt-Poletuch — von den Ruſſen Ljetaga (fliegendes Thier) genannt wird *). Da es nicht nur im nördlichen Aſien, ſondern auch, obwohl ſeltener, in den ältern und neuern europäiſch ruſſiſchen Provinzen, und nach Petri ſchon in Eſthland anzutreffen iſt; ſo könnte es auch das nördlich-europäiſche heißen.

Die Länge deſſelben beträgt 9″, wovon die Fahne 3″ wegnimmt.

---

*) Es gibt außer dieſer noch zwei, nehmlich:

a) das virginiſche — nach Oken Pt. americana, virginiana, Aſſaponick — welches in mehreren wärmeren Provinzen von Nordamerika lebt. Der Körper deſſelben iſt, bis zur Fahnenwurzel 5″, die Fahne allein 3½″ lang. Hellaſchgrau gefärbt und gelblich geſtreift erſcheint es am Obertheile des Kopfes und Halſes. Dunkler iſt die Hauptfarbe des Rückens, der Seiten und der äußeren Theile der Hautverlängerungen, welche die Springhäute bilden; doch ſtellen ſich an dieſen Theilen auch gelbbraune Querſtreifen dar. Eben ſo ſind auch die Schenkel und Läufe, bis auf einige ganz gelbe Streifen, gezeichnet. Die oberwärts gekehrte Seite der Fahne iſt graufahl ſchattirt, die untere gelblich; der ganze Unterleib, einige gelbe Streifen am innern Rande der Spannhaut abgerechnet, weiß. Es ruht am Tage und geht nur bei Nacht der Aeſung nach, welche in Knospen der Nadelhölzer und Birken, auch in der Schale von den jüngſten Trieben derſelben beſteht.

b) Der Taguar. (Indiſcher Schlutt, Pt. indica, *Oken*) Man ließ ihm den erſten Namen, welchen es von den Eingebornen der philippiniſchen Inſeln erhielt, wo es, wie auf Ternate, in den Gegenden der malabariſchen Küſte und vermuthlich in mehreren Theilen von Oſtindien einheimiſch iſt. Die Länge des Körpers bis zur Fahnenwurzel beträgt 23″, die der Fahne ſelbſt 21″. Dieſe weit anſehnlichere Stärke hat ihm bei einigen Schriftſtellern die Benennung: fliegende Katze, erworben. Manche dieſer Thiere haben faſt ganz die Farben unſeres Fuchſes; an andern ſind der Rücken und die Seiten ſchwarzgrau gefärbt, die Spannhäute aber oben mit graubraunen, unten mit aſchgrauen kurzen Haaren dünn beſetzt. Sie werden nirgends häufig gefunden, ſind auch ſehr wild und ſchüchtern. Ihre Aeſung kommt mit der des gemeinen Eichhorns überein.

Der Kopf iſt kürzer und rundlicher (ſtumpfer) geformt, als am gemeinen Eichhorn und an den andern in der Anmerkung beſchriebenen Familien des fliegenden. Die großen ſchwarzen, mehr vorwärts nach der Naſe zu, als beim gemeinen, ſtehenden Seher haben weiße Augenbraunen. Die Lauſcher ſind kahl, kurz und abgerundet. Auch bei ihm ſind die vierzehigen Vorderläufe kürzer als die hintern.

Merkwürdig iſt beſonders die Einrichtung des Körperbaues, wodurch die Natur dieſen Thieren das Vermögen verlieh, ungleich weitere Sprünge von einem Baume zum andern thun zu können, als das bei uns bekannte Eichhorn, ohne ihnen an der Behendigkeit im Klettern etwas zu benehmen, und ſo ſie in den Stand ſetzte, bei minderer Beweglichkeit auf der Erde, ſich doch mit Leichtigkeit den Nachſtellungen ihrer Feinde zu entziehen. Der ganze Leib nehmlich iſt mit einer weiten, loſen Haut umgeben, welche an beiden Seiten ſich verlängert und hier die Vorder- und Hinterläufe bis an die Zehen umſchließt. Dieſer ſelbſt im Sitzen ſchlaff herabhangende Hauttheil iſt ſehr leicht, durchſichtig und oben und unten fettig. Er beſteht aus zwei Blättern, geht ausgedehnt an den Vorderläufen, bis über die Zehen zipfelförmig herab, von da gerade nach den Hinterläufen zu und bildet hier an den Seiten und Schenkeln gleichſam einen Zwickel. Zwiſchen dieſen Blättern findet man eine Menge zarter, ſchwammiger Faſern, welche vom Rücken herab und in krummen Linien auslaufen. Vermöge der Dehnbarkeit derſelben kann das Thier die ganze Doppelhaut, bis auf einen gewiſſen Grad willkührlich ausbreiten oder zuſammenziehen. Eine andere Reihe elaſtiſcher, leinenartig verbundener Faſern, an welchen die vorerwähnten ſich anſchließen, iſt mit dem einen Ende am Zehgelenke des Hinterlaufes befeſtigt, wird von dem untern Rande der Hautblätter umſchloſſen, und iſt an der Spitze eines dünnen Knöchelchens, welches an dem Knie des Vorderlaufes aus einem eigenen Wirbel hervorgeht, angewachſen. Dieſer dünne Knochentheil ſchlägt ſich, wenn die Spannhaut völlig ausgedehnt werden ſoll, bis über die

Zehen der Vorderläufe herab, und bildet dann den oben erwähnten Zipfel, welcher hingegen, ſobald ſich das Thierchen ſetzt, und das Knöchelchen aufwärts ſchlägt, verſchwindet, oder doch weit weniger ſichtbar wird. Endlich gibt es in den leeren Räumen, welche ſich zwiſchen der Doppelhaut noch finden, eine unzählige Menge äußerſt zarter Knorpel= oder Flechſentheile, die zum Aufſpannen des ſo ſonderbaren Fallſchirmes mit dienen müſſen.

Der Rücken iſt mit weißgrauen, der Unterleib mit ſchneeweißen, ziemlich langen, nicht dichtſtehenden, die Springhaut mit ſchwarzgrauen, ſeidenreichen, kurzen Haaren beſetzt.

Die vorſtehende Beſchreibung des ſonderbaren Baues dieſer Kreatur wird wenigſtens davon wohl den Leſer überzeugen, daß das Thier, ſo geſtaltet, nicht anders als häßlich erſcheinen kann.

Eine nur ſehr wenig haltbare Haut bedeckt den ganzen Körper derſelben; am dünnſten iſt die, mit welcher die eigentlichen Springwerkzeuge überzogen ſind.

Vermittelſt derſelben ſollen dieſe ſonderbaren Thiere, nach der Angabe mehrerer Schriftſteller, einen Raum von ſechzig bis hundert Ellen in der Luft durchſchweben. Laſſen wir die Wahrheit dieſer allerdings nicht ganz wahrſcheinlichen Angabe dahin geſtellt ſeyn, und hören lieber, wie uns die fliegende (eigentlich immer nur ſpringende) Bewegung von Pallas und Göze beſchrieben wird! Es ſoll ſich nehmlich damit ſo verhalten: Wenn das ſogenannte fliegende Eichhorn von den oberſten Aeſten eines ſehr hohen Baumes nach einem entfernten niedrigern Gegenſtande hinſpringen will — denn Haupterforderniß iſts, daß der Ort des Anſprunges um ſo mehr über den zu erreichenden erhaben ſeyn muß, je weiter dieſer von jenem abſteht; — ſo nimmt es einen kleinen Anlauf, und ſtreckt gleich beim Anſetzen, indem durch die Elaſticität des biegſamen Aſtes die natürliche Schnellkraft noch Zuwachs erhält, die Vorderläufe vor= und etwas ſeitwärts, die Hinterläufe aber ebenmäßig rückwärts aus. In demſelben

Augenblicke ſchlägt ſich der an den Vorderläufen befindliche Spannknochen herab, und ſo erhält die Spannhaut den höchſt möglichen Grad von Ausdehnung. Da nun auf dieſe Weiſe zwar die Fläche des Körpers, keinesweges aber die Schwere deſſelben vermehrt wird, ſo muß eine Art von Fallſchirm entſtehen, welcher das Thier länger, als es ſonſt geſchehen könnte, in der Luft trägt. Immer noch würde es jedoch unbegreiflich bleiben, wie es, da weder Läufe noch Spannhaut beim Sprunge ſich bewegen, im Stande ſeyn ſollte, einen Raum von, wir wollen nur ſagen, 40 bis 50 Ellen, in ſchräger Richtung zu durchſtreichen, wenn man nicht annähme, daß die Fahne, welche dabei nach allen Richtungen gedreht und gewendet wird, die Stelle eines Ruders vertreten müßte.

Auch dieſes kleine Geſchöpf iſt heimtückiſch, wie die Eicher, und beißt heftig. Weniger thätig und mehr ſchüchtern, als der gemeine, ruht es gemeiniglich den Tag über und kommt nur ſpät gegen Abend zum Vorſchein. Selten und immer nur als Schmerzensäußerung läßt es einen mehr piependen als hellpfeifenden, erzürnt aber einen ſchwach murrenden Laut hören.

Das Weibchen bringt im Anfange, oder längſtens in der Mitte des Monats Mai, zwei, drei, höchſtens vier völlig nackte, dreizehn Tage blind liegende Junge, bei denen erſt nach ſechs Tagen die erſten Zähne und Haare, welche ſehr langſam wachſen, zum Vorſchein kommen. Sie werden in der frühen Jugend den ganzen Tag über von der Mutter mit dem Leibe und der Flughaut bedeckt.

Das letzt Geſagte iſt uns zuerſt aus Pallas ſchätzbaren Werken bekannt geworden, welcher eine Hecke Junger ſo klein erhielt, daß ſie kaum zwei Tage alt ſeyn konnten. Der Verſuch, ſie aufzuziehen, glückte indeß ſo wenig, daß ſie ſämmtlich, als ſie am dreizehnten Tage die Seher öffneten, ſtarben. Ungewiß bleibt es demnach immer, ob die Natur einen eben ſo langſamen Weg bei der Ausbildung dieſer Thiere gehe, wenn ſie im freien Zuſtande ſich befinden; da die Einſchränkung und der daher entſtandene

kränkliche Zuſtand der von Pallas beſchriebenen, in einem oder dem andern Falle, Verzögerungen bewirkt haben kann.

Das fliegende Eichhorn wird nur in ſolchen Waldungen gefunden, wo Birken häufiger als andere Holzarten vorkommen.

Das mit weichen Moosarten ausgefütterte Neſt, in welchem es ruht und Junge bringt, bereitet es ſich in hohlen Bäumen. Auch wenn die Erfüllung älterlicher Pflicht es nicht daran feſſelt, verläßt es daſſelbe, ſelbſt während der mildern Jahreszeit, am Tage nur ſelten; im Winter (aber dann auch nur bei gelinder Witterung) allein des Nachts.

Es trägt keine, oder doch weniger große Vorräthe an Lebensmitteln ein, als das virginiſche, welches im Winter gar nicht ausgeht. Beide Arten erſtarren indeſſen nicht, welches ſich dadurch beweiſ't, daß man ſelbſt bei der heftigſten Kälte, im December und Januar, friſchen Nahrungsſaft im Geſcheide findet.

Die Lieblingsäſung des aſiatiſchen (Ljetaga) beſteht vorzüglich in den Schäfchen oder Kätzchen, weiterhin im reifenden Samen der Birke; ſonſt ſtimmt ſie mit der des gemeinen Eichhorns gröſtentheils überein, ſo wie jenes dieſem auch in der Reinlichkeit ganz gleich iſt.

Die Bälge ſind ſelbſt im Winter nur dürftig mit Haaren beſetzt und nicht dauerhaft; auch werden ſie wenig geſchätzt. Man ſtellt deshalb dieſen Thieren wenig nach, ſondern ſchießt ſie nur bei Gelegenheit, oder fängt ſie zufällig in Schlingen und Schlagbäumen, welche nach gemeinen Eichhörnchen gelegt und geſtellt werden.

Da ſie zu allen Zeiten faſt ganz die Farbe der Schale von ältern Birken haben, ſo hält es um ſo mehr ſchwer, ſie anſichtig zu werden, da ſie gewöhnlich nur Abends zum Vorſchein kommen.

Am meiſten wird ihre Reinlichkeit an ihnen zum Verräther; denn da ſie, wie das gemeine Eichhorn,

die Loſung am Baumſtamme herabfallen laſſen, in welchem ſie ihr Neſt haben, in dieſem aber die meiſte Zeit zubringen, wodurch der Abgang der Excremente ſich an einer Stelle häuft; ſo gibt gerade dieſer Umſtand, vorzüglich im Winter, oft Gelegenheit, ſie zu entdecken.

Zweite Abtheilung.

Federwild.

Erſtes Kapitel.

Vom Schneehuhne *).

Tetrao Lagopus, (*Linn.*)

§. 1.

Das Schneehuhn wird auch weißes Birkhuhn, Weißhuhn, Ptarmigan, Rypen, weißes Moraſthuhn genannt, nach allen ſyſtematiſchen Eintheilungen der Vögel, als Art der Waldhühnergattung betrachtet, und ſo mit dem, in den vorigen Abſchnitten abgehandelten Auer-, Birk- und Haſelwildbret unter der Ordnung der hühnerartigen Vögel aufgeführt.

§. 2.

Der grimmigſten Kälte trotzend, iſt es eigentlich nur in den nördlichſten Ländern der alten Welt einheimiſch. Häufig findet man es, als Standvogel, in den

*) Bechſteins Handb. der Jagdwiſſenſchaft Th. I. Bd. II. K. 4. v. Wildungens Taſchenbuch 1800. V. Meyers Taſchenb. Th. I. S. 298. Weißes Waldhuhn.

kältern, ältern und neuern Provinzen des ruſſiſchen Reiches; in Grönland, Lappland, Island, in Norwegen, Schweden und Schottland. Im ſüdlichen Europa bewohnt es nur die höchſten Schneegebirge, z. B. die ſchweizer und ſavoyiſchen Alpen, ſeltener die tyroler, ſalzburger und ſteyermärkiſchen Gebirge; auch wird es bei Nagold, am Anfange des würtembergiſchen Schwarzwaldes angetroffen. Nur im Winter verfliegt ſich zuweilen ein einzelnes in andere Gegenden Teutſchlands.

Das Männchen iſt 17″ lang, 22″ breit und wiegt ſechzehn bis zwanzig Unzen *).

Die Flügelſpitzen reichen bis auf die Mitte des 4″ langen Schwanzes. Der bauchig aufgetriebene Schnabel hat nur acht Linien Länge und ſchwarzblaue Farbe.

Von den Mundwinkeln bis an die Augen dehnen ſich zur Winterszeit ſchwarze Zügel aus; über den Augen warzige, ſcharlachrothe, den Augenbraunen ähnliche Flecken. Kopf, Hals, Rücken, Schultern und Deckfedern der Flügel ſind roſtbraun mit ſchwarzen und aſchgrauen feinen Linien durchſchnitten, hin und wieder weißgefleckt; die Flügel, an denen nur die Schäfte der ſechs erſten Schwungfedern eine ſchwarze Farbe haben, der Bauch, After und die langen Schwanzdeckfedern ſind weiß. Von den vierzehn Schwanzfedern ſind die äußerſten ſchwarz, reinweiß eingefaßt, die mittleren wie der Rücken gefärbt. Die ganze Bruſt erſcheint graubraun. Die Schenkel, die 1¼″ hohen Schienbeine, nebſt den mit ſchwarzblauen Nägeln bewaffneten Zehen, ſind mit weißen, ſtruppigen Federn beſetzt.

Am kleineren Weibchen iſt die Warzenſtelle über

*) Petri gibt es für kleiner, als das Haſelhuhn aus; vielleicht ſoll es heißen leichter. Ueberhaupt ſcheint man mit der Naturbeſchreibung dieſer Federwildart noch gar nicht im Reinen zu ſeyn. So ſchrieben z. B. mehrere ſchwediſche und ruſſiſche Ornithologen dem Hofrath Meyer (ſ. d. Taſchenb. a. a. O.), daß ſie in ihren Gegenden kein Schneehuhn mit ſchwarzen Zügeln je geſehen hätten; das ihrige möge daher von dem unſrigen wohl als Art verſchieden ſeyn. Nach Retzii fauna Suecica ſteht zu vermuthen, daß es in Lappland drei verſchiedene Arten gebe.

den Augen bläſſer (gelblichroth) und weniger groß. Die ſchwarzen Zügel fehlen ganz, oder zeichnen ſich doch nur wenig aus. Der Bauch und unter dem Schwanze mehr aſchgrau, als weiß. Die Gefiederfarbenzeichnung ähnelt der der Birkhenne, indem der ganze Körper vom Schnabel bis zum Schwanze auf einem gelbbraunen mit Weiß gemiſchten Grunde, häufig mit ſchwarzen geſchlängelten Querſtreifen, belegt iſt. Alles übrige ſtellt ſich wie am Hahne dem Auge dar.

In Teutſchland bleiben auch im Winter ſämmtliche Farben ſo ziemlich unverändert, außer daß ſich hier und da mehrere und größere weiße Flecke als in der mildern Jahreszeit zeigen.

Im Norden hingegen geht zur Herbſtzeit die Sommerfarbe in Weiß über; nur an den Zügeln und den ſchwarzen Schwanzfedern bleibt ſie ſich immerwährend gleich.

Fliegend bewegt ſich das Schneehuhn ſchwerfällig; laufend verhältnißmäßig viel leichter und ſchneller. Beim Auffliegen macht es wie der Faſan ein ſtarkes Geräuſch.

In Teutſchland iſt es weniger ſchüchtern als das Birkhuhn, aber mehr als das Haſelhuhn. Im tiefern Norden ſoll ſeine Zahmheit an Dummheit grenzen. Im Winter ſucht es dort Rettung vor ſeinen Feinden dadurch, daß es ſich tief im Schnee verbirgt und ſo ſich faſt todt treten läßt. Heller Sonnenſchein ſcheint es zu blenden, und ſtarker Wind ihm ſo zuwider zu ſeyn, daß es, wie bei heftigen Regengüſſen, baumet, und ſich an der Seite, wo es geſchützt iſt, auf einem Aſte, dicht am Hauptſtamme drückt.

Der Laut deſſelben ſoll dem Gelächter eines Kindes ziemlich gleich ſeyn; Andere ſagen, er ähnle dem Geſchrei eines Brunfthirſches *).

---

*) Beide ſo ſehr abweichende Meinungen ließen ſich ja wohl, bis dieſer Gegenſtand beſtimmter entſchieden iſt, dahin vereinigen, daß der gleichſam lachende Laut der gewöhnliche, der andere aber der balzende der Hähne ſeyn könnte. d. V.

§. 3.

Man will behaupten, aber es iſt weder erwieſen, noch wahrſcheinlich (weil dies ſonſt bei der Waldhühnergattung der Fall durchaus nicht iſt), daß ſich das Männchen nur mit einem Weibchen paare *). Den Grund für die Behauptung des Paarens nimmt man von der Bemerkung her, daß, wenn das Weibchen in der Balzzeit neben dem Männchen erlegt wird, dieſes ſo ſehr an der Geliebten hängt, daß es lieber ein Opfer ſeiner Zärtlichkeit wird, als durch Flucht ſich zu retten ſucht.

Die Balzzeit fängt im April an und dauert den Mai hindurch. Im Junius legt das Weibchen ſieben bis funfzehn gelblichweiße, ſchwarzbraun gefleckte Eier von der Größe der Taubeneier, in einer, auf ſteinigem oder mooſigem Grunde kunſtlos bereiteten Erdvertiefung und brütet ſie muthmaßlich in drei Wochen aus. Kaum dem Eie entſchlüpft, folgen die Jungen der Mutter laufend, und fangen auch unter ihrer Leitung ſogleich an, ſich Nahrung zu ſuchen.

§. 4.

Gewöhnlich halten ſich die Schneehühner im Sommer an den Hängen der höchſten Berggipfel unter niedrigen Tannengeſträuchen, Alpenroſen oder Felsabſätzen und Schneefirnen auf; im Herbſte, Winter und Frühlinge ziehen ſie ſich in tiefer liegende Mittelgebirge; nur in Rußland bewohnen ſie ohne Unterſchied Gebirge und Ebenen, trockne Wälder und Moräſte. Außer der Balz-, Lege- und Brütezeit leben beide Geſchlechter, wie das Haſelwild, volk- oder kettenweiſe beiſammen.

Sie äſen vorzüglich Knospen und Nadeln der Fichte, der Tanne und des Lerchenbaumes; außerdem noch Kätzchen, Knospen, Schale der Schößlinge und junge Blätter verſchiedener Laubhölzer, als der Birke, Aspe und Saalweide,

*) Der Verfaſſer des gegenwärtigen Werkes iſt nicht der Meinung, daß hier Paarung ſtatt finde; ſeinen Grund hat er im Texte in parentheſi angegeben.

beſonders die Knospen der Alpenroſe (Rhododendron alpinum et hirsutum); allerhand Beeren, Heidekraut und Heidelbeerſtaudenblätter, andere Gebirgspflanzen; auch zuweilen, jedoch ſelten, kleine Miſtkäfer; zur Verdauung verſchlucken ſie Quarzkörner.

Schwer ſoll es ſeyn, aber nicht unmöglich, ſie eingeſchränkt zu erziehen und zu zähmen, wenn man ihnen Ameiſeneier, Lerchenbaumnadeln, Hühnerdarmkraut, feinen Gebirgsſand und oft friſches Waſſer gibt.

§. 5.

So wenig der Schade in Betracht zu ziehen iſt, welchen das Schneehuhn anrichtet, ſo unbedeutend iſt auch der von ihm zu ziehende Nutzen. Zwar ſagt Bechſtein, das Wildbret, der Jungen vorzüglich, ſchmecke vortrefflich und komme dem der Haſelhühner bei; Petri *) hingegen verſichert, es werde in dem Theile des Nordens, welchen er beſchreibt, gar nicht geſchätzt und nur vom gemeinen Manne genoſſen. Einige Grönländer eſſen es nach vorhergegangener ganz ordentlicher Zubereitung und da könnte man dann wohl ihr Gaſt ſeyn; wenn es aber wahr iſt, daß andere es erſt halb in Fäulniß übergehen laſſen und dann mit Robbenſpeck verzehren, oder daß ſie das Geſcheide mit Beeren und friſchem Thrane ausfüllen und das alles für Leckerbiſſen halten: ſo möchte wohl in unſern Gegenden Niemand dieſen haut-gout zu ſchätzen wiſſen.

Jene Nation bereitet ſich aus den befiederten Häuten der Schneehühner hemdenartige Ueberwürfe, auch machten, ſonſt wenigſtens, die Schwanzfedern derſelben einen Theil ihres größten Staates aus.

§. 6.

Im tiefſten Norden ſoll dieſes Geflügel die, allem

*) S. deſſelben Eſthland und die Eſthen, Th. 1. S. 113. Ebendaſelbſt erwähnt er auch des Moraſthuhns, welches im Winter grau, ſonſt aber weiß wäre. Ob es wohl gar nur eine Haſelhuhn Varietät iſt, da es mit ihm von gleicher Größe ſeyn ſoll? d. V.

übrigen angeborne Schüchternheit, im Winter beſonders, ſo ganz verläugnen, daß die dortigen Einwohner, um ſeiner habhaft zu werden, nichts zu thun nöthig haben, als daß ſie, wo eine Kette beiſammenliegt, etwas höher hinaufklettern und von da aus an Stäben befeſtigte Schlingen vorhalten. Ein mäßiges Geräuſch bewirkt dann allgemeinen Aufſtand und mehrere Stück bleiben in den Schlingen hängen. So erzählt man! —

In Tyrol, Salzburg und überall, wo die Gemſenjagd im Schwunge iſt, wird es oft beiläufig geſchoſſen. Dort hat man bemerkt, daß es, zum erſtenmale und ohne Schuß aufgejagt, gemeiniglich nur eine Strecke von einigen hundert Schritten fortzieht, dann wieder in einem Strauche einfällt, und da den ſich nahenden Jäger, aber immer nur einen Schuß deſſelben aushält, hernach aber ſehr flüchtig wird.

Uebrigens läßt ſich vermuthen, daß Laufdohnen (von denen in dem dritten Kapitel dieſer Abtheilung ausführlich und in der Folge, bei Gelegenheit des Krammetsvogelfanges öfter geſprochen werden wird) an den Orten geſtellt, wo es gern liegt und Aeſung ſucht, zum Fange angewendet werden könnten.

§. 7.

Da in Teutſchland, ſo viel ich weiß, das Geſcheide von keiner Federwildsgattung — Schnepfen, Krammetsvögel und Lerchen abgerechnet — für Leckerbiſſen gehalten, ſondern vor der Zubereitung bei allen übrigen ausgezogen, d. h. ausgenommen wird; ſo will ich hier gleich ein für allemal das Verfahren bekannt machen.

Man ſchärft nehmlich vom After nach der Bruſt eine kleine Oeffnung durch, ſchiebt dann ein kleines hölzernes Häkchen, von der Seite gewendet, im hohlen Leibe oben über dem Geſcheide bis an die Herzkammer hinauf, dreht das eigentliche Häkchen dann unterwärts, ſo daß jenes von dieſem gefaßt und mit leichter Mühe rein und ohne Verletzung herausgezogen werden kann.

Dies Geſchäft ſowohl, als das Rupfen muß bei keiner Federwildart über Nacht ausgeſetzt bleiben, wenn das Wildbret keinen übeln Geſchmack vom Geſcheide annehmen, und wenn durch das bekannte Zehren der Federn nicht ein Theil deſſelben und des Fettes verloren gehen ſoll.

Zweites Kapitel.

Vom weißen Waldhuhne *).

(Tetrao albus, *Linn.*)

---

§. 1.

Es hat ſämmtliche, dem Schneehuhne eigene, Benennungen mit demſelben gemein und iſt mit ihm auch oft verwechſelt worden, macht aber beſtimmt eine eigene Art der Waldhühnergattung aus.

§. 2.

Man findet es rund um die Erde, innerhalb und außerhalb des arktiſchen Kreiſes, in Amerika, in Norwegen, in ganz Sibirien, auf den ſchweizer und teutſchen Alpen, auch nach Pommern verfliegt es ſich zuweilen.

Seine Länge beträgt 18, die Breite 25½″, das Gewicht 24 Unzen **).

---

*) Der Inhalt des gegenwärtigen Kapitels iſt faſt durchgängig aus Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands entlehnt. (Vermuthlich iſt dies eine von den, §. 2. des vorhergehenden Kapitels in der Anmerkung erwähnten drei Schneehuhnarten.

**) Eine kleinere Varietät bewohnt in Norwegen die höchſten Berge

Der Schnabel iſt ſchwarz, ſehr große ſcharlachrothe Ringe umgeben die Augen des Männchens, ſchmälere und weniger hochrothe die des Weibchens.

Im Sommer iſt das Gefieder des Kopfes, Halſes und Rückens, der Flügel= und obern Schwanzdeckfedern tief orangengelb gefärbt, häufig mit dunkelbraunen Querſtreifen belegt und mit großen weißen Flecken beſetzt. Weiß ſind die Schwungfedern, ſchwärzlich oder dunkelbraun und nur an den Spitzen weiß die Schwanzfedern, ausgenommen die mittleren, deren Boſen ganz weiß erſcheinen. Sämmtliche Schäfte der Kielfedern ſind ſchwarz. Der Bauch hat weißes Gefieder; die Stände (Füße) ſind bis zu den breiten, flachen, zum Scharren eingerichteten Klauen mit weißen haarförmigen Pflaumfedern dicht beſetzt.

Vor oder im Anfange des Winters gehen überall die angezeigten Gefiederfarben, beim erſten Mauſern in Weiß über. Zum Schutze gegen die Kälte ſproßt dann, Schwung= und Ruderfedern ausgenommen, aus jeder Wurzel aller übrigen noch eine Dunenfeder hervor. Zu Ende des Februars beim zweiten Mauſern kommen zuerſt am Rumpfe die Keime des Sommerkleides in Geſtalt brauner Stoppeln hervor, das Doppelgefieder fällt aus und die oben beſchriebenen bunten Farben werden von Tage zu Tage mehr ſichtbar.

Schüchternheit iſt dieſer Waldhühnerart nur im Herbſte, im Winter und bis zur Legezeit eigen. Sobald ſie Junge hat und bis dieſe vollkommen flugbar ſind, ſoll ſie, vorzüglich an gelinden Tagen äußerſt zahm ſeyn.

Ihr Flug iſt ſchwerfällig und ſie ermüdet bei demſelben bald; laufend bewegt ſie ſich verhältnißmäßig leichter.

Ihr Laut beſteht in einem einfachen, hellen, abgebrochenen Tone.

---

und heißt Berghuhn; die obige größere aber, welche in den ebenen Waldungen lebt, wird dort Waldhuhn genannt. Dies vielleicht die dritte lappländiſche Schneehuhnart.

§. 3.

Gewiſſe Erfahrungen, ob die weißen Waldhühner in Polygamie oder Monogamie leben, ſind bis jetzt noch nicht gemacht. Analog von andern Arten gleicher Gattung auf dieſe zu ſchließen, iſt letzteres wohl nicht der Fall, obgleich, wie beim Schneehuhne, die Anhänglichkeit des Männchens am Weibchen, in ſo fern dieſe auch nach der Balzzeit noch ſtatt findet, Paarung ahnden ließe. Wahrſcheinlich tritt die Balzzeit ein, ſobald der kränkliche Zuſtand, in welchem ſich jeder mauſernde Vogel befindet, im Frühjahre gehoben iſt.

Das befruchtete Weibchen macht ſich ein kunſtloſes Neſt auf der Erde, und legt neun bis eilf ſchwarz bepuderte Eier. Wohnt es in der Nähe der offenbaren See, ſo findet man die Neſter meiſtentheils an den Küſten.

§. 4.

Die Mutter bleibt pflegende Beſchützerin der Jungen, bis dieſe vollkommen flugbar und ausgewachſen ſind. Bis dahin lebt jedes Volk (Familie) abgeſondert. Erſt im Oktober ziehen ſich die Völker in Ketten, welche nicht ſelten aus 200 und mehr Individuen beſtehen, zuſammen, welche (ſo ſehr dieſes Geflügel überall in der mildern Jahreszeit den Aufenthalt auf Gebirgen, wo noch Geſträuch vegetirt, jedem andern vorzieht) dann nach waldigen Ebenen herabgehen. Im Norden begeben ſie ſich zur Winterszeit an die Küſten, wo der Wind den Schnee von den Felſen weht, weil dort die beſte und vielleicht einzige Gelegenheit ſich darbietet, Aeſung zu erlangen. Dieſe beſteht in Gebirgs- und Waldbeeren, Knoſpen und Blättern von Bäumen und Sträuchern. In Lappland wird ſie ihnen vorzüglich durch die Knoſpen der Zwergbirke (Betula nana, *L.*), und in Grönland durch die Krähenbeeren (Empetrum nigrum) gewährt. Immer aber halten ſie beim Aeſen eine Zeit lang inne und rufen ſich während dieſer Pauſe wieder zuſammen.

§. 5.

Um dieſe von allen Raubthieren und Raubvögeln grauſam und unabläſſig verfolgten Thierchen vor gänzlichem Untergange zu ſchützen, ſorgte die immer gütige Natur dafür, daß ſie ein Winterkleid erhielten, welches gleiche Farbe mit dem der Berge und Ebenen, der Wälder und Küſten in jenen kältern, von ihnen bewohnten Gegenden hat. Noch mehr! ſie lehrte ſie, ſich noch beſſer zu verbergen, indem ſie ihnen das Vermögen verlieh, vermittelſt ihrer ſtarken und breiten Nägel ſich in den Schnee einzugraben und unter demſelben lange Gänge zuzubereiten, in welchen ſie zur Nachtzeit Sicherheit und Ruhe ſuchen und finden. Am Morgen erſt kommen ſie hervor, fliegen gerade aufwärts in die Luft, ſtäuben dadurch den Schnee von den Flügeln, rufen ſich dann zuſammen, und bringen den übrigen Theil des Tages im geſelligen Vereine zu.

§. 6.

Das Wildbret ſoll ein vortreffliches Gericht liefern. Im Winter werden ſie in Norwegen zu Tauſenden gefangen, nicht nur friſch nach Bergen und weiter noch bis nach Stockholm zu Markte gebracht, ſondern auch, halb geröſtet, in Fäſſer gepackt und weiter auswärts verſendet.

§. 7.

An gelinden Tagen, wo ſie, wie ſchon geſagt, nicht ſchüchtern ſind, müßte ein guter, dazu angeführter Hühnerhund dem Weidemanne bei der Jagd auf weiße Waldhühner vortreffliche Dienſte thun. Wäre aber die Witterung auch ſo, daß ſie anfänglich Hund und Jäger nicht aushielten, ſo würden ſie doch, irgend raſch verfolgt, bei ihrem ſchwerfälligen Fluge, bald ermüden und feſter zu liegen anfangen. Außerdem ſoll, wenn ſie aufſtieben, der nachgeahmte Laut eines Raubvogels ſie ſo in Schrecken ſetzen, daß ſie augenblicklich wieder einfallen und feſt ſich drücken. Alles bis hierher Geſagte iſt auf die Schießjagd anwendbar, zu deren Ausübung die Flinte mit Schrot Nr. 3 zu laden ſeyn würde.

Gewöhnlicher noch werden ſie in Netzen gefangen, welche aus Bindfaden beſtehen und 20′ ins Gevierte halten. Dieſe werden hinten mit Haken an der Erde befeſtigt *), vorn aber durch zwei ſenkrecht an den Ecken aufgerichtete Stäbe in die Höhe gehalten. Die am untern Theile jeden Stabes angeſchleiften gleichlangen Leinen faßt ein in gewiſſer Entfernung außer dem Winde gut verborgener Mann zuſammen und gibt Acht, wenn die von mehrern Leuten vorſichtig rege gemachten Waldhühner in größerer oder geringerer Zahl unter das große Decknetz laufen. Wird das Rücken an der Leine nicht übereilt, aber auch nicht zu lange verſchoben und recht raſch bewerkſtelligt; ſo fängt man oft 50 und mehr Stück auf einen Zug.

Die Lappländer bauen Hecken aus Birkenzweigen, laſſen kleine Oeffnungen in gewiſſen Abſtänden und hängen Schleifen hinein. Wollen nun die nach dem Geäſe kommenden Waldhühner durch die Lücken, ſo bleiben ſie in den Schlingen hängen.

Dies kann man als Fingerzeig betrachten, daß Hängedohnen und Leimruthen (von denen in der Folge beim Krammetsvogelfange die Rede ſeyn wird), auf den Bäumen und Sträuchen, wo dieſes nicht ſehr kluge Geflügel einfällt, gehörig angebracht, gute Dienſte leiſten müßten.

---

*) An den Seiten und vorn werden ſie wahrſcheinlich durch irgend etwas beſchwert und Stäbe eingezogen. d. V.

Nachtrag.

Vom Ringel-Waldhuhne *).

Tetrao arenarius (*Wolf*).

§. 1.

Klaſſifikation: die des weißen Waldhuhnes.

§. 2.

Das Ringel-Waldhuhn iſt eigentlich an der Wolga, nach Aſtrakan hin, als Standvogel einheimiſch. Herrn Naumann — dem berühmten Ornithologen und Gutsbeſitzer zu Ziebigk im Anhalt-Deſſauiſchen — war der ſeinen unermüdeten Forſchungen gebührende Lohn beſchieden, von drei Exemplaren dieſer Federwildart, welche am 21. Auguſt 1801 im Anhaltiſchen geſehen wurden, eins zu erlegen. Er war der erſte, der ſie in Teutſchland entdeckte und als teutſchen Vogel bekannt machte.

Kennzeichen der Art. Runde, unter kurzen Federn verſteckte Naſenlöcher; ſehr dunkelbrauner Augenſtern, blauſchwarze Pupille; nackte, graugelbliche Augengegend; mit grauweißen, ſchwarzgrau fein geſtrichelten, kurzen Federn, wie bei andern Waldhühnern, bekleidete Stände (Füße). Länge 14½″. Oberleib auf roſtrothem Grunde, hellroſtfarben, aſchblau und ſchwärzlich unordentlich gefleckt; Oberbruſt hellfleiſchfarben, grau überflogen, mit einem breiten, ſchwarzen Ring (hierauf gründet ſich die teutſche Benennung); Unterleib und Schenkel bräunlich ſchwarz; von

*) Naumanns Nachtrag zu ſeiner Naturgeſchichte der Vögel ꝛc. Heft I. S. 41. Tab. VII. Fig. 15. Meyers Taſchenb. Th. I. S. 301. f.

den Schwanzfedern die zwei mittlern zimmtbraun, ſchwärzlich in die Quere geſtreift, die übrigen aſchgrau, gleichfalls mit ſchwärzlichen Querſtreifen.

§. 3.

Von der Fortpflanzung iſt nur ſo viel bekannt, daß das Weibchen weißliche Eier legt, die etwas größer als Taubeneier ſind.

§. 4.

Nahrungsmittel: Linſen, Weizen, Gerſte. Wahrſcheinlich fanden ſich dieſe in dem Magen des von Herrn Naumann erlegten Exemplares; mehrere und andere ſtehen dieſer Federwildart wahrſcheinlich in ihrer eigentlichen Heimath zu Gebote.

Drittes Kapitel.

Von der Waldſchnepfe *).

Scolopax Rusticola (*Linn.*).

§. 1.

Der Zeitraum, während deſſen ſowohl im Frühjahre als im Herbſte in unſern Gegenden Waldſchnepfen gefunden werden, heißt der Schnepfenzug.

Wenn ſie im Frühjahre Abends und Morgens hin- und herziehen, ſo ſagt man: ſie ſind auf dem Striche, oder ſie ſtreichen; im Herbſte hingegen behält man die

*) v. Wildungens Taſchenb. 1801. IV. Bechſteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. K. 14. Meyers Taſchenb. Th. II. S. 361.

Ausdrücke ziehen und Zug bei. In der zuerſt genannten Jahreszeit wird ein Weibchen oft von mehreren Männchen verfolgt; ſucht nun von dieſen eins das andere zu verdrängen, ſo heißt dies: ſie ſtechen auf einander.

Statt Nahrung ſuchen, braucht man gleichfalls den Ausdruck ſtechen.

Wenn ſie ſich im Holze niederlaſſen, ſo ſagt man: ſie fallen ein. Auch liegen ſie, ſie ſitzen nicht auf der Erde.

§. 2.

Die Waldſchnepfe wird ſonſt auch gemeine Schnepfe, Großſchnepfe, Eulenkopf, Holz-, Buſch- oder Bergſchnepfe, Schneppe und Waſſerrebhuhn genannt.

Alle Naturforſcher klaſſificiren ſie, wie ſämmtliche Schnepfenarten, unter die Sumpfvögel und, wie die meiſten von dieſen, iſt ſie in der Regel ein Zugvogel.

§. 3.

Als die eigentliche Heimath der Zugvögel ſind wohl die Gegenden anzunehmen, wo ſie gewöhnlicher Weiſe niſten und Junge ausbrüten. Nach dieſer Regel iſt die der Waldſchnepfe unſtreitig in den nördlichen und nördlichſten Gegenden Europens und Aſiens bis nach Island und Kamtſchatka hinauf zu ſuchen. Den Winter hingegen bringen ſie in den ſüdlichſten Theilen von Europa nicht nur, ſondern auch in Afrika zu; ja, ſie verbreiten ſich dann auch auf allen warmen Erdſtrichen, bis nach China, Japan und an die Goldküſte hinab.

In Sachſen und Anhalt, auch im Hannöveriſchen, wo der Verfaſſer Gelegenheit hatte, die Jagd auf Waldſchnepfen zu betreiben, gab es während des Zugs zwei Arten derſelben. Nehmlich

1. eine kleinere, von welcher das Männchen — von der Schnabelwurzel an gerechnet — in der Länge 10″, in der Breite — von einer Flügelſpitze zur andern — 18 bis 19″ maß; und

2. eine größere, wovon das männliche Geſchlecht 2″ länger und 3 bis 4″ breiter war *).

Erſtere findet man ſowohl beim Frühlings- als beim Herbſtzuge zuerſt, aber minder häufig als die letztere, welche immer den Beſchluß macht.

Bei beiden Arten iſt der gerade, dünne und biegſame Schnabel 3 bis $3\frac{1}{4}$″ lang; der obere zwiſchen den länglich runden Naſenlöchern, welche dicht an der Wurzel liegen, ſtärker, nach der kolbigen Spitze zu immer ſchwächer gerieft, auch merklich länger, aber nicht breiter, als der untere.

Da man die größere Waldſchnepfenart am häufigſten bei uns findet, ſo ſoll ſie, von ihr aber das Männchen deshalb ausführlich beſchrieben werden, weil auch bei dieſer Federwildart die Zahl des weiblichen Geſchlechts von der des männlichen bei weitem überſtiegen wird. Doch werde ich nicht verſäumen, die Farbenauszeichnungen an beiden Arten und Geſchlechtern anzuführen.

Der Oberſchnabel des Männchens erſcheint an der Wurzel und bis zur ſchwärzlichen Spitze herab ſchmutzig-fleiſchfarben, der untere bis auf die bräunliche Spitze grüngelblich; beide Theile haben an der Spitze einen graubräunlichen Punkt.

Dicht unter dem von vorn nach hinten gewölbten Scheitel des verhältnißmäßig kleinen, an den Seiten eckig gekanteten Kopfs ſtehen die großen, dunkelbraunen — faſt ſchwarzen — ſtark glänzenden und hervorliegenden Augen.

Die Stirn iſt bis zwiſchen die Augen mit aſchgrauen, röthlichgelben und ſchwarzen kurzen Federn in ziemlich gleicher Miſchung beſetzt. Vom Schnabelwinkel bis zum Auge dehnt ſich ein ſchwarzbrauner Strich aus. Geſicht und Wangen ſind weißlich, ſchwarz geſprenkelt. Aus vier ſchwarzbraunen und drei roſtgelben Querbändern beſteht die Zeichnung des Scheitels bis zum Nacken herab. Das

*) Die mittlere, welche v. Wildungen in ſeinem Taſchenbuche vom Jahre 1801 anführt, iſt mir nicht vorgekommen.

Genick, der obere Theil und die Seiten des Halſes haben roſigelbe Grundfarbe und ſchwarzbraune Querſtreifchen.

Der Oberrücken iſt rothbraun, hin und wieder ſchwarz punktirt, mit feinen ſchwarzen Querlinien belegt. Zwiſchen dieſen Linien und Punkten ſind ſchmutzigweiße und größere ſchwarze Flecken ſichtbar.

Der Unterrücken und die ziemlich langen Deckfedern des Schwanzes ſind roſtfarben, braunſchwarz querüber bandirt. Der kurze, nur 2¼″ lange, abgerundete Schwanz beſteht aus vierzehn Federn; oberwärts ſind ſie ſchwarz, weiter unten aſchgrau, und am Rande mit dreieckigen rothbraunen Fleckchen beſetzt. Die Schulterfedern haben gleiche Grundfarbe mit dem Rücken, nur an den Spitzen große ſchmutzigweiße Flecken, welche hinten am Flügel weg ein Band bilden. Die obern Flügeldeckfedern ſind rothbraun, ſchwarz, grau und röthlichgelb gebändert und geſtreift.

Die vorderſte Schwungfeder iſt mit ſchwarzen, roſtrothen und weißen Flecken geziert; die folgenden meiſt dunkelbraunen haben an der äußern Fahne größere roſtrothe, an der innern kleinere gelbgraue, gezackte Flecken; die mittlern ſind von gleicher Grundfarbe, auch eben ſo gezeichnet, nur verlängern ſich die gezackten Flecken; die letzten ſind wie der Rücken gezeichnet. Die Kehle iſt weißlich, ſchwarzbraun geſprenkelt, Vorderhals und Bruſt grauweißlich, roſtröthlich und braun gefleckt. Bauch, Seiten und Schenkel, nebſt den Deckfedern der Unterflügel ſind gelblichweiß, alle genannte untere Theile des Körpers dunkelbraun leicht durchwellt, die Seiten außerdem noch roſtgelb einzeln gefleckt. Die langen untern Deckfedern des Schwanzes haben, außer den weißen Spitzen und einigen ſchwarzen, ſpitzwinklich zuſammenlaufenden Strichen, roſtgelbe Farbe.

Die Stände (Beine) ſind vom unbefiederten Knie bis zu den Fußgelenken 1½″ lang, bei den Alten mit gelbröthlicher, vorn geſchilderter, ſonſt überall netzförmiger Haut überzogen; die Zehen eben ſo gefärbt und mit kurzen ſchwarzbraunen Nägeln beſetzt, aber nicht, wie bei der

meiſten Sumpfvögeln, durch eine Spannhaut verbunden. Die mittelſte mißt 1½″, die nach hinten gekehrte ½″; letztere ſteht näher an der Ferſe, als bei den Waſſerſchnepfen.

Die kleinere Waldſchnepfe iſt durchaus dunkler von Farbe, überall mehr mit ſchwarzen Punkten und Strichen gezeichnet, hat einen etwas kürzern, faſt ganz aſchgrauen, einzeln mit braunen und roſtgelben Punkten beſpritzten Hals und bläuliche Stände.

Bei beiden Arten unterſcheidet ſich das Weibchen vom Männchen nicht nur dadurch, daß es ſtärker iſt, ſondern es hat auch durchaus blaſſere Farben, eine weniger weiße Bruſt, viele ziemlich große weiße Flecken auf den Deckfedern der Flügel und einen der Länge nach ununterbrochen herablaufenden weißen Strich auf der ſonſt eben ſo, wie am Männchen, gefärbten vorderſten Schwungfeder.

In Rückſicht der Gefiederfarbe findet man in Gegenden, wo die Waldſchnepfen ſehr häufig ſind, verſchiedene Spielarten, z. B. ſtrohgelbe, ganz weiße, weiße mit braunen Flügeln und röthlichem Kopfe; ſolche, welche mit Flecken aller Schnepfenfarben unordentlich geſchäckt ſind, ſich aber beſonders durch weiße Punkte auf dem Rücken und den Schultern auszeichnen; endlich auch weißgeflügelte, übrigens wie die gewöhnliche gefärbte.

Nächſt den genannten Varietäten führt Bechſtein*) noch eine an, welche er vor einigen Jahren ſelbſt ſahe: „Dieſe Schnepfe hatte einen gelbweißlichen Kopf bis auf den wie gewöhnlich bandirten Hinterhals, weißen Rücken, Schulterfedern und Deckfedern der Flügel; der Unterleib war weiß mit kaum ſichtbaren dunkeln Querlinien gezeichnet; die graubraunen Schwungfedern hatten roſtgraue Flecken, die dunkelbraunen Schwanzfedern große weiße Spitzen.“

*) In ſeiner gemeinnützigen Naturgeſchichte Deutſchlands, erſte Aufl. B. 3. S. 107.

Die Waldſchnepfen bewegen ſich im Laufen ziemlich ſchnell, auch im Fluge raſch, aber regulär, d. h. ſie ſchlagen nicht oft Haken, ſondern ziehen eine weite Strecke in gerader Richtung und gleicher Höhe fort, außer in der Balzzeit und wenn ſie aus dem hohen Holze auf ein junges Gehau kommen. Doch wird es ihnen ſchwer, gegen den Wind fortzukommen.

Ob ſich an ihnen gleich kein Sinn beſonders auszeichnet, ſo kann man doch auch nicht ſagen, daß die Natur ſie in Rückſicht des einen oder des andern vernachläſſigt hätte. Der Taſtſinn und der des Geruchs ſcheinen die ſchärfſten zu ſeyn, da ſie ihre Aeſungsmittel tief aus der Erde hervorholen, und ſie entweder oben ſchon wittern, oder beim Stechen auch zugleich durch den Schnabel fühlen müſſen.

Sie ſind ſchüchtern und furchtſam, ergreifen aber nicht leicht die Flucht, um ſich den Nachſtellungen ihrer Feinde zu entziehen, ſondern drücken ſich gemeiniglich, indem ſie zugleich den Hals einziehen und den Schnabel gerade vorwärts ſtrecken. Werden ſie dann nicht durch ihre großen, glänzenden Augen verrathen, ſo hält es ſchwer, ſie, ſelbſt wenn der Hühnerhund vorſteht, zu erblicken, weil ihre Gefiederfarben theils dem Erdboden, theils dem trocknen Laube gleichen. Wenn ſie aufſtehen, entziehen ſie ſich dadurch oft dem Schuſſe, daß ſie eine ziemliche Strecke hinter einem Strauche oder Baume, welcher zwiſchen ihnen und dem Schützen ſteht, fortziehen.

Nur im Frühjahre, Morgens und Abends auf dem Striche, zuweilen auch beim Aufſtehen, geben ſie einen Laut von ſich, nie im Herbſte *). Dieſer ertönt aber nicht, wie ſo viele Naturgeſchichtſchreiber ſagen, wie Kätſch, Kätſch, ſondern — obgleich auch dieſe Verſinnlichung nicht ganz treffend iſt — wie Püitz,

*) Im Herbſte 1804 erfuhr ich von zwei zuverläſſigen Männern und braven Jägern, daß ſie kürzlich Schnepfen in der Suche beim Aufſtehen leiſe, nach Art der zahmen Hühner, haben kakern hören; doch immer nur in zwei Sylben.

Pülz *). Dieſer weit hörbare Ton wechſelt, wenn der Begattungstrieb erwacht, an wärmeren, beſonders regnigen Morgen und Abenden, mit einem laut und tief quarrenden ab, geht aber, wenn, wie oft geſchieht, mehrere Männchen einem Weibchen auf dem Striche folgen und auf einander ſtechen, in ein kreiſchendes Gequietſch über. Faſt wie dieſes ertönt auch der Schmerzenslaut.

Obwohl das höchſte Lebensziel mit Gewißheit nicht zu beſtimmen iſt, ſo glaube ich doch, daß ſie, gegen anderes Geflügel, nicht alt werden, theils weil ihnen, ſelbſt im Ei, überall ſehr nachgeſtellt wird, theils weil ſie ſo weichlich ſind, daß ſie bei einer für andere Wildarten nicht abſolut tödtlichen Verwundung leblos herabſtürzen.

§. 4.

Die Waldſchnepfen machen ihre weiten Wanderungen — in unſern Gegenden wenigſtens — **) zur Nachtzeit, am liebſten, wenn der Mond ihnen leuchtet. Wenn in den nördlicheren Gegenden, welche ſie im Sommer bewohnen, zu Ende Septembers der erſte Schnee fällt, treten ſie bei Nord- oder Nordoſtwinden ihren Herbſtzug einzeln an, und treffen deshalb zu dieſer Jahreszeit nicht gar häufig auf einmal bei uns ein. Vielleicht hält ſich dann keine länger als einen Tag an dem Orte auf, wo ſie am Morgen, um auszuruhen, einfiel, ſondern die, welche man täglich findet, ſind wahrſcheinlich immer neue Ankömmlinge. Je ſchöner die Witterung iſt, deſto kürzere Stationen legen ſie muthmaßlich zurück, da zu der Zeit ihre Korpulenz ihnen öftere Ruhe nöthig macht; deſto längere aber, wenn ihnen auch unſer Klima zu rauh zu werden anfängt. Daher mag es wohl kommen, daß ſie, wenn zeitig ſtarke Nachtfröſte eintreten, oft ſchon zu

---

*) In der Gegend, wo der Verfaſſer jetzt lebt — im untern Mainkreiſe des Königreichs Baiern — hört man das Pültzen viel ſeltener als in Sachſen. Anm. z. zweiten Ausg.

**) Hiermit verglichen die Bemerkung des Herrn Dr. Meyer in v. Wildungens Weidm. Feierabenden, Bändch. II. S. 124. und Bändch. I. S. 68 ff. Anmerk. z. zweiten Ausg.

Ende Oktobers, wenn aber der Herbſt ſein Recht behauptet, unſere ſchönſte Jahreszeit zu ſeyn, erſt in der Mitte des Novembers uns ganz verlaſſen.

In der Gegend, wo ſie den Tag über gelegen haben, ſtreichen ſie Abends, ſobald der Abendſtern ſichtbar wird, nur kurze Zeit herum, fallen dann wieder ein, ſuchen und nehmen noch einige Aeſung und ſetzen, durch dieſe aufs neue geſtärkt, die Reiſe fort.

Höchſt ſelten, und ſicher nicht aus freiem Entſchluſſe, geſchieht es, daß eine bei uns überwintert, ſondern dies Ereigniß iſt, meiner Meinung nach, wohl faſt immer als Folge einer natürlichen Kränklichkeit oder leichten Schußverletzung anzuſehen. Doch ereignet ſich das Verbleiben, (wie im Winter von 1807 — 1808 in Sachſen) auch dann, wenn die Schnepfen bei einem ſchönen, milden Herbſte länger als gewöhnlich auf dem Zuge ſich verweilen, und von einem ſtarken, anhaltenden Schnee überraſcht werden.

Im Frühjahre beſuchen ſie uns auf ihrer Heimreiſe deſto früher, je zeitiger der Winter weicht, ſo daß man die erſten zuweilen ſchon im Februar, gewöhnlich aber im März findet. Weht der Wind zu dieſer Zeit aus Süden, Südweſten oder Weſten, ſo kommen ſie ſtarkzähliger auf einmal an, als beim Oſt- oder Nordwinde; verweilen ſich aber auch dann, wenn ſie nicht durch Schneegeſtöber und Stürme aufgehalten werden, um ſo weniger, und machen deſto ſtärkere Tagreiſen, weil das herannahende Lege- und Brütgeſchäft ſie zwingt, den Gegenden, wo ſie ſelbiges gewöhnlich verrichten, zuzueilen. Je ſchöner und wärmer die Nächte ſind, je heller der Mond ſcheint und je ſpäter der Frühjahrszug anfängt; deſto eher geht er zu Ende, ſo daß er unter dieſen Umſtänden oft kaum drei Wochen dauert.

Dann ſtreichen ſie mit ſinkendem Tage und in der Morgendämmerung, bei ſtürmiſcher, rauher Witterung, ſtumm, oder doch nur von Zeit zu Zeit püitzend, hoch in der Luft und ſchnell, bei warmer hingegen, vorzüglich wenn es ſanft regnet, tief, langſam, ununterbrochen laut, kür-

zere oder längere Zeit umher, je früher oder ſpäter ſich Männchen und Weibchen zuſammenfinden, und je mehr oder weniger beide der Ruhe bedürfen oder ſich darnach ſehnen.

Zuweilen, doch nicht ſehr häufig, verwechſelt ein Paar Schnepfen von der größern Art, welches ſich unter verliebten Tändeleien zu lange verweilt hatte, ſeinen gewöhnlichen Sommeraufenthalt und niſtet, legt und brütet bei uns, zieht auch ſeine Jungen meiſt glücklich groß. Wird aber der ganzen Familie oder einem Theile derſelben das Leben gefriſtet, ſo gehen ſie ſämmtlich beim nächſten Herbſtzuge mit fort.

Sonderbar iſts, daß die Waldſchnepfen in den Revieren, welche ſie beſuchen, ſo lange, als das in denſelben befindliche Holz nicht zu große Veränderungen erleidet, den einmal gewohnten Zug immer wieder wählen.

Am liebſten ziehen und ſtreichen ſie über mäßig dicht und hoch beſtandenen Laubholzrändern, welche von Wieſen, jungen Gehauen und Lachen begrenzt ſind, in bergigen Gegenden aber in den Thälern *).

Schließlich muß ich bemerken, daß in Gegenden, wo irgend eine Lauchart (Allium) wild wächſt, der Früh-

---

*) Noch will ich hier Jagdliebhabern einen Fall erzählen, der mir öfter nicht vorgekommen iſt. Vor einem Jahre ſuchte ich in Geſellſchaft mehrerer Jäger am Nachmittag beim ſchönſten Frühlingswetter nach Schnepfen. Wir verweilten uns länger, als es unſer Vorſatz war, und konnten einen andern Theil des Revieres, wo wir uns auf den Strich anſtellen wollten, nicht erreichen. So ſehr wir nun auch überzeugt waren, daß da, wo wir uns befanden, der Zug ſchlecht ſeyn würde, ſo wählten wir uns doch Plätze. Es war ſchon ſehr düſter, als ich nicht weit von mir mehrere Schnepfen ununterbrochen pfitzen und quarren hörte, und dennoch ſahe ich auch nicht eine. Endlich kam der Jäger vom Revier, ein ſehr erfahrner, geſchickter Mann, um mich abzurufen und ſagte mir: es wären drei Stück weit bei ihm vorübergeſtrichen, im Holze eingefallen, dann auf die Wieſe heraus und unaufhörlich laut ſehr pathetiſch neben und hinter einander hergelaufen, ohne daß eine davon nach Aeſung geſtochen hätte. Uebrigens wäre es weder zu einem Begattungsakt, noch zu eiferſüchtigen Zänkereien gekommen. Faſt vermuthe ich, alle drei waren Männchen, aber zu ermüdet, um noch weiter ſtreichen zu können, und doch nicht ſo ſehr, daß ſie ſich nicht nach dem Weibchen hätten ſehnen ſollen. Um wo möglich eins herbeizulocken, ließen ſie ſich hören, und gewiß würden ſie ſich nicht ganz gütlich verglichen haben, wenn ihr Wunſch erfüllt worden wäre.

jahrszug aufhört, ſobald dieſe Pflanze im Holzboden her-vorzuſproſſen anfängt.

§. 5.

Während ihres Frühjahrszuges balzen ſie zugleich. Wahrſcheinlich iſt der püitzende Laut, welchen beide Geſchlechter auf dem Striche hören laſſen, ein Zeichen des erwachenden Begattungstriebes, durch welches die gegenſeitige Annäherung bewirkt und erleichtert wird. Wenn ſie nach einigen Tagen wirklich im Balz begriffen ſind, kommt noch das Quarren hinzu.

Faſt ſcheint es, als ſtünde gegen Abend, wenn der Strich beginnt, das Weibchen am früheſten und jedesmal püitzend auf *). Ich habe mehrmals bemerkt, daß es, fortſtreichend, kaum zweimal dieſen Laut geäußert hatte, als aus dem unter ihm befindlichen Gehölz andere Schnepfen — vermuthlich männliche — gleich quarrend ſich erhoben, der erſteren, eben ſo abwechſend püitzend und quarrend laut wie dieſe, eilig folgten und bald in nebenbuhleriſche Streitigkeiten verwickelt, quietſchend auf einander ſtachen. Wenn die vorderſte einfiel, folgte ihr blitzſchnell die nächſtkommende, während die übrigen fortſtrichen. Gewiß war dies die Schäferſtunde, in welcher beide ganz in der Stille ſich, für den nächſten Sommer wenigſtens, paarten. Freilich kommt der Fall ſehr häufig vor, daß dieſer zärtliche Verein, früher als er ſollte, durch den Tod eines oder des andern Theils getrennt wird, und dann mag wohl der zurückbleibende eben nicht ſäumen, neue Bande zu knüpfen. Den Weibchen kann dies um ſo weniger fehlen, da ſich auf den erſten Wink Competenten genug melden; es kommt nur darauf an, ob ſie ſtrenge und ekel in ihrer Wahl ſind, oder ſich dem erſten beſten hingeben.

*) Nicht nur die oben folgende Beobachtung, ſondern auch die, daß, wenn die vorderſte von mehreren hinter einander herziehenden Schnepfen erlegt ward, dieſe allemal die §. 3. angegebenen weiblichen Auszeichnungen, jede der folgenden aber die männlichen an ſich trug, hat mich in der geäußerten Meinung befeſtigt.

Unglücklicher iſt das arme Männchen daran, welchem die Geliebte durch den Tod entriſſen wurde; denn bei der weit geringern Zahl der Weibchen bleibt ihm nichts übrig, als dem ihm zunächſt aufſtoßenden ſich an den Hals zu werfen, wenn es das Peinliche des Wittwerſtandes zu ertragen nicht vermag.

Naht bei dem befruchteten Weibchen die Legezeit heran, ſo ſcharrt es auf den trocknen Stellen großer, dicht mit Holz beſtandener Brücher, auf der Erde, oder auf bemooſ'ten erlenen Böcken eine Vertiefung, macht einen kleinen Rand von dünnem Reiſig darum und füttert ſie mit einigen Halmen aus. In dieſes kunſtloſe Neſt legt es im Mai drei, vier, höchſtens fünf nicht ſehr geſpitzte, ſchmutziggelbe, blaßviolet und ſchwarzbraun punktirte Eier. In der Regel geſchieht dies alljährlich nur einmal, zuweilen aber, wenn die Eier in den erſten Tagen weggenommen werden, auch wohl wiederholt; doch ſteigt dann die Zahl derſelben nicht über drei.

Zur Vollendung des Brütgeſchäfts halten neuere Schriftſteller vierzehn bis ſechzehn Tage für hinlänglich; Döbel hingegen ſagt, erſt nach 21 Tagen kämen die Jungen aus. Genau über dieſen Gegenſtand etwas zu beſtimmen, grenzt wohl, bei der Schwierigkeit, genaue Beobachtungen anzuſtellen, faſt ans Unmögliche; aber verhehlen will ich es dennoch nicht, daß mir die Behauptung des letztern deshalb am meiſten für ſich zu haben ſcheint, weil andere Federwildarten von faſt gleicher Stärke in kürzerer Zeit nicht ausbringen.

Von allen Schriftſtellern, welche ich zu Rathe zu ziehen Gelegenheit hatte, erklärt ſich kein einziger darüber, ob das Weibchen beim Brüten vom Männchen abgelöſ't werde oder nicht. Es ſei mir daher erlaubt, hier die Wahrnehmungen zu erzählen, durch welche ich veranlaßt wurde zu glauben, daß es geſchähe. In einem Bruche, welcher ſich an dem Fuße einer Anhöhe, deren Böſchung ich oft zum Anſtande auf Damwild benutzte, hinzog, niſtete ein Paar Schnepfen. Während der Brütezeit ſtrich eine jedesmal Abends und Morgens nicht lange, und nur

über dem Bruche, welchen ich ganz überſehen konnte, laut quarrend und püitzend herum und fiel dann in der Nähe des mir bekannten Neſtes ein. Faſt in demſelben Augenblick ſtieg, wahrſcheinlich, die andere auf, machte eine weitere und längere Tour, fiel aber nicht gerade immer da wieder nieder, wo ſie ſich erhoben hatte. Dies leitete mich auf die Vermuthung, daß erſtere den Platz der letztern eingenommen haben möchte, wenn dieſe die Eier verließ, um ſich Bewegung zu machen und Aeſung zu ſuchen. Auch war das Neſt wirklich beſetzt, als ich einſt, während die zweite zog, mich hinanſchlich. Der wechſelsweiſe Zug der Alten dauerte auch dann noch fort, als die Jungen ſchon ausgekrochen waren. So wie dieſe flugbar wurden, ſtrichen ſie, von beiden Aeltern begleitet, anfänglich kürzere, hernach längere Zeit umher, wobei Mutter und Vater bis zum August wie im Frühling quarrend laut blieben, dann dieſen Laut ſeltener und heiſer ausgaben, bald darauf ganz verſtummten *).

Noch ehe ich eine andere Schnepfe im Herbſte fand, verließ die ganze Familie, welche ich abſichtlich, um Bemerkungen zu machen, geſchont hatte, das Revier.

§. 6.

Die Aeſung der Waldſchnepfen beſteht vorzüglich aus allerlei kleinen Miſtkäfern, Inſekten und deren Larven, nackten Schnecken, Regenwürmern und Erdmaden; nur im Frühjahre, wo ſie auf ihrem Rückzuge dies alles weniger häufig, zuweilen auch gar nicht finden, müſſen ſie ſich meiſtentheils mit halbverfaultem Grasgewürzel, welches ſie aus der aufgethauten lockern Erde und dem Schlamme an den kleinen Gewäſſern, Lachen und Sümpfen, die im Wiederſcheine liegen, hervorziehen, begnügen. Dieſe frugale Koſt ſowohl, als die mehr beſchleunigte Reiſe und das

*) Die hier befindliche Abänderung des in der erſten Ausgabe Geſagten gründet ſich auf neuere Beobachtungen in hieſiger Gegend, wo die Waldſchnepfen häufiger als in Sachſen ihr Geheck machen.

Anm. z. zweiten Ausg.

gleichzeitige Balzen machen, daß ſie zu dieſer Jahreszeit oft ſehr ſchlecht, im Herbſte hingegen, wo ihnen die nahrhafteſte Aeſung nirgends fehlt und ihr Zug nur langſam vorwärts geht, faſt immer fett, in trocknen Jahren aber mindeſtens gut an Wildbret ſind *).

Aus dem Geſagten erklärt ſich zugleich, warum im Herbſte die Waldſchnepfen am liebſten in den erhabneren, mit Viehheerden bezogenen birkenen Stangenhölzern, beſonders wo gangbare Triften und hutbare Wieſen in der Nähe ſind, auch in Weidenhegern einfallen; da man ſie im Frühjahre hingegen in kiefernen Stangenhölzern, aus welchen die Nadeln nicht weggeharkt werden und wo daher der Froſt weniger eindringen konnte, am früheſten, nachher aber mehr in warmen, gut mit Holz beſtandenen Brüchen und in feucht=gründigen Laubholzdiſtrikten findet.

Immer liegen ſie gern im Dornengebüſche, zur Frühjahrszeit aber vorzüglich auch im Sahlweidengeſträuch, wenn dieſes einige Schritte vom übrigen Holze ab an Wieſenrändern oder Viehtriften ſich findet.

Treffen ſie auf ihrem Zuge ſolche Gegenden, wo Meilen weit vielleicht kein zuſammenhängender Wald zu finden iſt; ſo fallen ſie auch in den kleinſten Feldbüſchen, in Remiſen, in Gärten, ja ſelbſt an den Wänden ein, wenn nur eine Haſelnußſtaude oder ein Johannisbeerſtrauch u. dgl. vorhanden iſt, unter welchem ſie ſich drücken können **).

Im Herbſte lebt jede iſolirt für ſich, im Frühjahre aber habe ich oft mehrere Tage nach einander drei bis vier Stück in einem großen Strauche beiſammen gefunden. Wahrſcheinlich ſind das lauter Männchen, die ſich gegenſeitig über ihre Eheloſigkeit tröſten. Ein zärtliches Pärchen aber iſts gewiß, wenn nur zwei dicht neben einander aufſtehen, und faſt jedesmal wird das Weibchen eher rege.

---

*) Von Vielen wird die Frühlingsſchnepfe für wohlſchmeckender gehalten als die Herbſtſchnepfe. Der Verfaſſer iſt nicht dieſer Meinung! Vergl. §. 8.

**) Im Anhalt=Köthenſchen — wie in andern holzarmen Gegenden — fallen ſie im Herbſte auch auf Stoppelfeldern ein und werden nicht ſelten beim Lerchenfange mit Nachtnetzen gedeckt.

Am Tage liegen ſie meiſtentheils ſtill oder ſuchen doch nur im dichteſten Holze auf den Dohnen= und Viehſteigen Aeſung. Abends fallen ſie hingegen, um ihren Appetit gemächlicher und beſſer ſtillen zu können, auf Wieſen, friſch gedüngte Aecker und Viehtriften, auch auf Krautfelder ein. Am letztgenannten Orte habe ich, obgleich das Holz ziemlich weit entfernt war, am Tage eine geſchoſſen.

Sie finden ihre Aeſung, indem ſie den langen Schnabel bis an die Naſenlöcher in die Erde ſtecken — weidemänniſch zu ſprechen — ſtechen. In dieſer Stellung bleiben ſie oft Minuten lang, bis ſich in dem aufgelockerten Boden das Gewürm u. dgl. regt, oder bis ſie Witterung von den darin verborgenen Nahrungsmitteln bekommen. Schnell und mit Ungeſtüm ſchleudern ſie dann das Untaugliche umher und erhaſchen augenblicklich das, wonach ihnen gelüſtet. Der verſtorbene K. Slevogt hat in Hartigs Journ. f. d. Forſt=, Jagd= und Fiſchereiweſen Jahrg. 1807, S. 797 einige dem Jäger nicht unwichtige Beobachtungen über die Nahrungsweiſe der Waldſchnepfe mitgetheilt, wovon ich das Erheblichſte hier auszugsweiſe liefere.

„Die Waldſchnepfe fällt der Lieblingsnahrung halber auf feuchten Raſenplätzen (überall, wo der Boden feucht und locker iſt), im Herbſte bei anhaltender Dürre aber an den Suhlen oder an hier und da befindlichen Pfützen und Lachen ein. Man wird ſie da oft bis gegen den halben Leib ins Waſſer waden (? —) und nach Gewürm und Inſekten ſuchen ſehen. Ehe ſie hierzu ſchreitet, ſichert ſie (ſpäht nach allen Seiten) Minuten lang mit ſo großer Achtſamkeit auf alles in der Nähe Befindliche, daß jeder Verſuch des ſich noch ſo gut verborgen haltenden Jägers, in dem Zeitraume des Sicherns unbemerkt ſich ſchußfertig zu machen, vergeblich ſeyn würde.“

„Glaubt ſie ſich ſicher, ſo ſticht (bohrt) ſie mit dem langen Schnabel (wie oben geſagt) in den Boden, läuft dann zu wiederholtenmalen, ein ſchnurrendes Getös ausgebend und mit den dieſerhalb wahrſcheinlich ſo hoch geſtellten Augen die nächſte Bodenfläche emſig beobachtend, im Kreiſe

herum. Kein durch das Getös aus der Erde hervorkommender Wurm entgeht ihrem Scharfblicke. Schnell zieht ſie dann den Schnabel aus dem Bohrloche und den damit gepackten Wurm behutſam — um unverkürzt ihn zu erhalten — aus ſeinem Gange hervor. Kleinere verſchluckt ſie ganz, längere mit dem Schnabel in zwei oder mehrere Stücke getheilt."

Dergleichen trichterförmige Stichſtellen (Bohrlöcher) wird man da, wo Schnepfen gern liegen, im Frühlinge wie im Herbſte bei einiger Aufmerkſamkeit nicht ſelten wahrnehmen können. Doch geſteht der Verfaſſer des gegenwärtigen Werkes, daß ihm das Glück nie ſo wohl gewollt hat, die Schnepfe bei der von Slevogt beſchriebenen Procedur beobachten zu können.

§. 7.

Intereſſe, Leckerei und Jagdliebhaberei machen den Menſchen zum bitterſten Feinde dieſes überall eifrig verfolgten, durchaus unſchädlichen, ja, indem er manches ſchädliche Inſekt aus dem Wege räumt, ſogar nützlichen Vogels. Nächſt dem Menſchen thun den Alten die Füchſe, den Jungen und Eiern aber alle Marder- und Wieſelarten großen Abbruch. Den Nachſtellungen der Raubvögel entgehen ſie durch ihre Verborgenheit am Tage und durch ihre Nachtreiſen meiſt glücklich.

§. 8.

Das Schnepfenwildbret iſt in der That, vorzüglich im Herbſte, ſo wohlſchmeckend und geſund, daß man es nicht mit Unrecht dem meiſten wilden und zahmen Geflügel vorzieht.

In der Regel wird die Schnepfe nicht ausgezogen (ausgenommen), ſondern ſie wird mit dem Geſcheide gebraten, dabei aber die herausträufelnde fettige Feuchtigkeit und die Brocken — beides nennt man ſehr unſchicklich Schnepfendreck — auf geröſteten Semmelſcheibchen aufgefangen, und ſo für einen Leckerbiſſen gehalten. In einigen Küchen zieht man ſie auch aus, hackt das Geſcheide klein,

vermengt es dann mit geriebener Semmel, Eiern und Peterſilie, bratet dies alles in Butter und ſtreicht es gleichfalls auf geröſtete Semmelſchnittchen.

Dem Schnepfenragout, welches, wenn es mit Burgunder, Citronen- und Orangenſaft und gutem Gewürze recht gut zubereitet wird, allerdings zu den köſtlichſten Speiſen gehört, wird das Geſcheide, klein gehackt, beigemiſcht.

Uebrigens ſagt man, daß in den Gegenden, wo die Waldſchnepfen häufig niſten, die friſchen Eier derſelben — wie an andern Orten die Kiebitzeier — unter die vorzüglichſten Delicateſſen gerechnet, und beſonders an den Faſttagen — wo ſolche ſtatt finden — ſehr theuer bezahlt würden.

§. 9.

Obgleich die Waldſchnepfenjagd überhaupt, oder doch manche Art, dieſelbe auszuüben, nicht geringe Mühe von Seiten des Jägers fordert und dennoch, in unſern Gegenden wenigſtens, von Jahr zu Jahr weniger reiche Ausbeute gewährt; ſo wird ſie doch von jedem rechtlichen Weidemanne, wie von der zahlloſen Schaar wirklicher oder angeblicher Jagdliebhaber ſchon der Ehre wegen, welche mit dem Rufe, in der Nachbarſchaft die meiſten Waldſchnepfen erlegt zu haben, verbunden iſt, mit vorzüglicher Emſigkeit betrieben, um ſo mehr, da Jagdberechtigte das Wildbret derſelben gar gern auf ihren Tafeln haben, minder wohlhabende aber den hohen Preis, welchen in anſehnlichen Städten der Wildbretshändler dafür zahlt, ſehr in Anſchlag zu bringen pflegen *).

An manchen Höfen erhält derjenige Jäger, welcher im Frühjahre oder Herbſte das erſte Stück einliefert, jedesmal eine beſondere Belohnung.

Auf jeden Fall muß der, welcher die Schnepfenjagd

*) Man zahlt an manchen Orten im Frühjahre für das Stück zwanzig Groſchen bis einen Thaler, im Herbſte noch mehr.

ausüben will, ein geübter Schütze, im Beſitz eines guten, kurz ſuchenden Hühnerhundes und an Strapazen gewöhnt ſeyn; auch darf er, im Frühjahre vorzüglich, Näſſe nicht zu ſcheuen Urſache haben.

Gute Waſſerſtiefeln erleichtern das Geſchäft; mehr noch, meiner Meinung nach, tüchtige Schuhe und Kamaſchen.

Die Flinte wird mit Schrot Nr. 5. geladen. Manche Jäger mengen Nr. 4 und 5, jedes zur Hälfte, durch einander. Der Verfaſſer iſt weder bei dieſer, noch bei irgend einer andern Jagd ein Freund von dergleichen Gemengſel.

§. 10.

Angenehm und belohnend zugleich iſt im Frühjahre auf dem Striche der Anſtand in ſolchen Gegenden, wo zu dieſer Jahreszeit die Waldſchnepfen häufig ziehen *) und einfallen.

Zu dem Ende begibt man ſich ungefähr Abends nach

*) Auf den Gütern, welche meine Familie an der deſſauiſchen Grenze ſonſt beſaß, war noch vor einigen und zwanzig Jahren der Strich ſo vortreflich, daß ich ſelbſt in einem Abende zwölf- bis ſechzehnmal geſchoſſen habe — als Anfänger damals, leider! oft ohne Erfolg. Von Jahr zu Jahr fielen von jener Zeit an weniger Waldſchnepfen ein, ſo daß ich etwa zwölf Jahre ſpäter ſelten mehr als zwei Schüſſe an einem Abende oder Morgen anbrachte.

Es wäre wohl der Mühe werth, zu unterſuchen, woher die allgemein bemerkbare Verminderung der Sumpf- und Waſſervögel überhaupt, vorzüglich aber die der Waldſchnepfen rühre. Vermehrte Thätigkeit, zunehmende Geſchicklichkeit der Jäger, oder Anwendung unrechter Mittel bei der Jagd ſind gewiß nicht Schuld daran! Wenn es aber wahr iſt, daß manche Religionsverwandte und andere Leckermäuler auf die Eier faſt aller Sumpfvögelarten und beſonders dieſer einen gar hohen Werth ſetzen, ſo kann dies allerdings dazu beitragen. Ein anderer Grund mag wohl in der wenigen Achtſamkeit der Schützen liegen, denen es entweder an Ueberlegung oder Ruhe fehlt, beim Schnepfenanſtande es ſo viel als möglich zu vermeiden, ein Weibchen zu erlegen. Die Abnahme der bei uns ausbringenden Waſſer-Federwildarten ſuche ich vorzüglich in den trocknen Jahren, die ſeit geraumer Zeit auf einander gefolgt ſind, ſo wie in der Urbarmachung großer Sümpfe. Schon auf dem natürlichen Wege wird dadurch das Brutgeſchäft geſtört; mehr noch aber geſchieht dies durch das unleidliche, ſo ſehr erleichterte Aufſuchen und durch das muthwillige Zerſtören der ſchon bebrüteten Eier, worin unſre liebe Bauerjugend ſo ſehr excellirt!

ſechs Uhr und Morgens vor Tagesanbruch in ſolche Gegenden des Reviers, wo der Strich am beſten zu ſeyn pflegt. Da wählt man einen Stand, von welchem aus auf gehörige Weite nach allen Seiten, von großen Bäumen ungehindert, geſchoſſen werden kann.

Ohne gerade ſich ſehr zu verſtecken, erwarte man hier die laut herankommenden Schnepfen, ſchieße, wenn man eine einfache Flinte führt, nie von vorn, halte, wenn dies geſchieht, eine gute Hand breit vor die Schnabelſpitze, wenn ſie aber ſeitwärts fliegen, auf die Schnabelſpitze und laſſe, wenn von hinten geſchoſſen werden muß, den Unterleib des Vogels aufſitzen, d. h. ziele ſo, daß man dieſen auf dem Korne hat *).

Da es in der Dämmerung ſehr ſchwer hält, die herabſtürzende Schnepfe zu finden, weil, wie oben geſagt, ein großer Theil ihres Gefieders dem trocknen Laube und der Erde ſelbſt gleich gefärbt iſt; ſo gewährt es unverkennbaren Vortheil, einen Hühnerhund auf dem Anſtande bei ſich zu haben, welcher gut findet und im Apportiren zuverläſſig iſt, um ſo mehr, da ſelbſt der beſte Hund nicht leicht von der nur ſeit einer Stunde verendeten Witterung bekommt.

Gleich in den erſten Tagen des Strichs bemerkt auch der bis dahin noch ungeübte Hund ſo genau, worauf es abgeſehen iſt, daß er den Kopf oft noch eher, als der Schütze irgend etwas hört, dahin wendet, wo er den Laut der Schnepfe vernimmt. Mir, dem Verfaſſer, kam bei dieſer Gelegenheit ein ganz eigener Fall vor. Ich ſchoß nehmlich, indem mein Hund neben mir ſaß, auf eine Waldſchnepfe. Nie ging er ſonſt irgend einer Wildart eher nach, bis er Befehl dazu erhielt. Diesmal mochte er vielleicht einige zerſchoſſene Federn abſtieben ſehen und mer=

*) Warum ich ſonſt vom Vorhalten beim Schießen kein Freund bin und unter welchen Umſtänden ich es allenfalls nur billige, darüber werde ich mich nicht nur bei einigen andern Federwildarten, ſondern auch vorzüglich in dem Kapitel des erſten Anhanges zum dritten Theile, welches von der Bildung eines guten Schützen handelt, ausſprechen.

ken, daß er im Finſtern den fortziehenden, verwundeten Vogel nicht ausmachen würde, wenn er ihn nicht ſo lange in den Augen zu behalten ſuchte, bis er herabfiele. Er eilte daher, ungeachtet ich, in der Meinung fehlgeſchoſſen zu haben, ihn pfeifend abrufen wollte, unaufhaltſam nach. Hitzig, wie ich zu der Zeit war, und, leider! noch zuweilen bin, war ihm nun ſchon harte Strafe zugedacht. Während ſeiner Abweſenheit fing ich an, das Gewehr zu laden; noch vor Beendigung dieſes kleinen Geſchäftes kam der Hund zurück. Etwas abgekühlt durch den Verzug, redete ich ihn nur hart verweiſend an. Statt daß bei andern ähnlichen Gelegenheiten das gute Thier, ſeinen Fehler bereuend, ſich demüthigte, ging es, während ich die Augen immer in die Luft gerichtet hatte und horchte, ob vielleicht eine andere Schnepfe herankäme, ruhig um mich herum, ohne ſich durch den Zuruf: lege dich! irren zu laſſen. Noch ehe ich durch die ungewohnte Widerſetzlichkeit in Harniſch gebracht werden konnte, vernahm ich den ſchniffelnden Ton, welchen die Hunde ausgeben, wenn ſie etwas im Maule haben, ich blickte herab und, ſiehe da! meine brave Manille bot mir die gefundene, noch nicht verendete Schnepfe dar *).

Ziehen mehrere Schnepfen dicht hinter einander her, oder ſtechen ſie gar; ſo ſchieße man nie auf die vorderſte, denn dieſe iſt allemal das Weibchen, jede folgende aber ein Männchen. Würde beim Schnepfenſtrich auf dieſen geringfügig ſcheinenden Umſtand überall mehr Rückſicht genommen; ſo könnte ſchon dadurch zur größern Vermehrung dieſer ſo geſchätzten Federwildart mitgewirkt werden. Auch kann ich es überhaupt nicht bergen, daß mir der Jäger verächtlich iſt, welcher bei der Jagd auf unſchädliche Zugvögel nicht eben ſo genau auf möglichſte

*) Obenſtehendes Jagdgeſchichtchen ſteht nur deshalb da, um den ungeübteren Jäger von der Nothwendigkeit zu überzeugen, ſowohl bei alten als jungen Hunden äußerſt aufmerkſam auf den geringſten Umſtand ſeyn zu müſſen, in ſo fern er nicht wagen will, ſelbſt den beſten, durch ſtrafen zur Unzeit zu verderben.

Schonung des weiblichen Geſchlechts Bedacht nimmt, als bei der auf Standwild.

§. 11.

Eine andere bekannte Art, auf Waldſchnepfen zu jagen, iſt die Suche mit dem Hühnerhunde. Man verfährt dabei eben ſo, wie bei der auf Haſen im Geſträuche. Daß, wie dort, der Hund ganz kurz ſuchen, vollkommen Appell haben, durchaus gehorſam ſeyn und gar nicht jagen darf, verſteht ſich von ſelbſt. Wie er hierzu gearbeitet wird, leſe man im 28. Paragraphen des nächſtfolgenden Kapitels nach.

Die beſte Zeit zum Suchen geht Vormittags um neun Uhr an und dauert bis ungefähr Nachmittags um drei Uhr; denn früher Morgens und ſpäter gegen Abend hält, im Frühjahre wenigſtens, dieſe Schnepfenart ſelten den Hund, und noch viel weniger den Schützen aus.

In der erſten Zeit des Schnepfenzuges wird man, wie ſchon oben geſagt, die Waldſchnepfe immer im jungen Nadelholze, und da wieder im Gegenſcheine an einem Berghange, obwohl nur einzeln, zu finden hoffen dürfen; ſpäterhin fällt ſie im Frühjahre am liebſten in den näſſigſten, im Herbſte in den mit Birken beſetzten erhabnern Bezirken eines Reviers ein.

An jedem Tage fange man in den acht= bis zwölfjährigen Niederwaldſchlägen, oder in Diſtrikten von gleicher Höhe, welche aus dem Samen erwachſen ſind, zu ſuchen an, gehe dann in die ältern und zuletzt in die jüngſten. Der Fall iſt mir öfter vorgekommen, daß ich einen ganzen halben Tag hindurch wenig ausrichtete, und nachher in den drei= bis ſechsjährigen Schlägen viele Schnepfen fand. Witterung und Zufall machen, daß ſie heute lieber hier, morgen lieber dort einfallen. Nie gehe man bei einem dicken Dornen= oder ſahlweidenen Strauche ohne Aufmerkſamkeit vorüber, denn, wie ſchon oben geſagt, liegen ſie am liebſten in ſolchen.

Schon um dem Hunde deſto leichter Witterung zu

verſchaffen, iſt es nöthig überall gegen den Wind zu ſuchen; dies hat aber auch noch den Vortheil, daß die Schnepfe deſto beſſer aushält, weil ſie gegen den Wind ſich nur ſchwer heben kann, und wenn ſie ja gezwungen aufſteht, deſto eher wieder einfällt. Auf die Einfallsſtelle muß der Jäger vorzüglich Acht haben, um die Schnepfe wiederfinden zu können. Gerade dahin ihr nachzugehen, iſt nicht rathſam; denn, einmal rege gemacht, hält ſie gewöhnlich beſſer, wenn man von einer andern Seite kommt, wahrſcheinlich deshalb, weil ſie da, wo ſie einfällt und ſich drückt, jedesmal das Geſicht dahin wendet, wo ſie geſtört ward. Ich verdanke dieſe Bemerkung einem alten, braven Jäger und habe ſie oft beſtätigt gefunden.

Steht der Hund vor der Schnepfe, wobei er gewöhnlich die Poſitur macht, wie vor Hühnern; ſo kreiſe man in ſolchem Gehölze, wo man überall hinſchießen kann, bis man ſie erblickt (faſt immer werden, wie ſchon oben geſagt, ihre großen Augen an ihnen zum Verräther), und ſchieße, wo immer möglich, im Sitzen. Wäre aber das Holz ſehr geſchloſſen beſtanden, ſo ſuche man während des Kreiſens einen Standpunkt, von wo aus nach allen Richtungen zu ſchießen iſt, welche ſie nehmen könnte, und laſſe dann den Hund einſpringen, oder werfe, wenn er dazu nicht gewöhnt iſt, abgebrochene Zäckchen in die Gegend, wo die Schnepfe muthmaßlich liegt.

Im Stangenholze braucht ſie immer einige Momente, um, da ſie anfangs immer faſt ſenkrecht ſich erhebt, durch die Aeſte bis ins Freie zu gelangen. Der geübtere Schütze wird dieſe gute Gelegenheit zum Schießen nicht ungenützt entſchlüpfen laſſen, im Freien hingegen ſich nicht übereilen, ſondern erſt dann drücken, wenn er ſie in der gehörigen Schußweite von 30 bis 40 Schritten genau auf dem Korne hat.

Haben ſich mehrere Jäger zu dieſer Jagd vereinigt, ſo müſſen dieſe in dem abzuſuchenden Bezirke ſich nicht weiter aus einander ziehen, als daß jeder ſeine Nachbarn im Auge behalten kann, auch im Fortſuchen ſtets gerade Linie zu halten ſuchen. Hat einer geſchoſſen, ſo müſſen alle übrige

ſo lange ſtill ſtehen bleiben, bis dieſer mit Laden fertig iſt und durch den Zuruf: Fort! das Zeichen zum allgemeinen Aufbruche gibt. Man wird ohne Erinnern einſehen, daß dies alles zu den Sicherheitsmaaßregeln gegen Schußverletzungen gehört.

Sehr vortheilhaft iſts, wenn einige der gelaſſenſten Schützen ſich auf eben die Art, wie im künftigen Paragraphen angezeigt werden wird, vorſtellen können, während die übrigen ſuchen. Sobald vor einem der letztern eine Waldſchnepfe aufſteht, wird ſolches durch den Ruf: Tirez haut! oder: Schnepfe hoch! den übrigen kund gethan, jeder aber, der ſie gewahr wird, muß, wenn er auch nicht ſchießen kann, doch des Wiederaufſuchens wegen auf den Einfall genau Acht haben. Daß die Suchenden nicht den Vorſtehenden, und dieſe jenen nicht entgegenſchießen dürfen, wenn die Schnepfe nicht mehrere Schuh über das Holz erhoben fliegt, wird jedem ohne Weiteres einleuchten.

§. 12.

Endlich wird auch die Jagd auf Waldſchnepfen in Gehölzen, die zu dicht beſtanden ſind, um in der Suche ſchießen zu können, durchs Treiben mit deſto glücklicherm Erfolge ausgeübt, je häufiger ſie in der Gegend, wo getrieben werden ſoll, einzufallen pflegen; je mehr man bei der Wahl der Schützen auf Qualität, als auf Quantität Rückſicht nimmt, und je mehr geräumte Wege und lichte Plätze im Holze befindlich ſind, welche zum Vorſtellen benutzt werden können.

Da bei dieſer Jagd nur kleine Bezirke auf einmal abgetrieben werden können, ſo bedarf man dabei keiner großen Anzahl von Jagdleuten. Ein Anführer und fünf bis ſechs Knaben von zehn bis vierzehn Jahren reichen vollkommen hin. Letztere ziehe ich deshalb bei allen Holzjagden den Erwachſenen vor, weil es ihnen natürlich weit weniger ſchwer wird, ſich in den Dickungen durchzuarbeiten, und weil ſie gewöhnlich ihr Geſchäft eifriger, gleichſam mit Leidenſchaft betreiben, auch dem Führer eher Folge leiſten.

Beſſer iſts auf jeden Fall, beſonders im Herbſte, die Treiben mit dem Winde zu nehmen, weil, wie ſchon erwähnt, die Schnepfe lieber vorwärts und bei entgegengeſetzter Einrichtung eher auf den Flügeln, als auf die vorſtehenden Schützen hinausgeht. Läßt es jedoch die Zahl dieſer zu, Haken zu ſtellen; ſo hat man nicht Urſache, auf dieſes alles ſo ſehr zu achten, als auf freie Standpunkte derſelben.

Um die Schnepfen aufzujagen, können die Treiber ſich entweder der Klappern, wie bei der Haſenjagd, bedienen, oder ſie dürfen nur im Gange fleißig mit den Füßen ſtampfen und laut Pr! Pr! — auch jedesmal, wenn eine vor ihnen aufſteht, augenblicklich Schnepfe hoch! rufen. Ob aufmerkſamen Jägern, welche bei dieſer Gelegenheit die Augen immer in die Höhe gerichtet haben werden, zwar auch ohnedies nicht leicht eine unbemerkt entwiſchen kann; ſo iſts doch gut, wenn ein Nachbar dem andern das Herannahen derſelben auf gleiche Weiſe, oder durch das gewöhnliche Tirez haut! anzeigt.

Die Schützen ſowohl, als die Treiber müſſen der fortziehenden Schnepfe ſo lange als möglich nachſehen, um den Einfall zu beobachten.

Bei dem Treiben wie bei der Suche darf ein Bezirk des Reviers, wo man Schnepfen fand, nicht eher ganz verlaſſen, ſondern es muß jede einzelne Abtheilung deſſelben ſo lange immer wieder abgejagt werden, bis keine mehr vorhanden iſt.

Mir ſind Fälle vorgekommen, daß man den ganzen Tag auf einem Diſtrikte beſchäftigt war, der in einer halben Stunde zu umgehen war. Auf einem ſolchen erlegten vier Schützen einſt im Anhalt-Deſſauiſchen achtzehn Stück, und gewiß blieben noch fünf bis ſechs übrig, als der Abend der Jagd ein Ende machte.

Noch iſt zu bemerken, daß es unnütz ſeyn würde, ſich am Abende des Tages, an welchem eine Gegend abgetrieben oder abgeſucht ward, in derſelben anzuſtellen, weil die ja noch vorhandenen Schnepfen zu ermüdet ſind, als daß ſie zum Streichen Luſt haben könnten.

Gewöhnlich aber iſt dann der folgende Morgenzug ſehr gut.

§. 13.

Da in der Regel jedem Jäger und Jagdinhaber aus den oben angeführten Gründen daran gelegen iſt, ſeinem Nachbar in Rückſicht der Zahl der erlangten Waldſchnepfen den Rang abzulaufen; ſo dachte man ſchon von Alters her auf Mittel, dieſer Federwildart auch durch den Fang Abbruch zu thun.

Eigentlich ſollte dies freilich im Frühjahre nicht geſchehen, weil bei aller Vorſicht ſchon durch das Schießen manches Weibchens der Vermehrung Eintrag geſchieht. Im Herbſte hingegen muß der Jäger den Fang deſto weniger vernachläſſigen, je mehr durch Suchen und Treiben — der Anſtand findet zu dieſer Jahreszeit mit gutem Erfolge nicht ſtatt — das andere Wildbret beunruhigt wird. Beiläufig will ich hier der Fangarten nur erwähnen, welche mir nicht zweckmäßig oder zu koſtbar ſcheinen, ausführlich aber in der Folge die beſchreiben, welche, ohne Aufwand zu verurſachen, wirklich Vortheil gewähren.

Zu den erſteren rechne ich vorzüglich die Anwendung der Stoß- und Klebegarne, auch Hochnetze genannt, welche, meiner Meinung nach, deshalb weder Mühe noch Koſten lohnen können, weil die Waldſchnepfen im Frühjahre, wo dieſe Garne doch nur anwendbar ſind, in unſern Gegenden wenigſtens, höher zu ziehen pflegen, als daß ſie im Netze gefangen werden könnten *).

Eben ſo wenig leiſten mir die in Döbels Jägerpraktik, Th. 2. p. m. 175. beſchriebenen Fallen Genüge, theils weil ſie nicht ſo leiſe geſtellt werden können, daß die Schnepfe die Zunge abzutreten vermöchte, theils weil ſie oft zufällig über dieſe wegſchreiten würde, ohne ſie zu berühren.

---

*) Von dieſer Garnart ein mehreres im folgenden Kapitel.

§. 14.

Wo die Waldſchnepfen häufig einfallen, kann man ſich mit vielem Nutzen der Steckgarne *) zum Fange bedienen.

Man ſtelle ſie zu dem Ende — beſonders an nebeligen Tagen — auf der Seite eines, den Bezirk, wo man einige zu treffen vermuthet, durchſchneidenden Weges, welche dem zuerſt abzutreibenden Theile zugekehrt iſt, im Zickzack oder winkelig unter den Sträuchen herum. Dann begebe man ſich mit einigen Knaben dahin, wo, den Garnen gegenüber, das Treiben angelegt werden ſoll, und laſſe ſie dann, öfters mit den Füßen auf die Erde ſtampfend, gerade auf den Stellweg losgehen. Wählt man zu dieſem Geſchäfte die Mittagsſtunden nicht, und läßt man die Knaben im Treiben recht langſam gehen; ſo wird die Schnepfe nicht nur nicht aufſtehen, ſondern auch, dem Gepolter ausweichend, vorwärts und ins Garn laufen.

Wo man vor Raubthieren und menſchlichen Unholden ſicher iſt, können auch die Steckgarne aufs bloße Ungefähr hin in Dickungen, vorzüglich auf Vieh- und Wildbretsſteigen (auch quer über dieſe weg), nur ſo viel als thunlich, winkelig geſtellt werden. Dort laſſe man ſie Tag und Nacht ſtehen, beſuche ſie aber täglich zweimal und trockne ſie einen Tag um den andern in der Sonne ab.

§. 15.

Mit nicht geringerem Vortheile werden auch Laufdohnen geſtellt.

Die beſten Dienſte leiſten ſie, wenn ſie auf folgende Art verfertigt werden:

Man nimmt einen etwa 3′ langen, fingerſtarken ſahlweidenen oder haſelnen Stock und ſchneidet an beide Enden Spitzen. Dann biegt man ſelbigen, oben möglichſt flach gerundet, in Form eines gemeinen Dohnenbügels ſo

*) Ueber Beſchaffenheit, Verfertigung und weitere Anwendung derſelben leſe man im nächſtfolgenden Kapitel §. 34, lit. D; auch §. 47 nach.

zuſammen, daß er oben, wo die Rundung aufhört, und unten an den Spitzen gleichweit aus einander ſteht, und bewirkt endlich durch einen an beiden Schenkeln, 5″ von den Spitzen herauf, feſt angeſchleiften Bindfaden, daß der Bügel die angegebene Form behält. Hierauf macht man gewöhnliche Dohnenſchleifen *) von ſieben bis acht ſchwarzen, möglichſt langen Pferdehaaren, ſticht in der Mitte der Bügelrundung, auch da, wo die Rundung am Schenkel aufhört, von unten nach oben eine möglichſt kurze Spalte vermittelſt eines dünnen Meſſers durch, zieht durch jede derſelben eine Schleife von oben nach unten ein, und ſtellt dieſe ſo auf, daß durch die drei Oeſen der freie Raum zwiſchen den Bügelſchenkeln nicht nur ausgefüllt iſt, ſondern daß auch die Seitenrundung der einen die der nebenſtehenden noch ein wenig überdeckt.

Von den im dichten jüngern Holze, wo keine Hutung ſtatt findet, vorhandenen Wild- und andern nicht ſehr begangenen Stegen wird zu Anfange des Schnepfenzuges alles Laub weggerecht und aller Raſen erforderlichen Falls weggeſchaufelt. Dann ſteckt man die Dohnen quer über dieſelben bis an den Bindfaden, welcher die Schenkel zuſammenhält, in die Erde, ſo daß jede Schleiſe etwa 3½ bis 4″ über dem Boden hängt.

Will man des Fanges gewiſſer ſeyn und den Schnepfen das Ausweichen von dem Stege verwehren; ſo belegt man ihn an den Seiten mit dürrem Reiſig, oder man macht einen kleinen Flechtezaun oder ſtellt ſchwache Horten von gleicher Höhe mit den Bügeln, wenn ſie in der Erde ſtecken, zu beiden Seiten des Steges auf. Am Eingange wird dann eine Laufdohne eingeſteckt, welche den leeren Raum zwiſchen dem Zaune einnimmt; dieſen führt man nun fünf bis ſechs Ellen fort, ſetzt an das Ende gleichfalls eine Dohne, unterbricht die Seitenvermachung etwa um 4 bis 6′, legt dann wieder eine gleiche Abtheilung des Schnepfenſteges an und fährt auf ähnliche Weiſe fort, ſo weit man es für gut findet.

*) S. Krammetsvogelfang.

Noch beſſer habe ich die Einrichtung gefunden, wenn man den Zaun ſo weit auf dem gekehrten Stege fortführt, als er gehen ſoll, am Ein- und Ausgange aber die Flügel deſſelben etwas breiter werden läßt, da auch den Raſen weghackt und den Boden aufharkt, auch bei trocknem Wetter im Herbſte ſtark begießt. Da, wo nun der eigentliche Fangſteg angeht und der Zaun ſich hinlänglich verengert, wird die erſte Dohne querüber geſtellt. Etwa von 12 zu 12′ läßt man an den Seiten des Zaunes Lücken, welche wieder mit Laufdohnen ausgefüllt werden; nach dieſen hin führt man aber wieder kurze Eingänge von 4 bis 5′ Länge, von denen gleichfalls der Raſen abzuſtechen iſt.

Statt der Zäune kann man ſich auch der ſpiegelich geſtrickten, 10″ hoher, 8′ langer Garne, deren Maſchen 2″ ins Gevierte halten, bedienen, immer zwiſchen je zwei dieſer Netzſtücken Laufdohnen einbinden, und mit dieſen Garnen den Steg auf beiden Seiten der Länge nach beſtecken, auch den Aus- und Eingang mit beſondern Laufdohnen verſtellen. Längs dieſem Geleiter wird die Schnepfe, welche den friſch gekehrten Steg ſieht, hinlaufen, bis ſie an der erſten Dohne einen Eingang zu finden glaubt und ſich in den Schleifen fängt.

Dieſe mit eingebundenen Dohnen unterbrochenen Spiegelgarne vertreten vollkommen die Stelle der Steckgarne beim Schnepfentreiben, vorzüglich wenn ſie im Dickicht recht im Zickzack herumgeſteckt werden; man kann ſogar überzeugt ſeyn, daß Schnepfen und Hühner noch leichter darin ſich fangen.

Fänden ſich an Orten, wo Schnepfen gern einfallen, nicht zufällig Stege; ſo bereite man ſie ſchon im Auguſt oder September durch Wegſchaufeln des Raſens und beſtändiges Aufkratzen mit dem Rechen (der Harke). Wer dann die Mühe nicht ſcheut, kann ſich gewiß viel Vortheil verſprechen, wenn bis zur Fangzeit je zuweilen friſcher Kuh- und Pferdemiſt auf den Triften geſammelt, über den Steg verbreitet, und nur erſt, wenn der Fang eingerichtet iſt, weggeharkt wird, weil dadurch der Boden immer locker und feucht bleibt, auch Käfer und

Würmer — Lieblingsäſung der Schnepfen — ſich hinziehen.

Weder in noch außer der Fangzeit darf man abgefallenes Laub auf ſolchen Stegen dulden.

Daß übrigens da, wo der Schnepfenfang exercirt werden ſoll, vorher Raubthiere und Raubvögel möglichſt vertilgt, dennoch aber in der Fangzeit die Stege und Laufdohnen wenigſtens Vormittags und gegen Abend beſucht werden müſſen, verſteht ſich von ſelbſt.

Da der Herbſtzug der Waldſchnepfe mit dem der Krammetsvögel zuſammentrifft; ſo kann man die Dohnenſtege ſelbſt, wie die Gegend um dieſelben herum, zur Einrichtung der Schnepfenſtege benutzen.

Viertes Kapitel.

Vom Rebhuhne.

Perdix cinerea, (*Latham*) *).

---

§. 1.

Eine ganze aus dem Hahne (dem Vater), der Henne (der Mutter) und den Jungen (den Kindern) beſtehende Familie dieſer Federwildart heißt an den meiſten Orten in der Jägerſprache ein Volk, an andern eine Schaar oder eine Compagnie. Hier und dort bedient man ſich auch wohl, als gleichbedeutend, der Ausdrücke: Kette oder Kitte, jedoch nicht mit Recht; denn der erſtere kommt vor-

---

*) Bechſteins Handb. d. Jagdw. Th. I. B. 2. K. 5; deſſelben ornithologiſches Taſchenb. Th. I. S. 242; Meyers Taſchenb. Th. I. S. 303.

züglich den Haſelhühnern, Schneehühnern und weißen Waldhühnern zu, der letztere hingegen wird in vielen Gegenden nur vom wilden Waſſergeflügel und beſonders von Enten und Gänſen gebraucht.

Den Hahn nennen Einige — vorzüglich die, welche das Volk mit dem Namen Compagnie belegen — Corporal.

Wenn Rebhühner irgendwo einzeln oder volkweiſe beiſammen ſitzen, ſo heißt das: ſie liegen da.

Wenn ſie auffliegen, ſagt man: ſie ſtehen auf; wenn ſie tief über der Erde fortgehen: ſie ſtreichen oder ziehen; wenn ſie höher ſteigen: ſie ſtieben; wenn ſie ſich auf der Erde niederlaſſen: ſie fallen ein. Geſchieht letzteres, um an einem Orte Nahrung zu ſuchen, ſo fallen ſie auf die Weide oder auf das Geäſe; ſie weiden und äſen deshalb auch, ſie freſſen nicht.

Stehen ſämmtliche Individuen eines Volkes einzeln oder zugleich auf, fallen aber nicht an einer Stelle, ſondern vereinzelt wieder ein; ſo ſagt man: das Volk hat ſich geſprengt.

Der Locklaut wird durch Ruf bezeichnet; er iſt das Wiedervereinigungszeichen für das geſprengte, oder aus einander gelaufene Volk.

Lager (das) iſt die Benennung einer kleinen, durch gemeinſchaftliche Anſtrengung ausgekratzten Vertiefung, in welcher das Volk — bis auf ein gemeiniglich als Wache ausgeſtelltes Individuum — längere oder kürzere Zeit, gleichſam auf einen Haufen zuſammengedrängt, ſich aufhält.

Gebreche *) (das) nennt man die Exkremente, welche man gewöhnlich im Lager findet.

Wenn Rebhühner ſich im trocknen, lockern Felde, oder im Sande, nach der gemeinen Sprache, baden; ſo ſagt der Weidemann: ſie ſtauben ſich.

---

*) Dieſer Ausdruck wird auch von Einigen ſynonym mit Lager gebraucht.

Wenn ein Hahn im Frühjahre mit einer Henne ſich vereinigt und beide, vom übrigen Volke getrennt, iſolirt zu leben anfangen; ſo heißt das: die Hühner fallen zu Paaren, oder ſie paaren ſich.

Der große braune Flecken auf der Bruſt, durch welchen der Hahn von der Henne in der Farbe vorzüglich unterſchieden iſt, wird Schild genannt. Hiervon iſt auch der Ausdruck ſchildern hergenommen, welcher von jungen Rebhühnern gebraucht wird, wenn ſie im vierten Monate ihres Alters die Farben am Gefieder bekommen, an welchen jedes Geſchlecht, das männliche und weibliche, zu erkennen iſt.

§. 2.

Das Rebhuhn wird auch Feldhuhn, Rufhuhn, Wildhuhn genannt.

Allen ſyſtematiſchen Eintheilungen zu Folge wird es zu den hühnerartigen Vögeln gerechnet, welche bekanntlich eine eigene Ordnung oder Abtheilung bilden. Nach Linné macht es eine Art der Gattung Waldhuhn (Tetrao) aus; in allen übrigen in der Einleitung zum erſten Theile des gegenwärtigen Werkes aufgeſtellten Syſtemen iſt es unter der Gattung Feldhuhn (Perdix) begriffen und gibt ihr den Namen.

§. 3.

Dieſe Federwildart gedeiht nur unter gemäßigten Himmelsſtrichen, verträgt aber immer noch eher einen höhern Grad von Hitze als von Kälte. Eigentlich einheimiſch iſt übrigens das gemeine Rebhuhn nur in den europäiſchen, aſiatiſchen und in einigen amerikaniſchen Ländern, die ſich eines milden oder doch nicht ganz ſtrengen Klima zu erfreuen haben *)

Um die Stärke (Größe) deſſelben beſtimmter, als es

*) In Nordamerika fand mein öfter erwähnter Freund daher nie ein Rebhuhn. Man belegt dort das Haſelhuhn (Tetrao Bonasia), auf franzöſiſch fälſchlich mit dem Namen Perdrix.

gewöhnlich geſchieht, angeben zu können, mag hier gleich die Anzeige ihren Platz finden: daß in den 36 Jahren, während deren ich mich faſt unausgeſetzt theils aus Beruf, theils zum Vergnügen mit der Jagd beſchäftigte, ich in verſchiedenen Gegenden Teutſchlands zwei Familien dieſer Art bemerkt zu haben glaube.

Beide unterſcheiden ſich in den Gefiederfarben gar nicht, oder doch nur unmerklich, wohl aber in der Stärke und Lebensweiſe. Denn die ſtärkere hat 12½″ Länge und 18½″ Breite und iſt ausgemachtes Standfederwild, das ſich nur der Jahreszeit nach aus einem Theile des Revieres, wo es einheimiſch iſt, in den andern zieht, und blos durch unnachläſſige Beunruhigung oder andere weiter unten anzugebende Veranlaſſungen dahin gebracht werden kann, daß es den einmal gewählten Aufenthalt ganz verläßt.

Die andere kleinere, welche ſowohl in der Länge als in der Breite beinahe 2″ weniger mißt, ſcheint gewiſſermaßen ein Strichvogel, d. h. ein ſolcher, der kleinere Reiſen als der Zugvogel macht, zu ſeyn.

Nie habe ich dieſe in unſern flachen Gegenden früher, als gegen das Ende des Monats Oktober und im November, dann immer in ſehr ſtarkzähligen Völkern, bei dieſen aber oft mehr als eine alte Henne, und einen alten Hahn gefunden. Sehr oft traf ich ſie in Bezirken des Revieres an, wo vorher keine Rebhühner gelegen hatten, doch ſelten länger, als drei bis vier Tage nach einander und gemeiniglich dann nicht wieder *). Dieſe Bemerkungen veranlaſſen mich zu glauben, daß dieſe kleinere Art in Gebirgsgegenden, vorzüglich da, wo der Weinbau ſtark betrieben wird, niſte. Dort bleiben die aus einzelnen Familien beſtehenden Völker vielleicht ſo lange ruhig, bis rauhere Herbſtwitterung ſie den baldigen Eintritt des Winters ahnden läßt, oder bis ſie durch die mit der Weinleſe verbun-

*) Einigemal habe ich ſie indeſſen auch noch in der Schneehaube gefangen, aber nur bei ſehr früh eingetretenem Winter.

dene Unruhe vertrieben und gezwungen werden, gemäßigteres Klima und Gelegenheit zur volleren Winteräſung auf der Ebene zu ſuchen.

Nach dieſen Vorausſchickungen mag nun die genauere Beſchreibung des äußern Anſehens und der Farbenauszeichnungen des Männchens ſowohl als des Weibchens und der Jungen folgen.

a) Das Männchen. An dem beinahe 1″ langen, ſcharfen, bläulich ins Olivenfarbene ſpielend, gefärbten Schnabel überdeckt der bauchig erhabene obere Theil den untern an den Seiten. Der Augenſtern iſt rothbraun. Unter den Augen zieht ſich ein hochrother, warziger, kahler Streif weg, und bildet hinter denſelben ein ſpitzwinkliges Dreieck. Von der dunkel orangerothen Stirn dehnt ſich ein eben ſo gefärbter Strich über die Augen bis in den Nacken aus. Ueber dieſem läuft ein aſchgrauer bis eben dahin. Der olivenbraune, mit gelblichweißen, feinen, einzelnen Längeſtreifen gezeichnete Scheitel hat eine feingetüpfelte ſchwarze Einfaſſung. Schön aſchgraues, ſehr ſchwach mit Schwarz durchwelltes Gefieder bedeckt den Hinter- und Vorderhals bis zum Rücken und bis auf die Hälfte der Bruſt herab; nur am Hinterhalſe zeigt ſich eine wenig in die Augen fallende Miſchung von Roſtgelb. Aſchgrau mit Goldgelb gemiſcht iſt des Rückens Hauptfarbe, auf welcher feine ſchwarze und ſtärkere ſchwarzbraune Querlinien ſichtbar werden. Eben ſo, nur mit einzelnen breiten kaſtanienbraunen Streifen gezeichnet, erſcheinen die Steiß- und langen obern Deckfedern des keilförmigen, gewölbten, aus achtzehn kleinen Federn beſtehenden Schwanzes. Von dieſen ſind die vier mittelſten wie die erwähnten Deckfedern, die übrigen aber bis an die roſtgelben, ſchwarzbeſpritzten Spitzen dunkel gelbroth gefärbt. Jede einzelne übrigens roſtfarbene Schulter- und Deckfeder der Oberflügel iſt der Länge nach mit feinen ſchwarzen Querlinien und einem großen rothbraunen Flecken an der innern Fahne beſetzt und ununterbrochen ſchwarz eingefaßt. Die einwärts gekrümmten dunkel braunen Schwungfedern haben hell roſtfarbene Querbänder, welche an den hintern dunkelbraun beſpritzt ſind.

Das ſchön kaſtanienbraune Schild ſteht mitten auf der Unterbruſt, und nicht mit Unrecht vergleicht man die Geſtalt deſſelben mit der eines — freilich gegen die Länge etwas zu breiten — Hufeiſens, deſſen hohler Theil nach unten gekehrt iſt. Auf dem hell aſchgrauen Gefieder der Seiten ſtellen ſich ſchwarze feine Querſtreifen und rothbraune Querbinden dar.

Der weiße Bauch iſt ſchwärzlich gefleckt, der After röthlichweiß. Der auswärts ſtehende Theil der Schenkel hat rothgraues, überall ſchwarz geſprickeltes und weiß geſtreiftes Gefieder, der einwärts gekehrte durchaus röthlichweißes.

Die faſt 2″ hohen Schienbeine ſind mit bräunlich fleiſchfarbener, geſchuppter, die Zehen mit etwas dunklerer Haut überzogen. Bei zunehmendem Alter gehen dieſe Farben faſt in Schwarz über. Die Nägel ſind horngrau.

b) Das Weibchen. An ihm iſt der kahle Warzenflecken unter den Augen ſchmäler und weniger lebhaft gefärbt, der Scheitel roſtbraun, mit eirunden weißgelben Sprickeln beſetzt, der Rücken überhaupt dunkler als am Hahn und der bei dieſem rothbraune Flecken auf den Schulter- und Flügeldeckfedern ſchwarzbraun.

Das Schild fehlt an einigen — nach der Meinung mehrerer Jäger an ſehr alten Hennen — ganz, an den meiſten aber ſieht man an deſſen Stelle einen oder einige unzuſammenhängende braune rundliche Flecken.

Der Schwanz beſteht aus hell roſtfarbenen Federn. Er iſt das Kennzeichen, an welchem man im Fluge die Henne vom Hahn am leichteſten unterſcheidet, weil er um vieles heller und überall gleich gefärbt iſt, und weil ihn erſteres, bis zum Spätherbſte wenigſtens, faſt immer etwas ausgebreitet hält.

c) Die Jungen. Ihr Unterleib iſt in den erſten Wochen ihrer Exiſtenz mit wolligen röthlichen Federn beſetzt; die ganzen Stände ſind an den kahlen Stellen gelb behäutet. Nach und nach bekommt das Gefieder immer mehr Aehnlichkeit mit dem der Alten; die Stände werden grüngelblich; der Schnabel bleibt das ganze erſte Jahr

hindurch hornbraun. Bis ſie, gewöhnlich im September, zu ſchildern anfangen, wird das junge Männchen an dem, wie am alten Weibchen, geſprickelten Kopfe und Oberhalſe erkannt; auch ſind die Gefiederfarben durchaus heller, als an den alten Rebhühnern. Iſt dieſe Periode vorüber, und ſind die Jungen vollkommen ausgewachſen; ſo erkennt man zwar wohl am Schnabel und an der Haut der Ständе, daß ſie noch im erſten Jahre ihres Alters ſtehen, außerdem aber unterſcheidet ſich, wie einige Jäger behaupten, das junge Männchen und Weibchen von den Alten einzig und allein durch die vorderſte ſpitzige Schwungfeder jedes Flügels, welche beim Mauſern *) des folgenden Jahres eine abgerundete Form annehmen ſoll **).

Auch bei dieſer Federwildart gibt es mancherlei Farbenvarietäten. Bechſtein führt an

a) das weiße Rebhuhn. Es erſcheint reinweiß, oder grauweiß, oder gelblichweiß, mit graulicher Schattirung an einem oder dem andern Körpertheile.

b) Das bunte oder geſcheckte, welches weiße Flecken oder Theile hat. Auch gibt es gelbroth- und ſchwarzgefleckte.

c) Das Rebhuhn mit dem weißen Halsbande, übrigens wie gewöhnlich gefärbt; auch mit weißem Unterleibe und bräunlich aſchgrauem, ſchwarz geſtricheltem Halſe ***).

---

*) Alle Vögel verwechſeln jährlich — die meiſten Arten einmal im Julius und Auguſt, einige aber zweimal im Frühjahre und Herbſte — ihr altes Gefieder mit neuem. Man nennt dies mauſern. Jeder Vogel befindet ſich während dieſer Periode in einem kränklichen Zuſtande. Der alte iſt dann einige Zeit zum Fluge ganz ungeſchickt, weil er jedesmal alles alte Gefieder wechſelt; der junge hingegen kann ſich, obwohl nur mit Anſtrengung, heben, weil er beim erſten Mauſern die Schwung- und Ruderfedern nicht verliert.

**) Ich fand dieſe Angabe bei Jeſter, und alte Jäger, die ich befragte, beſtätigten ſie. Eigene Erfahrungen habe ich darüber nicht gemacht.

***) Zu den Varietäten rechnet Bechſtein auch das Feldhuhn, welches Friſch in ſeinen Abbildungen der Vögel Deutſchl. Taf. 124. B. als Bergrebhuhn aufführt, indem jener es für einen alten Hahn hält, welcher einen braunen Kopf und am ganzen Unterleibe die Farbe des Schildes hat. (3. erſten Ausgabe.)

Als eigene Art der Gattung Perdix verdient das, zuerſt von Herrn

Das Rebhuhn hat einen ſtark mit Wildbret belegten, und daher ſchweren Körper, der aber nur kurz und nicht eben ſtark befiedert iſt. Deshalb ſteht es zwar mit hörbarem Geräuſche, doch ohne merkliche Anſtrengung auf, fliegt auch immer gerade aus, ziemlich ſchnell, aber nicht gern ſo, daß ihm der Wind von hinten in die Federn weht. Selten erhebt es ſich hoch in die Luft*) und fällt meiſt ziemlich bald wieder ein, um auszuruhen.

Sonderbar iſts, daß es gegen Ende des Oktobers und im November, zu welcher Zeit es am Wildbret beſſer zu ſeyn pflegt, als zu jeder andern — ob es gleich auf dem Rücken und an den Keulen überhaupt nur wenig Fett,

---

Hofrath Meyer als teutſcher Vogel aufgeſtellte, Steinfeldhuhn (Perdix saxatilis, *Meyeri*) Erwähnung. Hier die Beſchreibung wörtlich nach Meyers Taſchenb. Th I. S. 303.

„Kehle weiß, mit einer großen, ſchwarzen, ungetüpfelten Binde eingefaßt; Scheitel, Hals, Necken, Bruſt, Oberleib und die mittelſten Schwanzfedern hell aſchgrau, ſchwach gelbröthlich überlaufen; die gelblichen, mit ſchwarzen, halbmondförmigen Streifen verſehenen Seitenfedern, mit kaum bemerkbaren orangefarbenen Binden (Schnabel und Füße roth)."

„Länge 14 bis 15"."

„Das Weibchen iſt beträchtlich kleiner, der Schnabel dunkler, die aſchgraue Farbe ſchmutziger und mehr mit Gelbroth überlaufen; die ſchwarze Binde, welche den Hals einfaßt, weniger breit; die ſchwarzen Binden der Seitenfedern ſchmäler, die orangegelben Streifchen heller."

Aufenthalt. „Die ſüdlichen Alpen von Teutſchland, auf mittleren Berggegenden, weder höher hinauf — oder doch nur im höchſten Sommer — noch tiefer hinab in den Ebenen und tiefen Thälern. Ein Standvogel."

Nahrung. „Kräuter, Sämereien, Inſekten und beſonders Ameiſenpuppen; im Winter Baumknospen, Beeren, Tannen-, Fichten- und Lerchennadeln."

Fortpflanzung. „Neſt unter Baumwurzeln oder unter überhängenden Steinen, im Gebüſche oder auch im bloßen Heidekraut mit funfzehn bis zwanzig röthlichen, ſchwarzgefleckten Eiern."

Anmerkung. „Das eigentliche Rothhuhn (Perdix rufa, *Latham*) iſt zuverläſſig als Art von dem Steinfeldhuhn verſchieden, ob es gleich zeither von mehreren Ornithologen mit dem letztern für einerlei Art gehalten wurde. Das in Frankreich (überhaupt im ſüdlichen Europa), Aſien, Afrika ꝛc. einheimiſche, in Teutſchland nicht vorkommende Rebhuhn iſt kleiner und legt weiße, mit rothen Punkten beſtreute Eier." (Vergl. oben Fortpflanzung des Steinfeldhuhnes). (z. zweiten Ausgabe.)

*) Doch fehlt ihm hierzu das Vermögen nicht. Weidewund geſchoſſene beweiſen das, obgleich bei ihnen die Todesangſt außerordentliche Anſtrengung hervorbringen mag.

auf der Bruſt aber gar keins auflegt — am flüchtigſten iſt und am höchſten ſteigt.

Schneller noch läuft es verhältnißmäßig, beſonders zur eben erwähnten Zeit, und faſt immer (außer wenn es weidet) mit aufgerichtetem Halſe und unter oft wiederholtem Kopfnicken. Den höchſten Grad von Unruhe bezeichnet es bei dieſer Gelegenheit durch ein gewiſſes Schnippen (Schnellen) mit dem Schwanze, welches ein gewiſſer Vorbote vom baldigen Aufſtehen iſt.

Der Sinn des Geſichts ſcheint bei ihm unter allen der ſchärfſte zu ſeyn.

Scheu und furchtſam drücken ſich im Frühjahre, Sommer und im Anfange des Herbſtes die Rebhühner, junge und alte, bei anſcheinender Gefahr ſogleich. Späterhin ſuchen ſie ſich laufend zu entfernen und ſtehen erſt dann auf, wenn auf jene Weiſe Rettung unmöglich iſt. Noch flüchtiger werden ſie, wenn Froſt eintritt, indem ſie dann, um ihren Feinden zu entgehen, faſt immer, ohne vorher zu laufen, in großer Entfernung aufſtehen und weitere Strecken, als vorher, fortgehen, ohne wieder einzufallen. Nur die beängſtigende Erfahrung, daß Flucht ſie vor ihren gefährlichſten Verfolgern, den Raubvögeln, nicht retten kann, macht, daß ſie, ſobald ein ſolcher ſich blicken läßt, ſelbſt in Zeiten, wo ſie ſonſt weder den Menſchen noch den Hund aushalten, augenblicklich auf der Stelle ſich drücken und unbeweglich da bleiben, wo ſie eben ſich befinden.

Unverbrüchliche Gattentreue, zärtliche Liebe der Aeltern zu den Kindern, immerwährende Anhänglichkeit der ganzen Familie an einander ſind ſchöne Züge ihres Naturells. Mehr hierüber in der Folge.

Der Ruf (Laut) der Henne iſt kurz und klingt ungefähr wie Girl, der des Hahnes iſt länger und ertönt faſt wie Girrlitt. Auf den Ruf des letztern verſammelt ſich die ganze Familie, auf den der erſtern ziehen ſich die entfernten Jungen, wie der Hahn zur ſorgſamen Mutter und Gattin.

§. 4.

Sobald des Winters Strenge nachläßt und der Schnee größtentheils weggethaut iſt, fallen die Rebhühner zu Paaren, d. h. die Aeltern trennen ſich von den Kindern; dieſe aber ſchließen unter ſich, ſo weit es das ungleiche Verhältniß des weiblichen Geſchlechts zum männlichen zuläßt, den ehelichen Verein. Jedes Pärchen ſucht die Einſamkeit, um wo möglich ungeſtört der Liebe Süßigkeiten zu genießen. Nur der Tod des einen oder des andern Theiles kann das einmal geknüpfte Band zerreißen und berechtigt den zurückgebliebenen zu einer zweiten Paarung.

Zwiſchen den unbeweibten Männchen kommt es, im Anfange der Paarzeit vorzüglich, um ſo öfter zu heftigen Kämpfen, da es im Ganzen gewiß drei- bis viermal mehr Hähne als Hennen gibt *). Dem Sieger wird der Minnelohn zu Theil, den ihm freilich Nebenbuhler noch oft genug ſtreitig machen. Alte Hähne wiſſen jedoch ihre Gattenrechte ſo gut zu vertheidigen, daß ſie bald in Ruhe kommen.

Gibt es der Männchen zu viele, ſo wird dadurch allerdings die Fortpflanzung gemindert, weil das, welches ſich ſchon gepaart hat, durch den immerwährenden Kampf entkräftet, das Weibchen aber ſo unaufhörlich durch die Zudringlichkeit der Gunſtkompetenten gequält wird, daß es nicht einmal ſo viel Ruhe hat, die Früchte des ſüßen, verſtohlnen Genuſſes mit dem einmal erkieſ'ten Gatten — ich meine die Eier — in ein und das nehmliche Neſt zu legen, ſondern ſolche hier und da vereinzelt fallen laſſen muß, dann aber natürlicher Weiſe gar nicht brüten kann. Auch ziehen ſolche von vielen Hähnen verfolgte Hennen ſich

---

*) Im Winter von 1803 auf 1804 fand ich unter drei eingefangenen Völkern, welche zuſammen, nachdem im Herbſte ſchon mehrere Hähne und nur zwei junge Hennen davon weggeſchoſſen worden waren, aus 36 Stück noch beſtanden, nur zehn Weibchen. Außerdem beweiſ't ſich auch die größere Zahl der Männchen dadurch, daß, wenn man im Frühlinge einen Hahn von der Henne wegſchießt, letztere in einem nur leidlich beſetzten Reviere gemeiniglich ſchon am folgenden Tage wieder gepaart iſt.

entweder allein, oder mit dem Gatten, um Ruhe zu ſuchen, nicht ſelten ganz aus dem bisherigen Standreviere in ein benachbartes.

Der Fall, daß, der Behauptung einiger alten Jäger und neuern Schriftſteller zu Folge, ein Hahn ſich mit zwei Hennen gezüchtet — doppelt gepaart und begattet — hätte, iſt mir nie vorgekommen, kann auch, meines Erachtens, nicht wohl ſtatt finden, weil es da, wo unbeweibte Hennen ſind, an männlichen Paarungskandidaten gewiß nicht fehlt. Außerordentlich ſtarke Völker beweiſen dies auch nicht, da man bei den aus Standhühnern beſtehenden nie zwei alte Hennen findet.

Iſt der unauflösliche eheliche Bund zwiſchen einem Paare einmal geſchloſſen, ſo trennen beide Gatten ſich um ſo weniger weit von einander, je mehr einzelne Hähne vorhanden ſind und nur auf dem Geäſe kann es unvermerkt zuweilen geſchehen. Sobald das Männchen die Gattin nicht gewahr wird, fängt es — beſonders in den Abend- und Morgenſtunden — eifrig zu rufen an. Schnell antwortet die Gattin und nähert ſich eilig. Sobald beide zuſammenkommen, duckt ſich die Henne, während der Hahn unter beſtändigem Kopfnicken und kurzem Gluchzen mit ausgebreiteten Flügeln und Schwanze um daſſelbe herumläuft und endlich den Akt des Tretens mit Eifer vollendet.

Iſt die Frühjahrswitterung günſtig, ſo fangen alte Hennen ſchon in der Mitte des Aprils, junge erſt gegen Ende dieſes Monats, oder um des oft lange unentſchiedenen Kampfes der Hähne willen (welcher nicht ſelten macht, daß ſie gelte bleiben), wohl gar erſt im Mai an, täglich ein Ei zu legen. Sie bereiten ſich zu dieſem Behufe im Getreide, auf Wieſen und Lehden, oder in Vorhölzern und Sträuchen ein kunſtloſes Neſt aus trocknen Grashalmen oder Binſen, zu deſſen Anlage im Freien, der Verborgenheit wegen, eine Vertiefung, Ackerfurche, oder wohl gar der Fußtritt eines Pferdes oder Ochſen benutzt wird.

Nicht leicht geht die Zahl der Eier von einer Henne,

welche ſich zum erſtenmal gepaart hat, über zehn bis eilf Stück hinaus; bei ältern hingegen beläuft ſie ſich oft auf vierzehn bis achtzehn *). Findet man mehr in einem Neſte, ſo iſt mit ziemlicher Gewißheit vorauszuſetzen, daß die übrigen von einer andern, durch viele Hähne ſo ſehr verfolgten Henne, daß ſie ein eigenes Neſt ſich zu bereiten nicht im Stande war, dazu gelegt worden ſind. Bebrütet eine Henne weniger als acht Eier, ſo kann man annehmen, daß einige durch Marder oder andere Zufälle zerſtört worden ſind, oder daß ſie vor der Bereitung des eigenen Neſtes einige in ein fremdes gelegt oder verſtreut habe.

Nie fängt das Weibchen eher zu brüten an, bis das ganze diesjährige Gelege vollzählig iſt **), dann aber verläßt es das Neſt immer nur auf kurze Zeit, um Weide und Aeſung zu ſuchen; auch wird es während der Brütezeit vom Männchen, welches immer in der Nähe liegt, eifrig bewacht. Es bringt in drei Wochen die Jungen aus, welche, oft die Eierſchale noch auf dem Rücken tragend, den Aeltern folgen, und, wie die zahmen Küchlein, von den Alten gehübert werden. Faſt immer verliert die alte Henne beim Brüten ſämmtliche Bauchfedern.

Nach vierzehn Tagen, höchſtens drei Wochen, fangen die Jungen ſchon zu flattern an, wachſen dann allmählig heran, bis ſie, gemeiniglich im September, ſchildern, und im Oktober völlig ausgewachſen ſind. Findet man zu dieſen Zeiten noch ſchwächere Hennen, als ſie der Regel nach ſeyn ſollten; ſo verdanken dieſe ihre Entſtehung gewiß einem zweiten Gelege, indem das erſte durch Raubthiere, Menſchen oder Platzregen zerſtört worden iſt.

Anziehend und ſelbſt für vernünftige Weſen nachahmungswürdig iſt die Sorgfalt der Alten für die Jungen, bewundernswerth die Achtſamkeit der letztern, vom erſten Momente ihres Lebens an, auf die Befehle und Winke der

*) Zur Starkzähligkeit der Völker trägt auch — erfahrungsmäßig — die Güte und Fülle der Aeſung im Frühjahre vieles bei.

**) Daher die Möglichkeit der Vermehrung der Eier in einem Neſte durch eine andere Henne.

Aeltern; unleugbar eine mehr als inſtinktmäßige Ueberlegung bei Jungen und Alten, vorzüglich bei letztern, wenn es darauf ankommt, ſchnelle Rettungsmittel bei nahender Gefahr zu ergreifen.

Nie oder doch nur höchſt ſelten, weder bei Nacht noch bei Tage, kann die Wachſamkeit der zärtlichen Aeltern von irgend einem Feinde, ſei es ein Fuchs, Hund oder anderes Raubthier, hintergangen werden. Beim geringſten Anſcheine von Ueberfall ertönt ein kurzer Warnungslaut. Augenblicklich eilen dem zu Folge ſelbſt die ſchwächſten Jungen zur Mutter, welche die erſte beſte Gelegenheit wahrnimmt, ihren Lieblingen im hohen Graſe oder Getreide, unter Sträuchen oder in einer Furche einen Zufluchtsort anzuweiſen.

Aengſtlich ſpähend, von welcher Seite die Gefahr drohe, oder wie ſie abzuwenden ſei, läuft unterdeſſen der Vater überall umher.

Sobald die Jungen verborgen ſind, wenden beide Aeltern alles an, was in ihren Kräften ſteht, jeden ernſten Angriff auf das Liebſte, was ſie haben, ihre Kinder, zu hintertreiben, oder zu vereiteln.

Mit Muth ſtellen ſie ſich dem Feinde entgegen, reizen ſeine Lüſternheit, indem ſie tief am Boden, aber immer von den Jungen abwärts, kurz vor ihm hinſtreichen, oft, gleichſam als ſei es ihnen nicht möglich, weiter zu kommen, einfallen, und ihn ſo durch Hin- und Herlaufen irre machen. Iſt dieſer Zweck nur erſt einigermaßen erreicht, ſo überläßt die Mutter die Fortſetzung des Rettungsgeſchäftes dem Vater allein, ſie aber eilt zu den Kindern, die den ihnen angewieſenen Ort nicht um einen Schritt breit verlaſſen, und führt ſie, wenn ſie noch nicht fliegen können, laufend, außerdem aber abwechſelnd flatternd, eilig ein Stück fort.

Sobald durch dieſe ſinnreichen Bemühungen die Gefahr hinlänglich entfernt und alles ringsumher ruhig iſt, fängt der Hahn zu rufen an, und ſucht ſich, auf die ſogleich ihm ertheilte Antwort der Henne, mit ſeinen Lieben zu vereinigen, indem er ihnen zueilt.

Erſt wenn die Jungen ſtärker werden, ſcheint ſich die Sorgſamkeit der Alten, im Vertrauen auf das zunehmende Vermögen jener zu fliegen, einigermaßen zu mindern. Gewöhnlich drückt ſich dann das ganze Volk ſo lange da, wo es ſich befindet, bis ihm der Feind ganz auf den Hals kommt. Liegt es dicht beiſammen, ſo ſteht es auch zugleich auf, geht eine Strecke fort und fällt etwas zerſtreut ein. Bis dahin verfolgt, ſteht jedes Individuum allein, oder doch nur der Theil der Familie, welcher zufällig ganz nahe beiſammenliegt, mit einemmale auf, und, indem nun eins dahin, das andere dorthin ſtiebt, ſprengt ſich das Volk. Durch dieſe ungewohnte Trennung wird Aengſtlichkeit erzeugt, und dieſe wirkt ſo nachtheilig auf das Rettungsgeſchäft im Allgemeinen, daß dadurch in dem Zeitraume vom Monat Julius bis zur Mitte Septembers manche junge Henne ein Opfer der Raubthiere wird, und daß ſehr wenig dazu gehört, die ganze Familie aufzureiben.

Alle übrig gebliebene Glieder derſelben durch eifriges Rufen um ſich her zu verſammeln, bemühen ſich ſogleich nach eingetretener Ruhe die Aeltern gemeinſchaftlich.

Auch nachdem die Jungen geſchildert haben, erhält ſich der zärtliche Familienverein, wenn er nicht gewaltſam zerriſſen wird, immer fort bis zur nächſten Paarzeit; nur übernimmt jedes derſelben von der Zeit des Schilderns an bis zur Trennung im Frühlinge, mit den Alten abwechſelnd, das Geſchäft der Wache, die es etwa einen Schritt vom Lager der übrigen genau hält, während das Volk in demſelben ruht.

So friedlich aber auch ſämmtliche auf einem Reviere liegende Völker neben einander leben, und obgleich ſie ſich auch nicht einmal von der Weide verdrängen; ſo geht bei den gemeinen, großen Rebhühnern der Hang zur Geſelligkeit doch nicht ſo weit, daß benachbarte Familien ſich in ein Volk vereinigten *), ſondern die Glieder einer

---

*) Nur bei den kleineren Zughühnern iſt dies zuweilen auf der Reiſe der Fall, wie ſchon zu Anfange des dritten Paragraphen geſagt worden iſt.

jeden kennen ſich genau, und dulden nie die einer andern unter ſich; den einzigen Fall ausgenommen, wenn etwa durch ein unglückliches Ereigniß ein junges Volk im September oder früher zu vater- und mutterloſen Waiſen gemacht würde, und nur noch aus fünf bis ſechs Stück beſtünde. Dieſe werden von den treuen Nachbarn mitleidig aufgenommen und gleichſam bevormundet, bis im nächſten Frühlinge die allgemeine Trennung erfolgt.

Auch ohne weitere Veranlaſſung von außen her laufen die zu einem Volke gehörigen Individuen gegen Abend auf der Weide aus einander, vereinigen ſich aber wieder vor völligem Einbruch der Nacht auf den Ruf der Alten. Im Holze geſchieht dies auf folgende Weiſe:

Sobald die Henne nur einige Junge um ſich her verſammelt hat, ſtreicht ſie mit ihnen hinaus aufs Freie; der Hahn hingegen läuft lockend im Gebüſche herum und führt, nachdem auch er einige an ſich zog, dieſe der Mutter zu, welche von Zeit zu Zeit ihren gegenwärtigen Aufenthalt durch einen kurzen einzelnen Ruf kund thut. Iſt die ganze Schaar *) noch nicht beiſammen, ſo ſtiebt der alte Herr nochmals zurück, und ſtreicht emſiger rufend am Holzrande hin und her, auch im Gebüſche herum. Gleich melden ſich die etwa noch zurückgebliebenen Kleinen. Im Mittelpunkte der Gegend, wo dies geſchieht, fällt dann der Hahn ein und eilt, ſobald ſie alle bei ihm ſind, zur harrenden Henne.

Gingen an einem Tage vielleicht einige Glieder der jungen Familie durch die Jagd verloren, ſo dauert dies Verfahren ſo lange fort, bis beide Alte ſich von der Fruchtloſigkeit fernerer Bemühungen überzeugt haben. Ward eins von dieſen erlegt, ſo übernimmt das andere das Verſammlungsgeſchäft allein; ſind aber die Jungen ganz verwaiſ't, ſo ſchließen ſie ſich, wie oben geſagt, entweder einem andern Volke an, oder ſie locken, wenn ſie nicht

---

*) Nach §. 1 ſo viel als Volk.

ganz ſchwach ſind, ſich unter einander zuſammen. Nie bleiben die Rebhühner über Nacht im Holze.

Im Felde geht das Zuſammenziehen der zu einem Volke gehörigen Individuen auf ähnliche Art, aber leichter und ſchneller von ſtatten.

Dann ſteht die ganze verſammelte Schaar auf, fällt aber in kurzer Entfernung wieder ein. Hier ertönt der Ruf der Alten wieder einigemal, alle laufen einige Schritte weit, ſtieben noch ein Stück fort und fallen nun gewöhnlich dicht beiſammen da ein, wo ſie übernachten wollen. Dort laufen ſie nie umher *), ſondern bereiten ſich, gemeinſchaftlich die Höhlung dazu auskratzend, das Lager, in welchem alle, die ausgeſetzte Wache abgerechnet, Kopf gegen Kopf gerichtet, kreisförmig ſich einſchichten und drücken.

Wenn der Morgen graut, läuft das ganze Volk aus demſelben heraus, während die Alten, um Vereinzelung zu verhüten, eifrig rufen. Kurze Zeit darauf ſtiebt die geſammte Schaar ein Stück fort, wird aber immer noch nach dem Einfalle durch Locken zuſammengehalten. Doch bleibt ſie auch da nicht. Erſt auf dem Punkte, wo der dritte Ruf ertönt, hält ſie ſich gewöhnlich mit aufgerichteten Köpfen ſo lange auf, bis die Sonne aufgegangen iſt. Dann geht ſie auf die Weide, bis ſie geſättigt und der Thau größtentheils abgetrocknet iſt. Geſtattet es die Witterung und Trockenheit des Bodens, ſo vergnügt ſich jetzt jedes einzelne Glied der Geſellſchaft mit Stauben; hierauf ziehen ſich alle lockend zuſammen, ſtehen insgeſammt auf und bleiben nach erfolgtem Einfalle, wenn keine Störung erfolgt, feſt liegen, bis das Verlangen nach Geäſe oder Weide ſie, gemeiniglich erſt gegen Abend, wieder in Bewegung ſetzt.

§. 5.

Im Frühjahre liegen die Rebhühner paarweiſe theils

*) Wahrſcheinlich deshalb, damit die etwa ſich nahenden Raubthiere nicht ſo leicht auf mehreren Punkten, ſondern nur unter dem Winde, wo die Wache ausgeſetzt wird, Witterung bekommen können.

in Feldern — vorzüglich im gepflügten Acker; — theils in Gebüſchen und überall in ſolchen Gegenden, wo ſie ſchickliche Gelegenheit und hinlängliche Ruhe zum Legen und Brüten zu finden hoffen. Auch darf gutes Geäſe in der Nachbarſchaft nicht fehlen, welches zu dieſer Jahreszeit in den Körnern des ausgeſtreuten Sommergetreides und in denen, welche im Strohmiſte bleiben, auch in den grünen Spitzen der jungen Winter- und Sommerſaat beſteht.

Im Sommer und Herbſte findet man ſie völkerweiſe in den Getreide- und Sömmerungsfeldern, in mit Gras beſtandenen Wieſen, vorzüglich aber in ſolchen Gegenden, wo Feldhölzer, Weinberge, Hecken und Weidenheger in der Nähe ſind, in denen ſie am Tage Rettung vor Raubvögeln und überhaupt Ruhe ſuchen können. Unter den Feldern ziehen ſie die, wo Mergel ſteht, allen andern vor, und nicht leicht entfernen ſie ſich ohne dringende Noth weit von dem einmal gewählten Aufenthaltsorte. Tief in Wäldern werden ſie ſelten gefunden. Je nachdem es die Jahreszeit mit ſich bringt, machen jetzt grüne Gras- und Kräuterſpitzen, Geſäme, Getreidekörner, auch Buchweizen und Hirſe, Kohlblätter und Wachholderbeeren ihre Weide und Aeſung aus. Die Aeſung der ganz Jungen beſteht vorzüglich in Ameiſeneiern und kleinen Inſekten, welche die Alten ſie aufſuchen und auskratzen lehren.

Im Winter ziehen ſie ſich in die Nähe der Dörfer und Gärten, liegen, um ſich gegenſeitig zu erwärmen, wenn ſie nicht weiden oder äſen, in dicht gedrängten Haufen, und laſſen ſich, wenn Schnee fällt, nachdem die ſonſt nie vernachläſſigte Wache eingezogen iſt, völlig verſchneien, bis das ungeſtüme Wetter ihnen hervorzukommen erlaubt. Jedes Geſäm, müßten ſie es auch auf den Wegen in friſchem Miſte ſuchen, jedes grüne Sprößchen, beſonders vom Braunkohl, iſt ihnen willkommen.

§. 6.

Im ganzen Thierreiche gibt es wohl wenige Kreaturen, welche den Nachſtellungen aller Raubthiere und Raubvögel mehr ausgeſetzt wären, als das Rebhühnergeflügel.

Bei aller Unſchädlichkeit und Liebenswürdigkeit deſſelben bleibt doch ſein bitterſter Verfolger aus Leckerei und Habſucht der Menſch, der Jäger beſonders aus Pflicht, Leidenſchaft und Intereſſe.

Die allgemeine Verminderung dieſer Federwildart ſeit mehrern Jahren iſt offenkundig, die bis jetzt noch nicht vollſtändig erfolgte Vertilgung derſelben aber nur aus der ſtarken Vermehrung erklärbar.

Soll dieſer Fall jedoch am Ende nicht eintreten und will der rechtliche Weidmann die Benutzung und das Vergnügen, welches die Hühnerjagd gewährt, nicht ganz entbehren; ſo muß er nicht nur die Veranlaſſungen der jährlich ſichtbarern Verminderung aufſuchen, ſondern auch durch alle ihm zu Gebote ſtehende, erlaubte Mittel ihr entgegenzuwirken ſuchen.

Unter den Verminderungsurſachen ſcheinen mir folgende die wichtigſten zu ſeyn:

1. Der Verfall der Jägerei überhaupt. Denn unſre jungen Jäger kommen jetzt meiſt ſo unwiſſend aus der (ſogenannten) Lehre, daß ſie nicht den geringſten Begriff von der Behandlung eines gut beſetzten Jagdrevieres, vielweniger von den Mitteln und Wegen, einem heruntergekommenen aufzuhelfen, haben. Zunächſt mag hieran theils eigene Unwiſſenheit und auffallende Bequemlichkeit der Lehrherren, auch die unverantwortliche Gewohnheit derſelben, ihre Lehrlinge zu häuslichen und ökonomiſchen Geſchäften als Tagelöhner zu gebrauchen; theils der Mangel an nöthigen Vorkenntniſſen der letztern Schuld ſeyn.
2. Die aus der Unbekanntſchaft der meiſten Revierjäger mit dem Raubthier- und Raubvogelfange entſpringende Vermehrung dieſer dem Wilde ſo ſchädlichen Kreaturen.
3. Das durch eigenes Verſchulden ſowohl, als aus andern Urſachen täglich zunehmende Sinken des Anſehens der Forſtbedienten und Jäger beim Landmanne, welcher weder Hunde noch Katzen inne zu halten für nöthig findet.

4. Die Zügelloſigkeit der Knaben im unaufhörlichen Suchen und ſchadenfrohen Zernichten aller Vogelneſter.
5. Wilddieberei.
6. Das Ausrotten der Hecken und Remiſen an den Feldmarken und harte Winter.
7. Ueble Frühjahrs- und Sommerwitterung.
8. Der immermehr überhandnehmende Klee- und Oelſaatanbau. Man wird mir hoffentlich zutrauen, daß ich den überwiegenden Nutzen dieſer Gewächſe nicht verkenne; aber wahr bleibt es, daß bei dem Abmähen derſelben in der Brütezeit ein großer Theil der Hühnerneſter zu Grunde geht.
9. Mißverhältniß zwiſchen den Hähnen und Hennen.
10. Das zu zeitige und unpflegliche Beſchießen der Völker im Herbſte.
11. Das zu ſpäte Wegſchießen überzähliger Hähne in der Paarzeit *).

Man prüfe nun folgende Vorſchläge, welche Abwendung des völligen Ruins der Hühnerjagd bezwecken. Möchten Sachverſtändige ſie ausführbar finden! —

Zu 1. Die Zeiten können, dürfen und werden hoffentlich nicht weit mehr entfernt ſeyn, wo weiſe Regierungen durch Errichtung guter Lehranſtalten zur Bildung geſchickter Forſtmänner dem tiefern Verfalle der Waldungen ſteuern werden. Dort laſſe man von praktiſch-erfahrnen, und ſonſt der Sache gewachſenen Männern den Zöglingen zweck-

*) Einige haben auch hierher die Liebhaberei, Doppelflinten zu führen, rechnen wollen. Ich kann ihnen nicht beiſtimmen. Denn, nur in der Hand eines guten Schützen können dieſe den Abgang vermehren. Ein ſolcher weiß aber auch gemeiniglich, wo und wenn er aufhören muß, auch zu welcher Zeit etwas und wie viel von jedem Geſchlecht einer Wildart ohne Schaden erlegt werden darf. Schlechte Schützen mögen einfache oder doppelläufige Gewehre haben, ſie richten mit dieſen ſo wenig, als mit jenen aus. Ausgemacht ſchädlich hingegen iſt das modiſche Weitzuſchießen. Sei die Flinte in England oder Frankreich gebaut, ſie bleibt doch immer nur Flinte und kann keine Wunder thun.

mäßigen Unterricht in der geſammten Jagdkunde geben, ſorge auch dafür, daß die Lernenden zugleich Anleitung zur Ausübung der Jagd ſelbſt erhalten, ſo kann es in der Folge weniger ſchwer werden (auf gewiſſen Poſten wenigſtens), Männer anzuſtellen, welche guten Willen, Kenntniſſe und Erfahrung genug haben, um andere junge Leute zu bilden, den Zweck aber auch, warum dieſe bei ihnen ſich befinden, nicht aus den Augen ſetzen oder verrücken.

Zu 2. Machen dann Lehrer und Lehrherren nicht mehr, wie bisher, gegen ihre Zöglinge ein Geheimniß aus den Fangarten, durch welche Raubthieren und Raubvögeln am füglichſten Abbruch gethan werden kann; ſo muß durch dieſe mehr verbreitete Kenntniß auch der niedern Jagd unfehlbar großer Vortheil erwachſen. Der Verfaſſer wird ſein möglichſtes thun, in der dritten und vierten Abtheilung des gegenwärtigen Abſchnittes hierzu, ſo weit es ſchriftlich ſich thun läßt, das dahin Gehörige genau und verſtändlich darzuſtellen.

Zu 3. Man ſei in der Wahl der Forſtbedienten und Jäger vorſichtig, verſchaffe ihnen aber zugleich ein hinlängliches beſtimmtes Einkommen, damit ſie nicht mehr, wie bisher, durch das gröſtentheils von den Bauern (per fas et nefas) zu ziehende Accidenz gezwungen werden, jenen nebſt andern dem Forſt- und Jagdweſen noch nachtheiligern Ungebührniſſen auch das Herumlaufenlaſſen der Hunde und Katzen nachzuſehen.

Zu 4. Den dort angeführten Freveln kann nur durch Thätigkeit der Forſtbedienten und durch ſtrenge Beſtrafung der ertappten Knaben von Seiten der Obrigkeit Einhalt gethan werden.

Zu 5. Eben ſo verhält es ſich mit der täglich mehr überhandnehmenden Wilddieberei. Nur fordere man nicht vom Jäger, daß er, ohne auf thätige Unterſtützung von Seiten der Gerichtsbehörden rechnen zu dürfen, ſein Leben gegen Aasjäger und Wilddiebe,

die durch Straſloſigkeit immer kühner werden, unnützer Weiſe in Gefahr bringen ſoll.

Zu 6. Das Ausrotten der auf den Wieſen befindlichen Sträucher und der Hecken und Remiſen an den Feldrändern macht, daß die Rebhühner, ſobald die Wieſen grasleer und die Feldfrüchte eingeerntet ſind, vorzüglich aber im Winter, wenn viel Schnee fällt, in holzleeren Gegenden keine Zufluchtsorte mehr finden, wo ſie ſich vor den Raubvögeln verbergen können.

Unſinnig wäre es zu läugnen, daß jenes Ausrotten mehr ökonomiſchen Vortheil gewährt, als die Hühnerjagd. Auch kann dieſe recht gut beſtehen, wenn der Jäger nur ſeine Anſtrengung verdoppelt, den Raubthieren und Raubvögeln durch geſchickte Anwendung aller in ſeiner Macht ſtehenden Hülfsmittel Abbruch zu thun.

Nächſtdem bemühe er ſich eifrig, im Spätherbſte ſchon ſo viel Hühner als möglich einzufangen, füttere aber in den Aufbewahrungsbehältniſſen *) die zum Wiederausſetzen beſtimmten hinlänglich, doch nicht zu ſtark, — denn ſonſt bleiben ſie meiſt gelte — mit ſchlechtem Getreide und Kohlblättern, breite in den Ecken nicht ganz reingedroſchnes Weizenſtroh aus, unter dem ſie ſich verbergen und aus welchem ſie die Körner äſen können, laſſe auch trocknen Sand zum Stauben und friſches Waſſer zum Saufen nie abgehen.

---

*) Jede trockne Kammer eignet ſich hierzu, nur ziehe man, etwa eine Elle abwärts von der Decke, über das ganze Zimmer ein enges Spiegelnetz oder Leinwand, damit ſich die Hühner, wenn ſie auffliegen, die Köpfe nicht einſtoßen, vermache auch die Fenſter, welche nach außen aufgehen müſſen, im Zimmer mit gleichen Netzen, um, ſo oft man es nöthig findet, Luftzug bewirken zu können.

Den Hühnern, welche wieder ausgeſetzt werden ſollen, die Flügel zu verſchneiden oder zuſammenzubinden, taugt nichts; nur bei den zum Verſpeiſen beſtimmten Hähnen darf dies geſchehen. Da dieſe aber auch reichlicher gefüttert werden müſſen, als jene, ſo ſollten ſie an verſchiedenen Orten aufbewahrt werden.

Wo Hecken, Remiſen, Feldhölzer und Sträucher nicht fehlen, iſt das Einfangen der Hühner, um ſie zu erhalten, vor Winters nicht nöthig. Sobald aber nur mäßig ſtarker Schnee fällt, lege man Fütterungen in und an den Hölzern und Geſträuchen, auch in Gärten an. Bei ſehr ſtrenger Witterung und hohem Schnee iſt es dann immer noch Zeit, den Fang mit dem Glockengarne, der Schneehaube und der Steige zu betreiben.

Läßt gegen Ende des Februars die Kälte nach, und iſt der Schnee weggethauet; ſo ſchenke man allen bis dahin eingeſchränkt erhaltenen Rebhühnern paarweiſe die Freiheit, aber nur in ſolchen Bezirken, wo ſie gern liegen und bald Weide finden. Träte unvermuthet ein Nachwinter ein, welcher von Dauer wäre; ſo muß entweder recht gut im Freien gefüttert, oder das Einfangen wieder vorgenommen werden; doch iſt erſteres mehr anzurathen. Daß ſämmtliche Koſten der Herrſchaft zur Laſt fallen, verſteht ſich.

Zu 7. Gegen ſchlechte Witterung im Frühjahre und Sommer kann freilich geradezu kein Mittel angewendet werden. Platzregen, Schloßen und Ueberſchwemmungen richten nicht ſelten die ganze Brut, oder doch einen großen Theil derſelben zu Grunde.

Unter ſolchen unangenehmen Verhältniſſen wird der rechtliche Jäger während der folgenden Schießzeit nur wenige oder gar keine Hühner ſchießen, deſto emſiger aber den Fang betreiben und die Winterfütterung unterhalten.

Zu 8. Großem Verluſte beim Mähen des Klees, der Wieſen und der Oelſaat kann, in ſo fern die Herrſchaft etwas auf Erhaltung des Hühnerbeſtandes verwenden will, leicht vorgebeugt werden. Man halte nehmlich zu dieſer Zeit zahme Hühner, oder Truthühner, welche Luſt zum Brüten bezeigen, in Bereitſchaft, ſorge dafür, daß ſämmtliche Eier eines jeden gefundenen Rebhühnerneſtes gegen hinlängliche

Belohnung des Finders, augenblicklich abgeliefert werden, lege ſolche den Glucken unter *), ziehe die Jungen ſo lange eingeſchränkt auf, bis ſie halbwüchſig werden, füttere ſie, ehe ſie Körner äſen und verdauen können, mit Ameiſeneiern, gequellter Hirſe, Weizen- oder Gerſtengrütze, und mit Kohlſproſſen und ſetze ſie dann volkweiſe aus.

Zu 9. Wie ſehr und auf welche Weiſe das Mißverhältniß der Hähne zu den Hennen der Fortpflanzung ſchade, iſt ſchon oben (§. 4.) geſagt worden. Man glaube daher ja nicht, daß Schonung ohne Einfangen im Herbſte und Winter ein Revier gut mit dieſer Federwildart beſetze. Gerade das Gegentheil! — Nur durchs Einfangen und Wiederausſetzen zur rechten Zeit und auf die rechte Art, ſo nehmlich, daß nicht mehr Hähne als Hennen im Frühjahre die Freiheit wieder erhalten, wird zur Vermehrung die Hand geboten.

Zu 10. Dem zu frühen Beſchießen im Herbſte iſt durch die geſetzliche Eröffnung der Schießzeit, — vorzüglich da, wo ſie den 1. September beginnt — ſchon einigermaßen vorgebeugt. Doch wäre zu wünſchen, daß jeder Jagdberechtigte in ſolchen Jahren, wo der Winter ſehr ſpät dem Frühlinge weicht, die Schonungsperiode, nach Umſtänden, vierzehn Tage bis vier Wochen verlängern möchte. Er würde davon auf keine Art Schaden, wohl aber großen Nutzen haben. Denn, theils ſind ganz ſchwache (kleine) Hühner nur wenig brauchbar, theils gehen die, welche zu früh der Aeltern beraubt werden, in den meiſten Fällen durch Raubthiere und Raubvögel zu Grunde. Nie ſollte daher der Jäger eine alte Henne ſchießen, denn ſie bringt, wie §. 4. geſagt, von Jahre zu Jahre mehr Junge aus und bevölkert ſo

*) Jeder natürlich nur die aus einem Neſte, weil ſonſt die Jungen nicht zu gleicher Zeit auskommen würden.

das Revier immer wieder. Hingegen iſt es räthlich, den Hahn in der Schießzeit ſobald als möglich vom Volke wegzunehmen, weil, wenn die Jungen nur erſt zu ſchildern anfangen, er überflüſſig, und nicht nur zu ihrer Beſchützung nicht mehr nöthig iſt, ſondern der Jagd, vorzüglich an den Grenzen, ſchädlich wird, weil er, bei der geringſten Veranlaſſung, oft das ganze Volk zur Auswanderung, auf einige Zeit wenigſtens, veranlaßt.

Sämmtliche Junge von der alten Henne wegzuſchießen, iſt deshalb nachtheilig, weil ſie, ganz iſolirt, leicht herumzuſchwärmen anfängt und ihren Standort verläßt. Läßt man ihr nur drei oder vier Junge, ſo bleibt ſie gewiß im Reviere.

Zu 11. Der Anfang der geſetzlichen Schonzeit beſtimmt zwar den Zeitpunkt, wo — Raubthiere, Raubvögel und Zugvögel ausgenommen — nichts mehr erlegt werden darf. Indeſſen ſah man ein, daß es in Revieren, wo alles der natürlichen, freien Fortpflanzung überlaſſen wird, gut, ja ſogar nothwendig ſei, die überzähligen Hähne wegzunehmen; man geſtattete dies daher auch in der Paarzeit, und billiger Weiſe kann dagegen nichts eingewendet werden, wenn es, um das Legen und Brüten nicht zu verſpäten, in den erſten vierzehn Tagen derſelben geſchieht. Wo indeſſen im Herbſte der Fang betrieben und im Frühlinge eine hinlängliche Zahl von Paaren ausgeſetzt wird, iſt dies Verfahren nur dann zu billigen, wenn man einige Völker in Freiheit ließ, deſſen überzählige Hähne den Abgang der weggenommenen erſetzen können.

In der Abſicht, Rebhühner in Menge und an beliebigen Orten zuzuziehen, ſetzt man auch wohl im Frühlinge Paare mit verſtutzten Flügeln aus. Nicht leicht dürfte bei dieſem Verfahren wohl irgend wo anders als in Faſanerien der Erfolg dem vorgeſetzten Zwecke entſprechen, weil in Gärten, Feldhölzern oder benachbarten He-

gern nur wenige der Flugfähigkeit beraubte aufkommen möchten.

So leicht es übrigens iſt, Federwild dieſer Art eingeſchränkt und ſelbſt im Zimmer zu erhalten; ſo legt es doch ſeine natürliche Wildheit nie ganz, und ſelten nur einigermaßen ab.

§. 7.

Die Rebhühner gehören zu den wenigen Wildarten, die ſo geringen Schaden anrichten, daß, ſo viel ich weiß, ſelbſt der verwöhnte Landmann, bis jetzt wenigſtens, darüber noch nicht zu klagen angefangen hat *). Alles, was man ihnen etwa Schuld geben kann, iſt, daß ſie im Frühlinge nach friſch geſäeten Getreidekörnern, doch ohne auf einer Stelle zu bleiben, kratzen, zur Herbſtzeit die unterſten reifen Trauben in Weinbergen beleſen, im Winter aber, beſonders wenn Schnee liegt, die grünen Sproſſen und Blätter des in Gärten eingeſchlagenen Braunkohls annehmen. Zu bewundern iſts, daß ſo wichtige Gegenſtände in Zeitungen und Journalen noch keine weitläuftige Abhandlung veranlaßt haben, in welcher Regenten und allen Jagdberechtigten die Ausrottung der dem Aufkommen der Oekonomie ſo ſchädlichen Kreaturen zur Pflicht gemacht würde! —

*) Gegründeten Beſchwerden über Wildſchaden ſollte billiger Weiſe überall durch Wegſchaffen des Ueberflüſſigen abgeholfen werden, ungegründeten hingegen könnte man wohl nicht beſſer begegnen, als wenn man ſich ſehr bereitwillig zeigte, Wünſche der Art zu erfüllen, ſobald alle Hut- und Triftberechtigte ſich dazu verſtünden, die Hutung auf Wieſen im Frühlinge völlig und in dem Gehölze ſo lange wenigſtens aufzugeben, bis es dem Maule des Viehs ganz entwachſen wäre. Denn, gewiß erwächſet durch unpflegliche Hutung dem gemeinen Weſen jetzt weit mehr Nachtheil, als durch das Wild. Wie ſelten aber ſind die Beiſpiele, daß, ſelbſt bei billiger Entſchädigung Vaſallen und Unterthanen ſich geneigt finden laſſen, Vergleiche dieſer Art einzugehen? — (z. 1. Ausg.) Das Jahr 1818 hat den Verfaſſer nun wirklich darüber belehrt, daß der Bauer, bei voller Entſchädigung — übermäſſiger ſogar — für oft nur eingebildeten Wildſchaden, auch den Rebhühnern das Leben nicht mehr gönnt. Denn in der That wurde im Frühlinge des gedachten Jahres, von einem der dem Verfaſſer untergebenen Revierförſter verlangt, er ſolle ein einziges Paar Hühner, das auf dem Saatfelde geſehen worden war, todtſchießen!! — (z. 2. Ausg.)

Bei den hohen Preiſen, in welchen jetzt alles Wildbret ſteht, iſt auf der andern Seite der Nutzen, welchen ein gut beſetztes Hühnergehege abwirft, ſollte auch der nöthige Winterunterhalt einen Theil davon wegnehmen, ziemlich hoch zu veranſchlagen.

Auch iſt das Rebhühnerwildbret, vorzüglich das der Jungen, wenn ſie zu ſchildern anfangen, ſehr zart, ſaftig, geſund und wohlſchmeckend. Leckermäuler finden es vom Auguſt bis zum December am feinſten; doch verachten ſie es auch ſpäterhin nicht, beſonders wenn von Zeit zu Zeit ein Theil der eingefangenen Rebhühner im ſogenannten Rebhühnerkaſten *) gleichſam auf die Maſt gethan wird, ob ſich gleich der eigentliche Wildbretsgeſchmack bei dieſem Verfahren einigermaßen verliert.

Die Eier und beſonders den Dotter derſelben hält man für eine Kraft verleihende Speiſe. Doch wird, da es mehrere, wenigſtens eben ſo kräftige Stärkungsmittel gibt, der Weidmann und Jagdberechtigte ſich Experimente ſolcher Art ſo lange verbitten, bis ein geſchickter Arzt ſie zu machen für nöthig erachtet.

§. 8.

Zum regelmäßigen Betriebe der Hühnerjagd ſowohl, als der meiſten jägermäßigen Fangarten iſt der Hühnerhund, und zwar der ganz feſt dreſſirte, durchaus unentbehrlich.

---

*) Sie ſind gewöhnlich 12′ lang und 4 bis 6′ breit. Die Höhe richtet ſich nach der Zahl der Fächer, welche man nöthig zu haben glaubt. Jedes derſelben wird durch einen breternen Boden von den andern geſchieden, nicht höher gemacht, als daß ein Rebhuhn aufgerichtet darin ſtehen kann und an den ſchmalen Seiten mit einem Drahtgitter umzogen. An einer Seite läßt man ein Thürchen anbringen, um vermittelſt deſſelben den Gefangenen Futter und Saufen darreichen und ſie nach Belieben haſchen zu können. Wirft man ihnen außer den Weizenkörnern immer eine Braunkohlſtaude mit vor, ſo werden ſie beſonders gut am Leibe. Der Boden jedes Faches wird ſtark mit trockenem Sande beſtreut, der Kaſten aber ſo geſtellt, daß friſche Luft ſtets frei hindurch ziehen kann. Auch muß öfters das Gebreche und der alte Sand durch die Gitter ausgeſchüttet und friſcher Sand hineingethan werden.

Wegen des Baues und Anſehens deſſelben verweiſe ich den Leſer auf die Kennzeichen der neunten Familie, unter der Art Hund, welche in der Einleitung zum erſten Theile dieſes Werkes am gehörigen Orte angegeben ſind.

Soll der Hühnerhund den Ruhm der Vollkommenheit verdienen, ſo darf ihm keine der folgenden Eigenſchaften fehlen.

Auf dem Lande muß er die Naſe nicht tief, ſondern hoch haltend, unter ſtetem, nicht zu wildem, aber doch nicht zauderndem Hin- und Herrevieren vor dem Jäger Hühner, Wachteln, Schnepfen und Haſen leicht in die Naſe bekommen, (wittern) behutſam und langſam anziehen, d. h. ſich nähern; wenn Federwild vor ihm hinläuft, immerfort anziehend der Spur folgen, und da, wo ſelbiges ſich drückt oder liegt, in nicht zu großer Entfernung, feſt vorſtehen; weder durch wiederholtes Kreiſen des Jägers, noch durch das Ueberziehen mit dem Tiras ſich irre machen, erforderlichen Falls aber auch ſich abpfeifen oder abrufen laſſen. Er darf den nicht aushaltenden, geſunden Haſen nie jagen und ſelbſt dem angeſchoſſenen, gegen den Willen ſeines Herrn, nicht folgen, vielweniger dem vor ihm aufſtehenden (herausſtreichenden) Federwilde nachprellen (flüchtig folgen).

Das Waſſer muß er zu keiner Jahreszeit ſcheuen, ſondern raſch an jedem ihm vom Jäger bezeichneten Orte hineinfahren, wenn er auch nichts in die Naſe bekommt.

Er muß ſelbſt im dichteſten Schilfe mühſam arbeiten und alles Waſſergeflügel heraus- und aufzutreiben ſuchen, ſich aber hier gleichfalls augenblicklich abrufen laſſen.

Ferner iſt es ſeine unverbrüchlichſte Schuldigkeit, alles ſowohl auf dem Lande als im Waſſer erlegte oder gefangene ſchnell und unverletzt — d. h. ungerupft, ungequetſcht und unangeſchnitten — zu apportiren; das verwundete Wild mit Vorſicht und Unverdroſſenheit auszumachen, auf Befehl ſeines Herrn dem angeſchoſſe-

nen Haſen oder Fuchs, ſo lange als eigene Kräfte es irgend geſtatten, mit höchſter Anſtrengung zu folgen, auch, wenn er eins oder das andere ſelbſt in Stunden weiter Entfernung eingeholt und gefangen hat, es unbeſchädigt zu bringen.

Schon das hier Geſagte zeigt, daß der gute Hühnerhund bei der Niederjagd für den Weidmann eben den Werth hat, welcher dem Leithunde bei der hohen mit Recht zugeſtanden wird.

Erziehungsfähigkeit (Klugheit), gute Naſe und Suche ſind Gaben, mit denen die Natur ihn ausgeſtattet haben muß. Dieſe Anlagen aber durch Dreſſur (Abrichtung) gehörig auszubilden, iſt Sache des Jägers und eine Kunſt, deren Ausübung mit nicht gemeinen Schwierigkeiten und vieler Mühe verbunden, immer aber praktiſch, unter guter Anleitung leichter zu erlernen, als ſchriftlich mitzutheilen iſt.

Da es jedoch nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, die Hauptſache dieſes Geſchäftes deutlich darzuſtellen; ſo wird der Verfaſſer ſich bemühen, ſeinen Leſern das ausführlich mitzutheilen, was er als zweckmäßig und ausführbar erprobt hat, wenn zuvor über Aufbewahrung, Fütterung, Zuzucht u. dgl. das Nöthige beigebracht worden iſt.

§. 9.

So ſehr ich gegen allzuſklaviſche Behandlung des Hühnerhundes ſtimme, ſo wenig kann ich im Allgemeinen das freie Herumlaufen deſſelben billigen. Da ich wohl auf keine Weiſe hoffen darf, daß das ſchöne Geſchlecht dieſes Werk je eines Blickes würdigen möchte; ſo kann ich auf keinen Fall dem Verdachte ausgeſetzt ſeyn, als berückſichtigte ich bei dieſer Behauptung den Beifall der Hausfrauen und Köchinnen, denen die angeborne Naſchhaftigkeit dieſer Thiere manchen Verdruß zu machen pflegt. Und, was noch mehr iſt, ich bekenne ſogar, daß, bei aller ſchuldigen Hochſchätzung der Frauen, ſie mir, ehe ich dieſe Zeilen ſchrieb, nicht in den Sinn kommen konnten,

da, meiner Meinung nach, Schäden der Art durch Ordnung und Achtſamkeit leicht zu verhüten ſind, und Furcht vor einem ſpitzbübiſchen Hunde das Küchenperſonal aufmerkſam und ordentlich macht.

Den Jäger müſſen folgende Betrachtungen zur eingeſchränkten Aufbewahrung der Hühnerhunde beſtimmen. Der ſich ſelbſt überlaſſene gewöhnt ſich, wenn er nicht immer volle Arbeit hat — was doch zu manchen Zeiten nicht möglich iſt — das Auslaufen aufs Revier und das Jagen auf eigene Hand nur zu leicht an, geräth nicht ſelten an ungeſunden Fraß, z. B. von geſtorbenem, ſchon in Fäulniß übergegangenem Viehe, wird wild und ungehorſam, und bei verliebten Händeln oft übel zugerichtet, kommt zu andern Hunden, die mit anſteckenden Krankheiten behaftet ſind, oder wird wohl gar — dies iſt unſtreitig der wichtigſte Punkt — von einem tollen Hunde gebiſſen und kann dann in der Folge unüberſehbares Unglück anrichten.

Auf welche Art aber kann er am füglichſten vor allen dieſen Nachtheilen und Unglücksfällen bewahrt werden? — Der in Ställen eingekerkerte verliert den Muth und nicht ſelten auch die Liebe und Anhänglichkeit an ſeinen Herrn; Ueberdruß, Beraubung des Tagelichtes und der erwärmenden Sonne macht ihn traurig und matt; die mit übeln Dünſten geſchwängerte, eingeſchloſſene Luft, die er einathmen muß, kann nicht anders als nachtheilig auf ſeine Geſundheit, vorzüglich aber auf die Naſe (Geruchsnerven) wirken; Mangel an hinlänglicher Bewegung endlich bringt Steifheit hervor und ſchwächt die Dehnkraft der Sehnen. Dieſe Behandlung iſt alſo durchaus verwerflich.

Zwinger anzulegen, ſcheint demnach am räthlichſten zu ſeyn. Aber, theils iſt die Einrichtung derſelben mit nicht geringen Koſten verknüpft, theils will es ſich doch nicht wohl thun laſſen, den Hühnerhund mit andern Hunden zuſammenzuſperren; einmal, weil dies oft zu gefährlichen Beißereien Anlaß gibt, und dann, weil die beſtändige Gelegenheit zum Spielen und Kälbern ihn läppiſch

macht, und des geſetzten Weſens, welches eine ſeiner Haupttugenden ausmacht, beraubt.

Am beſten iſts daher gewiß, ihn an einer, im Winter gut mit Moos und Stroh bedeckten, hölzernen, geräumigen Hütte, welche ſo geſtellt ſeyn muß, daß ſie von den wohlthätigen, Kraft verleihenden Strahlen der Morgenſonne, nicht aber von den ermattenden der Mittagsſonne beſchienen werden kann, an die Kette zu legen. Dieſe beſtändige Wohnung laſſe man in einer ſolchen Entfernung mit ſtarkem, 5′ hohem engem Gatterwerk umgeben, daß der Hund, wenn er auch an der nicht zu kurzen Kette ſo weit hinausgeht, als ſie reicht, doch nicht ganz nahe an die Vermachung gelangt. Hier kann er ſich Bewegung machen, ſich vor Hitze und Kälte ſchützen, der freien Luft genießen und iſt, bei irgend einiger Aufmerkſamkeit auf beſtändiges Zuhalten der Eingangsthür, vor dem Biſſe toller Hunde hinlänglich geſchützt.

Nur ſorge man, daß es ihm an gutem Futter und Saufen und eben ſo wenig an immer friſcher Streu nicht fehle, laſſe das Innere der Behauſung und das Aeußere des Aufenthaltsortes oft reinigen und mit friſchem Sande beſtreuen, den Hund ſelbſt aber fleißig baden und kämmen.

Verſäumt es nun vollends der Jäger nicht, ihn wenigſtens aller zwei Tage, — wär's auch ohne irgend einen beſtimmten Jagdzweck — zu f ü h r e n, d. h. beim Ausgehen ihn mit zu nehmen, und auch da ihm den geringſten Fehler nicht nachzuſehen; ſo iſt er zugleich vor jeder Abnahme an Gehorſam und Geſchicklichkeit, mit einem Worte, vor dem V e r l i e g e n geſichert.

Uebrigens iſt es meine Meinung nicht, dem Beſitzer eines fermen, reinlich gewöhnten, nicht beißigen Hundes das Vergnügen zu verſagen, ſeinen Liebling, wenn er ihn immer unter Aufſicht halten kann, ſtets um ſich zu haben; nur laſſe er es ihm nie zu, unter dem warmen Ofen zu liegen und treffe deshalb die Veranſtaltung, daß unter und um dieſen herum Breter befeſtigt werden, in welche, 6″ weit von einander entfernt, aufgerichtet ſtehende, handhohe, hölzerne Spitzen eingeſchlagen ſind. Weil

aber doch Fälle eintreten können, daß er beim Ausgehen, oder auf der Reiſe den Hund nicht mitnehmen kann; ſo iſt es nothwendig, daß dieſer vom Kettenliegen nicht ganz entwöhnt werde, ſondern während der Abweſenheit ſeines Herrn eine, wie oben geſagt, unzugänglich gemachte Hütte bewohne.

§. 10.

Um unnütze Wiederholung zu vermeiden, verweiſe ich, in Rückſicht der Fütterung und des Saufens, auf das, was über dieſen Gegenſtand im erſten Theile des gegenwärtigen Werkes S. 38. §. 15. geſagt worden iſt.

Hier nur einige Zuſätze, deren Befolgung bei allen andern Hunden gleichfalls von Nutzen ſeyn wird.

Will man Brühe aus Schafbeinen gekocht geben, ſo dürfen dieſe nicht von lange vorher geſchlachtetem Viehe und noch weniger von geſtorbenem genommen, auch nicht zu klein geſchlagen werden. Sicherer iſts ſogar, die Brühe von den Knochen abzuſeihen und letztere nie mit zu füttern, weil ein kleiner ſpitziger verſchluckter Splitter leicht dem Hunde tödtlich werden kann.

Nur ſo viel Schrot laſſe man aufbrühen, als an einem Tage verbraucht werden kann, damit es nicht verſaure. Was jeder einzeln zu fütternde Hund von einer Mahlzeit bis zur andern nicht auffrißt, nehme man weg und laſſe es lieber für die Schweine verwenden.

Daß das Futter nie heiß vorgeſetzt werden darf, kann nicht oft genug geſagt werden.

Im Sommer gebe man, ſtatt der Suppe, wöchentlich wenigſtens zweimal, ſaure Milch und Brod.

Ehe man mit dem Hunde auf die Jagd geht, reiche man ihm entweder gar nichts zu freſſen, oder doch nur ein wenig mit ſaurer Milch übergoſſenes oder trocknes, gut ausgebackenes Brod *). Suppe, zu dieſer Zeit gege-

*) Gutes Roggenbrod iſt für jeden Hund unläugbar die kräftigſte Koſt. Nahrhafter, ſchmackhafter und geſunder wird ſie, jedoch unfehlbar, wenn

ben, macht den Hund faul und vermindert, in der erſten Stunde wenigſtens, die Feinheit der Naſe.

Iſt beim Nachhauſekommen der Hund ſehr ermüdet oder erhitzt, ſo laſſe man ihn eine halbe Stunde, nach Befinden noch länger, ruhen, ehe ihm Futter vorgeſetzt wird.

Daß das Gefäß, in welchem es bereitet wird, gleich dem, aus welchem er frißt und ſäuft, ſtets ſehr reinlich gehalten werden muß, verſteht ſich von ſelbſt. Hierüber ſtrenge zu wachen, iſt Pflicht des Jägers, ſo wie es ſeine erſte Sorge ſeyn muß, daß den Hunden friſches, reines Saufen nie fehle.

§. 11.

Mag jedoch in allen vorerwähnten Stücken die Anordnung und Aufſicht noch ſo muſterhaft, die Pflege noch ſo ſorgfältig ſeyn; ſo kann es doch nicht fehlen, daß Krankheiten, unvorherzuſehende Zufälle oder Altersſchwäche — welche den gleich von der Dreſſur an ſtark angegriffenen Hühnerhund früher überfällt und, für den raſchen Jäger wenigſtens, eher unbrauchbar macht als jeden andern — Abgang veranlaſſen muß.

Um durch dieſen nicht in Verlegenheit geſetzt zu werden, ſei der Jagdliebhaber, wie der Mann vom Metier, für gute Zuzucht von Aeltern, die ſich ſowohl durch Tugenden, als durch äußeres Anſehen auszeichnen, beſorgt, und ſuche die Race ſtets rein zu erhalten, d. h. er gebe

---

man Schöpsknochenbrühe oder Mehlſuppe lauwarm gewöhnlich, im heißen Sommer aber von Zeit zu Zeit geronnene Milch zum Einquellen verwendet. In nicht ganz wohlfeilen Zeiten kann jedoch der, welcher mehrere Hunde unterhalten will oder muß, den durch dieſes Futter verurſachten Aufwand ſelten, der Revierjäger durchaus nie beſtreiten. Bei Befolgung obiger Vorſchriften, welche für das Allgemeine berechnet ſind, werden die Hunde ſich wohlbefinden; ſelbſt dann, wenn geſottene Kartoffeln, nur nicht bei jeder Mahlzeit und in zu großer Menge, hinzukommen.

Der Verfaſſer ſpricht aus vieljähriger Erfahrung, und bittet jeden Hundeliebhaber, durch Vorſchriften anderer Art ſich durchaus nicht irre machen zu laſſen. (z. 2. Ausg.)

genau Acht, daß die läufiſche Hündin nie mit einem andern, als einem vorzüglich guten Hühnerhunde zukomme. Wer daher in dem Falle iſt, mehr als einen Hühnerhund ausfüttern und mehrern Arbeit verſchaffen zu können, der wird wohl thun, wenn er immer auf die Erhaltung einer vorzüglich formen, gut gebauten Zuchthündin beſondere Sorgfalt verwendet.

Vermag der Jäger hingegen nur einen, welchen Geſchlechts er ſei, zu unterhalten, ſo wird es — in ſo fern der Hund wirklich Vorzüge beſitzt — nicht leicht fehlen, in der Nachbarſchaft einen ſchicklichen Gatten finden, dadurch eine an ſich gute Race fortpflanzen, ja ſogar, bei vorſichtiger Auswahl, verbeſſern und ſich von derſelben in Zeiten einen Jungen aufziehen zu können.

Von dem Vorurtheile, daß es ſchädlich ſei, ganz nahe verwandte Hunde mit einander zu begatten, iſt der vernünftige Theil der Jäger ſchon längſt zurückgekommen. Erfahrung hat ſie belehrt, daß Vater und Tochter, Sohn und Mutter, wenn ſie ſonſt vermöge ihres Temperamentes und Alters für einander paſſen und die erforderlichen Eigenſchaften beſitzen, eine treffliche Nachkommenſchaft hervorbringen.

Wenn hingegen unter mehrern meiner Vorgänger namentlich Jeſter *) behauptet: die Einmiſchung fremden Blutes ſei nicht nur unnütz, ſondern ſogar ſchädlich; ſo glaube ich unter der Bedingung, daß man vorſichtig in der Auswahl ſei, widerſprechen zu müſſen. Denn, ſei eine Race auch noch ſo gut, ſo wird man immer noch Fehler oder Schwächen entdecken, welche jedem Individuum, oder doch den meiſten Gliedern der Familie ankleben. Kann ich nun einen Sprößling von fremder Abkunft finden, dem jener Fehler oder jene Schwäche nicht eigen iſt, der aber in Rückſicht des Körperbaues, der Abzeichnung und der Eigenſchaften Vorzüge beſitzt; warum ſoll ich

*) In ſeinem oft angezogenen Werke über die kleine Jagd, Theil I. Seite 21.

meiner Race durch Einmiſchung des beſſern Blutes nicht größere Vollkommenheit zu verſchaffen ſuchen? Iſt nicht das Nützliche dieſes Verfahrens bei andern Thieren, z. B. bei Pferden, Schafen u. a. m. erwieſen? Was ſoll uns wohl berechtigen, mit Hunden eine Ausnahme zu machen? Die Einbildung, im Beſitze des Beſten zu ſeyn, zeugt immer von Egoismus; das Verſäumen der Gelegenheit, ſich das anerkannt Beſſere auf erlaubte Art eigen zu machen, von Eigenſinn. — Ueber die nöthige Vorſicht in der Wahl der zuſammenzubringenden Gatten iſt ſchon bei mehrern ähnlichen Gelegenheiten, unter andern auch S. 38. (§. 15.) des 1. Theiles geſprochen, dort aber zu ſagen vergeſſen worden, daß die Vereinigung gleicher Temperamente vermieden werden muß.

Wenn ich übrigens mich hier noch etwas umſtändlicher über einige die Fortzucht der Hunde betreffende Gegenſtände erkläre; ſo geſchieht es deshalb, weil die des Hühnerhundes am häufigſten betrieben wird. Die vorzuſchreibenden Maaßregeln werden aber auch faſt durchgängig bei andern Hunderacen anwendbar ſeyn.

Will man die Kräfte einer Hündin nicht muthwillig ſchwächen, ſo darf ſie zum erſtenmale nicht früher zugelaſſen werden, bis ſie im dritten Jahre ſteht. Bis dahin muß ſie, ob ſie gleich ſchon im zweiten ein-, auch wohl zweimal hitzig werden wird, verliegen, wovon weiter unten mehr geſagt werden wird. Bei Befolgung dieſer Regel kann man die Sage: „der erſte Wurf tauge nichts," verlachen. Der männliche Hund ſoll volle zwei Jahre alt ſeyn, ehe er zum Belegen kommt.

Sobald an der Hündin die erſten Kennzeichen der Hitze oder des Läufiſchwerdens (des Begattungstriebes), zärtliches Anſchmiegen an den Hund, Liebkoſen deſſelben, ſtete Aufforderungen zu verliebten Neckereien, und endlich Anſchwellen der Taſche (des Geburtsgliedes) ſichtbar werden, ſperre man ſie in einem abgelegenen kühlen, für andere Hunde unzugänglichen Stalle ein. Soll ſie zukommen (belegt werden), ſo gebe man genau Acht, wenn ſie zu färben

(am Geburtsgliede zu ſchweißen) anfängt; dann erſt bringe man den gewählten Gatten zu ihr. Hat ſie mit ihm vier- bis ſechsmal ſich gebunden (trivial: gehangen — d. h. ſich begattet) — worauf man gewöhnlich einen Zeitraum von 48 Stunden rechnen kann —; ſo entferne man jenen wieder, halte ſie aber noch immer eingeſperrt allein, bis alle Zeichen des Läufiſchſeyns verſchwunden ſind. Dieſes iſt bei manchen Hündinnen nach neun, bei den meiſten aber erſt nach zwölf bis vierzehn Tagen der Fall *).

Bekanntlich trägt die Hündin 60 bis 63 Tage. Während dieſer Zeit laſſe man es weder an guter nahrhafter Koſt, noch an mäßiger Bewegung fehlen, übe ſie auch, beſonders in der erſten Hälfte des Trächtigſeyns, nur nicht bis zur Ermüdung, in Jagdgeſchäften. Dies ſcheint bei dieſer Hunderace, wie bei jeder andern, ſehr vortheilhaft auf die Nachkommenſchaft zu wirken.

Der gute Jäger wird ohne mein Erinnern die Begattungstage anmerken, und darnach den Zeitpunkt des Wölfens oder Werfens berechnen; zwei oder drei Tage vor dem muthmaßlichen Eintritte deſſelben der Hündin in einem mäßig warmen Behältniſſe ein gutes Lager von Stroh bereiten und ſie dort genau beobachten. Gemeiniglich geht alles auf dem natürlichen Wege glücklich von ſtatten; zuweilen aber, beſonders wenn die Jungen im Mutterleibe todt ſind, muß Hülfe geleiſtet werden.

Die bisher nicht ohne Nutzen angewendeten Mittel ſollen im ſechsten Kapitel des erſten Anhanges zum III. Theile dieſes Werkes, welches die Behandlung der Hundekrankheiten umfaßt, mitgetheilt werden.

Auf einen Wurf fallen bald mehr, bald weniger Junge (auch Wölfe genannt), zuweilen zwölf bis vierzehn. Mehr als vier kann die Mutter, ohne ſehr entkräftet zu werden, nicht ſäugen: auch ſehe ich keinen Grund, weshalb man mehrere ihr laſſen ſollte. Man bringe da-

*) Jede hitzige Hündin, ſo wie der ihr zugetheilte Hund, muß kräftiges und kühlendes Futter, d. h. gute Suppe und ſaure Milch, abwechſelnd, und immer friſches Saufen bekommen.

her, nach Verlauf von etwa 24 Stunden nach der Geburt, den ganzen Wurf ans Tageslicht, und wähle unter demſelben die ſtärkſten und zugleich am beſten gezeichneten, oder die, welche im Bau und Aeußeren ihren Aeltern oder vorzüglichſten Ahnherrn — denn Rückſchlag findet oft ſtatt — ähnlich zu ſeyn ſcheinen, aus, mit gehöriger Rückſicht auf den Bedarf des männlichen oder weiblichen Geſchlechtes. Alle übrige ſind ſogleich bei Seite zu ſchaffen und auf die möglichſt leichte Art zu tödten.

Manche Jäger überlaſſen der Mutter ſelbſt das Geſchäft der Auswahl, indem ſie den ganzen Wurf ein Stück vom Lager wegbringen und darauf achten, welche Junge von jener zuerſt zurückgetragen werden. Ich ſelbſt habe zwar hierauf nie genaue Rückſicht genommen, gehöre aber doch nicht zu denen, welche dies Verfahren unbedingt verwerfen, weil ich mehr als einmal Augenzeuge war, daß die alte Hündin, beſonders wenn ſie etwa 48 Stunden vorher gewölft hatte, immer wieder nach demſelben Jungen zuerſt griff, wenn man den Verſuch wiederholte.

Auch läßt ſich, glaube ich, einiges für die Sache ſagen. Jedes Säugthier nehmlich, welches mehrere Junge auf einmal bringt, wählt ſich, der Erfahrung zu Folge, vom erſten Augenblicke an einen oder mehrere Lieblinge, welche es mit vorzüglicher Sorgfalt behandelt. Ihnen wird immer das bequemſte Lager zu Theil; ſie findet man ſtets da am Geſäuge, wo es am meiſten mit Milch geſchwängert iſt, während die übrigen Geſchwiſter zurückgeſetzt oder nur dann erſt kärglich genährt werden, wenn jene ſchon geſättigt ſind.

Eben ſo iſts bei den Hunden; daher beim Zurücktragen der Jungen ins Wochenbett das Vorziehen der Lieblinge, welche dann natürlich auch die ſtärkſten und wohlgenährteſten ſind. In ſo fern nun Farbe und Geſchlecht uns nicht anders beſtimmt, wüßte ich nicht, warum dieſer Fingerzeig der Natur, der faſt immer mit unſrer Wahl zuſammentreffen muß, nicht befolgt werden ſollte.

§. 12.

Weder gleich oft (gewöhnlich aber zweimal in jedem Jahre), noch immer in derſelben Jahreszeit wird die Hündin **hitzig**. Gleichwohl iſt es nicht gleichgültig, in welchen Monaten ſie belegt wird, theils weil ſie oft dem Jäger zu ſeinen Geſchäften unentbehrlich, theils weil nicht jede Jahreszeit zur Auferziehung der Jungen gleich ſchicklich iſt. Für unſer und für das nördliche Klima überhaupt geſchieht es in den Monaten **Februar** und **März** mit dem beſten Erfolge; doch kann man allenfalls auch den Anfang des **Aprils** dazu wählen, indem die Hündin dann noch in der Hühner-Paarzeit und auf Schnepfen geführt werden kann, in einer Periode wölft, wo die Witterung gemäßigt zu ſeyn pflegt und das Ungeziefer aller Art noch nicht zu häufig ſich generirt, auch keine Jagdbetriebsart zur Zeit des Säugens vorzufallen pflegt.

Iſt der Zeitpunkt des Läufiſchwerdens zum Zulaſſen nicht ſchicklich, hat die Hündin das zweite Jahr ihres Alters noch nicht zurückgelegt, oder will man ihre Kräfte durch öfteres Werfen und Säugen nicht ſchwächen; ſo muß man ſie, um die Heftigkeit des Begattungstriebes durch Reiz nicht zu vermehren, gleich bei den erſten Anzeigen aus der Nachbarſchaft anderer Hunde entfernen, in einen kühlen gut verwahrten Stall ſperren und ſo das **Zukommen** verhindern, d. h. ſie **verliegen** laſſen *).

Ich will die Möglichkeit nicht beſtreiten, durch Kampfer in kleinen Portionen, oder durch Pfefferkörner einzeln, gleich bei den erſten Zeichen der Hitze gegeben, dieſe für immer oder doch für den gegenwärtigen Fall unterdrücken zu können; aber meiner Meinung nach müſſen dieſe gewaltſamen Mittel immer nachtheilig auf die Geſundheit des Thieres wirken, können auch wohl gar zur Tollwuth Veranlaſſung geben, denn ſelbſt beim bloßen Verliegenlaſſen iſt immer noch große Vorſicht nöthig, wenn man dies größte

---

*) Sollte eine junge Hündin während der Dreſſur hitzig werden, ſo müſſen, ſo lange dieſe Periode dauert, die Lektionen ausgeſetzt bleiben.

aller Uebel verhüten will. Aus Erfahrung kann ich nachſtehende Behandlung empfehlen:

Man habe genau Acht, ob die abgeſperrte Hündin immer Freßluſt zeigt und gleich munter bleibt. Iſt dies nicht der Fall, ſo gebe man augenblicklich ein aus einem bis zwei Loth Karlsbader oder Glauberſalz, oder aus der Th. III. Anh. I. Kap. 6. §. 37. anzuzeigenden Latwerge beſtehendes Purgirmittel, ſchütte ihr am andern und allen folgenden Tagen früh einen gehäuften Theelöffel voll Schießpulver ein, und laſſe vier bis fünf Stunden darauf zum Futter (den Laxirtag ausgenommen, an welchem daſſelbe aus dünner Suppe beſtehen muß) größtentheils ſaure Milch und Brod reichen.

Wollen dieſe Mittel nicht anſchlagen, ſo bleibt nichts übrig, als das Zulaſſen mit einem Hunde von guter reiner Race.

Bei einer Hündin, welche noch nicht drei Jahr alt iſt, oder wenn das Wölfen zur unrechten Zeit erfolgt, müſſen ſämmtliche Junge, meiner Erfahrung nach, nicht wie Jeſter will, gleich nach dem Ausſchütten (Werfen), ſondern etwa zwölf Stunden darauf, wenn die erſte unreine, gewiſſermaßen veraltete Milch abgeſogen iſt, bei Seite geſchafft werden.

Länger laſſe man ſie nicht bei der Mutter liegen, einmal, weil dieſe ſich mehr abhärmt, und dann, weil ſonſt das Geſäuge oft anſchwillt, dadurch aber zu Knoten, Verhärtungen und Entzündung an demſelben Anlaß gegeben wird. Um dieſem allen und zugleich dem Uebelſtande eines immer herunterhängenden Geſäuges vorzubeugen, hat man verſchiedene Mittel.

Oefteres Baden in kaltem, wo möglich fließendem Waſſer verdient unter allen den Vorzug.

Kampfer und Seifenſpiritus zu gleichen Theilen gemiſcht, auch Umſchläge von Hefen thun gleichfalls gute Dienſte.

Im Winter, wo kalte Mittel nicht anwendbar ſind, ſchlage man ſchwarze Seife, in heißem Waſſer aufgelöſ't, oft und lauwarm um.

Bei überhandnehmender Entzündung aber iſt nichts wirkſamer, als Eſſig und Ziegelmehl vermiſcht, und dieſes, ſo oft es trocken wird, immer friſch übergeſchlagen.

Das oben vorgeſchlagene Laxirmittel iſt während der Kur, oder gleich nach Vollendung derſelben zu geben.

Hier noch einige auf beide Geſchlechter Bezug habende Bemerkungen: Keine, außer die zu junge Hündin, halte man öfter als zweimal hinter einander vom Zukommen ab.

Jedem über zwei Jahr alten Hunde männlichen Geſchlechts verſchaffe man wenigſtens jährlich einmal Gelegenheit zur Befriedigung des bei ihm ſo heftigen Begattungstriebes.

Ich bin überzeugt, daß Hunde überhaupt durch nichts anderes ſo gewiß vor der Tollwuth, in ſo fern dieſe nicht durch den Biß herbeigeführt wird, zu ſchützen ſind; vorzüglich wenn ſie regelmäßig ſchickliche Koſt und reines friſches Getränk bekommen, im Sommer und Winter kein zu heißes Lager haben, in der letztgedachten Jahreszeit aber auch, ohne freie Bewegung zu haben, der ſtrengen Kälte nicht zu ſehr ausgeſetzt bleiben.

§. 13.

Unmittelbar nach dem Wölfen, beſonders bei merkbarer Entkräftung, gebe man der Hündin etwas reine, ungewürzte Fleiſchbrühe, mit einem Eßlöffel Leinöl — welches ein gutes Heilmittel bei innerer Verletzung iſt — und mit gutem, altem Brode vermiſcht; in der Folge aber auch dann und wann, um die Milch zu vermehren, Hausbackenbrod in Kuhmilch geweicht, mit Erbſenmehl beſtreut. Friſches Saufen ſtehe immer bereit.

Auch vernachläſſige man es nicht, die Lagerſtätte der Wöchnerin ſtets trocken und reinlich zu halten, täglich von Anfang an die Mutter, weiterhin auch die Jungen kämmen zu laſſen, und eben ſo oft das Stroh zu wechſeln. Sollte deſſen ungeachtet das Ungeziefer an Alt oder Jung überhand nehmen, ſo wende man fol-

gende Salbe an *), die ich ſehr zweckmäßig gefunden habe.

Man nehme eine Handvoll friſcher Brunnenkreſſe, zerquetſche ſie in einem Mörſer, preſſe den Saft durch einen reinen Lappen, vermiſche ihn mit einem Eßlöffel voll Nußöl und zwei Meſſerſpitzen geriebenen Saffran.

Wenn dieſe Beſtandtheile auf einem Mahlerreibſteine oder in einem Serpentinmörſer zur Salbe gerieben ſind, beſtreiche man Mutter und Junge einen Tag um den andern am Halſe und dem Behänge damit, und bald werden ſie von der Plage befreit ſeyn.

Gewöhnlich werden die jungen Hühnerhunde, ſobald ſie ſehen lernen, geſtutzt, d. h. es wird ihnen ein Stück von der Ruthe (dem Schwanze) abgeſchlagen, wodurch ſie in der Folge allerdings ein leichteres Anſehen bekommen **). Um die Operation ſchnell zu machen, darf man die Ruthe nur an den Hinterläufen hinablegen, ſie, etwa 1″ hoch über den Heſſen zwiſchen zwei Finger gefaßt, auf einen hölzernen Block legen und, nachdem ein ſcharfes Meſſer aufgeſetzt worden, mit einem Stückchen Holze darauf ſchlagen. Beſtreicht man die Wunde dann gleich mit etwas warmem Lein- oder Baumöl, und ſtreuet etwas Aſche darauf, ſo kann die fernere Heilung derſelben dem Lecken der Mutter ganz überlaſſen werden. Wird das Stutzen länger und vielleicht gar bis dahin verſchoben, wenn die Jungen nicht mehr ſaugen; ſo muß die wunde, ſtarkſchweißende Stelle mit einem glühenden Eiſen gebrannt, dann gleichfalls mit Oel beſtrichen und mit Aſche beſtreuet werden.

---

*) S. Jeſter Th. I. S. 50.

**) Alte Jäger wollen behaupten, daß die Erſcheinung natürlicher Mutzſchwänze, welche nicht ſogar ſelten iſt, daher rühre, wenn die Hündin zu Ende der erſten Hälfte der Schwangerſchaft ſtark auf die Ruthe getreten oder mit derſelben eingeklemmt würde, und daß, je höher nach der Ruthenwurzel hinauf die Quetſchung ſtatt finde, der Mutz deſto kürzer werde. Jägergeſchwätz!

Der Fall ereignet ſich zuweilen, daß die Hündin während der erſten ſechs Wochen nach dem Wölfen durch Krankheit entweder ſchlechte Milch bekommt, oder ſie ganz verliert; der Tod rafft ſie auch wohl ganz dahin. Im letztern ſowohl, als bei den erſten Anzeigen einer irgend etwas ernſthaften Unpäßlichkeit müſſen die Jungen entweder einer geſunden Bauerhündin untergelegt *), oder künſtlich genährt werden.

Will man ſich der Amme bedienen, ſo müſſen die eigenen Kinder derſelben bis auf eins ganz bei Seite geſchafft, das zurückbehaltene aber und die drei an die Stelle der weggeworfenen zu bringenden Zöglinge (wie ſchon anderwärts geſagt) mit Branntwein gewaſchen werden; dennoch muß man oft die Pflegemutter noch beim Säugen ſo lange halten, bis ſie dies Geſchäft willig verrichtet, die Stiefkinder zu lecken und überhaupt zu bemuttern anfängt.

Soll aber die künſtliche Behandlung ſtatt finden, ſo kann zwar nicht geläugnet werden, daß ſolche mit mancher Schwierigkeit verbunden iſt, aber ſie gewährt doch auch mancherlei Vortheile und gelingt bei folgendem, ſorgfältig beobachtetem Verfahren faſt immer: Man nehme einen langen, ſtarken Federkiel, ſpalte dieſen an dem untern Ende, auf beiden Seiten oder übers Kreuz 1″ breit auf, klemme hier ein Stück Schwamm in Geſtalt einer Hundszitze ein, ziehe ein feines, reines Leinwandläppchen darüber und binde dieſes über den Einſchnitten am Kiele feſt. Dann tauche man dieſe Säugknubbe in friſche, warme Kuhmilch, und fülle zugleich den übrigen Theil des Kiels damit an. Wird den Jungen anfänglich dieſer Zulp einigemal ins Maul geſteckt, ſo fangen ſie bald mit großer Begierde zu ſaugen an und nehmen ihn fernerhin beim bloßen Vorhalten an. Es wird jedem einleuchten,

---

*) Nur keiner ſolchen Amme, die viel Hang zum Jagen auf Haſen u. dgl. hat; denn dieſer ſcheint durch die Milch auf die Jungen überzugehen und iſt dann ſehr ſchwer zu unterdrücken.

daß dies wenigſtens aller drei Stunden wiederholt, daß Schwamm und Läppchen nach jedesmaligem Gebrauch gut gereinigt, auch öfter gewechſelt, und daß ſtets friſche, nie ſaure Milch, gegeben werden muß.

Nicht ſelten geſchieht es bei der künſtlichen Erziehung, zuweilen aber auch, wenn die Mutter oder Amme von irgend einer geringen Unpäßlichkeit befallen wird, meiſt aber erſt in der Periode, wenn man die Jungen mit ans Futter zu gewöhnen anfängt, daß Mangel an Appetit, triefende Augen, warme Naſen und Traurigkeit einen kränklichen Zuſtand bei dieſen anzeigen. Dann gebe man jedem derſelben wöchentlich einmal, oder nach Befinden einen Tag um den andern ein Purgirmittel, wozu ein Theelöffel voll Provenceröl, mit etwas geſtoßenem Zucker vermiſcht, angewendet werden kann; die Mutter oder Amme aber laxire man nur einmal mit der aus Rhabarber und Salzen beſtehenden, oben erwähnten Latwerge.

§. 14.

Gut iſts, wenn die Umſtände es irgend erlauben, die Jungen acht volle Wochen an der Mutter oder Amme ſaugen zu laſſen, auch bei der künſtlichen Erziehung die Milchnahrung bis zu dieſem Alter zu reichen. Unter ſechs Wochen aber ſollte man ſie nie zum Futter gewöhnen. Auch dann darf das Geſauge nicht auf einmal ganz entzogen werden, ſondern man muß Brodkrumen in friſcher Milch zu einem Brei aufweichen, dieſen mit dem Finger den Jungen ans Zahnfleiſch ſtreichen, wenn ſie ihn einigemal da abgeleckt haben, ſie ſanft mit der Naſe in noch dünneren Brei dieſer Art drücken, und dies ſo oft wiederholen, bis ſie ſelbſt ihn willig aufzulecken anfangen. Iſt dies der Fall, ſo entferne man nach und nach während der nächſten vier bis fünf Tage die Mutter, reiche auch noch etwa eben ſo lange nachher den Jungen oft friſchen, aus Milch und Brod beſtehenden Brei. Dann wird es Zeit, Mehlſuppen, mit etwas Schöpsknochenbrühe und Brodkrumen vermiſcht, mit demſelben abwechſeln zu laſſen.

Späterhin entziehe man die Milchkoſt ganz, doch ebenfalls nicht auf einmal, und gehe zu der gewöhnlichen Hundefütterung über.

§. 15.

Die Erziehung des jungen Hühnerhundes fordert, bis er das gehörige Alter zur Dreſſur erreicht, eben ſo große, faſt noch größere Sorgfalt als die des Leithundes.

Man wird daher folgende umſtändliche Auseinanderſetzung nicht überflüſſig finden, um ſo weniger, wenn man bedenkt, daß nach der richtigen oder unrichtigen Behandlung des Hundes in der Jugend ſeine künftige Brauchbarkeit oder Untauglichkeit ſich beinahe mit Gewißheit vorher beſtimmen läßt, und daß vorſichtiges Benehmen in dieſer Periode die Dreſſur ungemein erleichtert. —

Nie geſtatte man den jungen Hühnerhunden das freie Herumlaufen. Nur zu leicht gewöhnen ſie ſich nicht allein das Alleinausgehen aufs Revier an, ſondern richten auch dort, beſonders aber im Hofe unter dem Federviehe, beträchtlichen Schaden an, kommen oft ins Haus und in die Küche, und werden durch unverſtändiges Prügeln der Unreinlichkeit oder des Naſchens wegen wo nicht verkrüppelt, doch läuniſch und furchtſam gemacht, ja wohl gar aus Verſehen oder aus Bosheit von den Küchenleuten verbrüht.

Wer daher die Koſten irgend beſtreiten kann und Gelegenheit dazu hat, der laſſe einen kleinen Zwinger von Lattenwerk anlegen, ihn unten herum an der innern Seite, etwa zwei Fuß hoch, mit Schwarten verſchlagen und den planirten Boden deſſelben mit friſchem Sande beſtreuen. Dies ſei am Tage der Tummelplatz der werthen Jugend, deren Behauſung zur Nachtzeit aus einem ſtets reinlich zu haltenden, oft mit friſcher Streu zu verſehenden Stalle beſtehen muß.

Soll ein einzelner Hund im Hauſe aufgezogen werden, ſo halte man wenigſtens darauf, daß das Geſinde ihm keine Gelegenheit zum Naſchen oder Würgen gebe,

und daß, wenn eins oder das andere ja geſchieht, nur dem Herrn oder einer als vernünftig anerkannten Perſon die desfallſige Beſtrafung überlaſſen bleibe. Eben ſo muß es bei der anfänglich unabwendbaren Verunreinigung des Hauſes gehalten werden.

Nie darf ein Züchtigungsakt anders als mit Mäßigung, im Augenblick des Vergehens, unter gewiſſer Hindeutung auf daſſelbe, ausgeübt, und kein anderes Inſtrument, als eine Ruthe dazu angewendet werden. Auch verſäume man es nicht, den Geſtraften einige Zeit darauf freundlich wieder an ſich zu locken, und wenn er kommt, ihm durch Schmeicheln Wohlwollen zu bezeigen.

Mehrere junge Hunde im Zwinger, wie der einzelne im Hauſe, dürfen das Futter blos aus der Hand des Herrn oder, wo möglich, von dem, der die Abrichtung in der Folge übernehmen ſoll, gereicht erhalten, und dieſes muß, bis ſie ſechs Monate alt ſind, täglich drei- bis viermal, ſpäterhin aber Mittags und Abends gegeben werden, auch friſches Saufen jederzeit bereit ſtehen.

So früh als möglich iſt jeder junge Hühnerhund an einen beſtimmten Namen — man wähle einen zweiſylbigen, weil das den Ruf erleichtert — und an einen unveränderlichen pfeifenden Laut zu gewöhnen.

Nie geſtatte man das Spielen mit einem Balle, Lappen, Flederwiſche oder andern ähnlichen Dingen, und noch weniger Verſuche, ihn etwas ſpielend zu lehren. Vor dem Genuſſe rohen Fleiſches, Blutes oder Schweißes, Eingeweides oder Geſcheides hüte man jeden Zögling dieſer Art ſorgfältig.

Fängt ein frei herumlaufender junger Hühnerhund an, bekannten oder unbekannten Menſchen, oder auch Thieren ſtill nachzuſchleichen und ſie hämiſch zu kneifen und zu beißen; ſo muß er deshalb auf der Stelle mit der Ruthe tüchtig gezüchtigt, und bei wiederholtem Vergehen in einem zwingerartigen Behältniſſe verwahrt werden. Ihn an

die Kette zu legen, iſt eher nicht rathſam, bis er ein volles Jahr alt iſt. Tägliche Reinigung vom Ungeziefer darf in keinem Falle fehlen, und öfteres Waſchen mit kaltem Waſſer und Seife wirkt vortheilhaft auf Geſundheit, Wachsthum und Anſehen. Nur werfe man ihn nie des Badens halber in einen Teich oder Fluß; denn dadurch wird er waſſerſcheu, und die Abrichtung zur Waſſerarbeit erſchwert.

Im dritten Vierteljahre ſeines Alters kann und muß man ſchon anfangen, ihn leinenführig zu machen. — Dies geſchieht am leichteſten, indem dieſer ſowohl, als ein alter fermer Hund, an den Enden einer langen Fangleine angenommen, dann mit beiden ausgezogen, auch auf dem Wege, einer wie der andere, unter dem Zuruf: derriere! oder zurück! angehalten wird, ohne an der Leine zu dehnen, neben oder hinter dem Jäger herzugehen.

Den dritten oder vierten Tag verfahre man eben ſo mit dem jungen Hunde allein, und ſetze dieſe Uebung täglich fort, bis er, ohne vorzudringen oder zurückzubleiben, willig nebenher läuft. Während der Zeit ſpreche man viel und freundlich mit dem Lehrlinge. Bald wird er dann anfangen, ſeine Augen auf den redenden Herrn zu richten und ihm immer treuer werden.

Späterhin nehme man den alten und den jungen wieder zuſammen an die Leine, ziehe ins freie Feld, löſe ſie da beide und beobachte, ob letzter Luſt zum Suchen, feine Naſe und Neigung, Spur und Witterung des Wildes aufzunehmen, äußert. Sobald er dieſe nöthigen und natürlichen Anlagen zeigt, laſſe man den alten zurück, gehe oft mit dem jungen allein aus — nur nicht viel auf Wegen und im Holze — laſſe ihn revieren, ſchwärmen und jagen ſo viel er will, doch nie bis zur Entkräftung, und verhüte ſorgſam, daß er keinen jungen Haſen oder anderes Wild fängt.

Aeußert er in den erſten vierzehn Tagen keine Neigung zum Revieren, oder geſchieht dieſes mit immer zur Erde geſenktem Kopfe; will er nie, die Naſe hochtragend,

Wind nehmen, ſondern nur auf der Spur oder auf dem Boden ſchniffelnd das Wild ausmachen — alles Anzeigen ſchwacher Geruchsnerven: — ſo ſchaffe man ihn weg ohne weitere Mühe auf das Dreſſiren zu verwenden; denn nie oder ſelten wird ſie ſich unter dieſen Umſtänden belohnen. Je raſcher er hingegen ſucht, je leichter er, Kopf und Naſe hochtragend, das Wild wittert und findet, je mehr er es überhaupt, vorzüglich aber Haſen und Hühner, zu lieben ſcheint; deſto mehr Hoffnung und ſelbſt Gewißheit kann man haben, daß er, unter guter und richtiger Behandlung bei der fernern Abrichtung, ferm werden wird.

§. 16.

Iſt ein junger Hund unter dieſen Vorübungen, welche zugleich dazu dienen, ſein Temperament kennen zu lernen, d. h. zu beobachten, ob er hart, weich, oder launiſch iſt, ein volles Jahr, oder — beſſer noch — achtzehn Monate alt geworden; ſo kann man zur förmlichen Dreſſur fortſchreiten.

In ältern Zeiten quälte man ſich Jahre lang, dem jungen Hühnerhunde ſpielend alles beizubringen, und nur bei außerordentlichen, natürlichen Anlagen und Fähigkeiten deſſelben erreichte man ſeinen Zweck. War dies aber auch ja der Fall, ſo ſuchte er und ſtand vor Hühnern, Haſen ꝛc., apportirte, arbeitete im Waſſer, und hatte Appell (hörte), nur wo, wenn und ſo oft er wollte, ſchlug auch nicht ſelten noch völlig um, wenn man ihn ſchon für ferm und völlig ausgearbeitet hielt oder ausgab.

Dergleichen unangenehme Erfahrungen leiteten in der Folge auf die Erfindung der ſogenannten Parforcedreſſur, durch welche ein Hund, nach einigen für ihn und den Lehrer freilich harten Monaten, auf ſeine ganze Lebenszeit zu jedem ihm zukommenden Geſchäfte vollkommen brauchbar gemacht, auch nur in ganz unerfahrnen und ungeſchickten Händen wieder verdorben werden kann.

Leider! findet man jetzt, wo vermöge der Gemächlichkeit, und zum Theil der eigenen Unerfahrenheit der meiſten Lehrherren, ſo wenig gute junge Jäger gebildet

werden, viele unter dieſen, die nicht einmal einen ferm dreſſirten Hund zu führen, vielweniger denn einen rohen zu behandeln und abzurichten verſtehen. Aergerlich muß dem erfahrnern Weidmanne dieſe nur zu wahre Bemerkung ſeyn; lächerlich aber wird ihm der Vorwurf der Grauſamkeit, wenn er auf dem möglichſt kurzen Wege — allerdings oft mit unvermeidlicher Strenge — den Hühnerhund *für immer* zu ſeiner Beſtimmung geſchickt macht, da er allein es zu beurtheilen vermag, daß auf andere Art dieſer Zweck nicht erreicht werden kann, und daß bei der ſpielend-ſcheinenden Abrichtung, wenn ſie auch zuweilen gelingen könnte, der Hund (auf den Zeitverluſt nicht gerechnet) doch gewiß eben ſo viele und nicht weniger ſcharfe Strafen ertragen muß, als während der kurzen Zeit der *feſten Dreſſur* — wie ich in der Folge die Parforcedreſſur nennen werde, um, durch einen weniger harten Namen, der guten Sache den Schein *allzugroßer* Strenge, die immer nur von unverſtändigen Menſchen angewendet wird, zu benehmen.

Doch bei Unkundigen würde man, ſelbſt durch noch genauere Auseinanderſetzung der weſentlichen Vortheile dieſer Abrichtungsart, nur tauben Ohren predigen, lernbegierige Leſer hingegen werden, wenn ſie das, was ich ihnen in der Folge ſage, gehörig ausüben, bei vorher nicht zu berechnenden Ereigniſſen aber eigenes Nachdenken anwenden, bald einſehen lernen, daß nur auf dieſem Wege der Hühnerhund vollkommen ausgearbeitet werden kann. Bei mehrerer Erfahrung und nach angeſtellten Verſuchen können ſie ſich ſogar davon überzeugen, daß — obwohl mit mehr Mühe — jeder Hund *anderer Race*, wenn er nur Suche und Naſe hat, durch die *feſte Dreſſur* zum Gebrauch bei der niedern Jagd geſchickt zu machen iſt *).

---

*) So habe ich einen äußerſt widerſpenſtigen, böſen Hetzhund geſehen, welcher, auf dieſe Art abgerichtet, den genauſten Appell hatte, vor Haſen, Hühnern und Schnepfen ferm ſtand, herrlich im Waſſer arbeitete,

Uebrigens wähle der junge Jäger zum erſten Verſuche im Dreſſiren einen rohen Hühnerhund von natürlich folgſamer, ſanfter Gemüthsart, aber ja keinen launiſchen oder weichen (furchtſamen, blöden), und eben ſo wenig einen offenbar hartnäckigen oder widerſpenſtigen. Denn der launiſche würde Erfahrungen, der weiche Ruhe, Faſſung und Geduld bei der Dreſſur vorausſetzen, lauter Dinge, die man ſich erſt durch Uebung erwirbt; der allzu widerſpenſtige aber möchte bald den Meiſter ſpielen, und in beiden Fällen könnte das Mißlingen der Arbeit dem jungen Manne das Zutrauen zu ſich ſelbſt benehmen.

§. 17.

Die feſte Dreſſur zerfällt in vier Perioden, und dieſe ſind:

überall alles apportirte, ja ſelbſt auf Befehl ſeines Herrn ein auf der oberſten Sproſſe einer Leiter aufgehangenes Tuch herunterholte, indem er ohne Anſtand hinauf- und herunterſtieg, jedes ihm vorgehaltene Papier auf den Zuruf: friß! verſchlang, und überhaupt jeden Befehl ſeines Herrn nicht nur faſt wörtlich verſtand, ſondern auch ungeſäumt ausführte. Unmöglich kann ich es mir verſagen, von dieſem ſeltenen Thiere folgende Geſchichte, die mich immer noch mit Rührung und mit Dankgefühl gegen den braven Beſitzer deſſelben erfüllt, zu erzählen, ob ich gleich nicht Augenzeuge war.

Ein Officier beſuchte nehmlich meinen Bruder in Begleitung ſeines Hundes: Mann genannt. Dicht am Muldenſtrome auf einer Anhöhe liegt das Rittergutsgehöft. In einiger Entfernung vom jenſeitigen Ufer führt der Lehrer der Kinder meines Bruders ſeine Eleven ſpazieren, während ihr Vater und der Officier im Garten, welcher vom Strome begrenzt wird, herumgehen. Mit einemmale kommt der Lehrer mit ſeinen Zöglingen, ängſtlich um Hülfe rufend, ans Ufer gelaufen, weil er in nicht gar großer Entfernung einen tollen Hund gewahrte. Schnelle Rettung mit dem Kahne war unmöglich, da dieſer diesſeits ſtand. Alles verliert die Faſſung, nur der brave Officier nicht. Er ſpringt nebſt ſeinem Mann — ſo hieß der Hund — über die Mauer ans Ufer, und zeigt dieſem unter dem Zuruf: Faß! den thörichten Hund. Augenblicklich ſtürzt das verſtändige Thier ſich in den Strom, kommt noch zeitig genug ans Land, um das wüthende Geſchöpf abzuhalten, faßt es jedoch nicht, ſondern hält es, in gewiſſer Entfernung herumfahrend und ſtellend, ſo lange auf, bis ſein Herr mit dem Kahne angelangt iſt. Dieſer nähert, während die Kinder nebſt ihrem Lehrer ſich mit dem Kahne vom Ufer entfernen, ſich vorſichtig dem tollen Hunde, erlegt ihn glücklich, ohne daß weder er noch ſein kluger, guter Mann beſchädigt wird, und befreit ſo, mit Hülfe deſſelben, auch die Nachbarſchaft von dieſem Unheil drohenden Thier*.

1. die Stubendreſſur; 2. die Feldarbeit; 3. die Holzarbeit; 4. die Waſſerarbeit.

Die erſte würde man zu allen Jahreszeiten vornehmen können, wenn nicht darauf Rückſicht zu nehmen wäre, daß gleich nach Vollendung derſelben die Feldarbeit angefangen werden muß. Es iſt daher einleuchtend, daß der Monat Februar, oder Julius und Auguſt, ſich zur Stubendreſſur am meiſten eignen. War die Kälte nicht zu groß, ſo habe ich meines Theils den zuerſt genannten Monat deshalb immer vorgezogen, weil dem Hunde ſowohl, als dem Jäger die Sommerhitze bei der Arbeit höchſt beſchwerlich, und erſterem bisweilen ſogar gefährlich wird; weil ferner die Paarzeit der Hühner, während welcher man ſie auch eher als im Herbſte liegen ſieht, die Feldarbeit um ſo mehr erleichtert, indem ſie den Hund dann gewöhnlich ſehr gut aushalten. Iſt er nun zu dieſer Jahreszeit zur Hühnerjagd gehörig abgerichtet, ſo kann im Sommer die Waſſerarbeit vorgenommen, im September aber die Feldarbeit auf Hühner und Haſen fortgeſetzt und beendigt, ſpäterhin aber die ganze Dreſſur mit der Holzarbeit beſchloſſen und endlich dem Hunde Uebung auf Wald- und Waſſerſchnepfen verſchafft werden.

Wählt man indeſſen das Ende des Winters oder den Spätſommer zum Anfange der Dreſſur; ſo muß man in der erſtgedachten Jahreszeit ein nicht zu kaltes, im Sommer aber ein nicht heißes, jedem andern als dem Lehrer unzugängliches Behältniß haben, wo der Hund, ehe die Arbeit beginnt, an die in der Wand befeſtigte Kette gelegt, auch immer iſolirt und ungeſtört bleiben kann.

Hier muß er nur einzig und allein aus der Hand deſſen, der ihn dreſſiren ſoll, Freſſen und Saufen erhalten, erſteres jedoch nie gleich vor der Lektion.

Endlich halte man vor dem Anfange der Dreſſur folgende Erforderniſſe bereit:

a) Die Dreſſirleine — eine 10 bis 12′ lange, an dem Vorderende mit einem 3″ langen Oehr (Oeſe) verſehene Arche (Senne, Leine) von der Dicke des Stieles

einer thönernen, ſogenannten Kaminpfeife, wo ſelbiger am ſtärkſten iſt. Vom Oehr an werden in gleicher Entfernung von 2 zu 2″ ſo viele 1″ dicke Knoten geſchürzt, daß, wenn man das andere Ende der Arche durch das Oehr und das Oehr über den letzten Knoten ſchiebt, eine Halſung (Halsband) ſich bildet, welche, dem Hunde angelegt, den Hals hinlänglich umſchließt, um den Kopf bei höchſt möglicher Kraftanwendung nicht herausziehen zu können, jedoch nicht ſo enge, daß Würgen dadurch erregt wird. Bei Hunden mittlerer Stärke und nicht allzuſtörrigen Sinnes reicht man in der Regel mit dieſem Züchtigungs- und Zwangsmittel aus. Nicht ſo bei ſehr ſtarken, böſen und widerſpenſtigen. Für dieſe gehört

b) das Stachelkorallenhalsband von der unter a bemerkten Weite. Man nimmt dazu ein hinreichend langes Stück von der obigen Arche (Leine), befeſtigt an dem vordern Ende derſelben, unzerreißlich haltbar, einen 1¼″ im offenen Durchmeſſer haltenden ſtarken Ring von Meſſing und ſchürzt zunächſt dem Ringe einen einfachen Knoten in die Leine. Hierauf wird — nach Maaßgabe der Halsſtärke des Hundes — von ſechs bis ſieben 1½″ dicken hölzernen Kugeln, welche ſo weit, daß die Leine gemächlich durch das Loch geht, durchbohrt, auf dem obern Sphärentheile mit in quincunce, feſt eingetriebenen, ſtarken, oben ſtumpf abgefeilten, 2 bis 3‴ über die Oberfläche hervorſtehenden Drahtſtiften in drei gleichweit von einander abſtehenden Reihen beſetzt ſind, eine Kugel an die Leine gereiht, dann wieder ein einfacher Knoten gemacht, und ſo mit Kugeln und Knoten abwechſelnd fortgefahren. Hinter der letzten Kugel folgen noch zwei bis drei 1″ dicke, 2″ von einander entfernte Doppelknoten. 2″ weit vom letzten Knoten wird endlich ein beiläufig 4″ langer Knebel von Eiſen oder ſehr feſtem, harten Holze möglichſt haltbar

an der Leine befeſtigt, an welchem man bei der Arbeit ſelbſt die 10 bis 12′ lange Dreſſirleine anſchleift.

Nächſtdem iſt es räthlich,

e) einen ſtarken, beweglichen, eiſernen Ring in dem Fußboden feſt einſchlagen zu laſſen, von deſſen Gebrauche im Nothfalle weiter unten die Rede ſeyn wird. Noch braucht man

d) den Dreſſirbock. Man nimmt dazu ſo viel Roggenſtroh, daß, wenn es unten am ſtarken Ende des Halmes ſcharf zuſammengedrückt wird, der dadurch entſtehende Kreis 1¼″ im Durchmeſſer hält. 15 bis 18″ von unten hinauf ſchneidet man dann das übrige Stroh ab, läßt an jedem Ende 3″ frei und umwindet das Uebrige dicht und feſt mit dünnem Bindfaden. Wenn dies geſchehen iſt, werden ſämmtliche nicht bewundene Halmentheile, dicht am Bindfaden ſo viel als möglich nach allen Seiten gleich, auswärts umgeknickt, damit der Bock, wenn er hingeworfen wird, in der Mitte nicht anſliegt.

Dieſe Art verdient den Vorzug vor der ſonſt gewöhnlichen hölzernen, mit Kreuzſtiften an den Enden, theils weil ſie leichter iſt, theils weil der hölzerne Bock beim Hinwerfen ein ſtarkes Geräuſch macht, durch welches der junge Hund ſchon gewiſſermaßen abgeſchreckt und intimidirt wird, und endlich

f) eine kurze nicht zu ſtarke Hetzpeitſche.

Außer dem bewaffne ſich der Jäger, ehe er die allerdings mühvolle Arbeit unternimmt, mit unerſchütterlicher Geduld und Ruhe. Wie nöthig beides ihm ſei, mögen folgende allgemeine, auf die Dreſſur Bezug habende Regeln, welche nie und unter keinen Umſtänden vernachläſſigt werden dürfen, beweiſen.

1. Ehe die Dreſſur unternommen wird, verwende man mehrere Tage oder Wochen darauf, das Temperament des Hundes durchaus kennen zu lernen, um gleich vom Anfange an die Behandlung danach einrichten zu können.

2. Bei der Arbeit ſelbſt gebe man genau darauf Acht, ob der Hund aus Unverſtand oder Widerſetzlichkeit fehlt. Im erſten Falle ſuche man alle mögliche Mittel hervor, ihm begreiflich zu machen, was man von ihm verlange und ſtrafe nie, oder doch nur bei wiederholter Faſelei ſehr gelinde. Bei offenbarer Widerſpenſtigkeit hingegen (welche dadurch allein ſich äußert, wenn er etwas begriffen und dann gut gemacht hat, es aber bei fernerer Uebung nicht wieder leiſten will) ſteigere man die Züchtigung, bis er nachgibt.

3. Man ſtrafe immer auf friſcher That, und

4. jedesmal, wenn der Hund eine ihm bekannte und geläufige Sache auf Verlangen nicht ſogleich leiſtet oder auf den erſten Pfiff und Ruf nicht augenblicklich herankommt; denn nur dadurch iſt ihm unbedingter Gehorſam und Appell (feines Gehör) beizubringen.

5. Man züchtige — ſo ſchwer es auch bei einem lebhaften Temperamente dem Jäger fallen mag — ſtets mit kaltem Blute, auch nur in dem Grade, welchen die Größe oder Geringfügigkeit des Fehlers nothwendig, und die Gemüthsart des Hundes zuläſſig macht, nie aber ohne hinlänglichen Grund, oder ohne darauf hinzudeuten und ohne ihm begreiflich zu machen, worin eigentlich ſein Verſehen beſtand.

6. Noch weniger ſtrafe man in unterbrochenen Repriſen; denn das iſt immer ein Beweis von böſer Laune des Lehrers, die nur zubald auf den Lehrling übergehen wird.

7. Bezeigt ſich der Hund in einer Lehrſtunde vorzüglich willig und gelehrig, ſo kürze man ſie ab; man verlängere ſie hingegen, wenn er ungehorſam und ſtöckiſch iſt, beſchließe ſie aber auch nie eher, bis er die letzte Aufgabe gut ausgeführt hat. Bei dem ihm eigenen Rückerinnerungsvermögen wird er hierdurch bald gewahr werden, daß Folgſamkeit ihn früher aus

der allerdings unbehaglichen Lage befreit, und ſo⸗nach, um eher zur Ruhe zu kommen, nachgiebig ſich bezeigen.

8. Sobald der Hund nicht mehr an der Leine arbeitet, verſäume man es ja nicht — ſelbſt wenn er völlig dreſſirt iſt — ihn nach jeder Strafe, je nachdem ſie leidlicher oder ſtrenger ſeyn mußte, kürzere oder län⸗gere Zeit an der Leine zu führen, ehe man ihn wie⸗der ſich ſelbſt überläßt. Denn bei der Stubendreſſur wird er begreiflicher Weiſe furchtſam, kann jedoch ſchlechterdings nicht ausweichen oder entkommen. Er⸗hält er aber (beſonders zu Anfang der Feldarbeit) gleich nach der Züchtigung ſeine Freiheit wieder; ſo wird er, aus Furcht oder Tücke, ſicher die Gele⸗genheit, ſich vor fernerer Anſtrengung durch die Flucht zu ſchützen, ergreifen, oder wenigſtens ſich in der Folge ſchwer annehmen laſſen. Beides verdirbt ihn gemeiniglich für immer.

9. Nie unterlaſſe man es, dem Hunde ſchmeichelnd Recht zu geben, wenn er den Willen des Lehrers befolgt, und ſpreche

10. viel und freundlich mit ihm, nicht nur jedesmal, ehe der Unterricht angefangen wird, ſondern auch in den Erhohlungspauſen, beſonders aber, wenn er an der Leine geführt wird. Dies macht ihn aufmerk⸗ſam und dem Lehrer geneigt.

§. 18.

Hat der zur Dreſſur erwählte Hund fünf bis ſechs Tage in dem Behältniſſe an der Kette gelegen, ſo ſchreite man, mit ſtarken ledernen Handſchuhen bekleidet, in den Frühſtunden vor der Fütterung, zur Arbeit ſelbſt.

In der erſten Lektion, welche über acht, höchſtens zehn Minuten nicht dauern darf *), mache man dem Hunde

*) Wenn ein neuerer Schriftſteller — der in ſeinem eigentlichen Fa⸗che ſich hohe Achtung und Celebrität erworben hat, und nachher auch in

die lederne Halſung ab, lege dem weichen, anſcheinend gelehrigen die Knotenleine, dem härtern, böſen das Stachelkorallenhalsband um den Hals, ſchiebe in jedem Falle das daran befindliche Oehr über ſo viele Knoten, daß es ihm nicht möglich iſt, ſich loszuſtreifen, nehme aber, da man anfänglich vor ſtarker Widerſetzlichkeit, die nicht ſelten in einen heftigen Anfall auf den Jäger ausartet, nie ganz ſicher ſeyn kann, die Peitſche zur Hand und entferne ſich nicht weit von dem an dem Fußboden eingeſchlagenen Ringe.

Dann ziehe man ihn das erſtemal gelinde und unter dem Zuſpruche: ici, oder hierher! — nur bediene man ſich hier und überall immer des nehmlichen Wortes — und ſo pfeifend, wie man ihn in der Folge aus der Ferne zu rufen gedenkt *), an ſich heran, wiederhole dies auch einigemal. So oft er kommt, liebkoſe man ihn, unter dem freundlichen Zuſpruche: ſo recht! bleibt er aber ſtöckiſch ſtehen, ſo ziehe man ihn, mit nach dem Grade der Widerſetzlichkeit vermehrter Kraft, wie oben rufend und pfeifend an ſich. Sollte er jetzt oder in der Folge verſuchen, auf den Lehrherrn beißend zuzufahren; ſo packe dieſer ihn ſogleich mit der rechten Hand kräftig im Genicke, drücke ihn feſt zu Boden, ſtecke mit der linken Hand das in derſelben gefaßte andere Ende der Dreſſirleine durch den Ring, ziehe ihn da ſo feſt hinan, daß er keinen Spielraum behält, und gebe ihm durch harte Züchtigung mit der Peitſche das Uebergewicht an Stärke, welches der Mann über ihn hat, recht fühlbar zu erkennen.

---

das der Jagdkunde übergegangen iſt — den Zeitraum für jede Lektion obiger Art auf eine ganze Stunde ſetzt: ſo möchte man ihn an das Sprichwort: Was du nicht willſt ꝛc. ſo parodirend erinnern: Was du nicht willſt, daß man dem lernenden Kinde thu, das thu auch keinem lernenden Hunde du! —

(z. 2. Ausg.)

*) Wer auf dem Finger pfeifen kann, bleibe dabei; außerdem bediene man ſich einer hölzernen oder andern helltönenden Pfeife. Der Ruf beſteht gewöhnlich in lauten, gleichen, langgezogenen, zwei-, drei- bis viermal hinter einander wiederholten Tönen.

Eher darf nicht nachgelaſſen werden, bis man bemerkt, er ſei ſo in Furcht geſetzt, daß er ferner ſich zu widerſetzen nicht wagen werde. — Selten wird die Wiederholung dieſes allerdings harten Verfahrens öfter als einmal nöthig ſeyn.

Hierauf fange man, eben ſo wie zuvor, das Heranziehen wieder an, verſäume aber ja das Rechtgeben und Liebeln bei der erſten Aeußerung von Folgſamkeit nicht, ſondern füge einige Biſſen Brod zur Belohnung hinzu.

Endlich nach noch einigen kurzen Wiederholungen führe man den Hund, ziemlich kurz an der Leine gefaßt, nach allen Seiten, und laſſe ihn unter dem Zuruf: herum! auch zugleich mit dem bloßen Munde animirend pfeifend *), bald hierhin, bald dorthin wenden.

Dies alles geſchieht nur, um ihn an die Leine zu gewöhnen, und um ihn vorläufig einen Theil ihrer Wirkung kennen zu lehren.

Hierauf wird der Unterricht zum erſtenmale beſchloſſen, indem man den Lehrling, wie in der Folge immer, an die Kette legt. Nach einiger Zeit bekommt er Futter.

Da es überhaupt beſſer iſt, den Hund öfters und jedesmal auf kurze Zeit an die Leine zu nehmen; ſo gebe man ihm gleich Anfangs täglich zwei Lektionen, in der Folge aber, wo möglich, drei.

Die zweite am erſten Tage wird mit zwei- bis dreimaliger Wiederholung des Anziehens und Herumführens angefangen. Zeigt ſich, wie es gewöhnlich geſchieht, der Lehrling folgſam, ſo ſchreitet man fort zur Anweiſung im Apportiren, d. h. zum Einnehmen, Aufnehmen und Tragen des Bocks nicht nur, ſondern auch aller möglichen vorgeworfenen Gegenſtände.

*) Indem man mit einem höhern kurzen Tone beginnt, dann dieſen um eine Septime ſinken läßt, und auf dieſer einen langſam trillert.

Unſtreitig iſt dies das Wichtigſte *) und zugleich Schwerſte bei der ganzen Stubendreſſur. Werden indeſſen folgende Vorſchriften befolgt, ſo kann man auf einen glücklichen, wenn auch nicht immer gleichſchnellen Erfolg, mit Gewißheit rechnen.

Man lege nehmlich den Bock auf die Erde **), ziehe den Hund an der Leine mit dem Kopfe dicht hinan, drücke den ganzen Körper platt auf die Erde, faſſe mit der Hand, in welcher man die Dreſſirleine gewöhnlich hält, dieſe ganz kurz, und erhalte den Hund, im Genick gegriffen, in der liegenden Poſitur. Hierauf ſchiebe man ihm mit der andern Hand den Bock dicht vors Maul und rufe gelaſſen: Faß! Auf keinen Fall kann der Hund jetzt ſchon wiſſen, daß er den Bock einnehmen ſoll; man greife daher, um ihm dies zu zeigen, mit der Hand, welche die Leine führt, an der Naſenwurzel über den Obertheil des Maules herab, und ſuche es durch einen leiſern oder ſtärkeren Druck an den Kinnladen zu öffnen. Sobald dies bewirkt iſt, ſage man freundlich: Ah, recht! ſchiebe mit der andern Hand den Bock der Breite nach bis hinter die Fänge (Eckzähne), fahre dann ſo ſchnell als möglich mit eben dieſer Hand, das Wort: Faß! dazu ausſprechend, unter den Unterkiefer, und verhindere dadurch den Hund am Fallenlaſſen des Bocks. Weigert er ſich — was freilich anfänglich nicht fehlen wird — ihn feſt zu halten, ſo wende man alle Vorſicht an, zu

---

*) Ein mir mitgetheilter Brief aus Rußland enthielt unter andern Jagdnachrichten auch die, daß man dort aufs Apportiren nicht viel halte, in der Meinung, daß die Hunde davon blind würden. Daß dies der Fall nicht ſei, beſtätigen ſehr viele alte gute Hunde in unſern Gegenden; geſchähe es aber auch je zuweilen, ſo würde das doch erſt in den Jahren ſeyn, wo der Hund ohnedies aufhört, brauchbar zu ſeyn, und wie wenig könnte überhaupt dieſer ſeltene Zufall gegen den Abgang einer Haupttugend, ohne welche der Hund nicht den halben oder eigentlich gar keinen Werth hat, in Anſchlag kommen.

**) Ich warne Jeden vor der von andern Schriftſtellern empfohlenen Methode: dem ſitzenden oder ſtehenden Hunde den Bock vorzuhalten, und aus der Hand nehmen zu laſſen. Er lernt auf dieſem Wege zwar das Einnehmen leicht; aber das Aufnehmen — als die Hauptſache — deſto ſchwerer. Wer wirklich dreſſirt hat, kann dazu nicht rathen.

verhindern, daß er nicht dazu kommt, ihn auszuwerfen, wiederhole dabei oft den warnend ausgeſprochenen Zuruf: Faß! gebe ihm auch wohl einen mäßigen, bei fortdauernder Widerſetzlichkeit aber einen ſtärkeren Ruck mit der Leine.

Macht er irgend Miene feſt zuzugreifen, ſo gebe man ihm ſchmeichelnd Recht, laſſe den Bock nur einen Augenblick halten und nehme ihm denſelben dann beim Zuſpruch: Aus! ſogleich ab.

Nach einer kurzen Pauſe wird daſſelbe Verfahren wiederholt. Oft weigert ſich dann der Hund ſo hartnäckig, den Rachen zu öffnen, daß er mit einem Knebel — den man im Voraus zur Seite in Bereitſchaft legt — erbrochen werden muß, und nicht ſelten wird man ſich ſogar in der Folge zur gradweiſen Anwendung noch härterer Mittel gezwungen ſehen, wenn öftere Verſuche, ihn auf dieſe Weiſe zum Einnehmen zu bringen, nicht fruchten wollen; indem man nehmlich den Bock gegen das Zahnfleiſch drückt, und durch ſchwächeres oder ſtärkeres Reiben mit demſelben den Hund unterm Zuruf: Faß! zum Oeffnen des Maules zu bringen ſucht. Sobald die ſchmerzliche Empfindung ihn nöthigt, es zu thun, ſchiebe man den Bock hinein, und verfahre übrigens, wie oben geſagt.

Bei noch zunehmender Widerſetzlichkeit im Einnehmen oder Halten müſſen nun freilich die Rucke mit der Leine vermehrt und verſtärkt werden. Zeigt er ſich aber auch dadurch zum Erſtern noch nicht bereitwillig, ſo hüte man ſich, das Zahnfleiſch wund zu reiben, und ſuche das Oeffnen des Maules dadurch zu bewirken, daß mit der linken Hand an dem Oehr der Dreſſirhalſung, in dieſe hineingegriffen, durch eine Wendung der Hand, Verengerung des Knoten- oder Stachelkorallenhalsbandes, ein Würgen und ſchmerzliches Gefühl erregt, und hierdurch, wie durch fortgeſetzte gelinde Reibung mit dem Bocke am Zahnfleiſche, jener Effekt hervorgebracht wird. Sobald dies geſchieht, verfahre man, wie oben geſagt, mit dem Einſchieben des Bockes, laſſe aber auch in demſelben Au-

genblicke mit der Verengerung der Halſung nach, damit der Hund das Maul wieder ſchließen und zufaſſen kann.

Wie immer wird er dann geliebelt, ihm nach einem kurzen Zeitraume der Bock unter dem Zuruf: Aus! abgenommen, und die allerdings angreifende Lehrſtunde, welche immer noch nicht über zehn, und an den folgenden Tagen nicht über zwölf bis funfzehn Minuten dauern darf, beendigt.

Noch glaube ich hier dem jungen Jäger den Rath ertheilen zu müſſen, daß er das zuerſt angeführte gelindere Verfahren nicht gleich bei den erſten mißlungenen Verſuchen mit dem ſtrengern verwechsle. Meiſt wird er mit jenem ausreichen, und daher ſich und dem Hunde viel Anſtrengung erſparen können.

§. 19.

Zu Anfang jeder folgenden Lektion repetire man alles in den vorhergehenden Geübte, zuerſt aber und vorzüglich oft das, daß er auf den Ruf: ici! und auf den ſogenannten Doppelpfiff (ſ. die 2te Anmerk. §. 18.) ſchnell heran kommt; denn dadurch wird er auch im Freien deſto mehr Appell erhalten.

Nächſtdem nehme man auch beſonders das immer wieder und am häufigſten vor, wobei er ſich am wenigſten gelehrig bewies, und gehe nie eher weiter, als bis er alles das willig leiſtet, wozu er früher ſchon Anleitung erhielt.

Nimmt er dann ohne weitern Zwang ein und fängt er an, den Bock feſt zu halten; ſo ziehe man ihn an der Leine unter dem Zurufe: Apporte! (indem die Kinnlade immer noch mit der Hand unterſtützt wird) von der Erde ſo in die Höhe, daß er, ohne den Bock fallen zu laſſen, aufſtehen muß, und ſo nur einen oder zwei Schritte vorwärts thut. Folgt er, ſo gebe man ihm recht, laſſe den Bock ausgeben, ſpreche ihm auch freundlich und ſchmeichelnd ein Weilchen zu.

Je raſcher der Hund einnimmt und je williger er trägt (apportirt), deſto weniger wende man hierzu noch

Zwangsmittel an, unterſtütze auch die Kinnlade nur ſo lange, bis er feſt zu halten anfängt; doch habe man die Hand immer noch bereit, um, wenn er zum Fallenlaſſen Miene macht, dies ſogleich verhindern zu können, wobei dann ein Ruck mit der Leine, welcher bei jeder Aeußerung von Widerſpenſtigkeit verſtärkt und öfter wiederholt werden muß, nicht fehlen darf.

Hat er einigemal freiwillig ein- und aufgenommen, auch getragen; ſo laſſe man ihm den Bock nach und nach immer länger und weiter apportiren, indem er an der Leine erſt vor- und rückwärts geführt, in der Folge aber auch nach allen Seiten gewendet wird. Nie darf er von nun an, ohne ſtrenge Züchtigung durch Rucken, den Bock eher fallen laſſen, bis er ihm unter dem Zuruf: Aus! abgenommen wird. Thut er es ja, ſo muß er augenblicklich wieder aufnehmen.

Endlich werfe man den Apportirbock ein Stück weg, laſſe unter dem Zurufe: Apporte! den Hund an der Leine ſchießen, und verſuche, ob er von ſelbſt aufnimmt; will er das nicht, ſo eile man hinzu und zwinge ihn dazu, nach der im Vorhergehenden gegebenen Vorſchrift, laſſe ihn dann auch zur Strafe länger tragen.

Nur behandle man ihn ohne Noth nicht zu hart und immer mit gehöriger Rückſicht auf ſein Temperament.

Nie laſſe man ſich durch Hitze verleiten, da zu ſtrafen, wo es vielleicht eigene Schuld war, wenn der Hund nicht verſtand, was man wollte und verlangte, ſondern denke ſtets darauf, ihm das recht deutlich zu machen. Eben deshalb verwechsle man die einmal gewählten Zurufsausdrücke nie mit andern, und ſetze ſie jedesmal hinzu, wenn der Hund das damit Bezeichnete verrichten ſoll.

§. 20.

Begriff er alles bisher Erwähnte in kürzerer oder längerer Zeit, that er es in den letzten Lehrſtunden ohne ſichtbaren Zwang, oder gar mit Freudigkeit; ſo kann man

ihn nun, wenn es für nöthig erachtet wird, dazu anhalten, das, was er apportirt, entweder ſitzend, oder adroit machend (d. h. den Rücken nach dem Herrn zukehrend, auf den Hinterläufen aufgerichtet, ohne ſich anzulehnen), auszugeben *).

Im erſten Falle drückt man beim Zurufe: Sitze! das Hintertheil des Hundes, welcher den Bock unterdeſſen tragen und feſthalten muß, mit der einen Hand nieder, während man mit der andern die Leine ſo faßt, daß er, auf den Vorderläufen ſtehend, die natürliche ſitzende Poſitur macht, erhält ihn in dieſer einige Momente, und nimmt ihm, bei dem Worte: Aus! endlich den Bock ab.

Soll er hingegen adroit machen — man ſagt auch Hochmachen — ſo tritt man hinter ihn, zieht ihn unter dem Zurufe: Adroit! ſo, wie oben in der Erklärung dieſes Ausdrucks geſagt worden, vor ſich in die Höhe, und verfährt übrigens wie beim Auftragen im Sitzen.

Der Verfaſſer geſteht, daß er auf beides nicht viel hält. Denn verſchafft das Adroit-Machen auch einige Bequemlichkeit, indem der Jäger in der Folge, wenn der Hund erlegtes Wild apportirt, ſich nicht bücken, oder wenn er zu Pferde iſt, nicht erſt abſteigen darf, um es ihm abzunehmen; ſo iſt dieſe doch wohl nicht gegen den Aufwand von Kraft, welchen ſie dem Hunde koſtet (wodurch ſein Hintertheil nicht wenig geſchwächt wird), in Anſchlag zu bringen. Das öftere Sitzendausgeben aber macht ihn faul und läſſig, oder gibt ihm doch den Schein dieſer Fehler, und nutzt eigentlich zu gar nichts.

*) Einige nehmen dieſen Theil der Dreſſur eher vor, als das Apportiren. Mir ſcheint es aber, als begriffe der Hund dieſe Uebung leichter, wenn er ſchon aufträgt, weil er — wenigſtens ſo lange, als er an der Leine gearbeitet wird — gern alles thut, um den Bock los zu werden. Auch kann man ſie als Erholung für den in den letzten Tagen ſtark angegriffenen Lehrling anſehen.

§. 21.

Nach der §. 20. erörterten Epiſode, wenn ſie ſtatt findet, wird die Ausarbeitung im Apportiren fortgeſetzt, indem man den Hund anhält, den Bock, welcher, nachdem das übergebogene Stroh nun abgeſchnitten worden iſt, platt auf der Erde liegt, aufzunehmen und, ſo lange man will, zu tragen. Viele thun dies (beſonders wenn ſie in dem, was über das Apportiren im achtzehnten und neunzehnten Paragraphen geſagt worden iſt, hinlänglich geübt ſind) ohne Weigerung; manche wollen aber auch hierzu aufs neue mit Strenge angehalten ſeyn.

Nur im Nothfalle nehme man wieder zum Reiben am Zahnfleiſche und lieber zum Verengern der Dreſſirhalſung bis zum Würgen (ſ. §. 18. am Ende) Zuflucht, indem man dabei den Hund mit dem Maule auf den Apportirbock drückt. Sobald er aufthut, laſſe man an der Leine unter dem gewöhnlichen Zurufe: Faß! nach, unterſtütze, wenn er einnimmt, wie oben geſagt, die untere Kinnlade anfänglich beim Aufnehmen aber nur unmerklich und ſo lange, als es höchſt nöthig iſt.

Hat man auch hier ſeinen Zweck erreicht und dies nebſt allen andern Uebungen oft wiederholt; ſo wird ein rundes Stück Holz genommen, und der Hund zum Apportiren und immer längern Tragen deſſelben auf eben beſchriebene Art angehalten.

Hierauf nehme man einen Handſchuh, ein Schnupftuch, hernach auch Eiſen, Schlüſſel, Feuerſtahl, Geld, Steine, und endlich einen Strohhalm ſtatt des Apportirholzes, werfe auch alles ſo weit weg, als der Hund, ohne ſich ſelbſt zu rucken, an der Leine fort kann, und laſſe es bringen und tragen. Dies alles wird mehr oder weniger Zwangsmittel fordern, oft durch einen einzigen Leinenruck, oft erſt durch öfteres Verengern der Halſung bewirkt werden, je nachdem der Hund gelehrig oder widerſpenſtig iſt.

Aber noch immer iſt man nicht über den Berg; denn nun muß er erſt einen mit Federn bewickelten Apportirbock, dann einen ausgeſtopften, nach und nach mit Stei-

nen immer mehr beſchwerten Haſenbalg, hierauf junge und alte Haſen, ſchwächeres und ſtärkeres wildes Geflügel ohne Anſtand aufnehmen, tragen und bringen. Schon dies macht zuweilen dem Jäger viel Arbeit und fordert viel Geduld, wenn er dem Hunde immer begreiflich machen will, was und warum er es thun ſoll; zuweilen wird man ſogar wieder zu ſehr ſtrengen Strafen, durch wiederholtes immer verſtärktes Rucken mit der Leine, ſchreiten müſſen. Nur hüte man ſich, den Hund nicht überall in der Kammer herumzuzerren, ſondern rucke ihn jedesmal ſo, daß das Maul nach dem Gegenſtande, den er aufnehmen ſoll, hingerichtet ſteht. Oft wird bei dieſer Gelegenheit die ganze Schule wieder von vorn angefangen und alles vorher Erwähnte in Anwendung gebracht werden müſſen.

Noch häufiger iſt dies der Fall, wenn man zum Beſchluſſe Raubthiere und Raubvögel, Elſtern und Krähen hinwirft; gleichwohl muß auch alles das der Hund augenblicklich faſſen und tragen, ſo lange man es verlangt, ehe man ſagen kann, er apportire ferm.

Vorzügliche Aufmerkſamkeit richte man darauf, daß er alles Aufzunehmende raſch, im Gleichgewichte und in der Mitte faſſe, auch allerdings feſt halte, aber keineswegeſ daran kaue, reiße oder es hin- und herſchüttele. Da letztgedachte Untugenden bei der Stubendreſſur ſelten bemerkbar werden, indem Angſt und Furcht ihn an dergleichen Spielereien nicht denken laſſen; ſo ſoll über das Abgewöhnen derſelben bei der Feldarbeit am gehörigen Orte geſprochen werden.

§. 22.

Iſt der Hund in allen bisher erwähnten Uebungsſtücken, ſo weit man es verlangen kann, feſt; ſo tritt der ſchicklichſte Zeitpunkt ein, ihn durch das Tout-beau-Couche-Machen *) und Avanciren theils noch

*) Andere Jäger ſind der Meinung, dies müße er zugleich mit dem Apportiren lernen. Auch ich gehörte ſo lange zu dieſer Parrei, bis ich

mehr in Gehorſam zu bringen, theils ihn hierdurch mehr als durch irgend etwas anders auf das vorzubereiten, was in der Folge eine der unerläßlichſten Forderungen an einen irgend brauchbaren Hühnerhund iſt, ich meine: auf das Vorſtehen. Auch iſt es jetzt allenfalls noch Zeit, den beim Apportiren, oder überhaupt zu hitzigen durch dieſe Uebungen gelaſſener zu machen, und ihm auf dieſe Weiſe, ohne zu Mißhandlungen Zuflucht zu nehmen, die üble Gewohnheit des Reißens und Schüttelns der aufzutragenden Gegenſtände aus dem Kopfe zu bringen. Je mehr Neigung zu dieſem Fehler ſich zeigt, je ſchneller muß zur gegenwärtigen Uebung geſchritten werden.

Das Tout-beau- oder Couche-Machen und Avanciren beſteht aber darin, daß der Hund jedesmal auf den Zuruf: Tout-beau! oder Couche! augenblicklich ſich platt auf den Bauch niederlege, die Hinterläufe unter den Leib ziehe, die vordern gerade ausſtrecke und den Kopf auf und zwiſchen letztern ruhen laſſe, in dieſer Stellung aber, ohne ſich zu rühren, ſo lange bleibe, bis der Lehrer ihn entweder zum Avanciren, d. h. langſam kriechend ſich dem vorgeworfenen Gegenſtande zu nähern, durch den Zuruf: Avance! oder zum ſchnellen Apportiren, durch die Worte: Faß, apporte! auffordert.

Um ihn dahin zu bringen, legt man zuvörderſt den Bock einige Schritte vor dem Hunde auf die Erde, drückt mit der linken Hand (in welcher zugleich die Dreſſirleine

---

von einem ſehr erfahrnen Manne in dieſem Fache durch folgende Gründe eines andern belehrt ward, auch ſeitdem von der Triftigkeit derſelben mehr als einmal mich überzeugt habe. Dieſer durchaus brave Weidmann behauptete nehmlich: durch das Anhalten zum längern oder kürzern Couche-Machen, welches nach jener Methode dem Apportiren vorausgeht, bekomme der Hund Widerwillen gegen den Bock, der dabei vorgeworfen werden muß, und alſo gegen das Aufnehmen. Aber auch hiervon abgeſehen, entſpringe noch der Nachtheil, daß der Hund beim Apportiren zaudern lerne und ſo die Tugend, recht raſch zu bringen, nicht in dem Maaße erlange, als bei dem oben anzugebenden Verfahren.

kurzgefaßt wird) den **Kopf** deſſelben, mit der **rechten** aber den **Rücken** ſo nieder, daß er, während ihm dabei eines der Worte: Tout-beau! oder Couche! (nur jedesmal daſſelbe) zugerufen wird, die oben beſchriebene Lage annimmt. In dieſer ſucht man ihn, unter öfterer Wiederholung des einmal gewählten Warnungswortes und des **warnenden Pfeifens** *), einige Momente dadurch zu erhalten, daß die **rechte Hand** den Rücken, die in der **linken** gefaßte, über den Kopf gezogene, dicht vor demſelben auf dem Boden feſt aufgedrückte Leine aber das Vordertheil niederhält, indem man, zugleich mit einer oder der andern Hand das an der Poſitur verbeſſert, was etwa noch linkiſch ausſieht. Jeden Verſuch des Hundes, ſich zu bewegen oder dieſe Lage zu verlaſſen, beſtraft man anfänglich durch einen gelinden, in der Folge, wenn er erſt einige Begriffe von dem hat, was er leiſten ſoll, unter Wiederholung des warnenden Pfeifens und Wortes, durch einen ſtärkern Ruck mit der Leine, welche aber dabei nicht von der Erde gehoben, auch die andere Hand, im Anfange wenigſtens, nicht vom Rücken weggenommen wird.

Hat der Hund erſt kürzere, hernach längere Zeit auf dieſe Weiſe Tout-beau gemacht, ſo zieht man ihn mit der immer tief am Boden geführten Leine und niedergedrücktem Rücken — ſo daß er blos kriechen muß — unter dem Zuſpruche: **Avance!** näher nach dem vorgeworfenen Gegenſtande hin, läßt ihn noch einmal Couche machen, dann bis dicht vor denſelben avanciren **), da etwas länger im Tout-beau aushalten und dann endlich unter dem Zurufe: **Faß, apporte!** ſchnell ihn aufnehmen und bringen.

---

*) Dies geſchieht mit einem einfachen, langgezogenen, nach und nach ſchwächer werdenden Tone.

) Jetzt und immer ſehe man darauf, daß der Hund beim Avanciren langſam vorwärts krieche, ja nicht eile, was er in den folgenden Lehrſtunden oft verſuchen wird. Ein leiſer Leinenruck und das Wort: **Sachte! oder **langſam!** oder **wahre dich!** halte ihn bei jeder Uebereilung im Zaume. Der hieraus entſpringende Vortheil wird ſich bei der Feld- und Holzarbeit zeigen.

Vorzüglich oft wiederhole man dieſe Uebung in jeder Lektion und nehme, ſtatt eines andern Vorwurfes, ſobald der Hund Couche macht, ohne mit der Hand niedergedrückt zu werden, ein Stück Brod; ſehe aber auch darauf, daß er dieſes beim Zurufe: Apporte! nicht verſchlucke, ſondern bringe und ausgebe. Es wird deshalb anfänglich nöthig ſeyn, den unterwärts gekehrten Theil des Brodſtückes mit der Hand, in welcher die Leine nicht gehalten wird, zu ergreifen, dann erſt apporte! zu rufen, und es ihm unter dem Zuſpruche: Aus! abzunehmen, wenn er es anfänglich nur einen Augenblick trug. Jedesmal indeſſen, wenn er, in ſtiller Reſignation, dieſen Leckerbiſſen unverſehrt brachte und hergab, muß hinterdrein dieſer ihm zu Theil werden.

§. 23.

Endlich wenn alles, von §. 18. bis hierher Geſagte in nach und nach verlängerten, nur dann und wann zur Belohnung vorzüglicher Gelehrigkeit abgekürzten Lektionen theils beigebracht, theils wiederholt geübt und vom Hunde, ohne irgend eine Art von Faſelei oder Widerſetzlichkeit blicken zu laſſen, zu Folge der einmal gewählten Ausdrücke, aufs erſte Geheiß öfters geleiſtet worden iſt, lege man in der nächſtfolgenden Lehrſtunde (nach vorheriger nochmaliger kurzer Repetition der ſchwerſten Aufgaben aus den vorigen) die Leine ganz bei Seite, und laſſe dem Lehrling erſt das Leichtere, dann das Schwerere frei, jedoch noch immer eingeſchränkt im Dreſſirbehältniſſe machen.

Weigert er ſich, Eins oder das Andere auszuführen, ſo wird er wieder an die Leine genommen und jeder, auch der kleinſte Fehler härter durch Rucken beſtraft als vorher, und ſo längere oder kürzere Zeit fortgefahren, je ſpäter oder je früher er alles an der Leine Geübte, ohne dieſelbe noch anwenden zu müſſen, zwanglos und mit Freudigkeit thut.

Iſt dies der Fall, ſo kann man die Stubendreſſur für vollendet halten, in ſo fern das Verlohrenſuchen nicht verlangt wird. Apportirt indeſſen der Hund erſt

ferm, ſo iſt es nicht ſchwer, ihn dies zu lehren, indem man, während der Hund an der Leine nach dem entgegengeſetzten Ende der Kammer geführt und freundlich mit ihm geſprochen wird, einen Handſchuh unvermerkt fallen läßt, noch einige Schritte mit ihm fortgeht, dann umwendet und ihn unter dem oft wiederholten Zurufe: Such' verloren! genau auf dem genommenen Wege zurückleitet, bis er an den Gegenſtand kommt, den man fallen ließ. Hier bleibe man ſtehen, zeige ihm dieſen und rufe nun: Apporte! Nach einigen Wiederholungen und beſonders wenn der Hund nach dem Zurufe: Such' verloren! ſelbſt die Rückfährte annimmt und die Naſe braucht, um das Verlorne auszumachen, es auch, ohne ihm apporte! zuzurufen, aufnimmt, nehme man dieſelbe Uebung ohne Leine in der Kammer vor. Oft hat dieſe Geſchicklichkeit großen Werth für den Beſitzer des Hundes, und lohnt gewiß die Mühe, es ihn zu lehren.

§. 24.

Alles bisher über die Dreſſur Geſagte übe man hierauf in einem ringsum gut vermachten Garten, erſt an der Leine, dann ohne dieſelbe; doch behalte der Hund — beſonders der hitzige und ſtörrige — die Korallen- oder Knotenſchnur ſtets am Halſe. Vorzüglich ſuche man ihm hier auch dadurch wieder Muth zu geben, daß man ihn mit dem Zuſpruch: Allez, cherchez! auch nöthigen Falls ſo pfeifend, wie in der dritten Anmerkung zum achtzehnten Paragraphen angegeben worden, zum Revieren anfeuert, rufe ihn aber mit dem Worte ici! und pfeifend (ſ. §. 18. zweite Anm.) oft heran, um den Appell mehr zu kultiviren.

Eben ſo oft muß auch das Apportiren der verſchiedenartigſten Dinge, das Couche-Machen vor denſelben und das Verlorenſuchen hier geübt werden.

Beim Apportiren laſſe man den Hund nun immer länger tragen, beim Couche-Machen geraumere Zeit vorliegen, während man öfter kreiſ't, und beim Verloren-

ſuchen führe man ihn auf mehreren, doch, um ihn nöthigen Falls zurechtweiſen zu können, überſehbaren Umwegen immer weiter von dem zu holenden Gegenſtande weg, ehe er zurückgeſchickt wird, damit er beim Ausmachen der Fährte des Jägers ſowohl, als der ſo hingeworfenen Sache, daß er ſie nicht liegen ſieht, die Naſe brauchen lernt.

Auch kann man ihn hier ſchon mit Nutzen im Vorſtehen oder Vorliegen vor Hühnern, wenn man noch einige eingefangene vom Herbſte her aufgehoben hat, üben und zwar ſo: Man bindet einen langen dünnen, aber feſten Faden an einem Stande (Fuße) des Huhnes feſt, geht in den Garten und läßt das Huhn laufen, befeſtigt aber das andere Ende des Fadens tief auf der Erde an einem Bäumchen. Dann, erſt nach einigen Minuten, holt man den Hund und arbeitet ihn eben ſo, wie bei der Felddreſſur, §. 26. gelehrt werden wird. Nur muß man ihn hier anfänglich an eine lange Leine nehmen, damit er beim etwanigen zu raſchen Einſpringen nicht dazu komme, das Huhn, welches ſich durch den Flug nicht retten kann, zu fangen. Auch das am angezeigten Orte vorgeſchriebene Aufjagen deſſelben durch den Jäger kann nicht ſtatt finden. Um aber ſchon hier den Hund zur Reſignation und Geduld zu gewöhnen, pfeife man ihn erſt einigemal vom Vorſtehen ab und kreiſe zu wiederholtenmalen, ehe das Huhn geſchoſſen wird.

§. 25.

Hatte man ſchon bei dem im Vorhergehenden abgehandelten Theile der Dreſſur mit nicht gemeinen Mühſeligkeiten zu kämpfen; erforderte die gehörige Benutzung der Temperamentsbeſchaffenheit des Hundes nicht wenig Urtheilskraft; machte die Wahl zweckmäßiger Mittel, ſeiner Widerſetzlichkeit bei unvorherzuſehenden Fällen zu begegnen, ſchnellen Entſchluß und unerſchütterliche Gelaſſenheit unentbehrlich: ſo häufen ſich bei der Feldarbeit die Schwierigkeiten noch weit mehr. Denn zu dieſer gehören auch noch ausgebreitete Jagdkenntniſſe und hinläng-

liche Fertigkeit in Anwendung derſelben, beſonders im Schießen.

Auch treten faſt täglich dabei deſto verwickeltere und unerwartetere Umſtände ein, da der Hund während der Lektion nicht mehr in vier Wänden eingeſchloſſen bleibt, und alſo ſich nicht mehr ſo ganz in der Gewalt des Jägers befindet.

Von nun an — großen Theils wenigſtens — ſich ſelbſt überlaſſen, iſt er von mancherlei Gegenſtänden umgeben, die, verführeriſch auf die Sinne des Geſichts und der Naſe wirkend, ihn zerſtreut machen können.

Nur durch den bei der vollendetſten, fermſten Stubendreſſur ihm eingeprägten Gehorſam, und durch das immer lebhaft erhaltene Gefühl der Abhängigkeit iſt es möglich, die Ungebundenheit deſſelben zu beſchränken und ſeinen natürlichen Anlagen eine zweckmäßige Richtung zu geben.

§. 26.

Das erſte, worauf der, welcher einen jungen Hund im Felde arbeiten will, ſein Augenmerk richten, und es gehörig auszubilden ſich bemühen muß, iſt die Suche und der Appell.

Folgendes Verfahren hat ſich mir bewährt erwieſen.

Man lege dem Hunde, welcher immer noch im Dreſſirbehältniſſe an der Kette liegen und von ſeinem Lehrer allein gefüttert und überhaupt beſucht und gewartet werden muß, das Korallenhalsband ſo feſt um, daß er es bei der höchſten Anſtrengung nicht abzuſtreifen vermag, befeſtige vermittelſt der Jägerſchleife die Dreſſirleine daran und führe ihn ſodann in eine Feldgegend, wo er ſtets zu überſehen iſt.

Auf dem Wege ſpreche man viel und freundlich mit ihm, laſſe ihn aber nie an der Leine dehnen, ſondern rucke ihn, unter dem warnenden Zurufe: Zurück! oder Derrière! bei den erſten Verſuchen gelinder, bei öftern immer ſtärker mit derſelben, bis er gelaſſen an der linken Seite des Lehrherrn, doch ohne zu drängen, hergeht.

Da man von nun an die Peitſche ſtets bei ſich führen muß, ſo kann er auch, wenn das Rucken allein nicht fruchten will, unter dem nehmlichen Zurufe wie vorher, einen mäßigen Hieb bekommen; doch darf er nie gleich darauf gelöſ't werden.

Gelangt man nun an einen zur Arbeit ſchicklichen Ort — der, wo ſich das wenigſte Wild befindet, iſt es anfänglich am meiſten; — ſo löſe man ihn, laſſe ihm aber immer die Korallen am Halſe, denn das leiſe Gefühl derſelben und die Erinnerung an die ſchmerzlichen Empfindungen, welche ſie ihm bei ſonſt begangenen Fehlern ſchon verurſacht haben, wird immer ein Bewegungsgrund zur Folgſamkeit für ihn ſeyn.

Hauptſächlich ſehe man — anfänglich beſonders, ehe er zuverläſſig iſt — darauf, daß er nicht zu viel Feld nehme, d. h. daß er nicht über 40 bis 50 Schritte vom Jäger entfernt hin und her reviere. Ueberſchreitet er dieſe Diſtanz, ſo pfeife man ihm erſt zu und rufe: Herum! Folgt er und kommt wieder nahe genug, ſo ſage man freundlich: So recht! warne ihn aber auch gleich durch den Zuſpruch: Sachte, ſachte! vor fernerer Uebereilung.

Wendet er nach der erſten Aufforderung ſich nicht augenblicklich um, und nähert er ſich nicht, oder mäßigt er, der durch die Worte: Sachte, ſachte! erhaltenen Warnung zu Folge, ſein übermäßiges Feuer nicht; ſo pfeift man ihn heran, ruft ihm ici zu, nimmt ihn an die Leine, ruckt — wenn er ſich nicht näherte, unter dem Rufe: Herum, wenn er aber gleich wieder zu weit hinaus revierte, bei den Warnungsworten: Sachte, ſachte! — einmal gelinde damit, führt ihn aber, ſobald er nur den geringſten Grad von Furchtſamkeit äußert, ſo lange an derſelben, bis er, wenn man ihm freundlich zuſpricht, ſich freudig bezeigt.

Begeht er dieſelben Fehler, wenn er wieder gelöſ't iſt, zum zweitenmale; ſo wird, bei übrigens gleichem Verfahren, die Strafe verſtärkt und verdoppelt. Immer nachdrücklicher muß dieſe werden, je öfter Unfolgſamkeit

ſich äußert; immer länger muß man aber auch dann das Führen an der Leine fortſetzen.

Sucht der Hund ſtets nur gerade aus (faſt immer ein Racefehler, der ſchwer abzugewöhnen und deshalb ſchädlich iſt, weil der Hund nur das in die Naſe bekommt, was ihm zunächſt und im Winde liegt); ſo folge man nicht in der nehmlichen Richtung, ſondern wende ſich auf kurzen Strecken mehrmals rechts und links, rufe ihm, ſo oft dies geſchieht, herum! zu, und nöthige ihn dadurch, hin und her zu revieren. Dies iſt das einzige mir bekannte Mittel, ihm nach und nach vielleicht eine beſſere Suche beizubringen.

Um den lebhaften raſchen Hund zur Geduld, und jeden immermehr zum Appell und Gehorſam zu gewöhnen, pfeife oder rufe man ihn öfters aus der Suche zurück und laſſe ihn, unter dem ernſten Zuſpruche: Derrière, oder Zurück! eine Weile langſam neben ſich hergehen. Wenn er wieder fortſuchen ſoll, ſo bezeichne man dieſen Zeitpunkt durch die Worte: Allez, cherchez! und um ihn erforderlichen Falls zum raſchern Revieren anzufeuern, rufe man: Such' fort, ſuch' fort! und pfeife animirend (ſ. d. dritte Anm. §. 18.). Nur übertreibe man letzteres nicht; denn nur zu leicht macht man ihn ſonſt gegen den Zuſpruch gleichgültig und natürlich verliert er dann auch am Appell.

Noch weniger erlaube man ſich das Toben und Schreien, wenn man ihm etwas befiehlt; denn dies ſind ſichere Mittel, ihn ganz harthörig zu machen. Jeder Zuruf ſei in der Entfernung, immer nach Verhältniß derſelben, gemäßigt laut, aber vernehmlich, in der Nähe leiſe. Späterhin muß ſogar ein bloßes: Bſt! hinreichen, der zu großen Lebhaftigkeit des Hundes Schranken zu ſetzen.

Einen anfänglich zu raſchen Hund laſſe man, wenn Rufen und mäßige Strafe der Uebereilung und dem Feuer nicht Einhalt thuen, mit angeſchleifter Leine ſuchen; doch ohne das Ende feſt zu halten. Beim ganz unbändigen befeſtige man an einer ſehr langen Leine, welche an der ge-

wöhnlichen angeknüpft wird, einen Stein, der ein Paar Pfund wiegt, und welchen er entweder nachſchleppen muß, oder den man beim Revieren in der Hand behält. Fährt der Hund im letztern Falle immer noch zu wild vorwärts, ſo rufe man, ehe die Leine ganz ſtraff gezogen iſt, ihm das Wort ſachte! zu, und laſſe den Stein fallen. Durch den empfindlichen Ruck, welchen er dadurch erhält, wenn die Leine ganz ausgedehnt wird, beſtraft er ſich ſelbſt, und lernt nach und nach ſein Feuer unterdrücken.

§. 27.

Der übrige Theil der Feldarbeit wird durch die §. 15. vorgeſchlagene Maaßregel, den jungen Hund vom neunten Monate ſeines Alters an oft auszuführen und frei ſuchen zu laſſen, gar ſehr erleichtert, weil er zu der Zeit ſchon, wenn er bisweilen an Wild oder auf die Spur deſſelben kam, ſeine Naſe gewiſſermaßen brauchen, der Jäger aber die Schärfe oder Schwäche der Geruchsorgane und ſein ganzes Temperament und Benehmen kennen lernte. Die meiſten jungen Hühnerhunde von guter Race nehmen die Witterung jeder Federwildart, und die Witterung und Spur jeder Haarwildart gleich gern auf. Man ſieht dies an dem eifrigen Bemühen, alles auszumachen, was ſie in den Wind bekommen. So gern man das in jener Vorübungsperiode nachſah, ſo vorſichtig muß nun bei der Dreſſur die Behandlung ſeyn.

Unter den kleinen Vögeln reizt die Lerche die Geruchsnerven des jungen Hühnerhundes am meiſten. So oft er in der Suche auf dieſe oder andere Vögelchen mit der Naſe anfällt, muß man ihn unter dem Zurufe: Pfui, Vogel! davon abzuhalten ſuchen. Prellt er beim Auffliegen nach; ſo pfeife man ihn ab, nehme ihn an die Leine und beſtrafe den Fehler erſt durch gelinderes, in der Folge aber durch ſchärferes, öfteres Rucken.

Nie ſchieße man in ſeinem Beiſeyn einen kleinen Vogel, laſſe ihm auch während der Feldarbeit keinen außerdem erlegten apportiren; dann wird er, wenn erſt an-

deres Wild vor ihm geſchoſſen worden iſt, auf ſolche Kleinigkeiten von ſelbſt nicht mehr achten.

Iſt man endlich ſo weit in der Dreſſur fortgerückt, daß der Hund in der freien Suche vollkommen guten Appell hat, überall gehorſam ſich bezeigt und alles ſonſt im eingeſchränkten Raume Geübte willig thut; ſo führe man ihn in ſolche Gegenden des Revieres, wo man Hühner, aber wenig oder gar keine Haſen zu finden erwarten kann.

Aus Gründen, welche ſchon §. 17. angegeben ſind, bleibt zur Ausarbeitung des Hundes auf Rebhühner die Paarzeit die ſchicklichſte.

Man laſſe ihn dann unter dem Winde (dem Winde entgegen) ſuchen. Sogleich wenn man am eifrigern Suchen, oder am ſtärkern Auffallen mit der Naſe gewahr wird, daß er etwas in der Naſe hat (wittert), ertöne der warnend pfeifende Ton (ſ. §. 22. Anm. 2.) und der Zuruf: Wahre dich! ſachte! Macht der Hund gar Miene zum Anziehen oder Stutzen — was oft in der Race liegt — und man ſieht die Hühner nicht laufen; ſo rufe man: Tout-beau! Selten wird er im erſten Feuer einem ſolchen Zurufe Folge leiſten, ſondern raſch zufahren und die Hühner aufſprengen. Dann ſchleife man ſogleich die Leine an das Knoten- oder das Korallenhalsband, welches er in der Suche immer noch tragen muß, führe ihn vor das Lager der Hühner, ſtrafe ihn durch einige mäßige Rucke, und laſſe ihn ſo lange Tout-beau machen, bis man ihn und das Lager einigemal gekreiſ't hat.

Gab man, wie es immer geſchehen muß, genau Acht, wo die Hühner wieder einfielen, ſo ſuche man ſie ſogleich wieder auf; bringe den Hund, an der langen Leine ſuchend, im beſten Winde hinan, laſſe ihn nur ſehr kurz revieren, und wenn er ſie in die Naſe bekommt, unter dem Zurufe: Sachte! wahre dich! bis in die Nähe des Einfalls langſam avanciren, trete aber, ſobald er Miene zum Stutzen oder zum Einſpringen macht, unter dem Zurufe: Tout-beau! auf die Leine. Steht er,

oder legt er ſich, aus Gehorſam gegen den Zuſpruch, oder durch die Leine feſtgehalten, aus Zwang; ſo gehe man an ihn heran, gebe ihm Recht und fange dann an zu kreiſen. Sieht man — was im Frühlinge dem geübten Jägerauge nicht ſchwer wird — die Hühner liegen, und wäre der Hund weiter davon entfernt, als er in der Folge davon abſtehen ſoll; ſo beendige man den Kreis bis zu ihm, laſſe ihn an der Leine bis auf etwa zehn bis zwölf Schritte von der Stelle, wo ſie ſich gedrückt haben, ſehr langſam avanciren, dort Tout-beau machen oder noch lieber, wenn er will, ſtehen, und wiederhole und verdopple die Liebkoſungen. Dann rufe man ihn, durch das Wort ici, ab, führe ihn an der Leine ein Stück abwärts, laſſe ihn wieder ganz kurz im beſten Winde hinanſuchen, anziehen und ſtehen, kreiſe hierauf Hund und Hühner ein- oder ein paarmal, und ſtoße endlich letztere, jedoch ohne danach zu ſchießen, ſelbſt auf, geſtatte aber dem Hunde das Nachfahren nicht, ſondern beſtrafe ſelbiges, wenn es geſchieht, hart.

Da, wo nun die Hühner einfallen, verfahre man wieder wie vorher, übe, wenn der Hund ſteht, oder Tout-beau macht, die Geduld deſſelben durch öfteres Kreiſen, und ſchieße *), — wo möglich — im Sitzen, oder, wenn die Hühner von ſelbſt aufſtehen ſollten und der Hund nicht hinterdrein fährt **), im Fluge. Nur hüte man ſich bei den erſten Schüſſen vor dem Fehlen; denn, ſo gut es iſt, vor dem feſtſtehenden Hunde etwas zu erlegen, ſo hitzig macht man ihn durch Fehlſchüſſe; auch gewöhnt er ſich durch nichts leichter das unzeitige Einſpringen und das Nachprellen an.

*) Daß dies nicht eher geſchehen darf, bis der Hund feſtſteht, oder Tout-beau macht verſteht ſich.

**) Treffer oder Fehler würde, wenn er nachprellt, gleich ſchädlich ſeyn, erſter aber deshalb am meiſten, weil der Hund, welcher das Erlegte fallen ſieht, recht gethan zu haben glaubt, wenn er apportirt, und, indem er nun doch des Nachfahrens wegen Strafe erhält, konfus gemacht werden muß.

Das erlegte Huhn laſſe man apportiren und zwar, wenn er hitzig dabei verfährt, einigemal an der Leine. Auch ſehe man es durchaus nicht nach, wenn er, vor dem Aufnehmen Wild, welcher Art es ſei, rupft, um ſich herumſchüttelt, im Rachen ſtark zuſammendrückt, oder es bald aufnimmt, bald wieder fallen läßt. Begeht er einen dieſer Fehler, ſo laſſe man ihn wieder an der langen Leine ſuchen, ergreife dieſe, wenn er vorſteht, kreiſe, ſie in der Hand haltend, ihm aber oft Tout-beau! zurufend, bis das Wild herausfährt oder ſtiebt, ſchieße dann, halte ihn aber, wenn es fällt, einige Schritte davon entfernt, ſo lange auf, bis das Erlegte ſich nicht mehr bewegt und das übermäßige Feuer beim Hunde verraucht iſt. Dann führe man ihn unter dem Zurufe: Sachte! langſam hinan und laſſe es aufnehmen.

Mehr als durch irgend ein anderes mir bekanntes Hülfsmittel wird er von den erwähnten Ungezogenheiten bei einigen wiederholten Uebungen dieſer Art entwöhnt werden, in ſo fern ſie gleich bei den erſten Verſuchen des Reißens ꝛc. jedesmal ſtatt finden, und bald wird man ihn dahin bringen, daß er, wie er ſoll, alles augenblicklich, raſch und ohne es im mindeſten zu beſchädigen, aufnimmt und bringt *).

Nie laſſe man den Hund nach dem Schuſſe ſchwärmen, ſondern ihn, dem Zurufe derrière! zu Folge, ſo lange neben ſich ſitzen, bis das Gewehr wieder geladen iſt. Dann erſt darf er weiter ſuchen.

Jeder, auch der beſte Schütze, thut Fehlſchüſſe! Tritt dieſer Fall ein, ſo pfeife oder rufe er den Hund augenblicklich, bis er wieder ſchußfertig iſt, zu ſich. Selbſt wenn man ein angeſchoſſenes Huhn einfallen, oder den Haſen ſich drücken ſieht, muß ein gleiches Verfah-

---

*) Anders durchſtechen das Wild, oder einen Federball mit eiſernen Spitzen. Ich bin nicht dafür; denn, vom gierigen Zufaſſen wird zwar der Hund abgehalten, aber auch gar leicht feige gemacht und wohl gar vom Apportiren völlig abgeſchreckt.

ren ſtatt finden. Dies wird den Hund zur Geduld gewöhnen, vor der häßlichen Untugend des Schwärmens, durch welche oft die Jagd und endlich auch der Hund verdorben wird, ſchützen und machen, daß er beim nachherigen Wiederaufſuchen des Verwundeten gelaſſen verfährt, mühſam wird, und die Naſe gehörig gebrauchen lernt.

Bemerkt man, daß der anziehende Hund der Spur vor ihm laufender Hühner folgt; ſo ſehe man darauf, daß er nicht eile, oder gar zu laufen anfange. Man halte ihn daher durch die Worte: Sachte! wahre dich! im Zaume und zum ganz langſamen Nachziehen an. Vorausgeſetzt, daß er durch ferme Stubendreſſur gehörig in Gehorſam gebracht worden iſt, muß es kaum nöthig ſeyn, ihn deshalb an die Leine zu nehmen.

Auf der andern Seite darf er aber auch nicht zu blöde beim Anziehen ſeyn und jeden Augenblick ſtocken, ſondern muß ununterbrochen ſo langſam vorwärts gehen, daß der Jäger im mäßigen Schritte folgen kann; endlich aber, zehn bis zwolf Schritte von dem Orte entfernt, wo die Hühner liegen, feſt vorſtehen. Wird er hierzu im Frühlinge entweder im Garten (wie §. 24. geſagt) oder im Felde gehörig angeführt; ſo thut er es im September, wenn die Hühner noch nicht wild ſind, gewiß von ſelbſt.

Fleißig im Herbſte geführt, wird er bald gewahr werden, daß ſie ihn ſchon im Oktober bei zu großer Annäherung nicht aushalten und aus eignem Antriebe weiter abwärts ſtehen.

Die ſeltene Tugend ſehr geübter Hunde, welche darin beſteht, daß ſie, wenn Hühner wild und ſchüchtern vor ihnen laufen, gar nicht nachziehen, ſondern, um ſie feſt zu machen, erſt im Weiten, dann immer enger und enger, raſch kreiſen, endlich aber, wenn ſie dieſen Zweck erreicht haben, ſtehen, darf hier nur beiläufig erwähnt werden, da ſie nicht durch Kunſt beizubringen, ſondern gewöhnlich ein Erbſtück iſt. Auch kann auf die Anlagen dazu während der Dreſſur ſelbſt keine Rückſicht ſtatt

finden. Bemerkt man ſie aber an einem durchaus fermen Hunde, ſo überlaſſe man die fernere Ausbildung dieſes ſchönen Talentes ihm ſelbſt.

§. 28.

Alles im Vorhergehenden über die Behandlung des in der Dreſſur ſtehenden Hühnerhundes, wenn er auf Hühner gearbeitet wird, Geſagte, iſt auch anwendbar, wenn er nun auf Haſen geführt werden ſoll. Doch kann dieſer Theil der Feldarbeit nicht eher als im September vorgenommen werden, weil gerade zu dieſer Zeit der Haſe am beſten hält, die größtentheils getreideleeren Felder aber die beſtändige ſo nöthige Beobachtung des Hundes geſtatten.

Was bei der Haſenjagd von einem fermen Hühnerhunde zu verlangen ſei, findet man im eilften Paragraphen desjenigen Kapitels, welches vom Haſen handelt und im achten des gegenwärtigen. Aus den dort bemerkten gerechten Forderungen geht das hervor, was dem Hunde in dieſer Rückſicht bei der Feldarbeit noch abgewöhnt und beigebracht werden muß.

Junge Hühnerhunde lieben den Haſen *) und müſſen ihn lieben. Aber groß iſt allerdings die Schwierigkeit, dieſer Neigung durch Dreſſur die gehörige Richtung zu geben.

Zum Vorſtehen wird der im Frühlinge, oder doch vorher ſchon auf Hühner gearbeitete Hund, auf eben dem Wege gebracht, welcher im Vorhergehenden bezeichnet wurde; doch hüte man ſich, irgendwo mit ihm zu ſuchen, wo er nicht immer zu überſehen iſt. Man führe ihn daher nur auf Stoppelfelder und Sturzäcker, auf freiliegende Lehden und Wieſen.

Wenn er vorſteht, ſo ſuche man die erſtenmale beim Kreiſen dem Haſen im Lager anſichtig zu werden

*) d. h. ſie bekommen ihn leicht in die Naſe, fallen die bloße Spur deſſelben eifrig an, und jagen gern darauf.

und in demſelben todtzuſchießen. Dann laſſe man apportiren.

Oft genug wird es ſich indeſſen ereignen, daß der Haſe entweder durch Schuld des Hundes oder von ſelbſt herausfährt. Weder in dem einen, noch in dem andern Falle ſchieße man darauf, ſondern pfeife augenblicklich und ſtark dem Hunde und rufe ihm ici! zu. Wahrſcheinlich läßt er ſich anfänglich durch beides vom Jagen nicht abhalten. Dann gebe man genau Acht, ob der Hund das Herausfahren veranlaßte, oder ob der Haſe ihn nicht aushielt.

Im erſteren Falle ſchleife man, wenn der Hund zurück und auf den Ruf ici! der nicht zu ſtrenge ausgeſprochen werden darf, kam, die Leine ans Dreſſirhalsband, führe ihn an das Lager, rucke einigemal mäßig, und laſſe ihn ſo lange davor Tout-beau machen, bis man ein paarmal gekreiſ't hat, dann ſuche man weiter.

Je öfter ähnliche und gleiche Fehler ſich ereignen, je härter muß die Strafe ſeyn, nie dürfen ſie ungeahndet bleiben. Auch kann, wenn bloßes Rucken nicht fruchten will, im Nothfalle die Peitſche gebraucht werden. Immer aber — und je ſtrenger man ſtrafte, deſto länger — muß man den Hund an der Leine behalten, ihn auch nicht eher löſen, bis er ſich auf die Zuſprache des Jägers freundlich bezeigt.

Fährt der Haſe von ſelbſt heraus und folgt ihm der Hund, ohne ſich abrufen oder abpfeifen zu laſſen; ſo wird er nicht an das Lager geführt, ſondern da, wo er ſtand, an und mit der Leine geſtraft, auch dabei oft wiederholt rufend gepfiffen, und Pfui, Haſe! warnend ihm zugeſprochen.

Im Gegentheile verſteht es ſich, daß, wenn er feſt ſtand oder ſich abrufen ließ, ihm Recht gegeben und er ſehr geliebelt werden muß.

Fortgeſetzte aufmerkſame Behandlung dieſer Art wird ihm, in ſo fern er ſchon vorher gehörig in Gehorſam gebracht war, das höchſt fehlerhafte Jagen bald abgewöh-

nen. Nur beim verwöhnten, alten Hunde hält es ſehr ſchwer und gelingt noch am erſten, wenn man Gelegenheit hat, ihn in ein Revier zu bringen, das ſtark mit Haſen beſetzt iſt. Dort ſtrapazire man ihn täglich, ſchieße aber nie, wenn er jagt und ſtrafe jedesmal. Das ſchmerzliche Gefühl, durch Korallen und Peitſche verurſacht, ſo wie die öftere Wahrnahme, daß er ſich ohne glücklichen Erfolg ermüdet, wird das beſte Korrektionsmittel ſeyn. Alle übrige mir bekannte, als Kleppel, Schürzen, Stachelkorallenhalsbänder mit langer Leine, an welcher der Hund kurz ſuchen muß, und welche man zu ergreifen ſich bemühet, wenn der Hund anjagt, und ſo, wenn dieſe ſich völlig ausdehnt, einen ſtarken Ruck bekommt, habe ich unnütz befunden. Auch hat jedes ſeine eigenen offenbaren Unbequemlichkeiten und Nachtheile.

Herr von Wildungen erzählt in ſeinem beliebten Taſchenbuche (v. J. 1798), daß einer ſeiner Freunde einem Hunde, bei welchem alle andere Mittel fruchtlos geblieben wären, das Jagen durch folgendes abgewöhnt habe.

„Er ſteckte einen vor dem jagenden Perdrix geſchoſſenen Haſen nebſt jenem flugs in einen dazu mitgenommenen großen Sack, warf noch ein halbes Dutzend tüchtiger Steine dazu, und ließ dann von vier derben Handlangern dies alles lange weidlich durch einander ſchütteln, bis dem armen Delinquenten der Athem faſt ausgegangen war. Man glaubt nicht, was der ſo gerüttelte treue Jagdgefährte, von deſſen Herzensangſt ſich beim Ausſchütten die ſichtbarſten und riechbarſten Spuren offenbarten, von der Stunde an für einen Ekel an laufenden Haſen bekam.“

Im Nothfall könnte man ja dieſe, freilich etwas ſtarke, abenteuerliche und nicht ſo recht weidmänniſche Operation verſuchen!

Auf dem Anſtande muß der Hund — neben oder hinter ſeinem Herrn, auch ohne Leine, entfernt von ihm aber an der Leine — mäuschenſtill auf der angewieſenen Stelle liegen. Für beide Fälle übe man ihn zu einer Zeit,

wo dieſe Jagdart nicht ſtatt findet, indem er erſt an der Leine, dann frei ſo lange neben ſeinem Herrn Couche machen muß, bis dieſer ihm aufzuſtehen und an einen andern Ort zu folgen erlaubt. Thut er das, ſo lege man ihn mit einer Leine, an welcher zwei Strehne aus Hanf und zwei aus Pferdehaaren beſtehen, — damit er nicht daran zu kauen verſuche — an, laſſe ihn Couche machen, entferne ſich dann und bleibe, in einiger Entfernung außer dem Winde, im Geſträuche ſo verborgen, daß man den Hund immer beobachten kann, ohne von ihm geſehen zu werden. Steht er auf oder wird er gar laut, ſo gehe man zu ihm, oder noch beſſer, man ſchleiche ſich unbemerkt hinan und verweiſe ihn mit einigem Rucken zur Ruhe. Bald wird er ſich folgſam beweiſen.

§. 29.

Die Holzarbeit iſt deshalb nöthig, weil der Hühnerhund im Walde auch auf Haſen und Hühner, vorzüglich aber auf Waldſchnepfen, auch in ſumpfigen, zum Theil oft mit Geſträuch beſetzten Bezirken auf Becaſſinen geführt wird. In dieſem Falle muß er immer ſo kurz vor dem Schützen revieren, daß ſelbiger ihn nie aus dem Geſicht verliert. Vorerſt ſuche man ihn dahin durch oft wiederholtes Zurufen der Worte: Herum! Sachte! zu bringen. Iſt er aber zu feurig, ſo laſſe man ihn, bei gleichem Zurufe, mit der am Korallenhalsbande — dieſem Mahner zum Gehorſam und zur Aufmerkſamkeit — befeſtigten Leine ſuchen; aber ja nicht eher, bis er durchaus nicht mehr jagt, weil er ſonſt an einem unzugänglichen Orte hängen bleiben, oder ſonſt verunglücken könnte, ehe man ihn fände.

Ein anderes Mittel zu gleichem Zweck iſt: wenn der Jäger im Anfange, ſo oft der Hund rechts oder links abwärts ſucht, ohne ihm zuzurufen, auf die entgegengeſetzte Seite ſich zieht. Bald wird ihn der Hund vermiſſen und aufſuchen; dann muß ihm Recht gegeben und geſchmeichelt, auch der Zuruf: Herum! und Sachte! beim Fortſuchen oft wiederholt werden. Nach und nach

wird er auf dieſe Weiſe immer ruhiger und aufmerkſamer werden.

Will indeſſen dies alles nicht helfen; ſo muß ihm freilich durch Strafe mit der Leine Folgſamkeit eingeſchärft werden.

Sonſt wird die Anleitung zum Stehen vor Wald- und Sumpfſchnepfen eben ſo wie bei den Hühnern gegeben. Gewöhnlich erreicht man ſeinen Zweck, wenn der Hund vorher im Felde ferm gemacht worden iſt, ſehr leicht, weil beide genannte Federwildarten, ſo lange ſie leben, eine ſehr ſtarke Witterung haben.

§. 30.

Warme Frühlings-, Sommer- oder Herbſttage benutze man zur Waſſerarbeit. Man mache mit dem Apportiren aus einem ſolchen Gewäſſer, deſſen Ufer nicht ſteil und welches am Rande ſeicht iſt, weiter hineinwärts aber immer tiefer wird, den Anfang. Hier werfe man das, was er holen ſoll, erſt am Rande in das Waſſer und halte den Hund zuvörderſt an der Leine, nachher frei dazu an, daß er dies augenblicklich bringe. Geſchieht dies unweigerlich, ſo wird irgend ein nicht unterſinkender Körper ſo weit hineingeworfen, als der Jäger mit Sicherheit waden kann, daß aber der Hund ſchwimmen muß, um jenen Körper zu erfaſſen und zu apportiren. Im Weigerungsfalle kann verſucht werden, ob Strafe auf dem Trocknen bewirkt, daß der Hund, wenn er gelöſ't und zum Holen aufgefordert wird, ſeine Obliegenheit erfüllt, wo nicht, ſo nimmt man ihn ſogleich an die Leine, wadet bis zu dem Gegenſtande, den er apportiren ſoll, zwingt ihn durch alle erforderliche, bei der Stubendreſſur angegebene Mittel und Handgriffe zum Einnehmen und Tragen bis ans Land, wiederholt auch dies Verfahren ſo lange und ſo oft, bis keine Widerſetzlichkeit mehr ſtatt findet.

Suche bekommt der Hund am leichteſten im Waſſer, wenn man ihn an einem Orte an junge Enten zu bringen ſucht, wo man ſelbſt mit waden kann und wo kein ſchnei-

dendes Schilf ſich befindet. Hat man einen alten guten Hund, ſo iſt der der beſte Lehrmeiſter. Bald wird der junge ihm mit Freuden folgen, auch ſelbſt arbeiten, wenn er nur erſt einiges im Waſſer vor ihm geſchoſſenes Wild apportirt hat.

Anhaltender und häufiger Gebrauch hierzu iſt indeſſen keinem Hühnerhunde zuträglich; denn Naſe und Kräfte leiden ſehr dabei. Wer alſo viel Waſſerjagd hat, halte lieber dazu eigene, wo möglich von polniſcher (langhäriger) Race. Wenn dieſe nur einige Anweiſung erhalten, ſcheuen ſie die Näſſe, ſelbſt wenn es kalt iſt, nie und gewöhnlich ſind ſie überhaupt löwenbrav und unermüdlich.

Jeder Waſſerhund muß ferm apportiren und ſehr gehorſam ſeyn. Warum jenes von ihm gefordert werde, iſt einleuchtend; letzteres aber iſt deshalb nöthig, um ihn, ſobald man will, herausrufen oder pfeifen und ihn dahinein und an den Ort ſchicken zu können, wo er ſuchen ſoll. Es gibt Hunde, die ſehr gut im Waſſer arbeiten, aber entweder nicht eher hineingehen, bis ſie etwas in die Naſe bekommen, oder bis ans entfernteſte Ende des Teiches laufen und da erſt hineinfahren. Keiner von beiden Fehlern darf der fertig ausgearbeitete beſitzen; denn, beim erſten können Enten oder Gänſe ſo verſteckt oder entfernt vom Lande liegen, daß der Hund ſie nicht wittern kann, oder er geht, durch den zweiten verwahrloſ't, zu weit dem Jäger voraus, und ſtößt das flugbare Waſſerfederwild auf, ohne daß darauf geſchoſſen werden kann.

§. 31.

Wenn der, welcher einen jungen Hund in die Dreſſur nimmt, das Temperament deſſelben vorher gehörig ſtudirt, und nach den über dieſen Gegenſtand gemachten Erfahrungen ſeine Behandlung einrichtet; ſo muß nach einer ganzen Schießzeit, oder vielmehr vom Frühlinge an bis zum November eines Jahres, der mit den erforderli-

chen Anlagen begabte Lehrling in jedem Betracht gut und ferm ausgearbeitet ſeyn.

Doch auch der beſte Jäger kann ſich vielleicht einmal von der Hitze hinreißen laſſen, gegen eine der allgemeinen Regeln handeln, welche oben §. 17. angegeben ſind, und ſo ihn auf einmal, wo nicht für immer, doch auf lange Zeit verderben. Vorzüglich leicht ereignet ſich dieſer Fall zu Anfange der Felddreſſur, und beſonders beim nicht ganz vorſichtigen und zweckmäßigen Gebrauche der Peitſche; auch wenn der etwas ſtreng behandelte Hund ſogleich wieder von der Leine gelöſ't wird.

Weicht er dann nach einem begangenen Fehler dem Herrn aus, legt ſich von weitem nieder und entflieht, wenn dieſer ſich ihm naht, oder pfeift und ruft, geht nach Hauſe *), wenn er geſtraft worden iſt und wieder, um zu ſuchen, gelöſ't wird; ſo *iſt er*, wie man ſich hierüber auszudrücken pflegt, *verſchlagen*.

Unendliche Geduld und ein ſehr vorſichtiges Benehmen gehört dazu, einen auf dieſe Art unbrauchbar gemachten Hund wieder in Ordnung zu bringen; nicht ſelten iſt es ganz unmöglich.

Der einzige einzuſchlagende Weg iſt folgender: Man

---

*) Dieſer immer ſehr kritiſche und fatale Fall kann, aller Vorſicht ungeachtet, vorzüglich bei einem launiſchen und weichen Hunde, zuweilen auch einmal eintreten, ohne daß er völlig verſchlagen iſt. Dann bleibt nichts übrig, als ihm ſo lange zu folgen — nur darf man ihn dabei nicht mit verſtellter Freundlichkeit anzulocken ſuchen — bis man ſeiner wieder habhaft wird und ihn angenommen hat. Gleich auf der Stelle muß er nun tüchtig mit Leinenrucken, auch wohl mit der Peitſche, unter dem Zuſpruche *ici!* und oft wiederholtem Pfeifen, geſtraft dann aber an der Leine bis dahin geführt werden, wo er ſich nicht annehmen laſſen wollte, wohl gar ganz entlief. Auf der nehmlichen Stelle wird ſodann die Züchtigung, gerade ſo wie vorher geſagt, wiederholt, das Führen an der Leine im Felde herum lange fortgeſetzt und ihm nach einiger Zeit erſt ruhig, dann freundlich zugeſprochen, bis er die Ruthe nicht mehr einklemmt, auch Freudigkeit und Zuthulichkeit zu ſeinem Herrn bezeigt. Dann laſſe man ihn ganz kurze Zeit frei ſuchen, locke ihn, wenn er folgſam iſt, freundlich an ſich, gebe ihm Recht, nehme ihn hierauf behutſam an die Leine und führe ihn an derſelben, viel und freundlich ſprechend, nach Hauſe, wo er, wie immer, an die Kette gelegt wird.

lege den Hund zu Hauſe im Dreſſirbehältniß wieder an die Kette, füttere ihn ganz allein, führe ihn einige Wochen lang täglich an der Leine aus, rede dabei viel und freundlich mit ihm, liebkoſe ihn oft, und ſuche dadurch ſich ſeine Anhänglichkeit und Treue wieder zu erwerben. Scheint er Zutrauen zu faſſen, die Furcht abzulegen, und fängt er an, munter nebenher zu laufen und freundlich zu thun; ſo löſe man ihn, laſſe ihn viel Feld nehmen und ſo wild werden als er will, ohne irgend einen Fehler zu beſtrafen, oder ihn hart anzurufen oder viel zu pfeifen. Endlich, wenn er nun gar nicht mehr daran denkt, ſeinen alten Fehler zu begehen, fange man die ganze Stubendreſſur höchſt vorſichtig und gelinde, in ganz kurzen Lektionen, wieder von vorn an, brauche dabei nie die Peitſche oder das Korallenhalsband, ſondern blos die Knotenleine, ſei vorzüglich während der zweiten Felddreſſur mit Strafen bedachtſam und mäßig, und führe ihn lieber nach der Züchtigung Stunden lang an der Leine, als ihn zu früh wieder zu löſen. Immer aber wird man nur in Monaten wieder gut machen, was vielleicht ein Moment verdarb, und ſelten ein ſolcher zweimal dreſſirter Hund für irgend einen nicht ganz erfahrnen Mann brauchbar ſeyn.

§. 32.

Hier mögen noch einige allgemeine Verhaltungsregeln zum Schluſſe der Abhandlung eines für den Jäger ſo wichtigen Gegenſtandes, als die feſte Dreſſur es iſt, ihre Stelle finden.

1. Auch bei der Feld-, Holz- und Waſſerarbeit muß der Jäger mit dem jungen Hunde, bis er völlig ferm iſt, allein ſeyn.

2. Nur beim furchtſamen, phlegmatiſchen, übrigens ſehr folgſamen, nie beim raſchen jungen Hunde iſt es räthlich, einen andern alten, fermen, ruhigen, aber nicht faulen zugleich mit ins Feld zu nehmen. Doch behalte man den erſtern ſo lange an der Leine, bis der andere (der alte) ſteht, ziehe dann im beſten Winde heran, laſſe

den jungen dicht neben oder hinter jenem Tout-beau machen, und ſchieße beim Kreiſen ſo bald als möglich im Sitzen. Nach einigen Uebungen dieſer Art läßt man beide frei ſuchen, und ruft, ſobald der alte anzieht, dem jungen ſachte! wahre dich! zu. Gewiß wird er dann jenem nicht voreilen und mit ſtehen, wenn es jener thut. Nach einigen Tagen wird der in der Lehre ſtehende, wenn man ihn allein führt, auch ſchon wiſſen, was er thun ſoll und wenig Mühe noch verurſachen.

3. Erſt nachdem der Hund völlig ausgearbeitet iſt, und wo möglich erſt nach Jahresfriſt führe man ihn, in Geſellſchaft mehrerer Schützen, doch immer ohne andere Hunde mitzunehmen. Nie geſtatte man dann, daß er vor andern Schützen ſuche, oder ſehe doch dahin, daß er vor ihnen ſich nicht länger, als vor ſeinem Gebieter aufhalte. Noch weniger gebe man zu, daß er, wenn geſchoſſen wird, dahin laufe, wo es geſchahe, ohne den Zuruf apporte! *) zu hören.

4. Nie mache man eine Hetze auf einen angeſchoſſenen Haſen mit einem nicht ganz fermen Hunde.

5. Sobald der Hund ganz feſt zu ſtehen anfängt, verſäume man es nicht, ihn, ehe das Wild herausgejagt und darnach geſchoſſen wird, zur Uebung im Gehorſam oft abzupfeifen und wieder anziehen und ſtehen zu laſſen. Davon bin ich durchaus kein Freund, den Hund einſpringen zu laſſen.

6. Soll der Hund ja mit einem andern, wäre dieſer auch noch ſo gut, zugleich revieren; ſo geſtatte man nicht, daß ſie lange beiſammen bleiben, ſondern laſſe jeden für ſich ſuchen. Auch verhindere man, daß, wenn bei ſolchen Gelegenheiten einer von beiden anzieht oder ſteht, der andere nicht hinzuläuft; denn beide werden dadurch hitzig gemacht. — Endlich

*) Ich ſetze voraus, daß ſämmtliche Schützen Jäger ſind, und als ſolche dies nie, am wenigſten beim jungen Hunde eher thun, als bis das Wild fällt.

7. erwähne ich noch, daß erſt dann, wenn der junge Hund in allem Uebrigen völlig zuverläſſig iſt, er zum Tiraſſiren gebraucht werden darf. Denn, es gehört allerdings viel dazu, wenn er beim Ueberziehen mit dem Tiras — wovon weiter unten (§. 48.) die Rede ſeyn wird — nicht nur im Stehen aushalten, ſondern ſich ſogar auf den Zuruf: Couche! legen ſoll *). Indeſſen kann man ihn auch vorher hierin üben, wenn man ihn vor einem geſchoſſenen Huhne im Graſe Couche machen läßt, ihn aber dabei mit der Leine an einem feſt eingetriebenen Haken anbindet, damit er beim Ueberziehen nicht vorwärts kann. Nur mißbrauche man ſeine Geduld bei dieſer Uebung eben ſo wenig, als bei jeder andern. Noch iſt es nöthig, ihn zu dieſem Gebrauche dahin abzurichten, daß er, ehe er ſteht, ſo nahe an die Hühner heranziehe, als ſie irgend aushalten wollen.

§. 33.

Iſt der Jäger im Beſitz eines durchaus fermen Hühnerhundes und einer guten, mit Schrot Nr. 4. oder 3. **) geladenen Flinte; ſo hat er, in ſo fern er beides gehörig zu gebrauchen weiß, alles, was er, um die Schießjagd auf Hühner mit Erfolg zu betreiben, bedarf.

Deſto verſchiedener ſind die Arten des Rebhühnerfanges, und alſo auch die dazu gehörigen Requiſite. Man braucht dazu:

A. Hochgarne,
B. das Glockengarn,
C. das Treibezeug,

---

*) So nöthig letzteres — das Legen — bei dieſer Gelegenheit iſt, ſo ſuche man doch außerdem den Hund davon abzuhalten; denn man muß ſonſt im Gebüſche, im Getreide und in den Kartoffelſtücken oft lange ſuchen, ehe man ihn findet.

**) Mit Nr. 4. wird den ganzen Herbſt hindurch auf der Hühnerjagd geſchoſſen, nur in den Wintermonaten wenden einige Jäger No. 3. an. Nöthig iſt dieſer Wechſel nur dann, wenn Haſen zugleich erlegt werden ſollen.

D. Steckgarne,
E. den Tiras,
F. die Schneehaube,
G. die Steige *).

Ehe ich es verſuche, den Gebrauch aller erwähnten Jagdgeräthſchaften meinen Leſern zu beſchreiben, glaube ich ſie mit der Verfertigung und mit dem, was nebenher noch dazu erforderlich iſt, bekannt machen zu müſſen.

§. 34.

A. Jedes Hoch- oder hohe Garn wird mit 300 Maſchen, deren Weite von einem Knoten zum andern 3″ betragen kann, angefangen. Die erſten dreimal herum ſtrickt man mit gutem, dünnen Bindfaden, dann aber mit feſtem, grauen Zwirn in eben ſo vielen Maſchen fort, bis das Garn vierzehn und eine halbe Elle (29′) Höhe hat, endlich aber unten noch dreimal — wie oben — mit Bindfaden, herum.

Hierauf nimmt man ſowohl die oberſte als unterſte Reihe Maſchen an einem ſtarken Bindfaden auf, in welchem jedesmal zwiſchen zehn Maſchen ein an den Kanten rund gefeilter Meſſingring eingeſchleift wird, doch ſo, daß die Maſchen buſenreich dazwiſchen fallen, d. h. die Ringe dürfen nur 20″ weit von einander ſtehen.

Durch die obern Ringe zieht man dann die hanfene Oberleine, welche die Stärke eines kleinen Fingers haben kann, durch die untern aber die etwas ſchwächere Unterleine.

Außerdem gehören zu jedem dieſer Garne zwei, am untern Ende 4″ im Durchmeſſer haltende, hier ſcharfgeſpitzte, zehn Ellen (20′) lange Stangen, an denen oben ein Knopf und 6′ von unten herauf rund herum ein Kerb

*) Ueber den Rebhühnerfang mit dem abgerichteten Falken, wie über die ganze Falknerei, kann der Verfaſſer nicht aus eigener Erfahrung und Uebung ſprechen, weshalb er darüber weder hier noch anderwärts etwas ſagen mag.

eingeſchnitten wird. Nächſt dieſen bedarf man zu jedem Garne auch noch einer dritten etwas ſchwächern, aber gleichlangen Stange, in welcher ſich nur am obern Ende ein flacher Kerb, wie bei Fallnetzforkeln, befindet.

Daß man zu einer Stallung mit Hochgarnen wenigſtens fünf bis ſechs Stück haben müſſe, wird bei Beſchreibung des Fanges einleuchtend werden.

Um eine ſolche gehörig in Stand zu bringen, ſind noch folgende Geräthſchaften erforderlich: a) Zwei Windleinen zu jedem Garne; b) zwei ſtarke Hakenheftel, um jene daran zu binden; c) ein Pfahleiſen, um die Löcher zu den Stangen vorzuſtoßen, und d) ein Schlegel, um die Heftel einzutreiben.

B. Das Glockengarn iſt ein Netzquadrat, welches Buſen, d. i. Weite, genug hat, um, wenn es in allen vier Ecken feſt angepflöckt iſt, in der Mitte 6′ in die Höhe gehoben werden zu können. So aufgeſtellt, erhält es gleichſam die Form einer Glocke oder Pyramide.

Maſchen und Zwirn — wie beim Hochgarne. Wie jenes, wird auch dieſes mit Bindfaden an allen Seiten dreimal herum verhauptmaſcht, mitten in demſelben aber ein rundes Loch ausgeſchnitten, und in ſelbigem ein meſſingener, glatt und rund kantig gefeilter Ring, der 3½″ im Durchmeſſer hält, befeſtigt.

Noch gehören dazu: a) vier hölzerne Hakenheftel zum Anpflöcken des Garnes an allen vier Ecken; b) ein glatter, unten ſcharf zugeſpitzter, oben abgerundeter, im Durchmeſſer 3′ ſtarker, drei und drei Viertelellen (6′, 9″) langer Stab von Jungeichen-, oder Ulmen- (Rüſtern-) Holz; c) ein drei und eine halbe Ellen (5′, 6″) langer Bindfaden. Der Gebrauch dieſer Requiſite zur Stellung des Garnes wird beim Fange mit demſelben angezeigt werden.

C. Das Treibezeug wird auf verſchiedene Art gemacht. Der Verfaſſer wird die Verfertigungsmethode angeben, welche ihm die leichteſte ſcheint und zugleich, ſeiner Meinung nach, am beſten ſtellt.

Das Ganze beſteht aus drei Theilen: 1. dem Hamen, 2. dem Himmel, 3. dem Geleiter. Dieſes alles wird aus dünnem Bindfaden, oder aus ſtarkem vierdrähtigen Zwirne geſtrickt.

Den Hamen fängt man mit 24 Maſchen, deren jede von einem Knoten zum andern 1½″ Weite hat, an. Dann wirft man ſämmtliche Maſchen vom Bretchen ab, faßt die letzte auf dem dritten Theile ihrer Länge, mit der erſten zuſammen, und ſtrickt von nun an rund herum ſo lange fort, bis der auf dieſe Art entſtehende Sack zwei Klaſtern (12′) lang iſt. Hier muß die erſte Einkehle angebracht und zu dieſer wie an einem Fiſchergarnſacke der Anfang gemacht werden, indem man bei einem ganzenmal Herumſtricken an jeder der 24 Maſchen eine zunimmt, ſo daß man 48 auf dem Brete hat. Sind dieſe ſämmtlich abgeworfen, ſo läßt man beim nächſtenmal herum eine um die andere fallen, ſo nehmlich, daß man nur die erſte, dritte, fünfte u. ſ. w. aufſtrickt, die zweite, vierte, ſechste u. ſ. aber hängen läßt.

Dann arbeitet man in den nun neuerlich erhaltenen 24 Maſchen rund herum am Sacke fort, ohne zu- oder abzunehmen, bis der Zwirn von der Nadel völlig abgeſtrickt iſt. Nun werden dieſe neuerlich fertig gewordenen Sackmaſchen in die Höhe geſchlagen, den Faden der neu aufgewickelten Nadel aber knüpft man in einer der zur Einkehle zurückgelaſſenen Maſchen an und ſtrickt an dieſen, indem bei jedemmal herum abgenommen wird, ſo lange rundum fort, bis in der Einkehle eine Oeffnung bleibt, welche wenn die letzten Maſchen ſämmtlich an einem Leinchen aufgenommen ſind, an jeder Seite aber ein etwas über Spannen langer Stab oben und unten an dem Leinchen und den Maſchen feſtgebunden, auch der übrige oben und unten freie Maſchen- und Leinentheil aus einander gezogen iſt, ein viereckiges Loch von der Weite bildet, daß ein Rebhuhn gemächlich hindurchlaufen kann.

Nach Beendigung dieſes Theiles der Arbeit knüpft man wieder an dem Faden an, welcher an den zurückge-

ſchlagenen Sackmaſchen hängen blieb und ſtrickt in dieſen ſo lange fort, bis man, von den erſten Einkehlmaſchen an gerechnet, dreimal herum hat. Dann wird der Anfang mit dem Abnehmen auch hier gemacht, indem man einmal zwei Maſchen zuſammennimmt. Hierauf knüttet man viermal, ohne abzunehmen, herum, nimmt dann wieder um eine Maſche ab und fährt in dieſem Maaße fort, bis der Hamen acht bis neun Klaftern (48 bis 54′) lang iſt.

Gut iſts, wenn, vom Anfang der erſten Einkehle an gerechnet, bis zum Hamenſackende in der Mitte noch eine zweite Einkehle auf eben die Weiſe, wie die erſte, eingeſtrickt wird.

Längs dem ganzen Hamen werden in gleichen Entfernungen von 4 zu 4′ hölzerne Reifen, deren Größe ſich nach der abnehmenden Weite des Hamens richtet, durch die Maſchen gezogen und mit den Enden feſt verbunden. Oben und unten an den Stäbchen, welche an der engen Oeffnung der Einkehlen eingeſchleift wurden, befeſtigt man dünne Leinen und knüpft dieſe an dem zunächſt der Oeffnung der Einkehle — wenn dieſe, wie der Sack, ſcharf angezogen iſt — ſtehenden Reifen feſt, ſo daß beides, völlig ausgedehnt, recht ſtraff und gerade ſtellt.

Am hintern, engern Hamenende wird endlich eine mäßig ſtarke Leine doppelt durch ſämmtliche Maſchen gezogen, und beide Enden derſelben an einem hölzernen, nicht zu ſchwachen Hakenheftel feſtgebunden.

Den aus Garn-Seitenwänden und einer Garndecke beſtehenden, ſogenannten Himmel verfertigt man auf folgende Art: Man fängt jede der beiden Seitenwände mit einer Maſche an, welche von einem Knoten zum andern 1¼″ hält, wirft dieſe ab und nimmt beim nächſtenmal Hineinſtricken eine zu, und ſo bei jedem folgendenmal herum, bis man zwölf Maſchen hat. Dann wird beim Weiterſtricken immer auf einer Seite eine Maſche zu-, auf der andern eine abgenommen und ſo fortgefahren, bis man berechnen kann, daß die Wand, wenn am andern Ende bei jedemmal herum mit einer Maſche bis auf

eine abgenommen worden iſt, völlig ſpiegelig ausgezogen, die Länge von 2 Klaftern (12′) habe.

In gleicher Entfernung von 4 zu 4′ bindet man ſodann Spillen (Stäbchen) von weißdornenem oder anderm harten Holze ein, von welchen die Schale im Feuer abgebäht worden iſt und die reichlich 6″ länger als die Wände breit (hoch), auch unten ſcharf zugeſpitzt ſind. Hierbei verfährt man ſo: Jede Wand wird breit und ſtraff gezogen, bis die Maſchen ſpiegelig (rechtwinklig) ſtehen. Nachdem nun an jeder Spille 1½″ von oben herab und 4½″ von unten herauf ein kleines Loch durchgebohrt worden iſt, bindet man mit feſtem dünnen Bindfaden den obern Garnſaum gegen und durch das obere, den untern gegen und durch das untere Spillenloch feſt, und ſieht dahin, daß ſämmtliche Stäbchen dem gerade abwärts gehenden Faden nach angeſchleift werden.

Bei Verfertigung der Decke wird gewöhnlich mit acht Maſchen angefangen, bei jedenmal herum vorn und hinten um eine Maſche zugenommen, in dieſem Maaße ſo lange fortgeſtrickt, bis die Decke gleiche Länge mit den Seitenwänden hat. Am obern Saume der Seitenwände wird dann die Decke mit Zwirn überall angeſtrickt.

Endlich ſchleift man den ganzen Himmel (Decke und Seitenwände) am vorderſten Bügel oder Reif des Hamens ſo mit Bindfaden an, daß zwiſchen dem Gemäſche und dem Bügel keine Lücke offen bleibt. —

Zum Aufſtellen der ſämmtlich genannten Theile des Treibezeuges bedarf man ferner eine genügliche Zahl kleiner hölzerner Häkchen, um ſelbiges an der Erde damit anzupflöcken, auch einiger 1″ ſtarker, 12″ langer, unten zugeſpitzter Strebemücken, welche da von außen gegen die Wände geſtemmt werden, wo ſie nicht gerade aufrecht und feſt ſtehen.

Hierzu kommt noch das Schild, welches beim Eintreiben die Stelle eines Pferdes, deſſen Abrichtung zu dieſem Gebrauche viel Mühe und Arbeit koſtet, voll-

kommen erſetzt *). Es wird dazu ein 6′ hohes und eben ſo langes Stück Leinwand oder Segeltuch auf beiden Seiten mit blaßgrauer, nicht glänzender Farbe gegründet und darauf die Figur eines weidenden Pferdes oder Ochſen in Lebensgröße mit brauner, gleichfalls matter Farbe ſo gemahlt, daß da, wo auf einer Seite der Kopf hingerichtet iſt, auf der andern das Hintertheil ſteht.

Auf jeder Seite des Schildes werden gerade in der Mitte deſſelben zwei lederne Handhaben angenäht und eben ſo angeſtrichen, wie an dieſer Stelle die Leinwand gefärbt iſt. Endlich ſchneidet man gerade über dieſen, ſo weit vom obern Rande abwärts, ein oder zwei querlängliche runde Löcher in die Leinwand ſo, daß wenn der Jäger hinter dem Schilde ſteht, er ganz davon gedeckt iſt, und zum Behuf des Beobachtens der Rebhühner gemächlich hindurch ſehen kann.

Um nun beim Eintreiben das Schild ausſpannen zu können, wird am vordern und hintern Rande eine leichte hölzerne, auch grau angeſtrichene Leiſte angezweckt, nachdem in jede etwa 2″ vom obern Ende herab, und eben ſo weit vom untern heraufwärts ein kleines Loch ſo eingemeißelt worden iſt, daß der an jedem Ende beider zum Auseinanderhalten des Ganzen beſtimmte, an noch ſchwächeren Querleiſten befindliche Zapfen genau hineinpaßt.

D. Die Steckgarne, auch Flachgarne und Stecknetze genannt, beſtehen aus drei beſonderen Garnen oder Netzen, von denen jedes der beiden äußern ſpiegelig, das mittlere, zum Fange beſtimmte Inngarn aber mit gewöhnlichem Gemäſche geſtrickt ſeyn muß.

Erſtere werden auf eben die Art wie andere Spiegelnetze verfertigt. Man nimmt dazu mäßig dünnen

---

*) Auch bei der Kranichs-, Trappen-, Focken-, Brachvogel-, Gänſe- und Entenjagd, ingleichen bei allem ſcheuen Haarwilde leiſtet das Schild faſt eben ſo gute Dienſte, als das Schießpferd.

Bindfaden. Die Höhe derſelben beträgt ſechs Maſchen, von denen jede, von einem Knoten zum andern, 3½ bis 4'' weit iſt; die Länge jeden Garnes 12 Klaftern (72').

Das aus gutem feſten Zwirn zu verfertigende Innoder Fanggarn wird mit zwanzig Maſchen, die um ein Drittheil enger ſind als die an den Spiegelnetzen, angefangen, und ſo wird, ohne zu- oder abzunehmen, fort geknüttet, bis es achtzehn Klaftern (108') lang iſt, weil der dritte Theil davon auf den Buſen zu rechnen iſt *).

Wenn die Garne fertig geſtrickt ſind, färbt man ſie grün oder erdgrau. Im erſten Falle nimmt man gute ſcharfe Lauge und ſiedet darin gelbe Scharte, (Genista tinctoria) oder Blumen von der Beſenpfrieme (Spartium scoparium), ſeiht dann die gelbgewordene Lauge ab, thut etwas Grünſpan hinzu, und taucht die Garne hinein. Während des Abtrocknens läßt man blaue Braſilienſpäne in Lauge ſcharf kochen, ſeiht dann die Brühe ab, miſcht ſie zu der gelben und läßt dieſe Miſchung aufwallen, worauf die Garne öfter hineingetaucht und zum völligen Trocknen aufgehangen werden. Geringe Quantität von Grünſpan und Braſilienſpänen gibt hell- oder ſittiggrün, eine etwas ſtärkere grasgrün, eine noch größere ſtahlgrün.

Erdgrau färbt man auf folgende Art: Man nimmt erlene Rinde, eichene Sägeſpäne und grüne Schale von der Wallnuß (Juglans regia welſchen Nuß), von einem ſo viel als vom andern, und ſiedet dieſes zuſammen in einer hinlänglichen Quantität Waſſer. Nachdem nun die Garne durch Waſſer, in welchem Alaun aufgelöſ't iſt, gezogen und wieder getrocknet worden ſind, legt man ſie in die Farbenbrühe, läßt dieſe bis

*) Nach Gefallen können die Steckgarne auch kürzer gemacht werden, doch muß dabei das obige Verhältniß der Länge zwiſchen Spiegel- und Inngarn beibehalten werden.

zum Sieden heiß werden, rührt bis dahin beſtändig die Garne mit einem Stocke um und zieht ſie beim erſten Aufwallen heraus und trocknet ſie.

Hierauf reiht man ſowohl die obern als untern Saummaſchen des Inngarnes an einen Bindfaden, welcher etwas länger iſt als die Spiegelgarne, zählt dabei die Maſchen und merkt die Zahl genau an. Letzteres muß auch bei den Spiegelgarnen geſchehen. Dann wird eins von den Spiegelgarnen der Länge und Breite nach gut ausgezogen, auf die Erde, und auf dieſes das Inngarn gelegt, das Inngarn aber wieder mit dem andern Spiegelgarne überdeckt.

Nach vorgängiger gehöriger Eintheilung der an den Spiegelgarnen erhaltenen gefundenen Maſchenzahl nimmt man ſo viele ½″ ſtarke, weißdornene Spieße (Stäbe), welche etwa 5 bis 6″ länger ſind, als die Garne hochſtellen und von denen die Schale im Feuer abgebäht iſt, als man bedarf, um in gleichen Entfernungen von 4 bis 5′ einen einbinden zu können; ſchneidet auch unten eine Spitze, am obern Ende einen Knopf und da, wo der untere Saum der Garne hinkommt, ringsum einen flachen Kerb daran.

Nun faßt man den obern Saum beider Spiegelgarne mit dem des Inngarnes, in der erſten Maſche, an einem Endchen Bindfaden zuſammen, mit welchem das Leinchen verknüpft wird, an welchem das Fanggarn angereiht iſt, bindet vermittelſt des Bindfadens alle drei Garne an dem Knopfe des erſten Spießes feſt, legt dieſen dann fadengerade an den vordern Maſchen herab, und verfährt beim Anbinden des untern Saumes im Kerbe des Stäbchens wie oben.

Nachdem man nun berechnet hat, wie viel Maſchen des Spiegelgarnes frei bleiben und wie viele, nach gleichmäßiger Vertheilung, vom Fanggarne mehr dazwiſchen ſollen, ehe der folgende Spieß eingeſchleift wird, legt man dieſen wieder fadengerade in der gehörigen Entfernung vom erſten an, lieſt die erforderlichen Saummaſchen des Inngarnes buſenreich ein, und bindet ſämmtliche drei

Garne mit Bindfaden, am Knopfe und Kerbe wie am erſten Stabe feſt. Auf gleiche Weiſe verfährt man bis zum letzten Spieße; an deſſen Mitte noch beſonders ein ſtarker Bindfaden anzuſchleifen iſt, um das ordentlich aufgewickelte ganze Steckgarn damit zuſammenbinden zu können.

Nebſt dieſen Steckgarnen noch einige Stück eben ſo hohe, eben ſo lange und mit eben ſo viel Stäben verſehene einfache Spiegelgarne in Vorrath zu haben, gewährt Vortheile, welche beim Rebhühnerfange mehr aus einander geſetzt werden ſollen.

E. Der Tiras wird, gleich dem unter D. erwähnten Jungarne, aus gutem Zwirne ſpiegelig geknüttet. Wie immer bei Spiegelgarnen, fängt man mit einer Maſche an, nimmt dann bei jedemmal herum mit einer zu, bis das Garn acht Klaftern (48′) lang iſt, hierauf nimmt man bei jedem folgendenmal Herumſtricken abwechſelnd einmal zu, einmal ab, bis die Breite des Garnes ſieben Klaftern (42′) beträgt; zuletzt wird bei jedemmal herum wieder um eine Maſche abgenommen, bis man nur noch eine einzelne auf dem Brete hat.

Hiernächſt zieht man in den vordern Saummaſchen eine Leine ein, welche an jeder Seite drei Klaftern (18′) länger, als das Garn breit iſt.

Will man ſich des Tiraſſes im September ſchon bedienen, ſo dürfen die Maſchen nur 2¼″ Weite haben; ſoll er aber im Winter als Schneenetz gebraucht werden, ſo muß nicht nur der Zwirn ſtärker, ſondern auch das Gemäſch um 1″ weiter ſeyn.

F. Der Schneehauben ſind mir zweierlei Arten bekannt: eine derſelben hat eine viereckige Form, die andere eine lange. a) Die viereckige wird auf folgende Art verfertigt: Man ſtrickt ein vier Klaftern (24′) langes Garn, welches mit einer dreizölligen Maſche angefangen wird. Dann nimmt man wie immer beim ſpiegelig Knütten bis zu zwanzig Maſchen zu, ſtrickt unter abwechſelndem Ab- und Zunehmen fort, bis ſich die vorgeſchriebene Länge des Garnes ergibt, nimmt dann wieder

bis auf eine Maſche ab und ſtrickt zuletzt beide Enden des ablang ausgeſchlagenen Garnes zuſammen. Nachdem nun die oberſten Saummaſchen gezählt und die Summe in vier gleiche Theile abgetheilt worden, bindet man da, wo jedes Viertel des Netzes endigt, einen Daumen ſtarken Spieß, wie an den Steckgarnen, fadengerade ein.

Sodann wird ein vollkommen gleichſeitiges Viereck ſpiegelig und ſo groß geknüttet, daß es den gleichfalls ins Quadrat geſtellten Seitenwänden zur Decke dienen kann. Nachdem jenes an dieſen ſo angeſtrickt worden, daß beide Stücke ein Ganzes ausmachen, bindet man in der Mitte der Decke einen 1″ dicken Stab ein, welcher, wenn er etwa 3″ tief in die Erde geſteckt wird, lang genug bleibt, das bauchige Herabhängen derſelben zu verhindern, ohne das Garn zu ſtraff in die Höhe zu ſpannen.

Endlich ſchneidet man in der Mitte jeder Seitenwand ſo viel Maſchen im Viereck aus, daß eine kleine Einkehle hineingeſtrickt werden kann, deren engeres Ende noch ſo groß bleibt, daß ein Rebhuhn gemächlich hineinzuſchlüpfen vermag. Hier wird nun ein rechtwinklig viereck zuſammengebogener Draht eingezogen und befeſtigt, am obern Quertheile deſſelben aber ein leicht bewegliches Fallthürchen, wie an der Steige (ſ. G.) angebracht, in den obern Ecken der Drahtvierecke ein dünner Bindfaden und an dieſem ein hölzernes Häkchen eingeſchleift, welches, wenn es nach innen zu, ſeitwärts eingepflöckt iſt, die Einkehle ſtraff und das Fallthürchen perpendikulär ſtehend erhält.

b) Die lange Schneehaube beſteht aus einem überall vierzig dreizöllige Maſchen im Umfange haltenden drei Klaftern (18′) langen Sacke *), in deſſen Gemäſche,

*) Wer Gelegenheit finden kann, dieſen ohne Naht ſpiegelig ſtricken zu lernen, der nehme ſie wahr. Beſchreiben läßt ſich das Verfahren ſchlechterdings nicht deutlich. Außerdem kann man auch ein drei Klaf-

3′ weit von einander entfernt, haſelne an beiden Enden mit Knöpfchen verſehene Spriegel, an welchem die Schale noch befindlich iſt, von der Länge eingezogen werden, daß ſie durch 28 Maſchen reichen. Dann zieht man durch die übrigen zwölf Bodenmaſchen einen Bindfaden, und ſchleift ihn an den Knöpfchen der Spriegel ſo feſt, daß die Bogenform der Spriegel ſich nicht verändern kann. Um das Hin- und Herwanken der Spriegel im Gemäſche zu verhindern, werden ſie ringsum an der dritten Maſche feſt angebunden.

Hierauf fängt man die noch erforderlichen zwei Einkehlen auch mit vierzig Maſchen in Sackform beſonders an und nimmt bei jedemmal herum ſo lange ab, bis man noch ſechzehn Maſchen zur Oeffnung behält, in welcher, wie bei der viereckigen Schneehaube, dråhterne Fallthürchen angebracht werden. Eben ſo wie am großen, überall gleich weiten Sacke werden auch am vordern, weiteſten Theile der Einkehlen Spriegel eingezogen, und dieſe, nachdem das Einkehlengarn in den großen Sack geſteckt worden, unter den Endſpriegeln deſſelben eingeklemmt. Beide über einander liegende Spriegel, ſo wie die an den Knöpfchen angebundenen, durch die zwölf Bodenmaſchen gezogenen Spannleinen, bindet man dann von drei zu drei Maſchen feſt zuſammen. In jeder obern Ecke der Draht-Charniere, welche das Fallthürchen auffangen, ſchleift man dann einen Faden an, mit welchem ſie am nächſten Sackſpriegel ſo befeſtigt werden, daß ſie beim Aufſtellen ſenkrecht ſtehen.

Am obern Theile der Schenkel des vorderſten und hinterſten Sackſpriegels ſchleift man zwei etwas ſtärkere Leinchen ein, an deren anderm Ende hölzerne Heftel angebunden werden. Beim Aufſtellen zieht man, nachdem

---

tern langes, 40 Maſchen breites Spiegelgarn knütteln und es der Länge nach zuſammenſtricken. Beſſer ſind die beiden hier erwähnten Methoden, als das Knütten mit ordinärem Gemäſche, weil in dieſem die Rebhühner ſich leicht beſchädigen.

die ganze Haube ſcharf ausgedehnt worden iſt, die eben genannten Leinchen vorwärts und etwas ſeitwärts ſcharf an, und befeſtigt ſie vermittelſt der Heftel im Erdboden. So erhält die Haube die Geſtalt eines langen Vogelbauers.

G. Die Steige beſteht aus einer, gewöhnlich oben grün angeſtrichenen, breternen Decke von der Größe eines mäßigen Tiſchblattes, an deren vier Ecken mit eiſernen Spitzen verſehene Füße von der Länge eingelaſſen werden, daß die Decke ſelbſt etwa 9″ über der Erde ſteht. Zwiſchen den Füßen werden auf jeder Seite wenigſtens ſechs drähterne Fallthürchen, welche gerade groß genug ſind, daß ein Rebhuhn gemächlich hindurch ſchlüpfen kann, auf folgende Art verfertigt: Man läßt, nachdem zwiſchen zwei und zwei Füßen ein hölzernes Leiſtchen ſo eingeſtemmt worden, daß es, wenn die eiſernen Spitzen der Füße ganz in die Erde getrieben ſind, überall platt auf derſelben aufliegt, da, wo die Thürchen hinkommen ſollen, etwa 9″ von einander entfernt, zwei ſtarke Drahtſtifte oben in der Decke und unten in der Leiſte ein, und ſchneidet zwiſchen dieſen Stiften die Leiſte heraus. Gerade über der ſo entſtandenen Thürenöffnung werden, nach der innern Seite zu, zwei kleine Drahtöſen angebracht, und in dieſen ein 10″ breites und 7″ hohes, mit engem Spiegelgemäſche von Zwirn ſtraf überzogenes Drahtthürchen ſo eingehängt, daß zwiſchen dem untern Theile deſſelben und der Erde 2″ leerer Raum bleibt.

Endlich befeſtigt man zwiſchen den Thürenöffnungen und den Füßen ſowohl an der Decke, als an der untern Leiſte, an den Füßen und an den drähternen Stiften, welche die Thürenöffnungen bilden, zweizölliges Spiegelgemäſch von erdgrauem Zwirn.

§. 35.

Nachdem alle beim Rebhühnerfange mit Nutzen und Ehren vom Jäger anzuwendende Garnarten nebſt den Re-

quiſiten *) beſchrieben, und zu deren Verfertigung, in ſo fern es dem Verfaſſer ſchriftlich möglich war, Anweiſungen gegeben worden ſind; ſo wollen wir uns nun zuvörderſt mit den Vorſchriften zum vortheilhafteſten Betriebe der Rebhühnerjagd beſchäftigen, und ſelbigen in den folgenden Paragraphen die folgen laſſen, welche die Anwendung der im Vorhergehenden angezeigten Fanggeräthſchaften deutlich machen.

Es wird hier nur von der Suche mit dem Hühnerhunde die Rede ſeyn; denn das beiläufige Schießen auf einem Treidjagen nach Haſen iſt keiner beſondern Erwähnung werth, das Hinknallen aufs Gerathewohl aber auf ein dicht beiſammen liegendes Volk ziemt keinem, der den Namen eines Weidmannes führen will; denn bei ſolchen Gelegenheiten werden oft mehrere Stücke noch zu Schanden geſchoſſen, als wirklich erlegt, und das iſt — wie Hr. v. Wildungen es mit Recht nennt — Aasjägerei. —

Zur Sache! — Die Periode, während welcher das Suchen mit dem Hunde nach Rebhühnern die reichlichſte Ausbeute gewährt, geht mit Anfange des Monats September an, weil in guten Jahren die Jungen — die der immer nur zufälligen zweiten Brut ausgenommen — ziemlich ausgewachſen zu ſeyn pflegen, oder, wie man eigentlich zu ſagen pflegt, zu ſchildern anfangen. Auch hält ein Volk zu dieſer Zeit den Hund am beſten aus, und ſprengt (vereinzelt) ſich gemeiniglich nach dem erſten oder zweiten Schuſſe; dadurch aber wird es natürlich dem Jäger leicht, den Rebhühnern nach Willkühr Abbruch zu thun.

Nach ungewöhnlich langen Wintern paaren ſich die

*) Der Verfaſſer hält bei allem Wilde, das nicht zu den Raubthieren, Raubvögeln oder doch zu den ſehr ſchädlichen Wildarten und zu den Zugevögeln gehört, nur die Fangarten dem Weidmann für zuläſſig, bei welchen es lebend und unbeſchädigt in ſeine Gewalt kommt. Schlingen oder Netze, in welchen Laufbahnen eingebunden ſind, werden immer nur zum Schaden des Geheges auf Rebhühner angewendet.

Rebhühner im Frühlinge ſpäter; mithin verſpätet ſich das Lege- und Brütgeſchäft, folglich auch das Wachsthum der Jungen. Dann verſteht es ſich von ſelbſt, daß jeder rechtlich denkende Jäger und Jagdberechtigte ſich nach den Umſtänden richten, weniger auf frühern Genuß des Jagdvergnügens, als auf Schonung der Feldfrüchte und auf beſſere Benutzung des Wildes achten, und ſo die Rebhühnerjagd, nach Verhältniß, drei bis vier Wochen ſpäter eröffnen muß.

Daß bei derſelben die Suche mit einem fermen Hühnerhunde und das Schießen vor demſelben eine der angenehmſten Unterhaltungen gewähre, gibt gewiß jeder wirkliche Jagdliebhaber zu. Nur Schade, daß der Zeitraum, auf welchen dieſe Jagdart ſich einſchränkt, über fünf bis ſechs Wochen — ſolche Wintertage, an welchen eine Neue gefallen iſt, und die Paarzeit im Frühlinge ungerechnet *) — nicht dauert.

Der Grund, warum ſpäter im Herbſte, und gewöhnlich ſchon von der Mitte des Oktobers an die Rebhühner nicht mehr halten (feſt liegen), iſt theils darin zu ſuchen, daß ſie, durch ſucceſſive Verminderung der Gelegenheit, ſich auf Aeckern und Wieſen verbergen können, ſo wie durch die mit der Herbſtbeſtellung der erſtern verbundene Unruhe, von Natur flüchtiger und wilder werden, theils liegt er auch mit in dem Beſchießen. Letzteres bewährt ſich durch die Wahrnehmung, daß ein vorher gar nicht oder doch wenig beſchoſſenes Volk oft noch zu Ende des Oktobers, und an ſchönen Tagen noch im November, ſelbſt da, wo keine Hecken und Remiſen ſich befinden, auf Stoppelfeldern (wenn es deren noch gibt), wie im Sturzacker, den Hund aushält, auch wohl ſprengen läßt.

Aber ſelbſt in der frühern Periode liegen die Reb-

---

*) Während der Paarzeit wird ſich jeder gute Weidmann der Jagd beſcheiden, in ſo fern es nicht darauf ankommt, überzählige Hähne wegzunehmen, oder einen jungen Hund gar zu machen.

hühner nicht zu jeder Tageszeit gleich feſt, und eben ſo wenig darf man hoffen, ſie zu allen Stunden, auch wenn ſie nicht beunruhigt werden, an einem und demſelben Orte zu finden; obgleich kein Volk — Zughühner ausgenommen — von dem Orte, wo die Alten niſteten, ſich weit entfernt. Es würde z. B. eine in der Regel vergebliche Mühe ſeyn, ſie, ſo lange die Wieſen und Futterkräuter, auch Holz- und anderes Geſtrüppe, am Morgen von Thau, oder ſpäter am Tage von Regen durchnäßt ſind, dort aufſuchen zu wollen. Faſt immer wird man ſie dann auf der Stoppel, und zwar vorzüglich auf der des Wintergetreides finden; aber nur ſelten liegen ſie da feſt. Erſt wenn durch Sonnenſchein oder Luft die Näſſe größtentheils abgetrocknet worden iſt, ziehen ſie ſich in die vorher genannten Gegenden, und pflegen, dicht beiſammen liegend, ſorglos der Ruhe, bis gegen Abend der Boden wieder feucht wird. Dann aber, und gewöhnlich ſchon um vier Uhr Nachmittags, gehen ſie auf die Weide aus, halten auch, wenn ſie vorher nicht geſprengt, oder wenn nicht die jungen Individuen eines Volkes auf dem Geäſe weit aus einander gelaufen ſind, gewöhnlich weder vor dem Hunde noch vor dem Schützen aus.

Daß man alſo in den frühern Morgenſtunden nicht ausgehen darf, um Hühner vor dem Hunde zu ſchießen, und daß man, wenn etwa gegen neun Uhr Gras und Kräuter noch naß ſind, erſt die Stoppel abſuchen muß, um ſie dorthin zu treiben, ergibt ſich aus dem Vorhergeſagten.

Auf mäßig großen Revieren kann von jedem Jäger mit Recht verlangt werden, daß er die Gegend anzugeben weiß, wo jedes einzelne Volk zu liegen pflegt, und ſelbſt auf weitläuftigeren wird er ſich durch die ihm zu Gebote ſtehenden Mittel hiervon im voraus zu unterrichten ſuchen. Schon vor der geſetzlichen Eröffnung der Schießzeit muß er dieſerhalb immer Acht haben, ob er auf dem Erdboden, vorzüglich in Wieſen und Stoppelfeldern, Orte finden kann, wo ein oder das andere Volk in einem kleinen

mit Gebrech (Exkrementen) beſäeten Keſſel beiſammen gelegen hat.

Am beſten wird er ſich aber von dem gewöhnlichen Aufenthalte jedes einzelnen Volkes durch fleißiges Verhören vergewiſſern können, wenn er Abends gegen Sonnenuntergang, in verſchiedenen Gegenden des Revieres, wo er Hühner vermuthen kann, oder wo er ſie in der Paar- und Brütezeit antraf, ſich, leidlich verborgen, anſtellt, und das Locken oder Rufen abwartet. Nachdem er die Orte beobachtet hat, wo nach dem drittenmal Aufſtehen jedes Volk eingefallen iſt, muß er ſich am folgenden Morgen, ehe der Tag grauet, in die Nachbarſchaft derſelben begeben und noch einmal genau die Morgenlockung verhören, auch den dritten Einfall ſich genau merken. Der erſte Abendruf wird ihm die Gegend anzeigen, wo jedes verhörte Volk den Tag über zu liegen pflegt, das letzte Morgengelock aber die, wo er es bis gegen neun Uhr früh aufzuſuchen hat, in ſo fern in einem oder dem andern Falle zufällige Störung hierin nichts ändert, und ſelbſt dann wird er es doch in der Nähe finden.

§. 36.

Immer wird ſich das Revier am beſten im Stande erhalten, wo entweder ein guter Jäger mit ſeinem fermen Hunde allein die Suche nach Rebhühnern betreibt, oder wo er ſich zu dieſem Zwecke nie mit mehr als einem ſachverſtändigen Gehülfen vereinigt.

Im letztern Falle werden die beiden Kameraden wohl thun, wenn ſie gleich Anfangs Rückſprache darüber nehmen, daß, wenn ein einzelnes Huhn herausſtiebt, der allein ſchieße, dem es am nächſten iſt; daß aber, in ſo fern ein ganzes Volk aufſteht, der von ihnen, welcher rechts geht, ein einzelnes von den Hühnern, welche auf ſeiner Seite herausfliegen, aufs Korn nimmt, der andere hingegen nur auf eins von denen Feuer gibt, welche am meiſten links ziehen.

Vorzuglich muß jeder ſich bemühen, zuerſt des alten

Hahnes habhaft zu werden, der faſt immer zuerſt aufſteht, und ſich überhaupt nach §. 3. a. ſehr auszeichnet, weil er es iſt, welcher gewöhnlich das Volk am weiteſten fortführt.

Die alte, nach §. 3. b. eben ſo leicht zu erkennende Henne aber ſollte billig immer verſchont werden, theils weil ſie mit ihrer Familie den Aufenthalt nur in ſo weit verändert, als Jahreszeit und Aeſung dies nothwendig machen, theils weil ſie bei zunehmendem Alter von Jahr zu Jahr (wenigſtens bis zum fünften) immer mehr Junge ausbringt, theils endlich, weil dieſe doch nicht allen Schutzes und aller Leitung beraubt ſind, wenn ihnen die ſorgfältige Mutter bleibt.

Bei der Suche ſelbſt (mag man ſie allein oder in Geſellſchaft exerciren) iſt folgendes Verfahren zu beobachten: Man ziehe mit einem guten Hühnerhunde in die Gegend des Reviers, wo man die Völker ſchon vorher gefunden oder beim Verhören beobachtet hat.

Iſt es Morgens noch zu feucht im Graſe oder in den Sömmerungsfeldern, ſo läßt man den Hund, in ſo fern er ferm dreſſirt iſt (denn mit einem noch nicht völlig ausgearbeiteten darf man nicht eher ausgehen, bis ſpäter am Tage die Hühner feſt liegen), auf den angrenzenden Stoppeläckern raſch fort revieren und ſprengt ſie dort auf, da ſie dann gewiß jenen Gegenden zueilen werden.

Befände man ſich bei dieſer Gelegenheit in Gegenden, wo der Geſichtskreis durch Anhöhen u. dgl. beſchränkt, und es daher dem Jäger ſelbſt unmöglich wäre, den Einfall der rege gemachten Völker, auch der einzelnen abgeſprengten Individuen, genau wahrzunehmen — was doch immer und überall nöthig iſt, um beim Wiederaufſuchen die Zeit nicht unnütz zu verſchwenden: — ſo muß auf dem erhabenſten Punkte des Bezirkes, wo man jagen will, ein Mann angeſtellt und dahin angewieſen werden, daß er Acht habe, wo der Abſuchende ein Volk aufſprengt und wo es, vereinzelt oder beiſammen, einfällt. Der erhaltenen Anzeige, oder eigener Beobachtung zu Folge,

wird es dann dort von den Jagdtheilnehmenden wieder aufgeſucht.

Daß dies immer unter dem Winde geſchehen müſſe, damit der Hund die Hühner leichter in die Naſe bekomme, daß auch jener beim Revieren nicht übereilt werden dürfe, verſteht ſich. Zieht nun der Hund an, ſo nähern ſich, wenn zwei Schützen mit einander jagen, dieſe dem Orte, wo es geſchieht, in dem Maaße, daß ſie beide, wenn das Volk aufſteht, ſchießen zu können hoffen dürfen. Steht der Hund feſt vor, ſo fängt der Herr deſſelben zu kreiſen an, pfeift ihm dabei, in ſo fern er die Geduld verlieren und einſpringen zu wollen ſchiene, warnend zu, und ſchießt zur Uebung deſſelben, wenn er ein einzelnes Huhn vom Volke abgeſondert liegen ſieht, im Sitzen, der andere Kamerad aber im Fluge, wenn das Volk fortſtreicht.

Jedes erlegte Stück muß der Hund apportiren, aber nie geſtatte man ihm, den fortziehenden Hühnern, mag nun gefehlt oder eins angeſchoſſen ſeyn, nachzuprellen. Nur wenn eins flügellahm verwundet und ſogleich eingefallen, aber weiter gelaufen wäre *), gebe man zu, daß er augenblicklich, und ſelbſt eilig auf dem Geläuf nachziehe, weil es oft erſt in weiter Entfernung ſich drückt und dann ſo zu verbergen ſucht, daß es, wenn der Hund einmal abkommt, ſchwer wieder zu finden iſt.

Allgemeine Regel iſts: nicht eher von dem einmal zu beſchießen angefangenen Volke abzugehen, bis, ohne es ganz aufzureiben (was allenfalls nur bei Grenz- und Zughühnern ſich ziemt), eine beliebige Anzahl von Stücken erlegt iſt.

In jedem in der Nähe befindlichen Gebüſche werden ein- oder ein paarmal aufgejagte Hühner, geſprengt ſowohl als volkweiſe, gern Ruhe ſuchen. Iſt das Gehölz nicht zu hoch, um in demſelben mit Erfolg ſchießen zu können, oder

*) Die nicht völlig, aber doch ziemlich gewiſſen Kennzeichen dieſer und anderer Verwundungen wird man §. 37. finden.

nicht zu geſchloſſen beſtanden, mit einem Worte, ſo die Gelegenheit, daß der Hund ſtets überſehen werden kann: ſo ſuche man die Hühner da wieder auf, wo ſie eingefallen ſind; doch nehme man dabei weniger Rückſicht auf den Wind, als darauf, daß ſie, hier aufgeſtoßen, dem freien Felde wieder zugetrieben werden. So lange das ganze Volk beiſammen bleibt, laufen in ſolchen Fällen die Rebhühner im Holze weit vor dem Hunde und Schützen her, und zwar faſt immer nach dem Rande zu. Man wird es bald am Auffallen und dem fortdauernden Anziehen des Hundes gewahr werden, wohin ſie ſich gewendet haben; dann laſſe man jenen nicht aus dem Geſicht, bis er entweder ſteht, oder bis die Hühner herausſtieben. Sind zwei Jäger beiſammen, ſo ſuche nur einer im Holze, der andere aber ziehe ſich, in geringer Entfernung vom Holzrande, immer ſo vor, daß er den Wiedereinfall beobachten kann; nur muß dieſer von dem Striche, welchen der Suchende nimmt, unterrichtet ſeyn, letzter auch dem Hunde öfters zupfeifen, damit jeder den Stand und Gang des andern weiß, um nicht dahinwärts zu ſchießen. Uebrigens ſind unter dieſem Verhältniſſe und überall eben die Vorſichtsmaaßregeln gegen Schußverletzungen von Seiten ſämmtlicher Jagdtheilnehmer zu beobachten, welche bei der Haſenſuche empfohlen worden ſind.

Hat ſich ein Volk in hohem und ſehr geſchloſſen beſtandenem Holze geſprengt; ſo liegen die vereinzelten Hühner da äußerſt feſt, und das Wiederaufſuchen macht dann dem Jäger und Hunde gleich mühſame Arbeit. Beſſer iſts in dieſem Falle, ſo wie in weitläuftigen Hölzern, wo die Verſuche, ein dort eingefallenes Volk, vorzüglich wenn es geſprengt iſt, wieder aufs Freie zu bringen, mit Zeitverluſt verbunden und doch meiſt immer fruchtlos ſind, auf folgende Weiſe ſich zu benehmen: Mitten im eigenen Reviere gehe man ganz ab und ſuche weiter. Nur an der Grenze oder wenn beſondere Gründe obwalten, warum gerade das einmal gefundene Volk aufgerieben werden ſoll, halte man ſich an der Seite des Holzes, in einiger Entfernung vom Rande im Freien, möglichſt verborgen, ganz

ruhig. Bald werden die aus einander gelaufenen oder geſprengt herumliegenden Hühner ſich zu locken anfangen. Genau gebe man Acht, wo der letzte Ruf erſchallt, dort iſt das Volk gewiß wieder beiſammen. Ein Schütze bleibt dann, da im Freien ſtehen, wo er am weiteſten um ſich her ſehen kann, während der andere mit ſeinem Hunde einen Bogen macht, und ohne beſondere Rückſicht auf den Wind, auf den Ort, wo er den Ruf zuletzt vernahm, ſo zu geht, daß das Volk beim Aufſprengen wahrſcheinlich nach dem Felde wieder zuſtieben und dem dort angeſtellten Kameraden zu Geſicht kommen muß.

Auch kann man ſich bei dieſer Gelegenheit eines künſtlichen Rufs bedienen, um es vermittelſt deſſelben bis an den Rand zu ziehen und dann von da aus auf vorbeſchriebene Art ins Freie zu bringen. Das beſte Inſtrument zu dieſem Behuf wird ſo verfertigt:

Man nimmt einen gewöhnlichen Schneiderfingerring von der größten Art, ſpannt darüber ein Stück dünnen Pergaments oder Trommelfells recht ſtraff an, und unterbindet es an dem Fingerringsrande genau mit feſtem Zwirne. In die Mitte des Ueberzuges ſticht man mit einer feinen Nadel ein Loch, durch welches ein Endchen Pferdehaar gezogen, an deſſen beide Enden aber ein ſtarker Knoten geknüpft wird. Indem man mit naſſen Fingern an dem Haare herabſtreicht, entſteht ein Laut, der dem Ruf der Rebhühner ähnlich iſt. Ein ſtärkeres Haar gibt den der Alten, ein ſchwächeres den der Jungen, weshalb man immer zwei hiernach eingerichtete Locken haben muß, um letztere durch den nachgeahmten Laut der erſteren, dieſe aber durch den der Jungen heranziehen zu können.

Dieſes Hülfsmittels kann man ſich, wenn die Hühner ſpäter im Herbſte nicht mehr halten, mit Nutzen bedienen, indem man gegen Abend, wenn ſie ſich auf der Weide vereinzeln, an einem Orte, wo dies gewöhnlich der Fall iſt, ſich möglichſt verdeckt und im guten Winde anſtellt, und, ſobald das erſte Abendgelock erfolgt, mit dem Rufinſtrument antwortet. Nicht ſel-

ten ziehen ſich mehrere Hühner hierauf in die Nähe des Schützen und ſo dicht zuſammen, daß er zwei bis drei auf einen Schuß erlegen kann.

Zu der eben gedachten Jahreszeit darf man dann nur hoffen, Rebhühner in der Suche zu ſchießen, wenn man einen Hund beſitzt, welchem die zu Ende des 27ſten Paragraphen bemerkbar gemachte Racetugend des Kreiſens eigen iſt.

Steht aber etwa bei der Haſenſuche weit vor dem Schützen ein Volk auf, wird in dieſem Moment ſelbſt einmal, oder noch beſſer, von zwei Seiten zugleich, darunter geſchoſſen, iſt es durch häufige Beunruhigung nicht zu wild gemacht, und früher der Hahn davon weggenommen; ſo ſprengt es ſich zuweilen, und dann halten die einzelnen Individuen, beſonders wenn ſie in Remiſen oder im Geſträuch liegen, den Hund noch aus.

Beſſer iſts jedoch immer, die Schießjagd auf Hühner einzuſtellen, wenn ſie in der Regel nicht mehr feſt liegen und den Fang zu exerciren, wovon in der Folge die Rede ſeyn ſoll.

§. 37.

Hier noch etwas über das Zeichnen *) der Rebhühner, wenn ſie im Fluge durch den Schuß verwundet werden.

a) Das tödtlich getroffene nimmt gleich im Fallen die Flügel dicht an den Körper zuſammen, zappelt gemeiniglich, auf dem Rücken an der Erde liegend, mit den Ständen, oder ſchlägt, auf dem Bauche ruhend, mit den Flügeln und ſchwankt dabei mit dem Kopfe hin und her, bis es verendet hat; im Moment der Verwundung ſtieben öfters Rücken- und Bauchfedern umher.

b) Schnellt es ſich, wenn es aus der Luft herab bis

*) Die folgenden Bemerkungen gelten faſt bei allen, ſelbſt ſtärkern Federwildsarten.

auf die Erde gefallen iſt, mit möglichſter Anſtrengung, mit zuſammengelegten oder ausgebreiteten Flügeln, gerade in die Höhe, ohne von der Stelle wegzukommen; ſo iſt dies ein Zeichen tödtlicher Verwundung am Kopfe.

c) Jedes lethal verwundete ruckt, wenn es ja noch fortzieht, doch ſtark zuſammen, bewegt aber von dieſem Augenblick an die Flügel nur ſehr langſam, oft faſt unmerklich, und ſtürzt, indem es dieſe zuſammennimmt, bald leblos herab.

d) Das weidewund geſchoſſene ruckt gleichfalls in der Luft zuſammen, zieht entweder mit herunterhängenden Schenkeln gerade fort und fällt dann ein, oder es ſteigt immer höher und höher, bis es, im Fluge noch endend, herabfällt.

e) Das Flügellahme fällt gemeiniglich auf der Stelle, doch auch wohl, wenn der Knochen nicht ganz zerſchmettert ward, erſt nach einigen Augenblicken, bei einer plötzlichen Seitenwendung, unter ſichtbarer Anſtrengung, weiter fliegen zu wollen, ſchräg abwärts ein, läuft aber, ſo wie es zur Erde kommt, augenblicklich und ſchnell, ſo weit es kommen kann.

f) Ein Rebhuhn, das nach dem Schuſſe in der Luft zuſammenruckt, auch wohl mehr oder weniger Federn verliert, doch aber, ohne die ihm ſonſt eigene Flügelbewegung zu verändern, fortzieht, und allein oder mit mehreren einfällt, iſt gewöhnlich geſtreift, oder doch nur leicht verwundet. Bleibt es beim Volke, ſo überzähle man dieſes, während es fortſtiebt, ſuche es dann, ſobald das Gewehr geladen iſt, wieder auf und gebe, wenn es nun aufſteht, abermals auf die Zahl der Individuen Acht. Fehlt gegen die vorherige nur eins, ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich das kranke. Man laſſe dann dem Hunde Zeit, es ausmachen zu können, weil es ſich gewiß möglichſt verborgen hat und gewöhnlich ſehr feſt liegt.

g) Sieht man einen oder beide Stände oder Schenkel

herunterhängen und im Fortſtieben hin und her ſchleudern; ſo iſt dies ein Merkmal der örtlichen Zerſchmetterung. Ein ſo verwundetes Huhn liegt gleichfalls da, wo es einfällt, ſchon wegen der Schmerzen ſehr feſt, um ſo mehr aber hat man Urſach genau darnach zu ſuchen, weil es ſich laufend nicht fortbewegen kann, ſondern entweder vom Hunde gefangen, oder beim Aufſtehen noch einmal geſchoſſen werden muß.

§. 38.

Wenn die Rebhühner nicht mehr halten, (gemeiniglich alſo gegen Ende des Monats Oktober) geht im Allgemeinen die Fangzeit an. Mit den §. 34 A. beſchriebenen Hochgarnen dauert ſie ſo lange, als ſtarker Froſt das Vorſtoßen der Löcher zu den Stellſtangen nicht unmöglich macht.

Zwar iſt die Anſchaffung dieſer Hochgarne mit nicht unbeträchtlichen Koſten, und die Ausübung des Fanges mit mancher Schwierigkeit verbunden; aber weder an Orten, wo es viele Rebhühner gibt, noch an ſolchen, wo ſie rar ſind und wo vielleicht nur Zughühner einfallen, gibt es ein beſſeres Mittel, denſelben Abbruch zu thun. Denn theils beſchädigen ſich die in Hochgarnen gefangenen Hühner weniger als die, welche in Steck- und andern Garnen eingehen, theils werden auch die ſcheueſten, welche allen andern Garnen ausweichen, durch Anwendung der Hochgarne noch überliſtet. Bei neblichem Wetter kann den ganzen Tag über dieſe Fangart ausgeübt werden, bei hellem nur gegen Abend; doch darf es, weder in dieſem, noch in jenem Falle, windig oder gar ſtürmiſch ſeyn. Man verfährt dabei auf folgende Weiſe:

Kann man vorhergegangener Beobachtungen zu Folge, oder aus andern Gründen, muthmaßlich Kunde erhalten, wo Rebhühner liegen; ſo ſtellt man die Hochgarne da auf, wohin die in der Folge aufgeſprengten Völker wahrſcheinlich ſtieben werden.

Am liebſten fliegen ſie überall gegen den Wind. Hierauf muß, vorzüglich in ganz freien Feldgegenden,

Rückſicht genommen werden; weniger da, wo Feldhölzer oder große Remiſen und Hecken ſich befinden, denn hier eilen ſie dieſen faſt immer zu.

Dergleichen Wahrnehmungen gemäß, werden ſämmtliche vorräthige Hochgarne, nebſt allem Zubehör, an Ort und Stelle gebracht; erſtere dann der Länge nach dicht neben einander ſo ausgeſchlagen, daß die Oberleine dem Winde entgegen, oder nach den Feldbüſchen und Remiſen hinwärts liegt.

Am vordern Wechſel (Ende) des erſten legt man hierauf die erſte ſtarke Stellſtange quer über das Gemäſch ſo nieder, daß der Knopf auf der Oberleine ruht; eine ſchwächere kommt in eben dem Maaße auf das Mittel, und die zweite ſtarke auf den hintern Wechſel deſſelben Garnes, und ſo wird fortgefahren bis zum Endwechſel des letzten.

Der Lage ſämmtlicher Stangen zu Folge beſtimmen die untern Spitzen derſelben die Stellen, wo mit dem Pfahleiſen nun ſo tiefe und weite Löcher in die Erde geſtoßen werden müſſen, daß die Stangen, wenn ſie aufgerichtet ſind, ohne merklich zu wanken, darin feſt ſtehen.

Am Knopfe der erſten ſtarken bindet man dann eine Windleine nebſt dem Anfange der Oberleine des Garnes feſt, legt die ſchwächere Mittelſtange vor der Hand auf die Seite, und befeſtigt am Knopfe der zweiten ſtarken gleichfalls eine Windleine nebſt dem Ende der ſtraff angezogenen Oberleine. So geht es fort bis ans Ende ſämmtlicher Garne.

Wenn die Stellſtangen, je zwei und zwei zugleich, mit den angebundenen Garnen aufgehoben und in die Löcher geſetzt ſind, auch die Erde feſt angetreten worden iſt, ſchiebt man vorn am Garne den Kerb jeder ſchwächeren Mittelſtange, gerade über dem für ſie beſtimmten Loche, unter die Oberleine, ſetzt ſie dann gleichfalls ein und tritt die Erde feſt.

Demnächſt werden ſämmtliche Windleinen an den für ſie beſtimmten Hefteln angeſchleift, und letztere ſo in den

Boden eingetrieben, daß vermittelſt der erſteren das Schwan-
ken der Stangen verhindert wird. Uebrigens iſt vorzüg-
lich dahin zu ſehen, daß die Windleine des Endwechſels
am erſten Garne über den Anfangswechſel des zwei-
ten, und die Windleine des Anfangswechſels des zwei-
ten über den Endwechſel des erſten hinaus ſehr feſt an-
gezogen und mit den Hefteln jedesmal hinter den Garnen)
in den Boden ſo eingetrieben wird, daß die Stellſtangen,
an welchen ſie befeſtigt ſind, dicht neben einander und
unbeweglich ſtehen.

Da nun ſonach ſämmtliche Garne — wie ſie ſollen
— hinter den Stangen buſenreich hängen, nimmt man
die Unterleinen eines jeden ſo in die Höhe, daß der Bu-
ſen noch bis auf die Erde reicht, und bindet ſie mit ſtar-
kem Bindfaden an den Kerben der Wechſelſtelſtangen,
aber nicht an der Reſerveſtange feſt.

Iſt endlich die ganze Garnwand gerichtet, ſo legt
ſich an jedem Ende derſelben und im Mittel ein Mann
platt auf der Erde nieder, ein Paar Jäger mit ihren Hun-
den aber, oder beſſer noch, ſtatt dieſer, von einigen Kna-
ben begleitet, machen einen großen Bogen, ſtellen ſich am
Ende des Bezirkes, auf welchem die Rebhühner muthmaßlich
liegen, den Garnen gegenüber, in gerader Linie und gleichen
Entfernungen von einander an und treiben auf die Wand zu.

Sobald ein Volk einfliegt und ſich fängt, ſpringen
die an derſelben liegenden Gehülfen auf, werfen zuerſt in
möglichſter Geſchwindigkeit die Reſerveſtange des Garnes,
in welchem die Hühner hängen, um, heben dann beide
dazu gehörige Wechſelſtangen aus, legen es nach vorn zu
nieder, löſen das Gefangene aus, und verwahren es in
einem Sacke.

Bis dies alles geſchehen und das Garn wieder ge-
richtet iſt, bleiben die Treibenden ſtill ſtehen und gehen
erſt, auf ein von den Gehülfen an der Wand erhaltenes
Zeichen, weiter vorwärts.

§. 39.

Der Fang mit dem Glockengarne findet nur im

Spätherbſte und Winter ſtatt. Um ihn auszuüben, wählet man dazu einen freien Ort, wo man Rebhühner öfters angetroffen hat, poſchet (kirret) ſie dahin mit geſottenem Weizen oder Hanf *) an, fügt, wenn Schnee liegt, auch Braunkohlblätter hinzu, und umzieht die Kirrungsſtelle (die nicht viel größer ſeyn darf, als der Raum, welchen das darauf zu ſtellende Glockengarn einnimmt), etwa 8 bis 9'' über der Erde, mit einem an kleinen Pflöckchen befeſtigten ſchwarzen Faden. Dieſen ſcheuen die Hühner nicht, ſondern laufen unter demſelben weg, Krähen hingegen und andere Vögel werden dadurch abgehalten, das ihnen nicht beſtimmte Futter wegzukapern.

Sobald es ein paarmal abgenommen iſt, pflöckt man das Garn, ohne es ſehr ſtraff anzuziehen, in allen vier Ecken mit Haken an der Erde recht feſt. Nachdem es nun vermittelſt eines nicht biegſamen, hinlänglich ſtarken, mit der untern Spitze feſt in den Boden getriebenen Stabes, an deſſen oberem flach abgerundetem Ende der meſſingene, in der Mitte des Netzes befindliche Ring feſt gebunden wird, ſo in die Höhe geſpannt iſt, daß auf jeder der vier Seiten zwiſchen der Erde und dem Gemäſche eine Lücke entſteht, durch welche die Hühner gemächlich hineinſchlüpfen können, füttert man unter der Glocke ſelbſt ſtark, rund herum aber nur ſchwach vor.

Iſt nun das Geäſe abermals abgenommen, ſo knüpft man an dem Ringe einen Faden, und an dieſem einen Büſchel vollkörniger Weizenähren ſo an, daß erſter am Stabe herab, letzter aber etwa eine Querhand über der Erde hängt; körnt jedoch etwas ſchwächer. Bemerkt man, daß die Hühner an den Aehren gepickt haben, ſo wird beim nächſtenmal Füttern ein friſcher Aehrenbüſchel angeſchleift, der Ring aber losgebunden und auf dem rundlichen Kopfe des Stabes ſo aufgelegt, daß das Picken an den Aehren und das dadurch entſtehende Zupfen an

*) Beides wird deshalb geſotten, um das Keimen zu verhüten.

dem Faden hinreicht, ihn in Bewegung zu ſetzen und zu machen, daß er am Stabe herabgleitet, wodurch die unter der Glocke befindlichen Näſcher mit dem Netze überdeckt werden.

Bei hinlänglicher und anhaltender Windſtille mißlingt dieſe Fangart, in vorſtehendem Maaße betrieben, ſelten. Bei ſtürmiſcher Witterung hingegen iſt ſie gar nicht anwendbar; denn theils ſcheuen ſich die Hühner dann vor der Bewegung des Netzes, theils kann es nicht fehlen, daß, wenn ſelbiges fangbar ſteht, ein ſehr geringer Luftzug den, nur leicht auf dem abgerundeten Kopfe des Stabes hangenden, Ring erſchüttert, und ſo das Ganze einwirft.

Auch ſind gemeiniglich nur ſehr wenige von den unter der Glocke gefangenen Hühnern zum Aufbewahren brauchbar, weil ſie oft geraume Zeit unter dem Garne verweilen müſſen, ehe ſie ausgelöſ't werden, und dann durch das anhaltende Flattern ſich mehr oder weniger beſchädigen.

§. 40.

Peinlich fühlt der Verfaſſer das Schwierige — ja! faſt die Unmöglichkeit — dem Ungeübten das Verfahren bei Anwendung des Treibezeuges ſchriftlich ſo genau darzuſtellen, daß ihm gar nichts dunkel bleiben, oder doch nicht Fälle vorkommen ſollten, welche blos durch eigene Ueberlegung und Vorſicht beſeitigt werden müſſen. So viel er indeſſen bei der angeſtrengteſten Bemühung und nach Zuratheziehung ſehr erfahrner Männer vermag, ſoll geleiſtet werden.

Fruchtlos würde das Unternehmen bleiben, den Fang mit dem Treibezeuge zu verſuchen, ehe Felder und Wieſen größtentheils leer ſind, oder ehe die jungen Rebhühner geſchildert haben, weil ſie gewöhnlich dann erſt willig ſich treiben laſſen; und natürlicher Weiſe kann er länger nicht ſtatt finden, bis ſtarker Forſt eintritt. Denn, theils wird bei dieſem das Stellen der Garne unmöglich, theils laufen dann die Hühner vor dem Schilde

nicht mehr, ſondern ſtehen, bei fortgeſetzter Annäherung, auf.

Ueberhaupt gelingt dieſe Fangart im **Oktober** in den frühern Morgen- und ſpätern Nachmittagsſtunden am beſten, ſpäterhin im Jahre aber kann jede Tageszeit dazu benutzt werden.

§. 41.

Vor allen Dingen iſt es nothwendig, ſich jedesmal im Voraus davon zu unterrichten, **wo das Volk, deſſen man habhaft werden will, liegt.**

Morgens erlangt man am beſten hiervon Kunde durchs **Verhören**. Wie ſchon oben geſagt worden, hält ſich das Volk wenigſtens in der Nachbarſchaft des Ortes, wo es nach dem **dritten** Rufe einfällt — in ſo fern keine zufällige Störung erfolgt — gemeiniglich lange genug auf, um das Zeug legen und das Eintreiben vornehmen zu können.

Um den Punkt, wo die Hühner liegen, ganz genau erforſchen zu können, ſteige man, wenn ſich Gelegenheit dazu findet, gleich beim Verhören auf einen in der Nachbarſchaft ſtehenden Baum, oder auf eine mit Sträuchern bewachſene Anhöhe und beobachte von da aus, ob ſie ſich **drücken** oder **weiden**. Immer gebe man dabei auf ihr Benehmen Acht. Verlieh die Natur dem Jäger ein hinlänglich ſcharfes Auge, ſo wird er ſie, da ſie, bis der Tag völlig angebrochen und die Sonne aufgegangen iſt, auf dem Stoppelfelde immer mit aufgerichteten Köpfen ſitzen oder herumlaufen, und endlich nach längerer oder kürzerer Zeit ſich drücken ſehen.

Wäre dies aber nicht der Fall, ſo muß er das aufgeſpannte **Schild**, an den Handhaben gefaßt, ſo vor ſich nehmen, daß die darauf gemahlte **Kuh**, mit dem Kopfe vorwärts gerichtet, nach den Hühnern zugekehrt ſteht. Erſt weiter, dann immer enger kreiſend, ſuche er ſie, vom Schilde gedeckt, ins Auge zu faſſen — jedoch mit Vorſicht, um ſie nicht aufzuſprengen, denn in der Frühſtunde beunruhigt, bleiben ſie um dieſe Jahreszeit den ganzen Tag

über wild. Laufen ſie ununterbrochen, ſo greife man immer von weitem ſo vor, daß ſie dem Orte, wo das Zeug gelegt werden ſoll, weder zu nahe kommen, noch ſich zu weit davon entfernen können. Endlich werden ſie ſich hinter einem Raine, oder in einer Furche drücken. Den Ort, wo dies geſchieht, merke man genau.

Immer noch hinter dem Schilde verborgen *), ziehe man ſich nun dahin zurück, wo das Zeug aufbewahrt iſt.

§. 42.

Auf die Wahl des Ortes, wo, und die Art, wie das Treibezeug gelegt werden muß, kommt ungemein viel an; der junge Weidmann befolge daher nachſtehende Regeln genau.

a) Die vorher ſchon wahrgenommene Wildheit oder Ruhe der Hühner ſetzt den Jäger in Stand zu beſtimmen, ob er das Zeug weiter von ihnen abwärts, oder mehr in ihrer Nähe legen darf. Doch kann dies eher in zu großer, als in zu kleiner Entfernung geſchehen.

b) Nicht leicht laſſen ſich die Hühner quer über Raine und Furchen weg, und, im freien Felde, anders als gegen den Wind treiben; dahin muß alſo auch der Zeughamenſack gerichtet liegen.

c) Nur wo Feldbüſche vorhanden ſind, darf man, mit Rückſicht auf die Erfahrung, daß Morgens die Hühner ſich williger dem Holze zu, gegen Abend aber von demſelben abwärts treiben laſſen, die Garne im Seitenwinde ſtellen, wenn es gegen den Wind nicht geſchehen kann; aber auch hier nur im Nothfalle ganz unter dem Winde.

d) Der Hamen muß jederzeit in einer Ackerfurche, oder doch in einer grasleeren, ſeichten, über das ganze

*) Iſt eine Wendung mit dem Schilde nothwendig, bei welcher der Jäger es nicht vermeiden kann, zum Vorſchein zu kommen; ſo mache er dieſe hinter einem Strauche oder in einer Vertiefung, oder lege ſich dabei auf die Erde.

Zeug hinaus reichenden Vertiefung gelegt, auch bei ſehr ſcheuen Hühnern, oder bei ſolchen, welche ſchon einmal vor dieſem oder einem andern Garne geweſen ſind, mit grünem Reiſig leicht verdeckt werden. Gern legt man das Zeug in dieſelbe Furche, in welcher ſich die Hühner gedrückt haben, nie weit von dieſem Orte ſeitwärts.

e) Beim Stellen ſelbſt ſchlage man erſt das ganze Zeug aus, dann ziehe man vermittelſt des Leinchens, welches am hintern Hamenſackende durchs Gemäſch gezogen iſt, letzteres ſcharf zuſammen, und treibe, nachdem die Leine ſtraff angezogen worden, den daran befindlichen Heftel ſo tief als möglich in die Erde. Um aber auf jeden Fall geſichert zu ſeyn, daß die Sacköffnung ſich nicht erweitere, ſchleife man vor dem Zuge noch ein Hülfsleinchen darum. Dann ziehe man die Hamenſpriegel ſo aus einander, daß ſowohl die Einkehlen, als das äußere Garn unbeweglich und ganz gerade ſtehen.

Hierauf wird der Himmel, bei möglichſter Anſpannung ſeiner Seitenwände, durch die an letztern befindlichen Spieße an der Erde befeſtigt, endlich auch das ſtramm ausgedehnte Geleiter, gleichfalls vermittelſt der daran eingebundenen Stäbchen, welche ſo tief als möglich in den Boden zu drücken ſind, aufgeſtellt, und zwar ſo, daß beide Wände, vom Himmel an, ein kleines Stück parallel laufen, dann aber allmählig, nach vorn zu, ſich immer mehr und gleichmäßig von einander entfernen.

Zum Beſchluß befeſtigt man das ganze Zeug vermittelſt der dazu beſtimmten hölzernen Häkchen genau an der Erde, und ſetzt da, wo ein Spieß etwa nicht recht feſt ſteht, von außen eine Strebemücke an.

Bei allem hier Geſagten verfahre man mit möglichſter Genauigkeit, ohne jedoch die Zeit unnütz zu verſchwenden. Alles Geräuſch und aller Lärmen muß ſorgfältig vermieden werden.

§. 43.

Noch bleibt nun die ſchwierige Arbeit, die Rebhühner

dem Zeuge zu, und in daſſelbe hineinzutreiben, übrig. Zu dieſem Ende verberge ſich der Jäger auf eben die Art, wie §. 41. geſagt worden, hinter das Schild, und gehe in einem ſo großen Bogen um den Ort, wo das Volk ſich gedrückt hat, herum, daß er etwa 150 Schritte, nach Befinden auch wohl noch weiter hinter dem Volke, dem Zeuge gegenüber kommt. Von hier aus nähere er ſich langſam und vorſichtig dem Lager und bemühe ſich, die Hühner, durch die im Schilde befindlichen Löcher, ins Auge zu faſſen. Sobald er ſie erblickt und dabei gewahr wird, daß eins oder mehrere den Kopf aufrichten, bleibe er auf der Stelle mit dem Schilde ſo lange unbeweglich ſtehen, bis ſie es annehmen, d. h. bis ſie, ohne Wildheit zu verrathen, danach hinſehen und dann vorwärts laufen. Nur ſelten wird es nöthig ſeyn — beim fernern Eintreiben darf es nie geſchehen — ſie durch Räuſpern oder Huſten aus der Ruhe zu wecken, und immer iſt es ein mißlicher Verſuch, ſie auf dieſe Weiſe dahin zu bringen, daß ſie das Schild annehmen; lieber bleibe man Stunden lang ſtill hinter demſelben ſtehen und erwarte mit Geduld den Zeitpunkt, wo ſie es von ſelbſt thun.

Laufen ſie beim erſten Regewerden gleich aus einander, blicken ſie dabei wild umher, oder fangen ſie gar an, mit dem Schwänzchen zu ſchnippen; ſo kann man ſich überzeugt halten, daß das Geſchäft des Eintreibens mit Schwierigkeiten verbunden ſeyn und nur bei Anwendung aller möglichen Behutſamkeit gelingen wird. Am beſten iſts, ſich in dieſem Falle langſam, mit dem Schilde rückwärts gehend, zu entfernen. Nur behalte man die Hühner ſtets im Geſicht und nähere ſich behutſam wieder, wenn ſie ſich vereinigt haben und ruhig zu werden anfangen. Drücken ſie ſich, ſo muß gerade ſo, wie im Anfange, verfahren werden; laufen ſie aber weidend vorwärts, ſo folge man bedächtig und greife in gehöriger Entfernung ſeitwärts immer ſo vor, daß ſie nach und nach ſich dem Zeuge nähern müſſen. Oft wird man mehreremale ſich zurückziehen, alles wieder von vorn anfangen und Stun-

den, ja, wenn ſie ſich ſehr ſchüchtern bezeigen, halbe Tage lang Geduld haben müſſen; zuweilen aber laufen ſie auch recht willig dahin, wohin man ſie haben will. Vorzüglich ſuche man ſie, wenn ſie die nach dem Zeuge hinführende Vertiefung annehmen, in derſelben zu erhalten und folge langſam, aber ununterbrochen, ſo lange ſie ruhig vorwärts gehen.

Doppelte Behutſamkeit wird nöthig, wenn ſie ſich dem Geleiter nähern, um durch zweckmäßiges Vorgreifen zu verhindern, daß keins beim äußerſten Ende der Flügel deſſelben weggehe; denn ſonſt folgen ſie alle.

Hat man ſie ſämmtlich zwiſchen das Geleiter gebracht, ſo nähere man ſich ſehr langſam, gebe aber genau Acht, ob eins oder mehrere mit dem Schwänzchen ſchnippen; denn bei dieſem ſichern Merkmale, daß ihnen die Sache verdächtig wird, iſt es hohe Zeit, ſich mit dem Schilde zurückzuziehen; auch dann erſt — und zwar nicht gerade zu, ſondern immer hin und her ſich wendend — vorſichtig näher zu gehen, wenn ſie zwiſchen dem Geleiter weiden oder doch ruhig dort herumlaufen. Nur ſuche man es zu verhüten, daß ſie nicht wieder aus demſelben herauskommen, ſondern bemühe ſich, durch abwechſelndes Nähern und Zurückgehen mit dem Schilde, ſie dem Himmel zuzutreiben.

Sobald nur erſt eins oder ein Paar vom ganzen Volke unter demſelben hinlaufen, folgen die übrigen gewiß, und nun iſt es Zeit, hinter dem Schilde verborgen, raſch hinan zu eilen, um das Zurückprallen zu verhindern.

Haben ſie die letzte Einkehle des Hamens paſſirt, ſo ſpringe man hinzu, werfe, da ſie ſich nun alle am Ende deſſelben befinden, den Rock darüber, verbinde mit einem Leinchen, dicht vor ihnen, den Sack, ziehe den an der Zugleine befindlichen Heftel aus der Erde, öffne das Loch am Hamen nur ſo weit, daß man mit der Hand hinein kann, nehme jedes Stück einzeln heraus, verſchneide den zum Verſpeiſen beſtimmten Hähnen ſogleich die Flügel, ſtecke ſie in die eine Abtheilung eines Sacks, an dem der

Boden in der Mitte eingenäht, der aber an beiden Enden offen iſt, die Hühner, und eine ihnen gleiche Anzahl Hähne aber, mit unbeſchnittenen Flügeln, in die andere.

Beim Nachhauſekommen werden ſie dann in den dazu eingerichteten Kammern aufbewahrt und gefüttert, bis es die Umſtände erlauben, die zum Ausſetzen beſtimmten wieder an ſchicklichen Orten ins Freie zu bringen, die überflüſſigen Hähne aber in der Küche zu verbrauchen.

§. 44.

Höher am Tage muß man die Rebhühner, welche im Treibezeuge gefangen werden ſollen, erſt mit dem Hühnerhunde aufſuchen. Halten ſie ihn aus — was freilich zu der Zeit, wo ſie ſich am beſten treiben laſſen, ſelten geſchieht — und ſteht er feſt; ſo kreiſ't man hinter dem Schilde ſo lange den Platz, bis man ſie liegen ſieht, zieht ſich dann zurück, ruft oder pfeift aber den Hund, in ſo fern man mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß er aushält, nicht eher ab, bis das Zeug gelegt iſt. Nachdem hierauf der Hund ab- und an die Leine genommen worden, bleibt das Verfahren beim Eintreiben unverändert ſo, wie der Leſer es §. 43. angegeben findet.

Steht hingegen in der Suche ein Volk Hühner auf, oder muß man es, wenn der Hund nicht Appell genug hat, ſich nach Willkühr des Jägers abpfeifen zu laſſen, aufſprengen; ſo gibt man genau Acht, wo ſie einfallen, und ob ſie da ſich drücken oder ob ſie laufen. In beiden Fällen wird der Hund an die Leine, das Schild aber zur Hand genommen und alles das verrichtet, was von §. 41. bis 43. geſagt wurde.

§. 45.

In Revieren, wo Felder mit Gebüſch abwechſeln, oder wo viele lange Hecken und Remiſen vorhanden ſind, iſt für den einzelnen Jäger mit dem Treibezeuge ſelten,

und höchſtens nur am frühen Morgen etwas auszurichten; hat er hingegen einen verſtändigen Kameraden und ſtehen ihm ein Paar dazu abgerichtete Leute zu Gebote, ſo iſt der Fang mit demſelben nirgends leichter und mit ſichererm Erfolg auszuüben, als in ſolchen Gegenden.

Bekanntlich fallen da die aufgeſprengten Hühner faſt immer am Rande der Gebüſche oder an den Remiſen ein. Beſteht nun das Holz aus einer ſchmalen, nicht zu langen Streife, und wird ſie von Feldern oder Wieſen auf beiden Seiten begrenzt; ſo ſtellt man auf jeder, etwa 100 bis 150 Schritte abwärts vom Holze, einen Gehülfen im Freien an. Beide geben Acht, ob ſich die Hühner — während, in gehöriger Entfernung von ihnen, der Jäger da, wo er Gelegenheit dazu findet *) (wo möglich, am entgegengeſetzten Ende des Gebüſches) mit dem Zeuge verlegt — wieder ins Feld ziehen wollen. Sobald einer von ihnen ſie am Rande laufend erblickt, ſo fängt er, erſt ſtillſtehend, ganz leiſe zu huſten an, damit ſie ins Gebüſche zurückgehen. Will dies keine Wirkung thun, ſo muß er blöcken wie ein Schaf, ſich auch wohl, ohne näher zu gehen, etwas hin und her bewegen; ſobald ſie aber wieder ins Holz eilen, ſich ruhig verhalten.

Iſt der Jäger mit dem Verlegen zu Stande, ſo zieht er ſich (nachdem ein dritter Gehülfe in einiger Entfernung vom Hamen ſich im Gebüſche ſo verſteckt hat, daß er das Zeug überſehen kann) an das entgegengeſetzte Ende der Holzſtreife. Die Beobachter an den Seiten gehen gleichfalls mit zurück, halten ſich aber, während der Jäger allein, oder mit Beihülfe eines ſehr folgſamen, kurzſuchenden Hundes, von Zeit zu Zeit huſtend und blöckend, auch wohl den gewöhnlichen Zuruf nachahmend, deſſen ſich der Bauer bedient, um ſein Zugvieh anzufeuern, im Ge-

*) Den Hamen und Himmel bringt man gern auf einen glatten Steg, das Geleiter aber läßt man, wie gewöhnlich, auf beiden Flügeln ſich ausbreiten.

ſträuche vorwärts geht, auf den Flügeln in einiger Entfernung vom Holze, immer etwas vor.

Wenn einer von ihnen nur ein Huhn am Rande gewahr wird, muß er ſich huſtend melden, damit es umkehre und das Volk ſich immer mehr nach dem Zeuge hinziehe.

Läuft es nun im Geleiter ein und kommt es erſt unter den Himmel, ſo eilt der im Gebüſche verborgene Mann, jedoch ohne Geräuſch zu machen und ohne ſich dem Geleiter zu nähern, vor das Zeug, und treibt die Hühner in den Hamen.

Da in Gegenden, wo es viele Rebhühner gibt, mehr als ein Volk in einem ſolchen Holzbezirke liegen kann; ſo muß der Gehülfe am Zeuge, ſobald die gefangenen Hühner am Ende des Hamens ſind, dieſen vor denſelben mit einer Leine unterbinden, den Rock darauf werfen und ſich wieder ſo lange verbergen, bis die Ankunft des im Holze zutreibenden Jägers vor dem Geleiter nicht mehr hoffen läßt, mehrerer habhaft zu werden.

Dann erſt werden die Eingegangenen ausgelöſ't.

Fiele ein im Felde rege gemachtes Volk in breiten, zuſammenhängenden Gehölzen ein, ſo iſt es doppelt nöthig, den Punkt, wo dies geſchieht, genau wahrzunehmen. Dieſer Beobachtung zu Folge muß, während der Jäger am ſchicklichſten Orte, in gehöriger Entfernung vor den Hühnern verlegt, ein Gehülfe am Feldrande obſerviren und überhaupt ſich der beim Fange in ſchmalen Gebüſchen gegebenen Anleitung gemäß benehmen; ein zweiter hingegen ſtellt, einem mit dem Holzrande parallel laufenden Wege oder Stege entlang, in aller Stille Steckgarne. Dieſer verrichtet, nebſt dem Jäger, welcher das Verlegen beſorgte, nach vollendeter Vorarbeit, das Eintreiben ganz ſo, wie oben geſagt; auch wird alles übrige auf gleiche Weiſe behandelt. Nur müſſen am Ende auch die Steckgarne beſucht und aufgehoben werden.

Hätte ein rege gemachtes Volk in einer Remiſe der Feldhecke Schutz geſucht, ſo würde dem einzel-

nen Manne das Geſchäft, es einzutreiben, ſehr ſchwer fallen.

Ohne Verſuche dieſer Art gemacht zu haben, glaubt der Verfaſſer, daß, um den Fang unter dieſen Umſtänden mit gutem Erfolge zu betreiben, zwei mit der Sache hinlänglich vertraute Jäger und zwei Schilder erforderlich ſind. Von letztern gedeckt, würden erſtere (wenn, nach Maaßgabe des Windes und in gehöriger Entfernung von den Hühnern, an einem oder dem andern Ende der Remiſe oder Hecke ſo verlegt worden wäre, daß der Himmel dicht am Geſträuche, das Geleiter deſſelben aber wie immer vorwärts und allmählig aus einander gezogen ſtünde) am entgegengeſetzten Ausgange der Remiſe, etwa 20 bis 30 Schritte von derſelben entfernt, an beiden Seiten ſich vertheilen und dann beim Eintreiben nach §. 43. verfahren müſſen. Noch ſicherer möchte man indeſſen wohl auf folgende Art zum Zwecke gelangen:

Das Zeug würde ſo gelegt, daß der Wind von demſelben auf die Hühner hinſtriche. Dann müßten die zwei Jäger mit den Schildern ſich, nebſt einem dritten, welcher einen fermen, gelaſſenen Hühnerhund führte, an das entgegengeſetzte Ende der Hecke begeben, und indem letzterer längs derſelben langſam fortſuchte, an beiden Seiten ſich im Freien immer etwas vorziehen. So würde verhindert werden, daß die Hühner — was ſonſt leicht der Fall ſeyn möchte — nicht unbemerkt rückwärts laufen könnten; ſtünde aber der Hund an der Remiſe in der Poſitur, welche er vor dieſer Federwildart gewöhnlich macht, ſo wäre es ein Beweis, daß das ganze Volk oder ein Theil deſſelben ſich gedrückt hätte.

Auf ein von dem, welcher den Hund ſtehen ſähe, gegebenes verabredetes Zeichen müßten nun die Schildführer ſich bis gegen den Hund zurückziehen, dann von beiden Seiten ſich vorſichtig der Hecke nähern und erforderlichen Falls durch Huſten u. dgl. die Hühner zum Laufen zu bringen ſuchen; oder der dritte Jäger müßte den Hund langſam avanciren laſſen, während die beiden mit Schildern verſehenen ſich wieder etwas vorhielten, bis einer

oder der andere bemerkte, daß ſie wieder vorwärts gingen. Sollten ſie ja aufſtehen, ſo würden ſie doch, in ſo fern es nicht ganz dicht vor dem Zeuge geſchähe (woran faſt immer ein Uebereilungsfehler Schuld ſeyn möchte), und wenn ſie überall, beſonders an dieſem Orte, vorher nicht zu ſtark beſchoſſen wären, vor oder zwiſchen dem Geleiter wieder einfallen und dann um ſo leichter ins Garn laufen.

§. 46.

Der Verfaſſer behandelte das Benehmen bei Anwendung des **Treibzeuges** deshalb beſonders ausführlich, weil er dieſe Art des Rebhühnerfanges aus folgenden Gründen für die beſte unter allen hält:

1. Es iſt die einzige, bei welcher der Jäger hoffen kann, des ganzen Volkes auf einmal habhaft zu werden. Nach der dabei befindlichen Zahl der Hähne und der Hühner kann er zugleich am beſten beſtimmen, wie viel Stück der erſteren er zum Wiederausſetzen, mit unverſtutzten Flügeln, aufbewahren ſoll.

2. Die im Treibezeuge gefangenen Hühner beſchädigen ſich — vorzüglich wenn der Hamen ſpiegelig geſtrickt iſt — weit weniger als in ſolchen Garnen, in denen ſie eingehen, ohne daß der Jäger ſogleich dabei iſt, um ſie auslöſen zu können. Gleichwohl iſt der hieraus entſpringende Vortheil größer, als ein angehender Weidmann, der nicht weiß, daß ein großer Theil der im Garne auch nur leicht verletzten Rebhühner in der Kammer, wie im Freien, zu Grunde zu gehen pflegt, wohl glauben ſollte.

3. Der junge Jäger erhält, wenn er unter der Aufſicht eines ſachverſtändigen Principals ſteht, bei öfterer Anwendung des Treibezeuges eine vortreffliche Uebung in der **Geduld**, **Gelaſſenheit** und **Behutſamkeit**; alles Tugenden, die ihm überall und Zeit ſeines Lebens unentbehrlich ſind. Nur muß der Lehrherr ihn nicht gleich anfänglich bei einem begangenen Fehler durch ein rauhes oder hartes Betragen in Furcht ſetzen. Bei jeder Gelegen-

heit, und alſo auch bei dieſer, folge der erſten Uebereilung gelinde und deutliche Zurechtweiſung, öfterem Verſchulden durch Nachläſſigkeit ernſtlicher Verweis, jeder Aeußerung von Brutalität und Unfolgſamkeit **ſtrenge Ahndung**. —

§. 47.

Im Gebüſche, vorzüglich im Weidicht an Flußufern, leiſten die **Steckgarne** gleichfalls ſehr gute Dienſte. In oder vor dem noch ſtehenden Getreide ſie anzuwenden, halte ich für eben ſo unrecht, als unzweckmäßig. Denn theils wird beim Eintreiben ein beträchtlicher Theil der Frucht vernichtet — und dies, wo immer möglich, zu verhüten iſt dem rechtlichen Weidmanne unerlaßliche Pflicht, — theils laufen die Hühner zu der Zeit, wo das Getreide noch auf dem Stiele ſteht, und in demſelben ſchwer oder gar nicht.

Man warte daher, bis alles — Kraut, Kartoffeln und Rüben etwa ausgenommen — abgeerntet iſt, ſtelle dann die **Steckgarne hinter** und **unter** den vorderſten Sträuchen eines, in der Nachbarſchaft der Felder und Wieſen befindlichen, dichten Gehölzes der Länge deſſelben nach fortlaufend auf. Dann ſuche man ein oder mehrere Völker mit dem Hunde auf, und bemühe ſich, ſie in das verſtellte Gebüſch zu ſprengen. Gemeiniglich fallen ſie zuerſt noch vor demſelben ein; dann fangen ſich oft ſchon mehrere Stück, indem ſie laufend der Verborgenheit zueilen, in den Garnen.

Sollten aber die rege gemachten Hühner tiefer im Holze einfallen, ſo laſſe man gerade vor dem Orte, wo dies geſchahe, die Netze ſtehen, hebe hingegen den Theil derſelben, der von da aus unter dem Winde geſtellt ward, auf, ſtecke ſie im Oberwinde ein Stück am Holzrande fort, dann oben in einer Entfernung von 50 bis 60 oder mehr Schritten von dem Einfallspunkte, quer durchs Gehölz und auf der andern Seite wieder ſo weit herunter, als ſie reichen wollen. Dies geſchieht auf folgende Weiſe: Man läßt von jedem einzeln zuſammengewickelten Garne

nie mehr ablaufen, als ein, zwiſchen zwei Spießen befindliches Stück; ſteckt gleich den erſten bis an den untern Saum des Spiegelgemäſches ein, zieht es, damit der obere Saum nicht bauchig herabhänge, am zweiten Spieß feſt an, ſchiebt auch dieſen eben ſo tief wie den erſten in die Erde, lieſ't zugleich den Buſen des Inngarnes überall nach der Seite, von welcher die Hühner einlaufen ſollen, gleichvertheilt ein, und fährt ſo fort bis zum Endwechſel.

Wenigſtens 18″ vorwärts von dieſem wird mit dem erſten Spieße des zweiten Garnes die unterſte Maſche des hinterſten Spiegelnetzes gefaßt, dieſer dann gehörig eingetrieben, auch die oberſte Maſche des eben gedachten Garnes am Knopfe des Spießes angehängt, und dann immer fortgefahren, bis ſämmtliche Steckgarne geſtellt ſind.

Hauptregel iſt es, darauf zu ſehen, daß dies ſo viel als möglich im Zickzack und unter dickem Geſträuche geſchehe, weil dadurch der Fang ſehr erleichtert wird, indem die Hühner confuſe, und die Garne gar nicht oder doch zu ſpät gewahr werden.

Sind nun auf dieſe Weiſe die vorräthigen Steckgarne ſämmtlich fangbar geſtellt, ſo wird das Eintreiben auf eben die Art verrichtet, wie dazu beim Fange mit dem Treibezeuge im Holze (§. 45.) Anweiſung gegeben worden iſt.

Der einzelne Jäger muß bei dieſem Geſchäfte gleichfalls im Beſitze eines fermen, gelaſſenen Hundes ſeyn, der den laufenden Hühnern vorſichtig und langſam nachzieht. Bemerkt er an dieſem, daß ſie da hinaus wollen, wo keine Garne ſtehen, ſo ruft er ihn ab und greift ſo vor, daß er ſie auf dieſelben hintreiben zu können hoffen darf.

Mag indeſſen beim Stellen alle Vorſicht und Genauigkeit beobachtet worden ſeyn, ſo wird zwar oft der größere Theil der Individuen eines Volkes, aber ſelten oder nie das ganze auf einmal gefangen. Auch laufen die übrig gebliebenen Glieder deſſelben an dem nehmlichen Tage und

oft ſogar nach einer ganzen Woche nicht wieder in die Steckgarne ein, beſonders wenn beim erſten Verſuche der alte Hahn entkam.

Mit dem Auslöſen der gefangenen Hühner eile man ſo viel als möglich, unterſuche die, welche aufbewahrt oder wieder ausgeſetzt werden ſollen, ob und wie ſie durch das Flattern im Jungarne verletzt worden ſind, und beſtreiche gleich beim Nachhauſekommen die wunden Stellen mit Leinöl oder ungeſalzener Butter *).

Unjägermäßig iſts, wenn die Steckgarne aufs Gerathewohl im Geſträuche, wo öfters Rebhühner einzufallen pflegen, umher geſtellt werden, und ſo wohl mehrere Tage und Nächte ſtehen bleiben, theils weil die ſich fangenden Hühner — auch wohl Waldſchnepfen — oft mehrere Stunden ſich quälen und tödtlich beſchädigen müſſen, theils weil ſie nicht ſelten das Opfer der Raubthiere werden, und endlich, weil bei dieſem Verfahren die Netze ſehr bald gänzlich zu Grunde gehen.

§. 48.

Der gewöhnliche Tiras wird nur ſo lange mit Nutzen zum Rebhühnerfange gebraucht, als ſie während der Mittagsſtunde in der noch auf dem Stiele ſtehenden Sommerfrucht, oder im hohen Graſe recht feſt liegen; der größere hingegen (das Schneenetz) nach einer ſo eben gefallenen Neue, ehe ſie auf die Weide ausgehen.

Im erſten Falle ſuchen zwei Jäger mit einem hierzu abgerichteten Hühnerhunde **) einzelne Getreideſtücken oder Wieſen ab. Sobald der Hund anzieht und ſtutzt, der Herr deſſelben auch an ſeiner Stellung gewahr wird, daß er Hühner vor ſich hat, läßt er ihn avanciren, bis er feſtſteht, und dann Couche machen.

*) Eine halbe Taſſe Leinöl, mit dem Gelben und Weißen von einem Ei zur Salbe geſchlagen, und damit die wunden Stellen oft beſtrichen, iſt hier, wie bei allen und jeden Hautverletzungen und Ausſchlägen (wenn dieſe nicht ſyphilitiſcher Art ſind) das ſchnellſte Heilmittel.

**) S. das Ende des 32ſten §. d. K.

Hierauf ergreift jeder der beiden Kameraden ein Ende der am Vordertheile des Tiraſſes eingezogenen Leine, und ſo ziehen ſie ihn von hinten über den Hund weg, bis das durchs Geräuſch des mit dem Hintertheile auf dem Getreide oder Graſe hinſchleifenden Garnes bewirkte Auffliegen einiger Hühner — gemeiniglich zuerſt der Alten, — die ſich dann im Netze verwickeln, ihnen anzeigt, daß das ganze Volk bedeckt iſt. Sogleich laſſen ſie nun auch vorn den Tiras fallen, löſen die im Garne hangenden Stücke aus, unterſuchen endlich genau, ob und wo die übrigen ſich unter demſelben gedrückt haben, und bringen ſie mit den erſtern in ſichere Verwahrung.

Daß durch dieſe Fangart in Hafer- und Gerſtenſtücken den Körnern ſowohl, als dem Stroh, im Kohlfelde aber dem Garne Schade zugefügt werden müſſe, läßt ſich leicht begreifen. Rechtlicher, billiger und ſchicklicher Weiſe iſt ſie daher nur im Graſe, in Kartoffel- und Möhrenſtücken, im Klee und andern Futterkräutern, auszuüben.

Bei Anwendung des Schneenetzes bedarf man keines Hundes, denn jedes irgend geübte Jägerauge wird die Hühner leicht da erblicken, wo ſie ſich verſchneien ließen, oder im Schnee gedrückt haben. Auf die Tageszeit kommt nichts an; nur iſts, wie ſchon oben geſagt, nöthig, ihrem erſten Ausgange auf die Weide, nach der gefallenen Neue, zuvorzukommen.

Auch muß das Garn in nicht ganz geringer Entfernung vom Lager ſchon ausgeſchlagen und gegen den Wind, oder doch mit gutem Seitenwinde herangezogen werden.

Gewöhnlich liegt das anſcheinend Wache haltende Huhn bald danach, wenn es aufgehört hat zu ſchneien, einige Schritte weit von den übrigen entfernt. Drückt ſich dieſes bei der Annäherung mit dem Schneenetze, ſo darf man guten Erfolg erwarten; richtet es ſich aber auf und fängt an zu rufen oder zu laufen, ſo kann man darauf rechnen, daß das ganze Volk nicht aushält und daß der Fang mißglücken wird.

§. 49.

Sämmtliche im Vorhergehenden und §. 51. erwähnte Garnarten müſſen nach jedesmaligem Gebrauche beim Nachhauſekommen ausgeſchlagen, abgetrocknet, auch nöthigen Falls ausgebüßet, und an einem nicht feuchten Orte, doch immer dem Luftzuge ausgeſetzt und vor Beſchädigung durch Ratten und Mäuſe möglichſt geſchützt, auf Querſtangen gehängt, aufbewahrt werden.

§. 50.

Die Steige und das Glockengarn *) werden zu gleicher Jahreszeit zum Rebhühnerfange angewendet; auch Kirrung und Fütterung iſt bei beiden ſich gleich; der Fang mit der erſten iſt ſehr leicht und deshalb zu empfehlen, weil die Hühner bei demſelben ſich durchaus nicht verletzen, und weil man ſie ſo lange ſtecken laſſen kann als man will, ohne befürchten zu dürfen, daß Raubthiere oder Raubvögel ihnen beikommen könnten. Freilich darf man darauf nicht rechnen, des ganzen Volks gerade auf einmal habhaft zu werden, doch gehen, vorzüglich beim Schnee, die übrig gebliebenen Stück ſehr bald darnach, wenn auch einzeln, ein.

Beim Gebrauche dieſes ſo nützlichen Inſtrumentes verfährt man auf folgende Art:

Wenn ein Volk den Kirrungsplatz einigemal angenommen hat, ſo ſetzt man die Steige auf denſelben, bindet die Fallthürchen alle nach innen zu feſt in die Höhe, und treibt die an den Füßen befindlichen Spitzen ſo tief in die Erde, daß die Leiſten, an welchen das den leeren Raum zwiſchen den Thür-Charnieren bedeckende Spiegelgemäſch befeſtigt iſt, überall dicht aufliegen.

Haben Rebhühner das darunter und vor den Eingängen umher geſtreute Futter an- und abgenommen; ſo

*) S. §. 39. d. K. Dort iſt ſchon geſagt, daß und weshalb dieſe Fangart mißlich ſeyn muß; auch ergibt ſich aus dem Geſagten das Verfahren bei derſelben.

läßt man, nachdem friſches vor= und darunter geworfen worden, die Thürchen frei herunterhängen. Bei der, auch dieſen Kreaturen eigenen, Lüſternheit ahnden ſie keine Gefahr, ſondern heben die Fallthüren mit dem Köpfchen in die Höhe und ſchlüpfen von allen Seiten hinein, ohne wieder zurück zu können.

Im Winter, wenn Schnee liegt, muß die ganze obere Decke mit Stroh, oder beſſer noch, mit Schnee belegt werden.

§. 51.

Schon der Name **Schneehaube** gibt die Zeit an, zu welcher die Federwildart, von der im gegenwärtigen Kapitel die Rede geweſen iſt, in dieſem Garne gefangen werden kann.

Wie bei der Steige wird auch hier angepoſcht; doch iſt das Sieden der Körner unnöthig.

Haben die Hühner einigemal abgenommen, ſo werden bei der **viereckigen** Schneehaube die Eckſtäbe, bis an den untern Saum der Seitenwände in die Erde geſteckt, letztere aber, nachdem die Einkehlen perpendikulär geſtellt und die daran befindlichen Leinchen vor denſelben mit kleinen Häkchen am Boden befeſtigt ſind, ringsum **verhaft**, d. h. auf der Erde angepflöckt. Endlich treibt man auch den Mittelſtab ſo tief und feſt ein, daß der Himmel nicht bauchig herunterhängt und der Wind nicht damit ſpielen kann.

Die **lange** Schneehaube wird beim Aufſtellen ſo ſtraff als möglich aus einander gezogen, wodurch ſich die Einkehlen, nebſt den daran befindlichen Fallthürchen, von ſelbſt fangbar ſtellen. Dann ſpannt man jede der an beiden Seiten des vorderſten und hinterſten Spriegels angeſchleiften Leinen ſcharf an und nagelt ſie vermittelſt der daran befindlichen Heftel auf dem Boden feſt.

Daß bei jeder Schneehaubenart gleich ſo **angepoſcht** (vorgefuttert) werden muß, wie es die Form derſelben, wenn ſie geſtellt iſt, fordert, verdient wohl kaum Erwähnung.

Weder in der eckigen, noch in der langen fängt man ein ganzes Volk auf einmal; ſind aber zuerſt die Alten, oder iſt doch der Hahn mit eingegangen, ſo werden die übrigen Glieder der Familie bald hernach auch überliſtet.

Beſtehen die Garne aus Spiegelgemäſch, ſo beſchädigen ſich die Hühner ſelten und um ſo weniger, da man die Schneehauben gewöhnlich in Gärten und ſo aufſtellt, daß ſie aus dem Hauſe überſehen werden können.

Man eile jedoch ſo viel als möglich die Gefangenen auszulöſen, damit Raubvögel und Katzen, bei dem — zwar vergeblichen — Verſuche, ihrer habhaft zu werden, ſie nicht ohne Noth beunruhigen *).

§. 52.

Auch in den beim Schnepfenfange **) erwähnten Laufdohnen — vorzüglich in denen an einem Spiegelgeleiter eingebundenen, wenn ſie wie Steckgarne gebraucht werden — kann man Rebhühner fangen. Keinem Weidmanne ziemt es jedoch, anders als bei Zugvögeln von dieſen Mitteln Gebrauch zu machen, theils weil die arme Kreatur ſich quälen muß, und die Anwendung ſolcher Fangarten, wobei dies der Fall iſt, dann allenfalls nur Entſchuldigung zuläßt, wenn es keine andere gibt, theils weil die am Halſe gefangene faſt jedesmal todt, die hingegen, welche mit einem Stande (Fuße) hängen blieb, tödtlich beſchädigt in die Gewalt des Jägers kommt, und alſo, was doch vorzüglich bei den Rebhühnern ihn intereſſiren muß, Erhaltung des Muttergeſchlechts zum Wiederausſetzen, nicht ſtatt findet.

*) Die lange Schneehaube hat den weſentlichen Vorzug vor der viereckigen, daß man ſie, ohne Weiteres aufgenommen und mit den darin befindlichen Hühnern, nach Hauſe tragen kann, hier aber die Gefangenen mit aller Gemächlichkeit herausgenommen werden; dagegen das Ausnehmen aus der viereckigen beſchwerlich und Beſchädigung der Hühner dabei unvermeidlich iſt.

**) Siehe das vorhergehende Kap. §. 15.

Fünftes Kapitel.

Von der Wachtel.

Perdix Coturnix, (*Latham*) *).

§. 1.

Alle zu Anfange des vorhergehenden Kapitels aufgeführte weidmänniſche Ausdrücke können auch füglich auf die Wachtel angewendet werden; doch pflegt man das Männchen gewöhnlicher Schlagwachtel als Hahn, das Weibchen hingegen Sie oder Chanterelle, nicht Henne, zu nennen.

§. 2.

Beide Geſchlechter dieſer Federwildart werden ſonſt auch mit den Namen Schnarrwachtel, Quackel, Crainitz und Perpelitza belegt.

Nach allen neuern Eintheilungsmethoden wird ſie zu der Gattung Feldhuhn (Perdix) gezählt, gehört aber in unſern Gegenden nicht zu den Stand-, ſondern zu den Zugvögeln.

§. 3.

Sie kommt gewöhnlich zu Anfange des Monats Mai, ſelten nur bei ſchönem Frühlingswetter gegen Ende des Aprils bei uns an, und zieht in den letzten Tagen des

*) v. Wildungens Taſchenbuch 1802. S. 32. Bechſteins Handbuch d. Jagdw. Th. 1. Bd. II. K. 6. Meyers Taſchenbuch Th. I. S. 306.

Septembers, längſtens in den erſten des Oktobers wieder weg. Ihre Wanderungen macht ſie in der Nacht, und zwar volk- oder familienweiſe, nicht in ſtarkzähligen Flügen.

Doch brechen im Herbſte vorzüglich die meiſten in einer Gegend liegenden Völker faſt immer zu gleicher Zeit auf. Daher kommt es, daß man in ſüdlicheren Gegenden, an Orten, wo ſie vor Anbruche des Tages einfallen, und, um auszuruhen, liegen bleiben, ihrer dann täglich ſo viele findet.

Die Wachteln gehen faſt immer nur mit Nordweſtwinde fort, kommen im Frühlinge gemeiniglich mit Südoſtwinde an und ziehen überhaupt unter dem Winde, nie gegen denſelben.

Den Sommer bringen ſie in allen europäiſchen Ländern, die nicht nördlicher als Schweden liegen, am häufigſten aber in den ſüdlichen und mittleren zu, betreiben auch in den angegebenen Gegenden das Fortpflanzungsgeſchäft vollkommen, d. h. ſie paaren ſich, die Weibchen legen Eier, brüten ſie aus und ziehen die Jungen groß.

Zur Zeit des Zuges werden ſie in Italien ſowohl, als in den ſüdlichen ruſſiſchen Provinzen in gewaltiger Menge angetroffen. Im Herbſte gehen ſie aus den zuletzt genannten Gegenden in die aſiatiſche Türkei, aus Italien hingegen, wie man behaupten will, nach Afrika *), um in dieſen warmen und heißen Ländern den Winter zuzubringen. Dies thun ſie zum Theil auch in Sardinien; vielleicht aber nur die, welche im Herbſte zuletzt ankommen **).

---

*) Wahrſcheinlich das nicht, da der zum anhaltenden Fluge nicht eingerichtete Bau der Wachteln ihnen eine ſo weite Reiſe übers Meer ohne Ruhepunkte faſt unmöglich machen muß.

**) Herr Bechſtein (ſ. d. Naturgeſch. Deutſchl. B. III. S. 561 u. 562 in der Anmerk.) vermuthet, daß bei dieſen, wie bei andern Zugvögeln, die, welche den Sommer hindurch ſüdlicher wohnen, von denen, welche dieſe Jahreszeit in nördlicheren Gegenden zubringen, während des Herbſtzuges immer mehr nach dem Orient hin gedrängt werden, und dieſe Meinung hat vieles für ſich.

§. 4.

Unſere Wachtel iſt 7'' lang und 14'' breit. Der 5''' lange, vorn übergebogene Schnabel iſt im Sommer dunkelhornbraun, im Winter faſt aſchgrau. Die länglichen Naſenlöcher liegen in einer aufgetriebenen Haut. Der Augenſtern iſt olivenbraun, die Augenbraune weiß, das Kopfgefieder ſchwarzbraun roſtfarben gerändert, ausgenommen das, welches ſowohl von den Naſenlöchern bis zum Nacken einen gelblichweißen, hinten breiter werdenden, als über den Scheitel weg einen ſchmalen eben ſo gefärbten Streif bildet.

Von den rothbraunen Zügeln und Schläfen zieht ſich ein eben ſo gerundeter, ſchwarzgefleckter Streif gleichfalls nach dem Nacken hin. An jeder Seite des Halſes ſtellt ſich ein gelblichweißer Fleck dar. Der Oberhals und Oberrücken iſt ſchwarzbräun, roſtfarben gefleckt, einzeln und fein weiß geſtrichelt; am übrigen Oberleibe aber haben die ſchwarzbraunen Federn dunkel roſtfarbene Ränder und etwas heller gefärbte Querlinien. An beiden Seiten des Rückens, bis zum Steiße herab, hat das Gefieder gleiche Hauptfarbe mit dem eben beſchriebenen Theile; nur an den Fahnen erſcheinen längliche, ſchön roſtgelbe Striche, durch welche zuſammenhängende Längsſtreifen gebildet werden. Die eigentlichen Steißfedern haben ganz gleiche Zeichnung mit dem Oberleibe und bedecken den 1½'' langen Schwanz bis zur Spitze. Letzter beſteht aus vierzehn niederwärts gebogenen, dunkelbraunen Federn, welche am Fahnenrande einen roſtfarbigen Mondfleck haben. Die obern Deckfedern der Flügel erſcheinen röthlichgrau; die größern derſelben ſind, der Breite nach, blaßroſtfarben, ſchmal geſtreift und mit eben ſo gefärbten einzelnen Querſtrichen die Schäfte belegt. Schwarzgrau iſt die hervorſtechende Farbe der Schwungfedern (ausgenommen die der drei letzten, welche gleiche Zeichnung mit dem Rücken haben); doch werden an der äußern Fahne der vordern, wie an beiden Fahnen der folgenden viele ſchmale, roſtfarbene Querſtreifen, auch hin und wieder weiße Flecken ſichtbar.

In der Mitte der Kehle dehnt ſich vom Kinn an ein

ſchwarzbrauner Fleck bis dahin aus, wo zwei kaſtanienbraune Bänder — deren eines an beiden Seiten der Schnabelwurzel, das andere an den Gehöröffnungen anfängt — unter derſelben ſich vereinigen. Den Raum, welcher von jenem Fleck und dieſen Bändern nicht gefüllt iſt, bedeckt von der erſten Mauſer *) bis zur zweiten ſchön roſtfarbenes, in der Folge aber immer ſchmutzigweißes Gefieder.

Der Unterhals und die Bruſt ſind faſt wie die Körner von braunem Weizen gefärbt, jede einzelne Feder aber hat einen weißen Längsſtrich. Der Bauch iſt ſchmutzigweiß. Die Schenkel ſind mit röthlichgrauem Gefieder bedeckt; die 1″ hohen Schienbeine und die Zehen mit hellfleiſchfarbener geſchuppter Haut überzogen, letztere mit hornbraunen Nägeln bewaffnet. Der After und die langen untern Deckfedern des Schwanzes ſpielen aus Roſtfarben in Weiß.

Auf den bis zum Schwanze herab kaſtanienbraun gegrundeten Seiten laufen zwei breite, weiße Streifen herab, die von etwas ſchmaleren, ſchwarzen begrenzt ſind.

Dies iſt das Bild der Schlagwachtel (des Männchens).

Von jener zeichnet ſich das Weibchen durch einen überhaupt etwas kleineren Körper, durch einen heller gefärbten, oft weißlichen Schnabel, durch dunklere Rückenzeichnung und dunklere Streife an den Seiten deſſelben, durch eine überall weißliche Kehle und Bruſt — welche letztere ſchwarz getüpfelt iſt — ſehr merklich aus.

Sehr ſchwer iſts, wenn nicht gar unmöglich, im erſten Jahre die jungen Männchen von den Weibchen zu unterſcheiden; denn nicht früher als im zweiten bekommen erſtere an der Kehle nur einen dunkelbraunen oder

*) Im erſten Jahre ihres Lebens mauſert ſich die Wachtel bei uns gar nicht, ſondern erſt dann, wenn ſie an ihrem Winteraufenthaltsorte angekommen iſt; im zweiten – wie in der Folge immer — und im Freien während des Monats Junius, eingeſchränkt aber nicht ſtets zu gleicher Zeit und oft nicht ganz auf einmal.

ſchwärzlichen, roſtfarben durchwäſſerten Fleck; doch bleibt die Bruſt noch immer weißlich auf dem Grunde und ſchwärzlich getüpfelt. Erſt im dritten Jahre wird die oben gelieferte Beſchreibung beider Geſchlechter überall treffend.

Bechſtein gibt folgende Spielarten an:

a) Die polniſche oder große Wachtel. Sie iſt etwas ſtärker als die gemeine, ſonſt dieſer ganz ähnlich, kann aber dem Lande, nach dem ſie oft benennet wird, deshalb nicht ausſchließlich eigen ſeyn, da Herr Bechſtein ſelbſt eine ſolche von den bei uns gewöhnlichen gezogen hat.

b) Die weiße. Sie iſt ſelten und entweder überall reinweiß, oder gelblich weiß.

c) Die geſcheckte, an welcher entweder ganze einzelne Theile oder große Flecken weiß gefärbt ſind.

d) Die aſchgraue. Ueberall — ausgenommen an der ſchmutzigweißen Bruſt — auf dem Grunde hellaſchgrau gefärbt, hat ſie doch hin und wieder dunkelbraune Abzeichnung.

e) Die ſchwarze. Ihre Hauptfarbe — den weißgraulichen Unterleib abgerechnet — iſt rußſchwarz; doch ſchimmert auch bei ihr an mehreren Theilen dunklere ſchwarze Abzeichnung durch *).

Der ganze Körperbau der Wachtel, vorzüglich aber die Kürze ihrer Flügel, welche, zuſammengelegt, nur bis zur Schwanzwurzel reichen, macht, daß ſie ſich weder leicht, noch ſchnell und daher weder gern noch weit in

*) d und e ſind eigentlich wohl keine Varietäten, da von der aſchgrauen Herr Bechſtein ſelbſt vermuthet, daß ſie in der räucherigen, rußigen Stube des Vogelfängers erſt ſo geworden ſei, die ſchwarze aber nimmt dieſe Farbe bei häufigem Hanffutter, im Bauer eingeſchränkt — wie die ſchwarze Feldlerche — nicht ſelten an. Eben ſo wenig kann man die unter den Vogelfängern bekannte Sandwachtel (auch Rothhahn genannt) und Rohrwachtel zu den Spielarten rechnen; denn die erſte iſt ein zweijähriges Männchen, wie es oben im Texte beſchrieben wurde, die zweite ein ſehr altes, welches, wie zuweilen zu geſchehen pflegt, an der Kehle und am ganzen Kopfe ſchwärzliches oder ſchwarzbraunes Gefieder bekam.

einem Striche im Fluge bewegt. Am wenigſten iſt dies der Fall im Herbſte, wo ſie durch den überall ſich darbietenden Ueberfluß an Nahrungsmitteln ungemein fett zu werden pflegt. Zu jeder Jahreszeit, beſonders während der eben gedachten, liegt ſie ſehr feſt; ſtreicht, wenn ſie ja aufſtehen muß, flach über dem Boden in gerader Richtung hin, und fällt, ſobald ſie einen Ort findet, wo ſie ſich hinlänglich verborgen glaubt, wieder ein. Da und überhaupt immer, wenn ſie Gefahr ahndet, läuft ſie bei trocknem Wetter, ſo weit es, ohne aufs Freie zu kommen, geſchehen kann, ſehr ſchnell fort, drückt ſich dann aber ſo feſt, daß ſie oft beinahe erſt unter den Füßen des Jägers aufſteht. Im Laufe hält ſie den Hals aufgerichtet und nickt, wenn ſie ruhig iſt, ſehr oft faſt bei jedem Schritte mit dem Köpfchen.

Unter den Sinnen zeichnet ſich der des Gehörs vorzüglich aus; denn dieſer iſt ſo fein organiſirt, daß der Hahn den Ruf der Henne, dieſe aber den Schlag des Hahnes nicht nur in großer Ferne vernimmt, ſondern auch den Ort, wo eins oder das andere herkommt — ſei es natürlich oder vom Vogelſteller genau nachgeahmt — ſo beſtimmt gewahret, daß ſie im letzten Falle beide, ohne ſich zu irren, bis dicht zur Lockſtätte im Fluge oder Laufe hineilen.

Dieſer niedliche Vogel hat von Natur ein munteres Temperament, iſt aber, weil er weiß, mit welcher Lüſternheit alle Raubthiere und Raubvögel ihm nachſtellen, und wie ſehr er an Liſt den erſteren, an Schnelligkeit den letzteren nachſteht, ſo furchtſam, daß er, irgend überraſcht, gar keinen Verſuch zur Flucht macht, ſondern den Kopf in der erſten beſten Vertiefung, meiſt zwiſchen zwei Erdklößen, verbirgt, und in ſtiller Ergebung ſein Schickſal erwartet. Gewöhnlich ſchreibt man ihm dieſerhalb, aber mit Unrecht, einen hohen Grad von Dummheit zu. Mir ſcheint vielmehr dies Benehmen mehr auf kluges Benutzen der öfter gemachten Erfahrung hinzudeuten, daß er bei der Aehnlichkeit ſeiner Farben mit der des Erdreichs, auf die

erwähnte Art verſteckt, die Werkzeuge des Geſichts ſeiner Feinde wenig und faſt immer nur, wegen der ihm eigenen ſtarken Witterung, die des Geruchs der Raubthiere zu fürchten hat.

Duldſamkeit, Verträglichkeit, Gattentreue und Liebe zu den Jungen ſind ſchöne Züge, durch welche ſich die Weibchen in Rückſicht der Gemüthsart vor den Männchen vortheilhaft auszeichnen. Denn letztere ſind nicht allein aus Eiferſucht und Futterneid ſtets ſtreit- und kampfſüchtig, ſondern auch durchaus ſchlechte Gatten und Väter.

Schon bei den Griechen und Römern gehörten die **Wachtelkämpfe** zu den öffentlichen Vergnügungen und gaben — wie die Hahnenkämpfe in **England** — zu großen Wetten Anlaß. Noch heutiges Tages iſt dies der Fall bei den Italienern und ſelbſt bei den Chineſen.

Um dieſen, allerdings läppiſchen Spaß zu haben, wird an jedem Ende einer langen Tafel, auf deren Mitte man Hirſekörner umher ſtreuet, eine Schlagwachtel hingeſetzt. Beide eilen dem vorgeworfenen Leckerbiſſen zu, gerathen aber, ſobald ſie einander erblicken, aus Mißgunſt ſo in Wuth, daß ſie zuſammenfahren, und, auf den Zehenſpitzen ſtehend, ſo lange auf einander loshacken, bis entweder der ſchwächere Theil weicht, oder bis, bei unentſchiedenem Siege, beide mit Gewalt aus einander gebracht werden.

So leicht es übrigens iſt, die Wachtel eingeſchränkt zu erhalten, ſo bringt man es doch, ſelbſt bei von Jugend an von und unter Menſchen erzogenen ſelten — und wenn ſie im Bauer eingeſperrt wird, nie — dahin, daß ſie ihre natürliche Schüchternheit ganz ablegt. Nur wenn ſie frei im Zimmer umher laufen kann, wird ſie bis auf einen gewiſſen Grad zahm, aber nie habe ich geſehen, daß ſie ſich willig mit Händen greifen ließe.

Beide Geſchlechter, das männliche und das weib-

liche geben unter gewiſſen Umſtänden einen gleichen, unter andern einen ganz verſchiedenen Laut aus *).

Gegenſeitige Zuneigung und Zärtlichkeit ſcheint durch den Laut, welcher nach Bechſtein wie Gilla! klingen ſoll, Wohlbehagen durch ein gewiſſes katzenartiges, leiſes Schnurren — das man jedoch nur im Zimmer bemerkt — angezeigt zu werden. Dieſe Töne, und die ungefähr wie Gwărrā, Gwårrå! ſchnarrend klingenden, welche letztere ſowohl dem Schlage des Hahnes, als dem Rufe der Henne faſt immer vorangehen, ſind es, welche dieſer und jenem gemein ſind.

Das Männchen läßt nicht nur in der Paarzeit, ſondern auch den ganzen Sommer hindurch — aber, wie man vorgibt, blos dann, wenn das Weibchen von ihm entfernt iſt, — gleich nach dem eben angegebenen Vorſpiele, ſeinen Schlag fünf- bis zwölfmal hinter einander hören. Er ertönt wie: Pĕck-wĕr-wĕck. Spaßweiſe drückt ihn der Landmann durch: Bück' den Rück' aus und gibt ihn für eine Anfeuerung fauler Geſellen zur Arbeit aus. Ein alter Schulmann ſuchte ſeinen Schülern bei der Verſinnlichung des Wachtelſchlages durch die für ſie wichtigen Worte: dic, cur hic? nützlich zu werden.

Des Weibchens Ruf vernimmt der Hahn durch die einzelnen, leiſe betonten Sylben: Pü, Pü! —

Ueber die Lebensdauer dieſer Federwildart im Freien läßt ſich natürlich nichts Gewiſſes beſtimmen; doch kann man annehmen, daß ſie uneingeſchränkt ein höheres Alter erreiche, als im Bauer, wo ſich die Schlagwachtel nicht ſelten ſechs bis acht Jahre hält, in ſo fern ſie nicht gar zu fettes Futter bekommt; denn geſchieht dies, ſo wird

*) Jenſeits des Baikal-Sees ſind, wie Reiſende verſichern, die Wachteln dem Aeußern nach den unſrigen völlig gleich, aber immer ſtumm, wie in Island die Hunde. In Nordamerika ſollen ſie größer als bei uns ſeyn, (auch bäumen?); von dorther gebrachte, bei Kaſſel in der ſogenannten Aue ausgeſetzte, ſich aber nicht vermehrt haben.

der ohnehin bei ihr ſo heftige Begattungstrieb ſo ſehr geweckt, daß das unaufhörliche Schlagen, wodurch ſie denſelben äußert, ſie entkräftet, endlich gar tödtet. Daß im freien Zuſtande unmäßige Befriedigung eben ſo, wie langes Entbehren deſſelben, ihr Lebensziel verkürze, oder doch die Krankheit der Fallſucht *) hervorbringe, iſt wenigſtens nicht unwahrſcheinlich, da ſelbiger die enge eingeſperrten oft unterworfen ſind.

§. 5.

Man iſt bis jetzt durchaus der Meinung, daß dieſe Federwildart in Monogamie lebe, d. h. daß ſich das Männchen nur mit einem Weibchen paare.

Aus Erfahrung kann der Verfaſſer nicht widerſprechen, aber auch nicht läugnen, daß er noch bis jetzt, wegen der übertriebenen Geilheit der Hähne **) und der Bemerkung zu Folge, daß die Schlagwachtel, ſobald die Henne zu legen anfängt, ſich von ihr trennt, ſich auch ſpäterhin um die Jungen im geringſten nicht bekümmert, über dieſen Punkt um ſo mehr zweifelhaft iſt, da eine gleiche Behauptung bei einigen hühnerartigen Vögeln noch nicht völlig erwieſen iſt, und da andere unbezweifelt in Polygamie leben. Wenigſtens ſchränkt ſich die männliche Wachtel wohl aus keinem andern Grunde auf die Begattung mit einem einzigen Weibchen ein, als weil bei der großen Ueberzahl der Hähne gegen die Hennen letztere alle ſehr bald ihren Liebhaber haben, und erſtere daher froh ſeyn müſſen, wenn ſie nur einen Gegenſtand fin-

---

*) Bechſtein empfiehlt als Heilmittel das Eintauchen in kaltes Waſſer während des Paroxysmus

**) In der Gefangenſchaft geräth der Hahn in eine Art von verliebter Raſerei, und behandelt das ihm zugeſellte Weibchen, wenn ſie aus Ueberſättigung oder aus Mangel an Kraft ſeinen unaufhörlichen Anſprüchen auf Genuß nicht jedesmal gleich nachgibt, mit barbariſcher Grauſamkeit, indem er ihr oft alle Federn auf dem Rücken ausreißt, und bei öftern Verſuchen, ſich ſeiner Zudringlichkeit zu entziehen, ſo heftig auf ſie loskratzt, daß die erhaltenen Verwundungen ihr nicht ſelten das Leben koſten. Die kahlen Flecke, welche man bei eben gefangenen Wachtelweibchen oft, nicht immer, bemerkt, mögen Folgen ähnlicher Mißhandlungen ſeyn.

den, mit dem ſie in engere Verhältniſſe treten und ſo ihre unerſättliche Begierde nur einigermaßen ſtillen können.

Die der Begattung vorangehenden häufigen Kämpfe unter den männlichen Nebenbuhlern mögen wohl größtentheils Anlaß zu der Verſpätigung des Legegeſchäfts geben. Denn oft erſt in der Mitte des Junius, oder in den erſten Tagen des Julius legt das Weibchen in einem Neſte, welches blos aus einer, gewöhnlich auf Weizenäckern ausgeſcharrten, flachen, mit Grashalmen umlegten Vertiefung beſteht, acht bis vierzehn verhältnißmäßig große, ſtumpf zuſammengedrückte, grünlich weiße (ſelten ſtrohgelbe), mit ungleich großen olivenbraunen, glänzenden Flecken beſprengte Eier *), die es in drei Wochen — jedoch ſelten alle — ausbringt.

Die nur wenige Tage mit wolligem Flaum überall bedeckten Jungen laufen, kaum dem Ei entſchlüpft, der Mutter nach, lernen von ihr ſchickliche Aeſung ſuchen, werden, wie andere hühnerartige Vögel von ihr gehübert, fangen in einem Alter von acht bis zehn Tagen ſchon zu flattern an und werden ſo ſchnell flugbar, daß ſie, obgleich der Herbſtzug bei den am ſpäteſten ausgekommenen ſchon nach zwei Monaten beginnt, die weite Reiſe in Gegenden, die ſich im Winter eines milderen Klima zu erfreuen haben, mitmachen können. Hierzu trägt jedoch die weiſe Natureinrichtung, daß ſie im erſten Jahre ſich bei uns nicht mauſern (nach Anmerkung 1. §. 4.) das Meiſte bei.

§. 6.

Unſere Wachteln halten ſich meiſt in Getreidefeldern und vorzüglich auf Weizenäckern, ſelten auf Wieſen, nie in der Näſſe und im Holze auf. Zwar fallen ſie, wenn ſie auf dem Zuge ihren Weg über große zuſammenhängende

*) Alte eingefangene Hennen legen im Zimmer, auch ohne vorhergegangene Begattung, zuweilen Eier, bebrüten ſie auch eifrig, aber natürlich ohne Erfolg.

Waldungen nehmen müſſen, um auszuruhen, da ein, gehen aber in der folgenden Nacht gleich weiter. Ihre Aeſung kommt in Allem mit der überein, welche nach §. 5. des vorhergehenden Kapitels die Rebhühner im Sommer annehmen; doch lieben ſie auch mehrere Arten von Würmern und Inſekten, ingleichen Hanf, Mohn und Oelſaatkörner.

§. 7.

Daß ſie ſich im Zimmer herumlaufend ſowohl, als im Bauer leicht erhalten laſſen, iſt bekannt, auch ſchon §. 4. geſagt worden. Hier für Liebhaber, nur einiges über ſchickliche Behandlung und Fütterung in beiden Fällen. Im erſten iſt ihre Lebensdauer allerdings länger, wenn ihnen die Flügel verſchnitten werden, damit ſie ſich beim Auffliegen den Kopf nicht einſtoßen; aber theils verunreinigen ſie das Zimmer auf eine faſt unleidliche Art, theils ſchlägt der Hahn nur in der Dämmerung und zur Nachtzeit. Beſſer iſts daher, ſie in hölzernen Bauern zu bewahren, die, bis auf die nöthigen Oeffnungen zum Luftzuge — an denen unten am Boden zugleich das Saufgeſchirr befeſtigt wird — überall mit Wachstuch beſchlagen ſind, auch an der Decke keine Spriegel haben, weil ſie in dieſem dunkeln Behältniſſe zu allen Tageszeiten ſchlagen, niemand beläſtigen und ſich nicht ſchaden. Das Futter müſſen ſie in einem kleinen Troge erhalten, welcher einer der ſchmälern Seiten des Bauers eingepaßt werden kann.

Sie werden am beſten mit Weizenkörnern, Gerſtenſchrot in Milch geweicht, Semmel und Brod erhalten. Etwas Hanf reiche man nur von Zeit zu Zeit. Immer friſcher, etwas angefeuchteter Sand zum Baden darf ihnen weder im Zimmer, noch im Bauer fehlen.

§. 8.

Das Wildbret dieſer Vögel iſt ſo zart und leicht verdaulich, daß faſt jedem Kranken der Genuß deſſelben erlaubt wird. Im September iſt es faſt überall mit Fett

ſtark belegt und gilt bei Vielen für eins der feinſten Gerichte.

Als Stubenvögel werden vorzüglich Hähne, die häufig ſchlagen und ihr Peckwerweck! recht oft hinter einander, ohne abzuſetzen, wiederholen, geſchätzt.

So viel von der Benutzung und dem Vergnügen, welches dieſe Vögel Manchem gewähren. Vom Schaden, den ſie durch Aeſung oder ſonſt anrichten möchten, kann ſchon ſeiner Unbedeutenheit wegen nicht die Rede ſeyn, und um ſo weniger, da er durch das Aufreiben manches ſchädlichen Wurmes und Inſektes vollkommen erſetzt wird.

§. 9.

In Gegenden, wo dieſe Federwildart nicht häufig angetroffen wird, kann die Mühe, allein nach ihr zu jagen, nicht belohnt werden. Wer indeſſen auf das Wildbret derſelben einigen Werth ſetzt, dem wird es bei der Suche mit dem Hühnerhunde nach Haſen und Rebhühnern an Gelegenheit nicht fehlen, von Zeit zu Zeit einige Wachteln zu erlegen.

Da ſelbige ſehr feſt liegen und da ihre Witterung der der Rebhühner ganz gleich iſt *), wenn dieſe von jener nicht gar an Stärke übertroffen wird; ſo geben ſie dem Jäger Gelegenheit, den jungen Hühnerhund bei der Feldarbeit im Vorſtehen deſto leichter feſt zu machen.

§. 10.

Der Wachtelfang wird bei uns überhaupt wenig und größtentheils nur deshalb betrieben, um für Perſonen, die Schlagwachteln im Zimmer oder im Bauer zu haben wünſchen, ſolche zu verſchaffen.

Ich würde daher dieſen Gegenſtand ſehr kurz behan-

---

*) Dies ſcheint daraus ſich zu ergeben, daß der Hühnerhund, wenn er beim Stehen vor den verſchiedenen Wildarten auch verſchiedene Poſituren macht, doch vor den Wachteln die nehmliche wie vor Rebhühnern annimmt.

deln, wenn mich nicht die Hoffnung, daß gegenwärtiges Werk auch in ſolchen Gegenden, wo dieſe Federwildart im Sommer ſich häufig aufhält, Leſer finden und unter dieſen beſonders jungen Jägern nützlich werden könnte, zu möglichſter Ausführlichkeit beſtimmte.

Aus dieſem Grunde ſollen fünf verſchiedene Fangarten beſchrieben werden. Nehmlich

I. Der Fang mit dem Tiras.

Dieſer wird auf eben die Art, eben ſo groß — auch allenfalls etwas kleiner — aber mit engerem Gemäſch geſtrickt und ſonſt eben ſo verfertigt, wie der, deſſen man ſich beim Rebhühnerfange bedient (ſ. §. 34. des vorigen Kapitels Lit. E.)

Man kann mit ihm ſowohl im Frühlinge, ſo lange das Getreide noch nicht im Schoſſen iſt, als ſpäterhin auf den Sommergetreideſchwaden, oder in andern Sömmerungsfeldern, auch auf der Stoppel fangen, und zwar

a) unter Anwendung des Hühnerhundes zum Aufſuchen der Wachteln. Sobald er vorſteht, verfährt man eben ſo, wie §. 48. des vorigen Kapitels gelehrt worden iſt. Dieſe Fangart findet zu allen vorher gedachten Zeiten und an allen angegebenen Orten ſtatt.

b) Vermittelſt der Lockpfeife.

Um unnütze Weitläuftigkeit zu vermeiden, gebe ich die Verfertigung derſelben nicht an, da ſie bei den Nürnberger Wildrufdrehern um ſehr geringen Preis zu haben ſind. Auch hat man bei dieſem Ankauf noch den Vortheil, unter vielen ausleſen zu können, da hingegen von den ſelbſt zubereiteten manche mißrathen und die meiſten unſcheinbar ausſehen.

Es gibt ihrer zweierlei Arten, beide muß der Wachtelfänger haben:

α) Den Ruf, welcher, wenn man ihn zu Folge eines leicht zu übenden Handgriffs, zweimal wie einen Puderpüſter zuſammenſtößt, den Laut des Weibchens nachahmt; und

β) den Wecker oder Aufwecker, der eben ſo wie

jener gemacht, aber noch einmal ſo groß iſt und, dreimal zuſammengeſtoßen, den Schlag des Hahnes anſpricht.

Kann man mit einer oder der andern dieſer Lockpfeifen, indem ſie oft zu hoch oder zu tief geſtimmt ſind, die natürlichen Töne nicht gleich hervorbringen; ſo darf man im erſtern Falle das Loch, welches vermittelſt einer feinen Nadel durch das Wachs, womit die untere Pfeifenöffnung verklebt iſt, geſtochen wird, nur ein wenig erweitern, im andern hingegen das Loch mit dem Finger erſt ganz zudrücken und ein neues mit einer dünneren Nadel einbohren.

Der Fang mit der Lockpfeife findet meiſt nur im Frühlinge, ehe das Getreide ſchoſſet, ſpäterhin aber nur ſo lange ſtatt, als noch Sömmerung auf dem Stiele ſteht; auch müſſen die Felder nicht zu breit verrainet ſeyn, damit einzelne Stücke der Breite nach — größtentheils wenigſtens — mit dem Tiras überdeckt werden.

Bei einigen andern Fangarten muß das Wetter hell und trocken ſeyn, weil außerdem die Wachteln nicht laufen, bei dieſer aber kann man ſich auch an Tagen, wo die Frucht vom Thau oder Regen durchnäſſet iſt, einen glücklichen Erfolg verſprechen. Denn, obgleich dann die Schlagwachtel, dem Rufe zu Folge, nicht laufend ſich nähert, ſondern aufſteht und heranfliegt; ſo fällt ſie doch in der Nähe des Ortes, wo man lockt, wieder ein, und bleibt gewöhnlich feſt liegen. Da es überhaupt weit mehr Wachtelhähne als Hennen gibt; ſo können erſtere, da ſie zur Erziehung der Jungen nichts beitragen, zu allen Zeiten ohne Schaden weggenommen werden.

Bei dem Fange mit dem Tiras und der Lockpfeife iſt auf folgende Weiſe zu verfahren:

Abends, wenn die Sonne untergehen will, oder früh vor Tagesanbruch geht man, mit beiden Lockinſtrumenten verſehen, und von zwei Gehülfen, welche den Tiras führen, begleitet, aus, um die Schlagwachteln zu verhören. Sollten ſie nicht laut werden, ſo ergreift man den Wecker und lockt, von Zeit zu Zeit einigemal das

mit. Bald werden ſie antworten. Dem zu Folge begibt man ſich nun im Unterwinde, auf die Rainung eines benachbarten Ackerſtücks — etwa 50 bis 60 Schritte von dem Orte entfernt, wo eine Wachtel ſchlug — und ahmt, nachdem man ſich ſelbſt, in einiger Entfernung aber auch die Gehülfen, welche den Tiras quer über das Stück an beiden Leinen ausgebreitet halten, gut, doch ſo verborgen hat, daß alle drei alles überſehen können, den Laut des Weibchens nach. Der, welcher die Lockpfeifen führt, erwartet nun den erneuerten Schlag des zu fangenden Hahnes, gibt dann zwei bis drei leiſe Stöße auf dem Rufe, wiederholt dies auch, ſo oft als Antwort erfolgt; doch nur zwei⸗ oder einmal, wenn die Wachtel näher kommt.

Hört ſie zu ſchlagen auf, ſo darf man nicht öfter als ein⸗, höchſtens zweimal nachrufen, überhaupt aber nie zu häufig locken. Auch muß man in gleicher Menſur immer gleiche Töne hervorzubringen ſich bemühen, ſonſt ahndet ſie bei der Annäherung die beabſichtigte Ueberliſtung, entfernt ſich in der Stille und wird das ganze Jahr überhaupt ſchwer, vermittelſt der Lockpfeife aber gewiß nicht gefangen.

Wenn hingegen der Lockende und die Gehülfen bei trocknem Wetter am Schlage deutlich wahrnehmen, daß und wo ſie in das zum Fange beſtimmte Stück gelaufen iſt; oder wenn ſie bei feuchtem Boden die aufgeſtandene in demſelben einfallen ſehen: ſo ſchweigt erſter mit dem Rufe, damit ſie ruhig und horchend liegen bleibe, letztere aber gehen, den Tiras hoch tragend, zu beiden Seiten des Stücks langſam vorwärts, bis etwa 30 Schritte von dem Orte, wo ſie liegen ſoll; laſſen dann das Hintertheil des Garnes fallen und überziehen damit das Getreide, bis ſie auffliegt und ſich in demſelben verhädert. Daß ſie, wenn ſie lebend erhalten werden ſoll, ſchnell, aber vorſichtig ausgelöſ't werden muß, verſteht ſich.

Bequemer, weil ein einzelner Mann ihn unternehmen kann, und ergiebiger, aber nur bei trocknem Wetter ausführbar iſt:

II. der Fang in Steckgarnen.

Sie werden wie die §. 34. Lit. D. des vorigen Kapitels beſchriebenen verfertigt; das Gemäſch der Spiegelgarne muß aber von einem Knoten zum andern nicht mehr als 2¼″ halten, und das des Ingarnes noch um ein reichliches Drittheil enger ſeyn. Die Spiegelgarne müſſen 1′ hoch und 18′ lang ſeyn; das Ingarn ſoll des Buſens halber 1½′ Höhe haben und 27′ lang ſtellen. Die Spieße werden wie an dem Hühnerſteckgarne eingebunden.

Döbel ſchlägt vor, man ſolle die eine Hälfte jedes Garnes grün, die andere erdgrau färben, weil durch dieſe Verſchiedenheit der Farben der Vogel irre gemacht würde. Mir ſcheint jedoch die Methode anderer Jäger, welche im grünen Getreide und Graſe ganz grüner Netze, im reiferen, gelben hingegen erbsfarbener ſich bedienen, beſſer zu ſeyn. Allerdings hat aber nicht Jeder Zeit, zweierlei Garne zu ſtricken, und Einkünfte genug, den doppelten Aufwand zu beſtreiten.

Zu allen Zeiten und an allen Orten können, in ſo fern die Witterung ſo beſchaffen iſt, daß ſie willig laufen, Wachteln in Steckgarnen gefangen werden, und zwar entweder vermittelſt des Rufes, des Kontrarufes, und des Weckers; vermittelſt eines Lockweibchens (Chanterelle, oder durch Eintreiben.

a) Fang in Steckgarnen vermittelſt des Rufes, Kontrarufes *) und des Weckers.

*) Der Kontraruf wird ſo verfertigt: Man ſchneidet den obern und untern Knoten von einem ſtarken Reiher- oder Gänſeflügelknochen ab, feilt etwa 1½″ von oben herab ein halbrundes Schallloch ein, macht einen Pfeifenkern von Wachs und klebt damit die über dem Schallloche befindliche Hohlung des Knochens, bis auf die zum Eindringen des Windes nöthige Oeffnung zu. Auch das untere Ende des Knochens wird mit Wachs verſtopft und durch letzteres ein kleines Stimmloch mit einer Nadel geſtochen. Dann läßt man ſich eine 7 bis 8′ lange hölzerne Röhre — wie ein Blaſerohr — ausbohren, doch ſo, daß die Oeffnung am untern Theile derſelben gerade nur ſo weit iſt, um die Pfeife genau hineinpaſſen und ringsum die Ritze mit Wachs verkleiden zu können. Am obern Ende der Röhre muß hingegen das gebohrte Loch 4″ tief und ſo weit ſeyn, daß man einen Finger hineinſtecken kann, dann aber

Ihm muß, wie bei I. das Verhören und erforderlichen Falls das Wecken vorangehen. Dann ſchleicht man ſich außer dem Winde bis auf ungefähr funfzig Schritte an den ſchlagenden Wachtelhahn hinan, ſtellt da einige Steckgarne winkelig und ſo im Graſe oder Getreide auf, daß der untere Saum überall genau an der Erde aufliegt, damit der Vogel nicht darunter wegkriechen kann, zieht auch an beiden Seiten die letzten Garne etwas vor.

Hierauf legt man ſich etwa zwölf bis funfzehn Schritte hinter den Garnen platt nieder, und wendet eben ſo und mit gleicher Vorſicht, wie bei I. geſagt wurde, den Ruf an.

Gemeiniglich wird die ihm entgegenlaufende Wachtel gleich in den Garnen ſich fangen; zuweilen aber auch wohl an denſelben fort- und um die Flügel herumgehen, oder unter dem Netze wegkriechen. Bemerkt man das am Schlage, ſo verhalte man ſich ein Weilchen ruhig, ſchleiche ſich dann unbemerkt auf die Seite, von welcher der Vogel herkam und locke oder antworte da, gut verborgen, wieder mit dem Rufe. Augenblicklich wird auch er umkehren und in die Garne gerathen.

Hätte man es mit einem durch falſches Gelock vorher ſchon verpönten Hahne zu thun, der nur ein Stück herankäme, dann aber auswiche; ſo nehme man den Kontraruf zur Hand, ſchleiche ſich hinter die Wachtel und be-

---

ſich etwas verengen und von da an bei gleicher Weite fortgehen, bis gegen dem Ausgang.

Wenn nun der dritte Beſtandtheil dieſes Inſtruments, eine unten in einer 4″ langen hohl ausgebohrten ſo ſtarken Röhre, daß ſie in das obere Loch des langen Rohrs genau paßt, ausgehende hölzerne Hülſe, welche übrigens die Form einer halben Granate hat, weit ausgehöhlt und oben mit einem Rande verſehen iſt, mit geſottenem Pferdehaar dicht vollgeſtopft worden, überzieht man die obere Oeffnung mit dünnem geſchmeidigem Leder, und unterbindet es unter dem Rande derſelben ſo feſt, daß kein Wind da herausgehen kann. Endlich wird das Zapfenröhrchen der Hülſe oben in das lange Rohr hineingeſchoben, und auch hier jede Ritze mit Wachs verklebt. — Tupft man nun zweimal mit dem Finger auf das Hülſendeckleder, ſo entſteht dadurch der Ruf der Chantrelle.

antworte ihren Schlag mit dem Inſtrumente, ſuche ſie auch durch Vorhalten des langen Rohres auf den Seiten am ferneren Ausweichen zu verhindern. Vernimmt ſie nun hinter und neben ſich, bald hier, bald dort, das Gelock; ſo wird ſie, in der Meinung, durch Vorwärtslaufen der Nachſtellung zu entkommen, in den Garnen ſich verirren und fangen.

Mit noch weniger Umſtänden iſt

b) der Fang in Steckgarnen vermittelſt des Lockweibchens verbunden.

Um ihn zu bewerkſtelligen, ſetzt man ein ſolches in einen mit grüner, nicht glänzender Leinwand überzogenen Bauer, ſteckt in einer Gegend, wo vorher Wachteln verhört worden ſind, ein hölzernes Gabelſtäbchen ins Getreide, hängt daran den Bauer und umſteckt um denſelben herum ein nicht großes Quadrat oder Rundtheil winkelig mit Steckgarnen.

Fangen nun beſonders gegen Abend die Männchen zu ſchlagen an und ruft hierauf das Lockweibchen, ſo laufen jene auf dieſen reizenden Laut zu und in die Garne. Wären ſie aber bei feuchtem Wetter in die kleine Stallung geflogen, hätten ſie ſich da nach dem Einfall betrogen geſehen; ſo werden ſie ſich laufend entfernen wollen und in den Netzen hängen bleiben.

Bei dieſem Verfahren werden oft mehrere auf einmal gefangen.

Endlich

c) beim Fange in Steckgarnen durch Eintreiben muß folgendermaßen verfahren werden:

Man durchſtellt gegen das Ende der Ernte, am Tage und bei trockner Witterung, ein noch einzeln ſtehendes Getreideſtück, ſowohl in der Mitte als am Ende, winkelig mit Steckgarnen. Dann ergreifen zwei Perſonen die Enden einer Leine, welche quer über das abzutreibende Stück Feld wegreicht, und an der mehrere an kurzen Bindfädchen herabhangende Schellen, gleichweit von einander entfernt, befeſtigt ſind. Mit dieſer begeben ſie ſich an das Ende des Getreideſtücks, wo keine

Garne ſtehen, überziehen es mit der Treibeleine, und gehen langſam auf die in der Mitte durchgeſtellten Stecknetze zu.

Hier löſ't man die durch das Schellengeklimper rege gemachten und in die Garne gelaufenen Gefangenen aus, ſetzt dann das Treiben bis zum zweiten Durchſtellen fort, und nimmt auch da aus, was man findet.

Daß in Gegenden, wo es viele Wachteln gibt, dieſe Fangart ergiebiger als alle vorhergegangene ſeyn müſſe, iſt einleuchtend.

III. Im September und zu Anfange des Oktobers kann auch zum Wachtelfange Treibezeug angewendet werden, deſſen Hame, Himmel und Geleiter ganz ſo, wie bei dem §. 34. Lit. O. des vorigen Kapitels beſchriebenen, verfertigt werden; nur muß an dem Hamen eine Einkehle, welche ein zweites Geleiter bildet, befindlich, auch das Gemäſch enger ſeyn.

Sehr vortheilhaft iſts, zwei ſolcher Treibezeuge in Vorrath zu haben, und auf den glücklichſten Erfolg kann bei dem Gebrauche derſelben gerechnet werden, wenn man in den Sommerfeldern einige nicht ſehr breite Ackerſtücken ſo ſpät mit Sommerweizen, Gerſte oder Hafer beſäen läßt, daß ſie noch auf dem Stiele ſtehen, wenn das übrige Getreide abgeerntet iſt, und wenn die Wachteln ſchon auf dem Herbſtzuge begriffen ſind.

Uebrigens braucht man zu dieſer Fangart, außer dem Rufe und Wecker, noch Schlagwachteln und Lockweibchen, welche im Frühlinge unter dem Tiras eingefangen und zum Gelock angewendet werden. Jeden Lockvogel ſetzt man in einen beſondern Bauer, welcher wie der in gegenwärtigem Paragraph unter II. b. beſchriebene beſchaffen ſeyn muß, und erhält ihn bis etwa vier Wochen vorher, ehe der Herbſtzug beginnt, bei ordentlichem, aber nicht zu gutem Futter, immer im Dunkeln. Erſt dann hängt man ihn an die freie Luft, und gibt ihm, um ihn hitzig zu machen, abwechſelnd in Milch geweichte Semmel — doch muß die Feuchtigkeit rein ausgedrückt, auch dafür geſorgt werden, daß dies Nahrungsmittel nicht

ſauer ſei — hart geſottene kleingehackte Eier, gute Weizen- und Hanfkörner, zuweilen auch, aber ſelten, Ameiſeneier zu freſſen.

Ehe dieſe Vögel zum Gelock gebraucht werden ſollen, darf man es nicht verſäumen, ſie täglich gegen Abend mit Ruf und Wecker zum Schlagen und Rufen aufzumuntern.

Zur Zeit des Herbſtzuges ſchneidet man in dem zum Fange beſtimmten, allein noch mit Getreide beſetzten Ackerſtücke ſchmale Stege nach dem Ende deſſelben hin, wo in der Folge das Treibezeug gelegt werden ſoll, aus, hängt in der Abenddämmerung in und neben demſelben an dazu aufgerichteten hölzernen Gabeln, die 4 bis 5′ über der Erde ſtehen, die Bauer mit den Lockvögeln auf, und muntert dieſe vermittelſt der oft erwähnten Pfeifen zum Schlage und Rufe auf. Bald werden ſie ſich unter einander antworten, und damit deſto eifriger während der Nacht fortfahren, je beſſer man ſie vorher und jetzt mit Futter verſorgte. Hierdurch gereizt, fallen die auf dem Zuge befindlichen Wachteln wenigſtens in der Nachbarſchaft ein, und retiriren ſich gegen Morgen in das Getreide.

Frühe mit Anbruch des Tages legt man dann in aller Stille das Treibezeug, und zwar die Hamen am Ende des Ackerſtücks ſo, daß die möglichſt ſchräg vorwärts geſtellten Einkehlengeleiter beider Garne in der Mitte des Ackers zuſammentreffen, die beiden äußern aber bis an die Ränder des Ackers ſich hinziehen. Späterhin — wenn es nicht zu naß iſt, etwa Morgens um acht Uhr — wird von der entgegengeſetzten Seite her das Eintreiben mit der Leine *), wie ſolches unter II. c. vorgeſchrieben iſt, vorgenommen. Auf den Steigen eilen dann die durch

*) Statt der Leine kann der einzelne Mann, welcher dieſe Fangart ausüben will, trocknen Sand in ein Tuch nehmen, und ihn, während er langſam im Getreide hinaufgeht, gleichſam ſäend, verſtreuen. Das hierdurch entſtehende Geräuſch macht die Wachteln rege, und ſo laufen ſie gleichfalls bis in die Hamen vorwärts.

ihren Hang zur Libertinage und zur Geſelligkeit aufgehaltenen Gäſte dem ihnen durch die Garne gelegten Hinterhalte zu, und ſehen ſich bald, gewiß mit nicht geringem Schrecken, in der Gefangenſchaft.

IV. Während des Frühlingszugs auf grünen Saatfeldern, aber auch während der Wanderungsperiode im Herbſte auf ſolchen Ackerſtücken, wie die zu der Fangart No. III. erforderlichen und bei durchnäßtem Boden, werden auch ſehr viele Wachteln in Klebegarnen gefangen, welche faſt ganz ſo, wie die beim Hühnerfange beſchriebenen Hochgarne (§. 34. Lit. A. d. v. K.) eingerichtet, nur mit etwas engerem Gemäſch und aus ſchwächerem Zwirne geſtrickt, auch erdfahl oder grau gefärbt ſind. Sie erhalten die nehmliche Höhe und 24 bis 30 Ellen Länge, und man bedarf deren vier Stück.

Zur Abendzeit oder früh, ehe der Tag graut, ſtellt man ſie im geſchloſſenen Viereck an den dazu gehörigen Stellſtangen, welche wie die bei den Hochgarnen beſchaffen und eingeſetzt ſind, frei nach innen zu hängend auf. Unten herum wird das ganze Quadrat mit Stecknetzen umzogen, in der Mitte der Stallung aber hängt man an hölzernen Gabelſtäben Lockwachteln beiderlei Geſchlechts auf.

Wenn dieſe, wie im Vorhergehenden ſchon öfter geſagt worden, zum Rufe und Schlage geweckt ſind, und beides nun immer eifriger gegenſeitig erwiedern; ſo fliegen oder laufen die auf dem Zuge begriffenen, oder in der Nachbarſchaft liegenden Vögel gleicher Art dem Gelocke entgegen, und werden entweder in den Klebegarnen oder in den Stecknetzen gefangen.

V. Noch eine mir vorher nicht bekannte Fangart, mit kleinen Flug- oder Klebegarnen, bei deren Anwendung aber auch der Ruf ſowohl, als die Lockwachteln unentbehrlich ſind, wird in Bechſteins Handbuche der Jagdwiſſenſchaft, Th. I. B. 2. S. 74. §. 404. angegeben und dazu folgendes Verfahren vorgeſchrieben:

In einer Ebene und im halberwachſenen Ge-

treide — alſo im Frühlinge — hängt man, etwa 20 Schritte weit von einander, zwei gut und eifrig rufende Weibchen in Käfigen, die wie Handkörbe geſtaltet ſind, an 3′ hohen Gabeln auf. In einer Entfernung von zwei Schritten umſtellt man jeden dieſer Käfige im Quadrat mit den Flug- oder Klebegarnen, das ganze Terrain und beide Lockvögel her aber mit Steckgarnen.

Mitten in der Stallung legt ſich gegen Abend oder ganz früh Morgens der Jäger auf dem Rücken nieder, und läßt ſich von einem Gehülfen, welcher ſich nachher außerhalb der Garne gleichfalls verbirgt, mit dem Tiras überdecken. Hier fängt er an zu rufen und zu wecken. Sogleich werden die in der Gegend liegenden Schlagwachteln laut werden, dann die Lockweibchen das Rufen übernehmen, jene ihnen im Fluge oder Laufe zueilen und in den Flug- oder in den Steckgarnen ſich fangen.

Da dieſe gar nicht mühſame Stallung an einem Abende oder Morgen, leicht an einem zweiten ſchicklichen Orte wieder eingerichtet werden kann, wenn am erſten nichts mehr zu thun iſt; ſo muß die Fangart nach Maaßgabe der in der Gegend befindlichen Wachteln mehr oder weniger ergiebig ſeyn.

Herr Bechſtein ſpricht von noch einer Art Wachteln zu fangen, bei welcher Schlingen angewendet werden. Da ich, wenn andere und, wo nicht beſſere, doch eben ſo gute Hülfsmittel, dem Wilde Abbruch zu thun, vorhanden ſind, den Gebrauch der Schlingen nicht für gut weidmänniſch halte; ſo ſoll hier davon weiter nicht die Rede ſeyn.

Sechstes Kapitel.

Von den Droſſeln *).

§. 1.

Von den Jägern und Vogelſtellern werden die Droſſeln in Ganz= oder Großvogel und in Halbvogel eingetheilt.

Zu den Ganzvogeln rechnet der Vogelſteller die erſte, zweite und dritte von den im folgenden Paragraphen aufzuführenden ſieben Arten, zu den Halbvogeln die vier übrigen.

Zwei Stück von den erſteren und vier Stück von den letztern machen einen Klubb aus.

§. 2.

Nach dem Linnéiſchen und nach allen beſſern neueren Syſtemen werden die Droſſeln zur Ordnung der Singvögel, nach dem Cuvierſchen aber zu der der ſperlingsartigen Vögel mit ausgeſchnittenem Schnabel gerechnet (ſ. T. C. Unterordn. IX. Gatt. 31.) Ueberall bilden ſie eine eigene Gattung, von welcher folgende Arten größtentheils nur auf dem Zuge, einige aber auch als Stand= und Heckvögel bei uns häufiger, als die übrigen, Einl. §. 75. aufgeführten, vorkommen:

1. Die Schnärre. 2. Der gemeine Ziemer. 3.

*) Bechſteins Handbuch der Jagdwiſſenſchaft Th. I. Bd. II. K. 45 bis 50. — Meyers und Wolfs Taſchenb. d. V. K. S. 191 bis 205.

Die Schildamſel. 4. Der kleine Ziemer. 5. Die Zippe. 6. Die Wein- oder Rothdroſſel. 7. Die gemeine Amſel.

Die hier zunächſt folgenden ſieben Paragraphen des gegenwärtigen Kapitels ſollen naturgeſchichtliche Bemerkungen, die folgenden aber von den Fangarten — die Einrichtung und Stellung des Vogelherds ausgenommen — ſo viel enthalten, als dem jungen Weidmanne und dem Jagdliebhaber zu wiſſen nöthig iſt.

§. 3.

Die Schnärre (Turdus viscivorus) wird auch Miſteldroſſel, Miſtelziemer, Schnarrziemer, Brackvogel, Zerrer, Zaritzer, in Thüringen ausſchließlich Ziemer genannt. Als Zugvogel findet man ſie in ganz Europa, doch mehr in nördlichen als in ſüdlichen Ländern. In Sachſen und angrenzenden Provinzen iſt ſie, ſelbſt als Strichvogel, gemein *); auf dem thüringer Walde häufig.

Die §. 75. der Einleitung zum erſten Theile angegebene Charakteriſtik der Gattung Droſſel, nebſt den ihr folgenden Kennzeichen der erſten Art, werden hinreichen, den Vogel, von welchem hier die Rede iſt, von andern zu unterſcheiden.

In Rückſicht der Gefiederfarben merke man noch, daß außer an den am angeführten Orte angezeigten abweichenden Theilen die Schnärre faſt ganz ſo wie die Zippe (ſ. §. 6.) gezeichnet und, die Stärke abgerechnet, auch ſo geſtaltet iſt.

Das Männchen unterſcheidet ſich von dem Weibchen

*) Als Zugvogel geht ſie in ſchwachen Flügen im Herbſte mit der Zippe zugleich aus nördlichen Gegenden in ſüdlichere, kehrt aber früher als dieſe zurück und niſtet dann häufiger im höhern Norden, als bei uns. Bisweilen verläßt ſie aber auch die in nicht ganz kalten Ländern gewählte Heimath nur als Strichvogel (d. h. als ſolcher, der kurze Reiſen macht und bald und zu unbeſtimmten Zeiten zurückkehrt), wenn der Winter ſehr hart wird und nur ſo lange, bis der Schnee ſchmilzt.

durch zwei an der Seite unter dem Flügel befindliche kleine ſchwarze Flecken.

Wie alle Droſſeln, fliegt auch dieſe ziemlich geſchwind, unregelmäßig, abgebrochen ruckend, und ſchlägt dabei die Flügel ſehr hoch aufwärts. Auf der Erde bewegt ſie ſich hüpfend. Bei ihrem ſcharfen Geſicht und Gehör, iſt ſie, vorzüglich in Geſellſchaft mit mehreren ihres Gleichen, ſo ſcheu, daß es dem Schützen nur ſelten gelingt, ihr anzuſchleichen.

Schon im Februar — wenn milde Witterung eintritt — ertönt der laute, aber nicht unangenehme, aus einigen kurzen Strophen beſtehende Geſang des Männchens. Außerdem haben beide Geſchlechter den anfänglich kurz ziſchenden, hinterdrein ſchnarrenden, allenfalls durch S-Sirr! auszudrückenden Locklaut gemein.

Da dieſer Vogel im Zimmer oft acht bis zehn Jahre lebt, ſo mag er im Freien wohl noch älter werden.

Beide Geſchlechter paaren ſich ſehr früh im Jahre; niſten auch bei uns oft ſchon im März, lieber in Nadel- als in Laubhölzern, auf den Mitteläſten hoher Bäume und nicht, wie in England — nach Latham — in Sträuchen. Das Neſt iſt aus Baum- und Erdmoos, aus dürren Reiſern und Würzelchen, die beſonders den Rand bilden, feſt gebaut und mit dünnen weichen Grashalmen ausgelegt. Das Weibchen macht zwei Gehecke und legt beim erſten vier bis fünf, beim zweiten gewöhnlich nur drei echt ovale, grünlichweiße, mit violetten und rothbraungrauen Flecken und Punkten einzeln beſetzte Eier, welche es, mit dem Männchen abwechſelnd, in funfzehn Tagen ausbrütet.

Die Jungen haben, bis ſie flugbar werden, am Oberleibe eine graue, am Unterleibe eine ſchmutzig gelbweißliche Farbe und ſind am letztgedachten Theile reinweiß und dunkelbraun geſprickelt. Sie werden von den Alten bis zur völligen Flugbarkeit gefüttert.

Merkwürdige Spielarten ſind folgende:

a) Weibchen mit gelblichweißer, ſtatt weißgelblicher Grundfarbe;

b) ganz weiß oder an den untern Theilen braun geſleckt;
c) aſchgraue Hauptfarbe; Bruſt bräunlich gefleckt; Flügel und Schwanz weißlich;
d) röthlich graublau, unten am hellſten, am Bauche weißlich, lichtblaulich gefleckt;
e) an einem oder dem andern Körpertheile weiß geſcheckt, oder nur weiße Flügel und weißen Schwanz;
f) Unterleib roſtgelb, mit ſchwärzlich braunen, dreieckigen, auf der Unterbruſt querliegenden und länglich runden Flecken; Oberleib graulich roſtroth; Flügel hellbraun, an der äußern Federfahne roſtgelblich weiß; Schwanz bräunlich überlaufen, die beiden mittleren Federn roſtgelblich weiß, dritte und vierte mit weißer Spitze. (Wolfs und Meyers Taſchenbuch Th. I. S. 192).

Wie alle Droſſeln wählt die Schnärre zu ihrem Aufenthalte meiſt Waldungen, und zwar zieht ſie das Schwarz- oder Nadelholz dem Laubholze, und gebirgige Gegenden den platten vor. Gemeiniglich nimmt ſie ihren Zug und Strich mehr an den Vorhölzern weg, als tief im Walde und fällt am liebſten an ſolchen Orten ein, wo ſchmale Wieſen, jüngere mit hohen Samenbäumen und Laßreiſern beſetzte Schläge durchſchneiden. Doch findet man ſie auch im Wachholdergeſträuch und im Frühlinge häufig auf Hutungen, wo einzelne Bäume ſtehen.

Sie äſet Regenwürmer, kleine Schnecken, Raupen, Schmetterlinge, Heuſchrecken, Maikäfer und allerhand Inſekten; im Sommer, wenn dieſes alles bei kalter, naſſer Witterung nicht zum Vorſcheine kommt, Kirſchen; im Herbſte vorzüglich Miſtel-, Ebereſchen-, Wachholder- und Kreuzdornbeeren.

Im Bauer oder im Vogelhäuschen wird ihr meiſt nur mit Milch angefriſchte Weizenkleie zum Futter gegeben; beſſer bekommt ihr jedoch in Milch gequelltes Gerſtenſchrot. Soll ſie mehrere Jahre eingeſchränkt erhalten werden, ſo muß man ihr zuweilen etwas kleinwürflich geſchnittenes Fleiſch und Vogelbeeren vorſetzen. Sie

nimmt auch Semmel- und Brodkrumen an *). Friſches Waſſer zum Saufen und Baden darf nicht fehlen.

In der Gefangenſchaft iſt dieſer Vogel, wie alle ſeine Gattungsverwandte, mancherlei Krankheiten ausgeſetzt, als:

a) Dem Pips (dem Katharr), welcher an einem gelben Rande an der Schnabelwurzel, am aufgeſträubten Kopfgefieder, am Aufſperren des Schnabels und an der Trockenheit der Zunge erkannt wird. Zur Kur gebe man ihr Bruſtthee aus Ehrenpreis gemacht (den man jedoch einflößen muß) zu ſaufen und ziehe, wenn die Naſenlöcher verſtopft ſind, ein kleines Federchen durch dieſelben.

b) Die Dürrſucht (Auszehrung). Die Sympto- me der Krankheit, welche eine Folge unrichtig gewählter Nahrungsmittel und falſcher Behandlung iſt, beſtehen im aufgeplauſterten Gefieder und im Dahinſchwinden des Wildbrets. Eine Kreuzſpinne zur Purganz, und hernach Saufen, in welches ein verroſteter Nagel geworfen wird, heben das Uebel zuweilen.

c) Verſtopfung und d) Durchfall werden durch Klyſtiere kurirt. Um ſie zu appliciren, taucht man den Knopf einer Stecknadel in Leinöl und ſchiebt dieſen vorſichtig in den After.

---

*) Für alle Droſſelarten und für alle Vögel, welche Vogelbeeren ſowohl als Gewürm äſen, ſchlägt Naumann folgendes Univerſalfutter vor:

Man nehme Möhren und reibe davon auf einem platten Reibeeiſen ſo viel, bis man eine Hand voll hat; ferner für 1 Pf. in Waſſer gequellte harte Semmel. Dieſe beiden Ingredienzien vermiſche man mit zwei Händen voll Gerſtenſchrot, das aber erſt auf nachſtehende Art zu- zurichten iſt. Das Schrot, aus welchem das feine Mehl gebeutelt iſt, wird durch ein Sieb geſchlagen, das etwas enger iſt, als ein ſogenann- tes Nadelſieb. Das Durchgefallene ſchüttelt man hierauf durch ein ſo enges Sieb, daß nur der Gries durchfallen kann, thut das in demſel- ben Zurückgebliebene in eine kleine Mühle oder Mulde, ſchwingt die Hülſen rein heraus und thut es dann zu dem Gries.

Um alles obige gehörig zu vermengen, ſchüttet man es in einen Napf zuſammen und reibt es mit einer hölzernen Keule tüchtig durch ein- ander.

Bei neu gefangenen Vögeln müſſen Ebereſchenbeeren darunter gemiſcht werden, und zwar ſo lange, bis man an den Excrementen gewahr wird, daß ſie das andere Futter annehmen.

e) Die Darre. Sie entſteht durch Verſtopfung der Fettdrüſe, welche oben auf dem Steiße liegt. Symptome der Krankheit ſind das Anſchwellen dieſer Drüſe, Traurigkeit, aufgeſträubtes Gefieder und ſchnelles Abnehmen des Vogels. Am beſten iſts, den Drüſenknoten gleich beim Entſtehen, mit einem aus Silberglätte, in der Apotheke bereiteten Bleiſälbchen zu beſtreichen, dadurch zu erweichen und die Oeffnung auf dem natürlichen Wege zu befördern. Denn beißt der Vogel ihn auf, was wohl außerdem zuweilen geſchieht, oder öffnet man ihn mit einer Nadel oder Scheere, ſo erfolgt die Herſtellung zwar ſchnell, aber die Zerſtörung der unentbehrlichen Drüſe zieht bald darauf den Tod nach ſich.

Kleine und größere Raubthiere ſtellen Jungen und Alten nach; letztern aber unter den Raubvögeln beſonders der Wanderfalke, Habicht und Sperber.

Das Wildbret der Miſteldroſſel wird, vorzüglich im Herbſte, wo ſie ungemein fett wird, ſehr geſchätzt; auch ſtiftet ſie, außer dem Genuſſe, welchen ſie hierdurch Leckermäulern gewährt, noch durch Vertilgung ſchädlicher Waldinſekten Nutzen. Auf der andern Seite aber veranlaßt ſie auch an Wald- und Gartenbäumen dadurch einigen Schaden, daß ſie die unverdauten Kerne der Miſtelbeeren auf die Zweige fallen läßt. Dort ſetzen ſich dieſe Beeren in der aufgeſprungenen Schale feſt, ſchlagen aus und bringen die dem Baume viel Nahrung entziehende Schmarotzerpflanze (den Miſtel, Viscum album, *Linn.*) hervor, welche jedoch in Gärten durch Abſchneiden der Keime leicht vertilgt werden kann.

§. 4.

Der Ziemer (Turd. pilaris, *Linn.*) führt noch ſonſt die Namen: Zeumer, Grasziemer, Giemer, Blauziemer, Schacker, Wachholderdroſſel, Schomerling, Kranabetvogel. In Krain heißt er Brinauka; in Gegen-

den, wo es viel Wachholderbeeren gibt und wo dieſe Krammetsbeeren genannt werden, ausſchließlich Krammetsvogel. Er bringt den Sommer in den nördlichen Theilen von Europa und Aſien zu, niſtet auch meiſt nur da, zuweilen aber, wie ich perſönlich zu beobachten Gelegenheit fand, auch in unſern Laubwaldungen. In Europa, beſonders in Teutſchland, kommt er auf dem Herbſtzuge unter allen Droſſeln zuletzt an, gewöhnlich in der Mitte des Novembers, bald in ſtark-, bald in geringzähligen Flügen; bleibt in einigen Gegenden den ganzen Winter über; andere aber verläßt er die kälteren Monate hindurch und beſucht ſie nur auf dem Frühlingszuge im März wieder. Unter allen Gattungsverwandten reiſ't er am langſamſten, weil er es ſich überall einige Zeit gefallen läßt, wo es etwas für ſeinen Schnabel gibt. Die §. 75. der Einleitung zum erſten Theile angegebenen Kennzeichen der unter dem Namen Wachholderdroſſel aufgeführten zweiten Art reichen hin, den Ziemer nicht nur von andern Vögeln, ſondern auch von den übrigen Droſſeln zu unterſcheiden. Ich werde deshalb hier nur das anführen, woran das Männchen und Weibchen zu erkennen iſt. An jenem nehmlich iſt der, nur an der Spitze ſchwärzliche Schnabel wie der übrige Rachen gelb; an dieſem der Oberkiefer mehr graubraun; an jenem Kopf und Steiß aſchgrau (erſterer auf dem Scheitel nur mit einzelnen ſchwärzlichen Längsflecken beſetzt); an dieſem fällt die Grundfarbe der eben genannten Theile mehr ins Fahlgraue und der Scheitel hat mehrere ſchwärzliche Längsflecken. Der am Männchen ſchmutzigkaſtanienbraune, bald ſtärker bald ſchwächer roſtfarben und weißgrau gewölkte Rücken, hat am Weibchen ſchmutzigroſtfarbenes Gefieder. Am Männchen iſt die Kehle und der Vorderhals bis zur halben Bruſt roſtgelb, erſtere nebſt der Gurgel mit ſchmalen dreieckigen, der gleichgefärbte Theil der Bruſt aber mit breiten herzförmigen Flecken beſetzt. An dem Weibchen hingegen iſt die Kehle weißlich. Die Stände des Männchens ſind mit ſchwarzbrauner, die

des Weibchens mit dunkelbrauner geſchilderter Haut überzogen *).

Unter allen Droſſeln iſt dieſe die ſchönſte. Ihr Laut kann nicht wohl Geſang genannt werden, da das Kunſtvollſte, was ſie an Tönen hervorbringt, blos in einem heiſern, unangenehmen Gezwitſcher, ihr Locklaut aber nur in einem weit hörbaren Gequiek und Schackern beſteht.

Der Vogelſteller hat bei der Auswahl der Lockvögel dieſer Art dahin zu ſehen, daß er nur ſolche nimmt, die nicht viel ſchäckern, aber oft quieken; denn das erſtere iſt in der Freiheit mehr ein Warnungs- als ein Einladungszeichen, und ſo würden dadurch die Zugziemer mehr vom Herde zurückgetrieben, als zum An- und Einfall gereizt werden.

Der Ziemer überlebt, eingeſchränkt erhalten, ſelten das ſechste Jahr, und wenn er ſein Alter bis dahin bringen ſoll, muß er immer, vorzüglich in der Mauſerzeit, gut und reinlich gehalten werden und oft friſches Waſſer zum Saufen und Baden bekommen.

Da er meiſt nur im hohen Norden niſtet, ſo fehlt uns noch immer vom Betriebe ſeines Paar- und Brutgeſchäfts genaue Kunde. Jedes Paar baut im zeitigen Frühlinge ſein Neſt, welches nicht nur, wie man bisher behauptete, in Schwarzwäldern auf hohen Bäumen, ſondern auch in Laubhölzern in den Wipfeln dichter Sträucher gefunden wird. Frühzeitig muß das Brüten ſeinen Anfang nehmen, da die Jungen im Herbſte, wenn ſie zu uns kommen, weder an Stärke, noch an Farbe von den

*) Wie faſt bei allen Vögeln, gibt es auch bei den Ziemern Spielarten, als nehmlich a) den weißen (er iſt meiſt nur gelblichweiß, hat zuweilen einzelne ſchwärzliche Flecken, auch wohl eine, dem gewöhnlichen gleichgefärbte Bruſt); b) den überall ſchmutzig gelbrothen (lohfarbenen); c) den weißgeſcheckten (die Flecken erſcheinen meiſt nur auf dem Oberleibe); d) den weißköpfigen (zuweilen iſt auch ein Theil des Halſes weiß gefärbt); e) den, welcher auf dem Rücken ſo gefärbt iſt, wie der gemeine auf der Bruſt. Mehrere Spielarten findet man angezeigt in Wolfs und Meyers Taſchenb. d. teutſchen Vögelkunde, S. 193. ff.

Alten zu unterſcheiden ſind, woraus man zugleich ſchließen kann, daß dieſe Vögel nur ein Geheck machen *). Doch müſſen ſie ſich ſehr zahlreich vermehren, da überall und alljährlich eine ungeheure Menge gefangen werden und man dennoch keine merkliche Verminderung bemerkt.

Der Einfallsort ſtimmt mit dem der Schnärren überein; nur haken ſie auf dem Zuge noch mehr als jene, auf hohen Laubholzbäumen an und zwar faſt immer in den Vorhölzern, von wo aus ſie, ſobald der Schnee weg iſt, auf Wieſen, Aeckern und Lehden der Aeſung nachgehen. Im Herbſte geſchieht es zuweilen, obwohl ſelten, daß ſie Abends auf Sommerſtoppelfeldern einfallen, ſchlafen und beim Lerchenſtreichen mit ins Garn gerathen. Ueberhaupt ſchlafen ſie gern auf der Erde ſitzend. Am meiſten lieben ſie mit Wachholderſträuchen beſetzte Berggegenden.

Die Aeſung iſt im Allgemeinen der der Schnärre gleich; nur daß dem Ziemer die Wachholderbeeren eben ſo große Leckerbiſſen ſind, als der Schnärre die Miſtelbeeren. Eingeſchränkt bekommen ſie mit jenen gleiches Futter; doch gebe man ihnen zum Wechſel oft gekrümte Semmel mit geriebenen Möhren vermiſcht, beſonders in der Mauſer, wo ihnen auch die Fleiſchfütterung ſehr nützlich iſt.

Im Freien ſind ſie der Verfolgung derſelben Feinde, und im Bauer ganz gleichen und gleich zu heilenden Krankheiten wie die Schnärre ausgeſetzt.

Das Wildbret wird dem aller andern Krammetsvögel

---

*) Der Ziemer niſtet in Schweden und Liefland auf Bäumen, vorzüglich auf Birken, und brütet in Liefland zweimal im Jahre, das erſtemal im Mai, das zweitemal zu Ende Junius. Das Neſt iſt aus dünnen Reiſern, und Grashalmen zuſammengeflochten, mit Lehm verbunden, und die innern Wände und der Boden ſind mit feinen Grashälmchen ausgefüttert. Das Gelege beſteht aus vier bis ſechs meergrünen, rothbraun punktirten Eiern; Wolfs und Meyers Taſchenb. d. t. V. K. Kap. I. S. 195. Dieſe v. Hrn. Hofrath Germann in Dorpat herrührende Nachricht wurde dem Verf. von einem ruſſiſchen Offizier beſtätigt, und das, was die Farbe der Eier betrifft, ſtimmt mit des Verf. eigener Erfahrung überein. Das von ihm gefundene Neſt ſtand in der Krone einer alten Birke und enthielt fünf Eier.

vorgezogen, beſonders von denen, die den Wachholder-beerengeſchmack lieben, welchen daſſelbe, ſelbſt in Gegenden, wo es deren keine gibt, noch lange behält. Auch ſind die Ziemer gemeiniglich beſſer am Wildbret und fetter noch, was wohl darin ſeinen Grund hat, daß ſie, wie ſchon geſagt, oft Raſttage machen.

Bei den alten Römern wurden ſie in beſondern Vogelhäuſern mit Hirſe gefüttert und zwanzig Tage lang gemäſtet mit einer Art Teig, der aus Mehl, geſtoßenen Feigen, Beeren von Maſtix, Myrthen und Epheu — lauter Dingen, die wohl das Wildbret ſaftig und ſchmackhaft machen, auch Fett hervorbringen konnten — bereitet ward. Die Federn können zum Ausſtopfen weicher Kiſſen gebraucht werden.

§. 5.

Die Schildamſel, (Turd. torquatus, *Linn.*), auch Ringdroſſel, Schneedroſſel, Rußdroſſel, Schilddroſſel, Stockamſel, Berg-, See- und Meeramſel, Ringmerle, Dianenamſel und Stockziemer genannt, bringt, wie der Ziemer den Sommer im Norden von Europa zu; Teutſchland beſucht ſie, wie Aſien und Afrika, nur auf dem Herbſt- und Frühlingszuge, und auch dann platte Gegenden ſelten. Zur erſtgedachten Jahreszeit kommt ſie gemeiniglich in der letzten Hälfte des Septembers bei kalten, neblichen Nächten in geringzähligen Flügen — wahrſcheinlich familienweiſe —. Ihr Zug dauert nicht über acht Tage; im Frühlinge ſieht man ſie zu Ende des Märzes ſchon und den ganzen April hindurch, aber nur einzeln. Sie iſt unter den Droſſeln im Herbſte eine der erſten bei uns ankommenden.

Den §. 75. der Einl. zum erſten Theile angegebenen Kennzeichen der Art Ringdroſſel, welche jedoch mehr auf das Männchen paſſen, füge ich hier nur Folgendes bei: Der äußereSchnabel iſt bis auf die weißgelbe Wurzel des untern Theils und die gelben Mundwinkel ſchwarz, inwendig dunkelgelb. Die Stände ſind mit dunkelbrauner geſchilderter Haut überzogen. Beim Weibchen

iſt die am Männchen beſonders auf dem Rücken ſchwarze Hauptfarbe des Gefieders heller — nur braunſchwarz — jede einzelne, am Männchen hellroſtbraun gekantete Feder am Oberleibe nur hellgrau berandet, am Unterleibe weiß eingefaßt. Das Schild auf der Bruſt zeichnet ſich weniger aus und erſcheint nur röthlich aſchgrau, braun gewölkt.

Das junge Männchen hat bei der Farbe des alten Weibchens ein röthlich weißes Schild; beim jungen Weibchen iſt das Schild kaum ſichtbar *).

Fliegende, hüpfende und andere Bewegungen und ſelbſt den ſchackernden Locklaut hat die Schildamſel mit der gewöhnlichen (ſ. §. 9.) gemein. Ihr Geſang iſt eben ſo melodiſch wie bei jener, aber leiſer, ſo daß ein Rothkehlchen ſie überſtimmen kann. —

Eingeſchränkt bleibt ſie ſechs und mehrere Jahre am Leben. —

Da ſie nur im hohen Norden niſtet, ſo iſt über ihre Paarung, Vermehrung und über die Erziehung und das Wachsthum der Jungen nur wenig bekannt. Neſtſtand und Neſt gleicht dem der gemeinen Amſel; in dieſem findet man vier bis ſechs grünlichweiße, mit röthlichbraunen Punkten beſtreute Eier.

Dort ſowohl, als bei uns und überall auf dem Zuge hält ſie ſich gemeiniglich in waldigen Gebirgen, nur höchſt ſelten in Ebenen auf, liegt immer in Büſchen verſteckt, iſt aber ſonſt (wahrſcheinlich weil ſie ſelten beunruhigt wird) von ſehr ſtiller, gar nicht ſcheuer Gemüthsart. Sie fängt ſich deshalb nicht nur in den Dohnen, ſondern auch auf dem Heerde ſehr leicht.

Aeſung, Feinde und Krankheiten hat ſie mit den übrigen Droſſeln gemein. —

Des Feiſtes halber, womit im Herbſte das Wildbret überzogen wird, iſt dieſes vorzüglich wohlſchmeckend.

---

*) Selten wird eine ganz weiße, öfter eine weißgeſcheckte Spielart gefunden.

§. 6.

Der kleine Ziemer *) (Turdus dubius — zweideutige Droſſel, Bechſt.), von Bechſtein als eigne Droſſelart betrachtet, ſcheint den Uebergang von den Ganz- zu den Halbvögeln zu bilden.

Er iſt überall ein Zugvogel, der höchſt ſelten flache Gegenden, und nur bisweilen zu gleicher Zeit mit der Schildamſel die ſüdliche Seite des thüringer Waldes beſucht. Ungeachtet der kleinen Abweichung in der von andern Schriftſtellern gelieferten Beſchreibung der braunen Droſſel (Turdus fuscus), welche man häufig in Neuyork findet, glaube ich doch, daß dieſe mit jenem zu einer Art gehört und daß er eigentlich nur im gebirgigen Norden einheimiſch iſt.

Kennzeichen der Art: $8\frac{1}{2}''$ Länge, $14\frac{1}{2}''$ Breite. Der Oberleib olivenbraun; die Bruſt weißgrau und ſchwarzbraun (gewölkt) der Unterleib weißgrau, an den Seiten mit ſchmalen dunkelbraunen Längsſtreifen belegt; die großen Deckfedern der Unterflügel hellorangefarbig.

Der Schnabel iſt $\frac{3}{4}''$ lang, wie an den eigentlichen Ziemern geſtaltet, von der Mitte beider Kiefer bis in die Ecken gelb gerändert; der Rachen gelb; der Oberkiefer über den eirunden Naſenlöchern mit ſechs ſchwarzen borſtenartigen Bartfedern beſetzt; der Augenſtern dunkel kaſtanienbraun; die Einfaſſung der Augenlieder hell orangefarbig.

---

*) Turdus dubius *Bechst.* (ſ. B. 4. v. Bechſt. Nat. Geſch. Teutſch. IV. S. 240. zweite Auflage Bd. III. S. 396. n. 9. Ornith. T. B. Th. I. S. 147) die zweideutige Droſſel. In Thüringen, wo der Ziemer ausſchließlich Krammetsvogel heißt, wird ſie kleiner Krammetsvogel genannt. Der Seltenheit des Vogels wegen ward die Beſchreibung aus den angezeigten Werken entlehnt. In Meyers und Wolfs T. B. der Vögelkunde Th. I. S. 203 wird bezweifelt, ob dieſer Vogel eine eigne Art ausmache; er wird vielmehr für eine Abart der Wachholderdroſſel (T. pilaris) oder der Rothdroſſel (T. iliacus) gehalten. In *Temmink* Man. d'ornith. d'Europe wird er gar nicht erwähnt; aus Bechſteins neuern Werken geht indeſſen hervor, daß dieſer große Ornitholog ſeiner Meinung getreu bleibt

(Zur zweiten Auflage.)

Die ganze Geſtalt dieſer Droſſel, wie die Farbe des Unterleibes und der Stände, iſt der des gemeinen Ziemers ſehr ähnlich; alle übrige Theile ſind meiſt wie an der Rothdroſſel gefärbt und gezeichnet, ſo daß man ſie für eine Baſtardart von beiden halten könnte, wenn man ſie nicht in Flügen von vierzehn Stück, welche ſich alle gleich waren, geſehen hätte. —

Ihre Bewegungen gleichen denen der Schildamſel; nicht ſo ihre Charakteräußerungen, denn ſie iſt ſehr ſcheu, und futterneidiſch, hält ſich auch von andern Droſſeln immer entfernt. Ihr Laut hat im Geſang und Gelock mit dem der Amſeln viel ähnliches; zugleich vernimmt man aber auch das: St⸗St! und Jack, Jack! der Roth⸗droſſel. —

Von der Vermehrungsart derſelben iſt noch weniger bekannt, als von andern in unſern Gegenden nicht niſten⸗den Droſſeln.

Sie nimmt eben die Aeſung im Freien, aber nur mit Mühe das Futter, welches man andern Droſſeln zu geben pflegt, im Bauer an.

Ueberhaupt iſt ſie, wie es ſcheint, ſehr weichlich, ſo daß ſie eingeſchränkt nur wenige Monate leben blieb.

§. 7.

Die Zippe (T. musicus, *Linn.*), auch Singdroſſel, Pfeifdroſſel, Weißdroſſel genannt, wird in ganz Europa bis Sandmor hinauf angetroffen. In den wärmeren Ländern iſt ſie Standvogel, bei uns aber und auf kälte⸗ren Erdſtrichen theils Zug⸗, theils Strichvogel; doch er⸗ſteres im Durchſchnitt mehr, als letzteres und nur we⸗nige dieſer Vögel machen ihr Geheck in Teutſchland. Der Herbſtzug fängt gemeiniglich ſchon gegen Ende des Sep⸗tembers an, und wird, bis zu den letzten Tagen des Oktobers, durch immer ſich wieder Platz machende, erſt geringzählige, dann ſtärkere, dann ganz ſchwache Flüge er⸗ſetzt, die uns endlich auch — einzelne Ausnahmen abge⸗rechnet — zuletzt ganz verlaſſen.

Im März — früher oder ſpäter, je nachdem die Witterung gelinder oder ſtrenger iſt — beginnt der Frühlingszug. Man will behaupten, daß dann keine andere Heckvögel dieſer Art in unſern Gegenden den Sommer über bleiben, als ſolche, die hier gezogen wurden, daß aber auch dieſe ihren Geburtsort wieder aufſuchten und daß die Alten ſogar den Baum oder Strauch, da, wo ſie im vorigen Jahre hauſ'ten, wieder zu ihrem Heckorte wählten.

Wie ſchwer über das Letztere vorzüglich etwas Gewiſſes zu ſagen ſei, fällt in die Augen.

Zu den §. 75. der Einleitung zum erſten Theile angegebenen Kennzeichen der Art Singdroſſel hier folgende Zuſätze: Der Oberſchnabel iſt dunkelhornbraun, von den Naſenlöchern bis zu den Mundwinkeln weiß gerändert, der Unterſchnabel bis zur Mitte gleichfalls hornbraun, das Uebrige bis auf die ſchwarze Spitze, weißgelb, das ganze Innere gelb; der Augenſtern nußbraun, der Rand der Augenlieder gelblichweiß. Die Schwung- und Ruderfedern ſind graubraun, von letztern nur die beiden Eckfedern an der äußern Fahne weiß gerändert. Dunkelolivengrau und ſeidenartig glänzend erſcheint der übrige Oberleib. An beiden Seiten der weißgelblichen Kehle läuft ein ſchwarzer Streif herab. Die hellröthlichen Seiten des Halſes und die eben ſo gefärbte Bruſt haben viele herzförmige dunkelbraune Flecken. Auf dem weißen Grunde des Bauches ſtehen wieder dunkelbraune, aber eirunde Flecken. Die 1'' hohen Schienbeine ſind mit geſchilderter, gelblichgrauer, die Zehen mit ganz gelber Haut überzogen.

Am Weibchen ſind an den Seiten der Kehle, ſtatt der ſchwarzen Streifen, nur kleine ſchwarze Striche ſichtbar; die Bruſt iſt heller, faſt weißgelb und die fuchsgelben Spitzen der unterſten Reihe der großen Flügeldeckfedern ſtellen ſich kleiner dar *).

---

*) Spielarten: 1. die weiße Zippe (ganz weiß, gelblich oder röthlichweiß, zuweilen mit kaum ſichtbaren klein blaßbräunlichen Flecken);

Kaum iſts nöthig, vom Geſange dieſer Vögel zu ſprechen; wer hätte von den Gipfeln der Bäume herab ihr angenehmes Gezwitſcher, das zuweilen den ſüßen Melodien der Nachtigall ähnelt, vom erſten Frühlingstage an und den ganzen Sommer hindurch, nicht in den Früh- und Abendſtunden vernommen? Wem hat er nicht vielfache Freude gewährt? —

Von ihrem eben ſo bekannten, wie Zipp, Zipp! ertönenden Locklaut haben ſie den Namen Zippen. Nur ſelten und im Affekt hört man noch einen, der wie Jack, Jack klingt. —

Im Zimmer bringen ſie bei guter Behandlung ihr Alter auf acht bis zehn Jahr. —

Die Paarzeit tritt ſo zeitig im Frühlinge ein, daß die Gatten oft ſchon in den erſten Tagen des Aprils, auf den unterſten Zweigen niederſtämmiger Nadel- und Laubholzbäume (ſelten nur in Sträuchen und auf alten Baumſtämmen) ein vollkommen halbkugelförmiges Neſt bauen, welches aus Moos und dünnem Reiſig, mit Lehm, Thon und Miſt verbunden, beſteht und inwendig ganz ausgeglättet iſt. Drei bis ſechs blaugrüne, am ſtumpfen Ende häufig, am ſpitzen einzeln mit ſchwarzbraunen, großen und kleinen Punkten beſprengte Eier brüten beide Gatten abwechſelnd in ſechzehn Tagen aus. Sobald die Jungen flügge werden, die dann auf dem Oberleibe weiß getüpfelt ſind, machen die Alten das zweite Geheck. —

In Menge bewohnen ſie große gebirgige Nadelholzwaldungen; weniger häufig zuſammenhängende Laubhölzer; einzeln nur Feldgebüſch. Auf dem Zuge fallen ſie jedoch überall, ſelbſt in Gärten ein; vorzüglich aber da, wo Wieſen im oder am Holze liegen, wo Bäche und naſſe Gräben in der Nähe ſind, und wo ſich eine Holzſpitze nach Abend zu erſtreckt.

Die Aeſung der Zippe im freien Zuſtande iſt der der

---

2. die weißköpfige; 3. die Zippe mit dem weißen Halsringe; 4. die weißgeſcheckte; 6. die aſchgraue oder mauſefahle.

bisher beſchriebenen Droſſeln völlig gleich, ingleichen das Futter der gezähmten. Eben ſo verhält es ſich mit den Feinden und Krankheiten derſelben; doch ſind ſie letztern weniger als andere unterworfen.

Als Vertilger ſchädlicher Waldinſekten, vieler Raupen und Larven, ſtiften ſie großen Nutzen; auch tragen ſie durch die in den Exkrementen befindlichen unverdauten Körner der Vogelbeere zur Vermehrung der Ebereſchenbäume bei. In Weinbergen hingegen richten ſie durch Ableſen der reifſten Beeren Schaden an.

Ihr Wildbret iſt im Herbſte, wo ſie oft ſehr fett ſind, eine geſchätzte Speiſe.

§. 8.

Die Rothdroſſel (Weindroſſel, Blutdroſſel, Heidedroſſel, Berg- und Walddroſſel, Bitter, Behende, Bäuerlein, Winze, Girerlein, Turd. iliacus, *Linn.*) iſt eigentlich nur im hohen Norden von Europa zu Hauſe, das heißt, dort heckt ſie während ihres Sommeraufenthaltes. Teutſchland beſucht ſie nur auf dem Zuge, welcher im Herbſte gewöhnlich in der Mitte des Oktobers anfängt und gegen Ende des genannten Monats völlig aufhört. (Ein echter alter Weidmann — nun ſchon ſeit einigen Jahren verſtorben — den ich nie über einer Unwahrheit ertappen konnte, verſicherte mir, er habe in den Weinbergen bei Meißen Junge aus dem Neſte genommen und aufgezogen.) Den Winter bringt ſie in ſüdlicher gelegenen Ländern zu; nur einzeln — wahrſcheinlich ſolche, die auf der Reiſe erkrankten, oder marode wurden — ſieht man ſie in dieſer Jahreszeit bei uns in dicken Hecken, wo ſie ſich kümmerlich von den Früchten des Weißdornes, Kreuzdornes und Hartriegels erhalten. Seiner eigentlichen Heimath eilt dieſer Vogel zu Ende des März und im April wieder zu.

Die Theil I. Einl. §. 76. Gatt. 23. bei Art 5. befindliche kurze Beſchreibung reicht hin, um beide Geſchlechter der Rothdroſſel von einander und von der ihr ähnlichen Singdroſſel zu unterſcheiden; es bedarf daher

hier keines Zuſatzes weiter als des in der Note *) gemachten.

Flug und hüpfende Bewegung iſt wie bei andern Droſſelarten. Die Rothdroſſel ſingt wie die Singdroſſel im Frühlinge ſehr angenehm — aber keinesweges hat erſtere allein — wie neuerlich hat behauptet werden wollen — das Verdienſt, zur gedachten Jahreszeit uns mit ihrem Geſange zu erfreuen, ſondern ſie theilt daſſelbe mit der Singdroſſel, und immer behält dieſe den Vorzug, weil deren Geſang laut und vernehmlich in allen Strophen und Modulationen iſt, bei jener aber — und zwar nur beim allein ſitzenden Männchen — aus einer kurzen, ziemlich laut flötenden Anfangsſtrophe, welcher eine lange Reihe ſehr ſanfter, doch nur in der Nähe vernehmlicher **), verſchiedentlich modulirter, äußerſt ſchnell auf einander folgender Töne beſteht. Sitzen viele Rothdroſſeln auf einem Baume im Frühlinge beiſammen, ſo hört man nur ein verworrenes Gezwitſcher. Als Gelock wird ein ſehr leiſes St, St! und nur ſelten beim Einfalle das auch der Singdroſſel (Zippe) eigene Jack, Jack! hörbar.

Darüber, wie dieſe Droſſelart ihr Geheck macht, haben wir durch den verſtorbenen Profeſſor German folgende beſtimmte Aufſchlüſſe erhalten ***): „Sie niſtet gern in dichtem Erlen= und Birkengeſträuche in der Nähe von kleinen Bächen. Das Neſt iſt aus Reiſern und dürren Grashalmen künſtlich zuſammengeflochten und von innen und außen mit Erde und Lehm überzogen. Das Gelege beſteht aus fünf bis ſechs blaugrünen, ſchwarz punktirten Eiern. Das Männchen ſitzt entweder auf der Spitze eines einzeln ſtehenden Baumes, oder auch im niedern Gebüſche

*) Varietäten: 1. Die reinweiße, oder weißgraue Weindroſſel; 2. die geſcheckte, ſie hat gewöhnlich durchaus hellere Farben, an verſchiedenen Theilen weiße Flecken, auch wohl weiße Flügel und weißen Schwanz. Hierher kann auch die gerechnet werden, welche nur ein weißes Band über den Schwanz hat; 3. die am Oberleibe weißgraue, unten blaſſer gefleckte als gewöhnlich.

**) Im Zimmer übertönt die Rothdroſſel kaum das Rothkehlchen.

***) Wolfs und Meyers Taſchenb. I. S. 197; v. Wildungens Weidmanns Feierabende Heft I. S. 74.

in der Nähe des brütenden Weibchens Stunden lang ohne den Platz zu verlaſſen und ſingt unaufhörlich (faſt wie die Nachtigall bei uns). Während es ſingt, kann man ſich hinanſchleichen, ſobald es inne hält, muß man ruhig ſtehen bleiben; auf dieſe Art gelangt man zum Schuſſe, ſonſt ſchwerlich, denn die Rothdroſſel iſt außerordentlich ſcheu."

Bei uns fallen ſie, beſonders auf dem Herbſtzuge überall, vorzüglich in dicken Laubholzungen, oder in ſolchen, wo junge Nadelhölzer mit jenen untermiſcht ſind, gleich anfänglich häufig, nach fünf bis ſechs Tagen aber nur noch einzeln ein und ſind ſtets ſehr ſcheu.

Aeſung, Fütterung und Feinde wie bei der Zippe. Auch den Krankheiten der übrigen Droſſeln ſind ſie ausgeſetzt und zwar noch mehr als jene, denn ſelten überleben ſie eingeſchränkt das dritte Jahr, wenn man ſie auch vor großer Wärme, die ſie platterdings nicht vertragen, hütet. Der Vogelſteller thut daher ſehr wohl, wenn er alljährlich neugefangene Lockvögel einſteckt und die alten in Freiheit ſetzt. —

Wie die Schildamſel wird auch dieſe Droſſel ſehr fett und, ihres überaus ſaftigen Wildbrets wegen, unter den Halbvögeln vorzüglich geſchätzt.

Wohl mit Unrecht gibt man ihr Schuld, ſie thue in den Weinbergen großen Schaden, da ſie zum Weinbau geeignete Gegenden gewöhnlich erſt dann beſucht, wenn die Leſe, größtentheils wenigſtens, beendigt iſt.

Den Namen Weindroſſel darf man alſo nicht davon ableiten, daß ſie beſonders die Weinbeeräſung ſuchte, ſondern von der Zeit des Hauptzuges im Weinmonate.

§. 9.

Die Schwarzdroſſel (gemeine Amſel, Merle, Amarl, Lyſter, Turd. merula, *Linn.*) iſt unter allen Droſſeln der einzige in den meiſten Theilen Europens, die ſich eines gemäßigten Klima erfreuen, ob zwar nicht in großer Zahl, einheimiſche Standvogel. In Rußland ſoll

man ſie in großer Menge finden. In einigen Ländern hält man ſie für Zugvögel und ſelbſt bei uns kommt zuweilen ein ſchwacher Flug mit der Rothdroſſel an.

Ungegründet iſt die Sage, daß die Weibchen allein Strichvögel wären.

Die gewöhnliche Farbenzeichnung der Alten beiderlei Geſchlechtes geht aus der Beſchreibung Th. I. Einl. §. 76. Gattung 23. Art 6. hervor; zufällige Abänderungen ſ. u. *).

Dieſe Droſſel heckt jährlich zweimal: das erſtemal gleich beim Eintritte des Frühlings, das zweitemal, ſobald die Jungen des erſten Geheckes ausgeflogen ſind. Das flach ausgerundete Neſt iſt aus feinem Gewürzel und Erdmoos gebaut, mit Erde, Thon, Lehm und Kuhmiſt inwendig bekleibt, mit trocknen dünnen Halmen und Moos ausgefüttert und ſteht ſtets im Dickicht, einige Schuhe über der Erde an feuchten Stellen meiſt auf alten Baumſtrunken. Das Gelege beſteht aus vier bis ſechs grangrünen, hellbraun oder leberfarben gefleckten und geſtreiften Eiern, die in ſechzehn Tagen ausgebrütet werden. Die Jungen ſehen bis zum erſten Mauſern am Oberleibe ſchmutzigſchwarzbraun aus und haben da roſtröthliche Flecken. Vom ſchmutzigweißgrauen Bauche an bis zur Bruſt iſt die unrein roſtgelbe Grundfarbe etwas dunkler wellenförmig überflogen. Gleich im erſten Jahre iſt das ganze Gefieder am Männchen dunkler gefärbt, als am Weibchen, aber erſt im nächſtfolgenden Frühlinge wird der bis dahin braune Schnabel gelb. —

Die Amſel fliegt ſchnell, aber nicht weit in einem

*) Varietäten: 1. Die Stockamſel. An ihr iſt der Schnabel halb ſchwarz, halb gelb, der ganze Körper bis auf den noch helleren Unterleib rußſchwarz. An der weißgeſtichelten Kehle ſtehen dunkelbraune Längsſtreifen. Bechſtein hat bemerkt, daß dies die Zeichnung mancher von Jugend auf eingeſchränkt erzogenen Amſelhähne nach der erſten Mauſer oder im ſpätern Alter ſei. Seiner Meinung nach ſingen ſie deshalb melodiſcher, weil ſie in der Einſamkeit ihre Stimme mehr bilden (auch wohl von andern Vögeln lernen). 2. Die weiße Amſel (gewöhnlich mit gelben Schenkeln und Ständen). 3. Die geſcheckte. 4. Die perlgraue.

Striche, immer ſehr niedrig über der Erde unter den Büſchen hin, ſelten übers Freie. Immer im Geſträuche verborgen, ſitzt ſie kaum einen Augenblick ſtill, ſondern flattert oft leicht mit den Flügeln, putzt ſich, indem ſie mit dem Schnabel das Gefieder lüftet oder in Ordnung ſchiebt, und ſchnippt häufig mit dem Schwanze in die Höhe.

An Aufmerkſamkeit auf alles, was um ſie her vorgeht und an Wachſamkeit übertrifft ſie faſt alle kleinere Vögel. Sobald ſie bei Tage oder bei Nacht irgend eine lebende, fremdartige und größere Kreatur, als ſie ſelbſt iſt, gewahrt, fliegt ſie ſchnell auf höhere Strauchzweige und gibt oft wiederholt einen wie Zizirr! Tack, Tack! klingenden Warnungslaut aus, welcher die übrige weniger behutſamere Vogelwelt oft vom Verderben rettet, dem Jäger aber vorzüglich deshalb merkwürdig wird, weil, wenn er ſich auf dem Anſtande befindet und dieſe Töne vernimmt, er ſicher darauf rechnen kann, daß irgend etwas rege iſt, er ſelbſt aber auch auf dem Bürſchgange dem Wilde oft verrathen wird, welches augenblicklich zu ſichern anfängt, wenn es eine Amſel ſchacken hört. Jeden, der Sinn für ſo Etwas hat, erfreut der ſanfte, melodiſche, nur von einigen etwas kreiſchenden hohen Tönen zuweilen unterbrochene Geſang des Männchens bei ſchönen Abenden im Freien vom März bis zum Julius, im Zimmer das ganze Jahr hindurch. Dieſem Vogel verlieh nächſtdem die Natur ein ſo gutes Gedächtniß und ſo viel Kunſtanlagen, daß er, in der Jugend in einem etwas finſtern Bauer eingeſchränkt, ganze Liedermelodien ohne Abſatz nachpfeifen und ſelbſt, wenn ihm die Zunge gelöſ't iſt, Worte nachſprechen lernt. Doch wird er ſelten ſo kirre wie andere Vögel von gleichen Fähigkeiten.

Ein ſonderbarer Fall, welcher bei den Amſeln Vorempfindungsvermögen muthmaßen läßt, wird im erſten Bändchen der bei Matzdorff in Berlin erſchienenen Thierſeelenkunde, A. 141 von dem Hrn. Leg. Rathe Lichtenberg ungefähr ſo erzählt: „Ein Kandidat zog eine junge Amſel auf und richtete ſie ab. Bald pfiff ſie nicht nur mehrere Melodien, ſondern zeigte auch in allen Stücken eine

beſondere Anhänglichkeit an ihrem Lehrer und Wohlthäter. Dieſer machte ſeiner Schweſter ein Geſchenk mit dem ihm ſehr lieben Thierchen. Obgleich von ihr mit großer Zärtlichkeit gepflegt, blieb es doch mehrere Tage ſtumm und traurig. Erſt nach und nach ward es munter und geſangluſtig. Etwa vier Monate nach dem Herrſchaftswechſel hatte es ſich Abends im Käfige ſchon zur Ruhe begeben, als es mit einem Male wild aufflatterte und fortgeſetzt auf die Holzſtäbchen, mit denen der Bauer ausgeſpriegelt war, ziſchend und, wie ein junges Futter begehrendes Vögelchen, mit den Flügeln ſchlagend, zufuhr. Unvermuthet trat endlich der Kandidat ins Zimmer und augenblicklich war der Vogel ſtill. Man ſetzte, da der genaueſten Unterſuchung ungeachtet keine Veranlaſſung der unruhigen Bewegung zu ergründen war, Kränklichkeit bei ihm voraus, bis nach vier Wochen und ſehr oft nachher kurz vor der Ankunft ſeines lieben ehemaligen Pflegers immer dieſelbe ſonderbare Sympathie zwiſchen Schüler und Lehrer bemerkbar ward." So weit die gute Seite; hier noch etwas vom Gegentheile: Muthwille und Nahrungsneid bringt den Amſelhahn oft dahin, daß er kleine gefiederte Geſellſchafter tödtet, oder doch in ewigem Kriege mit ihnen lebt. —

Aeſung und Futter wie bei andern Droſſeln; Aufenthalt in jungen Laub- und Nadelhölzern; Feinde: Raubthiere, ſelten Raubvögel. —

Die Amſel iſt härter als alle übrige Gattungsverwandte und wird, da ſie faſt keiner andern Krankheit als der Darre unterworfen iſt, auch im Bauer ſehr alt. —

Das Wildbret ſchmeckt angenehm, ſieht aber etwas ſchwarz aus.

Die übrigen in Teutſchland ſelten und nur zufällig einzeln vorkommenden Droſſelarten ſind in der Einleitung zum erſten Theile §. 76. Gattung 23. Art 7 ff. verzeichnet.

§. 10.

Sämmtliche im Vorhergehenden beſchriebene Droſſel-

arten werden ſelten und nur beiläufig geſchoſſen und machen die großen Schneußvögel aus, d. h. ſie werden alle auf dem Heerde, in Dohnen, Sprenkeln oder Aufſchlägen gefangen, und zwar:

1. Die Schnärre im Oktober und November, bei guten Lockvögeln häufig auf dem Strauchheerde, ſelten in Bügeldohnen (geſchieht letzteres aber, ſo hängen oft zehn bis zwölf Stück in einem kleinen Bezirke der Schneuß); ſehr gut in Laufdohnen und nach Sonnenuntergang auf dem Tränkheerde.

2. Der Ziemer im November, beſſer noch ſpäterhin beim Schnee, und mit guter Locke im Strauchheerde, ſelten in Bügeldohnen, häufiger, vorzüglich im Wachholdergebüſche, in Laufdohnen.

3. Die Schildamſel leicht in Bügeldohnen und auf das Gelocke des Ziemers und der Zippe auf dem Heerde.

4. Die Singdroſſel oder Zippe vom Anfange des Zuges bis gegen Ende des Oktobers mehr in Dohnen, als in Sprenkeln, Aufſchlägen und dem Strauchheerde; häufig vor und nach Sonnenuntergang auf dem Tränkheerde, doch nicht leicht eher, als bis ein kleiner Vogel ſich darauf badet, weshalb ein Fink aufgeläufert werden muß; zufällig zuweilen auf der Heherhütte.

5. Die Rothdroſſel ſehr gut auf dem Strauch- und Tränkheerde auf eigenes und Zippgelock und eben ſo häufig in den Dohnen, Sprenkeln und Aufſchlägen.

6. Die gemeine Amſel am beſten auf dem Tränkheerde, oft wenn es ſchon ganz dunkel iſt; ſelten auf dem Strauchheerde und in den obern Schleifen der Bügeldohnen, beſſer wenn in dem untern Theile des Bügels Schleifen eingezogen und ſo geſtellt werden, daß ſie vor den Beeren hängen, auch in Sprenkeln und Aufſchlägen. Da ſie in der Schneuß viel ausbeeren, ohne ſich zu fangen,

ſo muß nichts unverſucht bleiben, ihrer gleich Anfangs habhaft zu werden.

§. 11.

Bei Anlage des Heerdes ſowohl, als der Schneuß (des Dohnenſteiges) kommt ſehr viel auf die gute Wahl des Platzes an, welche nach dem Zuge der Vögel ſich richten muß. Man bemerke hierüber Folgendes:

Alle Zugvögel, alſo auch die Droſſeln, gehen im Herbſte aus Norden und Oſten nach Süden und Weſten, am häufigſten auf einmal (die Schnepfe ausgenommen) bei Weſtwinde, gut bei Südſüdweſt- und Nordweſtwinde, ſchlecht und einzeln beim Oſt- und Nordwinde, weil ſie es nicht leiden mögen, wenn ihnen der Wind in die Federn weht. Im Frühlinge hingegen eilen ſie gemeiniglich mit Oſtwinden ihrer Heimath zu. Alle — die Rothdroſſel ausgenommen, welche auch am Tage zieht — machen ihre Reiſen bei Nacht und gemeiniglich kann man es gegen Abend am häufigern Gelocke hören, wenn die eingefallenen Zugdroſſeln in der folgenden Nacht fortgehen wollen. Auf der Wanderung fliegen ſie den Waldungen nach und nicht gern weit über ganz holzleere Gegenden. Ueber großen ebenen Gehölzen dehnen ſich die Flüge ſehr breit aus; dieſe ſchicken ſich daher nicht zur Anlage der Vogelheerde, wenn ſie nicht von einem Strome, welcher ſich vom Morgen nach Abend erſtreckt, begrenzt oder durchſchnitten werden. Dehnt ſich aber ein ſchmaler Holzſtreif von Morgen nach Abend aus und liegt dieſer nicht ganz iſolirt, ſondern ſteht mit einem größern Walde in Verbindung; ſo wird hier der Zug faſt eben ſo gut ſeyn, als am Ufer eines Fluſſes, welcher die oben angegebene Richtung nimmt, oder in ſolchen Gegenden, wo ſich zwiſchen Bergen ſchmale Thäler von Morgen nach Abend hinziehen.

Der Einfallsort der Krammetsvögel läßt ſich nicht immer beſtimmen. Wo die bei Nacht ziehenden der Morgen übereilt, bleiben ſie bei ſchlechter Aeſung nur bis zur nächſten Nacht, bei guter länger. Doch liegt es in der

Natur der Sache, daß ſie im Herbſte häufiger in den nach Abend zu belegenen Vor- und Feldhölzern und zwar meiſt in den weſtlichen Spitzen und auch da ſich verweilen, wo Wieſen und Lehden ſolche begrenzen oder durchſchneiden.

An dieſen Orten zieht wieder die Miſteldroſſel (Schnärre) und die Wachholderdroſſel (Ziemer) das höhere und Nadelholz dem dichteren und Laubholze, letztere aber beſonders Wachholdergeſträuch, Singdroſſel (Zippe) und Amſel das jüngere Nadel- und Laubholz dem älteren, die Rothdroſſel hingegen halb ausgewachſenes Laubholz allem übrigen vor.

Bei vorzüglich warmen Herbſttagen zieht der Vogel nicht gern weit und weiter vorwärts, ſondern vertheilt ſich, der Aeſung wegen, mehr in die Breite; woher es denn kommt, daß man unter dieſen Verhältniſſen zuweilen an ſolchen Orten, wo er ſonſt ſpärlich einfällt, einen guten Fang macht.

In kalten, beſonders neblichen Nächten gehen die Vögel, welche den Tag über in einem Reviere lagen, gewiß fort, werden aber auch durch neue Ankömmlinge beſtimmt erſetzt. Steht den Nachmittag Regen bevor, ſo iſt am früheſten Morgen vorher gewiß der Einfall und Fang, der überhaupt bei ſtillem und trübem Wetter am beſten ausfällt, gut; bei heftigen, tobenden Stürmen zieht zwar der Vogel ſehr ſtark, kann aber weder das Gelock vernehmen, noch häufig auf den Dohnen einfallen, weil die Stämme und Schleifen ſich zu ſehr bewegen. Im Nadelholze und Wachholdergeſträuche thut man den reichlichſten Fang in Laufdohnen.

§. 12.

Freimüthig geſteht der Verfaſſer, daß er zu wenig Erfahrung über die Anlage und Einrichtung der Krammetsvogelheerde und den Fang auf denſelben hat und daß er ſeinem Werke in dieſer Rückſicht diejenige Vollkommenheit nicht zu geben vermag, welche er ihm überall wohl wünſchte. Er würde ſich, wie mancher ſeiner Vorgänger, leicht dadurch helfen können, wenn er, unbekümmert um

Deutlichkeit und Richtigkeit ſeiner Darſtellung, Döbel und Naumann nachſchriebe, aber theils verachtet er dieſe ſonſt eben ſo gewöhnliche, als zur Füllung der Bogenzahl bequeme Methode, theils iſt er überzeugt, daß, ohne praktiſche Anweiſung eines geſchickten Vogelſtellers, die beſte Beſchreibung, wäre ſie auch mit Zeichnungen begleitet, dem Ungeübten nicht verſtändlich wird.

Das Beſte über dieſen Gegenſtand hat meiner Meinung nach Naumann in ſeinem Vogelſteller, welcher 1789 bei Schwickert in Leipzig erſchien, geliefert. Nur 6 Gr. koſtet das auch in vieler andern Rückſicht ſehr brauchbare Werkchen, und nicht leicht wird man es in Abſicht auf den Sachinhalt unbefriedigt aus der Hand legen. Ich glaube es meinen jungen, unerfahrnen, aber wißbegierigen Leſern deshalb vorzüglich empfehlen zu können, weil ſie in demſelben das meiſte auf den Vogelfang Bezug habende deutlicher als irgendwo beſchrieben und durch Zeichnungen erläutert finden.

Hier nur noch ſo viel: Der Tränkheerd wird gleichfalls mit zwei Schlagwänden an der Vogeltränke und auf die Art eingerichtet wie der Waſſerheerd, von welchem in dem Kapitel von den Sumpfſchnepfen (Beccassines) geſprochen werden wird.

§. 13.

Wem es an Zeit gebricht, den Vogelheerd gehörig abzuwarten, oder an Gelegenheit, ihn ſchicklich anzulegen; wer in Gegenden lebt, wo der Droſſelzug nicht ſtark genug iſt, um die mit jener Anlage verbundenen Koſten zu erſetzen: der wird immer noch in der Schneuße (im Dohnenſteige) nach Maßgabe der Gegend eine anſehnliche Zahl von Droſſeln fangen, vorzüglich wenn er ſich bei übrigens zweckmäßiger Einrichtung nach dem richtet, was er im Vorhergehenden über den Zug, Einfall und Aufenthalt der Krammetsvögel geleſen hat. —

Man hat ein zu großes Aufheben von dem Schaden gemacht, welcher durch das Dohnenſtellen dem Holze zugefügt werden ſoll. Ich will nicht läugnen, daß er in nicht

überflüſſig geſchloſſen beſtandenen Nadelhölzern in Betracht gezogen zu werden verdient; im Laubholze hingegen, wenn es als Niederwald behandelt wird, iſt er, wenn die Dohnen eingebohrt, nicht mit dem Breitmeißel eingeſtemmt werden, und wenn der Jäger vernünftig genug iſt, ſie nicht an dominirenden Stangen oder gar an Laßreideln und Ueberſtändern anzubringen, es nicht.

Hier und da hat man den Droſſelfang aus dem Grunde unterſagt, weil dieſe Vogelgattung ſehr viel zur Verminderung ſchädlicher Raupen und Inſekten beitragen ſoll. Der Verfaſſer kann ſeine Meinung nicht unterdrücken, daß dies allerdings der Fall ſeyn würde, wenn die Droſſeln den Sommer über bei uns blieben; ſo aber halten ſie ſich auf dem Frühlingszuge nur kurze Zeit auf und im Herbſte äſen ſie faſt nichts als Beeren. Er iſt daher überzeugt, daß der durch ein ſolches Verbot beabſichtigte Zweck wenn ja, doch nur ſehr unvollkommen erreicht werden kann.

Deshalb mag denn auch das, was auf gute Anlage und Einrichtung einer Schneuß (Dohnenſteges) Bezug hat, hier ſeinen Platz finden.

Der Schneußſteg ſelbſt, d. h. der Strich, welchen man mit Dohnen beſtellen will, muß im Auguſt rein ausgeäſtet werden, vorzüglich jede Stange, an welcher eine Dohne angebracht werden ſoll. Jemehr derſelbe in Schlangenlinien geführt wird, deſto beſſer iſts, weil durch das Geflatter eines gefangenen Vogels die im Einfalle begriffenen weniger zurückgeſcheucht werden, als bei gerade fortlaufendem Stege.

Wenn dieſe Arbeit vollendet iſt, werden die Dohnen höchſtens acht Schritte von einander ſo geſtellt, daß abwechſelnd eine zur Rechten, die andere zur Linken, an den Krümmungen des Steges aber jedesmal eine ſo ſteht, daß die Vögel immer die nächſte vor und hinter dieſer ſehen können.

Auch macht man im voraus aus möglichſt langen ausgeſottenen Pferdehaaren die benöthigten Schleifen und zwar ſo: Drei gleich lange Haare nimmt man in jeder

Hand an einem Ende mit den Spitzen zuſammen, ſchlägt in der Mitte einen einfachen Knoten ein und zieht dieſen feſt zuſammen. Dieſen Knoten faßt man nun zwiſchen den Daumen und Zeigefinger der linken Hand, ſo daß die eine Hälfte der Haare links, die andere rechts über die Finger heraus liegt. Dann faßt man den Knoten ſo knapp als möglich mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand und läßt die Haare durch die Finger der linken Hand laufen, indem man ſie mit der rechten langſam in die Höhe zieht, dabei ſcharf mit den Fingern immer weiter nachgreifend dreht, bis man ans Ende kommt, wo, durch eine einfach umgeſchlagene Oeſe, der lange zuſammengedrehte Theil der Schnur dreimal durchgeſteckt und am kurzen obern Ende der Knoten zuſammengezogen wird. Die Arbeit wird beſchleunigt und erleichtert, wenn man von Zeit zu Zeit die Fingerſpitzen mit Kreide beſtreicht.

Hat man hinlänglichen Vorrath, den man gewöhnlich ſchockweiſe in der Mitte mit einem ſtarken doppelten Faden zuſammenſchleift; ſo werden die Dohnen ſelbſt verfertigt.

Man verfertigt ſie auf vielerlei Art. Der Verfaſſer hält folgende für die beſten:

1. Die Ringeldohne. Um dieſe machen zu können, muß man zuerſt eine genügliche Menge von $\frac{1}{4}''$ langen Ringen aus jungen, vorjährigen, verholzten Trieben des ſpaniſchen Holunders *) ſchneiden und aus dieſen das Mark mit einem Drahte ſtoßen. Ferner nimmt man einen $\frac{1}{2}''$ breiten und $18''$ langen Streif im Julius geſchälten und im Waſſer geröſteten, getrockneten Lindenbaſtes, hängt dieſen in der Mitte an ein feſt eingeſchlagenes eiſernes Häkchen, unterbindet da ein $\frac{3}{4}''$ weites Oehr mit einem doppelten Knoten, ſchabt hierauf beide Baſtenden mit einem Meſſer dünn und ſpitz, dreht nun mit jeder Hand eins zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger zuſammen und flechtet beide von dem Oehrknoten an auf $7''$

*) Gemeiner Lilack, Syringa vulgaris.

Länge rund ſchnurenartig. Hiernächſt nimmt man zwei von den Holunderringen und zieht durch das Kernloch eines jeden, von der rechten Hand nach der linken zu, das Oeſenende einer der pferdehaarnen Schleifen, von der linken Hand nach der rechten hin aber beide zugeſpitzte Baſtenden zugleich. Wenn nun endlich da, wo das Geflecht aufhört, das eine Baſtende um das andere herumgeſchlagen und feſt verſchleift worden, zieht man über dem ſo entſtandenen Knoten eine aus zwei etwas ſtärkeren, ellenlangen Baſtenden zuſammengedrehte Schnur, ſo daß ſie an einem Ende ſo lang wie am andern herabhängt, mit einem einfachen Knoten feſt und ſchleift mit dem einen Ende derſelben die nicht zuſammengeflochtenen Baſtſpitzen, welche durch die Ringe gezogen wurden, an. Nachdem ſodann an dem Knotenende ein ganz ſchmales, etwa 1″ langes Streifchen von dünnem Leder bis zur Mitte durch die Haarſchnur gezogen und mit beiden Enden zuſammengedrückt worden, zieht man beide Schleifen, doch ohne die Oeſen ſehr zu erweitern, auf, ſchiebt die Ringe, in welchen ſie hängen, dicht neben einander, legt die Schleifen über einander, drückt das Ende des Baſtes, an welchem das Oehr befindlich iſt, mit der linken Hand auf die Schleifen, und umflicht ſie ringsum mit dem andern, bis zu den Enden der Baſtſchnur; hier werden die Enden derſelben getheilt. Das eine ſchlägt man rechts, das andere links um den entſtandenen großen Ring und verknüpft ſie leicht. Alle nun bis zum Stellen fertige Dohnen reiht man an einen Bindfaden.

Sollen ſie nun in der Schneuß gebraucht werden, ſo ſchneidet man einen Vorrath von ſahlweidenen oder kiefernen u. dgl. Zweigen ab, welche an dem dünneren Ende ein Knie, d. h. ein in die Höhe ſtehendes Aeſtchen haben müſſen, ſpitzt den ungefähr 8½″ langen Grundtheil ſcharf zu, und ſchneidet an dem 7″ hohen Knieäſtchen einen kleinen Kerb ein.

Verſehen mit einer hinlänglichen Zahl von Dohnen und Zweigen, ingleichen mit einem Schneckenboh-

rer *) (welcher ein beinahe ſo weites Loch macht, als die Grundtheile des Zweiges ſtark ſind) und einem Meſſer, begibt man ſich auf den vorher ausgeputzten Steg, bohrt in nicht dominirende Stangen — denn ſtarke wählt man deshalb nicht, theils weil an dieſen die Vögel nicht gern in die Dohnen gehen, theils weil ſie durch die Verwundung Schaden leiden — 4½′ über der Erde ein 1½″ tiefes Loch, treibt in dieſes das zugeſpitzte Ende des Zweiges feſt und ſo ein, daß das Aeſtchen mit dem Kerbe gerade aufwärts ſteht, wickelt dann eine Dohne völlig auf, hängt das Oehr derſelben in den Kerb, nimmt beide lange Enden der Baſtſchnur um die Stange, zieht ſie bis an den Knoten ſo feſt an, daß das Knie auf dem Grundzweige faſt rechtwinklich ſteht, ſchlägt ſie dann einigemal um die Stange und knüpft ſie zuletzt mit einem Knoten und einer Schleife feſt. Endlich zieht man die Ringel nebſt den Schleifen ſo aus einander, daß der vorderſte 2″ vom Knieäſtchen, der hinterſte eben ſo weit von der Stange entfernt liegt, und dreht beide ſo, daß die Schleifen gerade in der Dohne herunter und in der Mitte etwa ½″ über einander hängen. Am folgenden Tage werden ſie zirkelrund ſtehen, und nun ſticht man in der Mitte des Grundzweiges jeder Dohne von unten herauf mit dem Meſſer einen nicht zu weiten Spalt durch, in welchem ein mäßig ſtarker Ebereſchenbeerbüſchel unten eingeklemmt wird.

Unter allen Dohnen ſtellen dieſe am genauſten; die Verfertigung aber iſt allerdings mühſam.

2. Die eigentliche Baſtdohne **). Sie wird, wenn, wie an der vorigen, oben, wo vier ſchmale Baſt-

*) In Nadelhölzern vertritt die Stelle deſſelben ein dazu eingerichteter Spitzhammer, mit welchem dem Holze kein bedeutender Schade zugefügt wird. Dieſer Spitzhammer wird mit der Spitze an den Baum geſetzt und etwa 1½″ tief eingetrieben. Auf dieſe Weiſe erhält man das zum Einſtecken der Bügel erforderliche Loch.

**) Sonſt konnte man ſie in Leipzig ſchockweiſe fertig kaufen; ob es noch der Fall iſt, kann ich nicht ſagen.

ſtreifen zuſammengeſchlagen ſind, ein Oehr geknüpft worden iſt, 1″ lang vierſträhnig geflochten. Hier legt man das Knotenende der erſten Haarſchleife an, flechtet ſie etwa 1″ lang im Baſte, bis ſie gerade abwärts hängt, mit ein, verfährt dann mit der zweiten Schleife eben ſo, führt die Flechte hernach etwa noch 2″ lang fort und verknüpft hier die Baſtſtreifen ſämmtlich durch einen doppelten Knoten. Hinter dieſem müſſen ſo lange Enden übrig bleiben, daß, wenn zum Stellen dieſer Dohne alles wie bei der vorigen eingerichtet iſt, ſie an der Stange feſtgebunden werden kann.

Beide vorerwähnte Arten bindet man, wenn der Krammetsvogel-, Gimpel- und Seidenſchwanzzug vorüber iſt, ab, ringelt ſie, wie bei 1. geſagt, zuſammen, und hebt ſie, an einen Bindfaden gereiht, an einem trocknen, luftigen, gegen den Zugang der Mäuſe geſchützten Orte, frei hängend, auf. So behandelt, können ſie mehrere Jahre gebraucht werden.

3. Die Bügeldohne. Dies iſt die gewöhnlichſte und allerdings die, deren Verfertigung mit der wenigſten Mühe verbunden iſt. Man nimmt nehmlich kieferne, ſahlweidene oder ſonſt biegſame, ganz gerade und aſtloſe, etwa 15″ lange Stäbchen, welche am dickſten Ende ſo ſtark wie ein kleiner Mannsfinger ſind, und ſchneidet oben und unten viereckige Spitzen daran. Dann bohrt man mit dem Schneckenbohrer, oder ſchlägt mit dem Spitzhammer in die Stangen, an welche die Dohnen angebracht werden ſollen, 4½′ über der Erde das unterſte, 7″ höher das oberſte Loch — und zwar jedes 2″ tief —, ſchiebt in erſteres das ſtärkere Ende des Bügels (Stäbchens), biegt ihn in der Mitte halbzirkelförmig, rund und aufwärts, und ſchiebt die ſchwächere Spitze in das obere Loch. Sollten ſo die Bügelzapfen nicht ganz feſt in den Baumſtämmen ſtecken, ſo ſchlägt man neben jedem einen kleinen Keil ein. Hierauf ſticht man 2″ vom Baumſtamme abwärts den obern Bügelarm mit einem nicht zu dicken Meſſer von unten herauf durch, und biegt die entſtehende Spalte nur ſo weit aus einander, als es zum

Durchſtecken der Oeſe an der erſten Schlinge von oben herein unumgänglich nöthig iſt; dann faßt man dieſe Oeſe und zieht die Schleife bis an den obern Endknoten herunter. In 2″ weiter Entfernung von dieſer nach vorn zu verfährt man mit der zweiten Schleife eben ſo, läßt beide 24 Stunden hängen, und ſtellt dann die eigentlichen Schlingen ſo auf, daß ſie, wie bei 1. geſagt worden, etwas über einander und 2″ über dem untern Arme des Bügels hängen. Das Einbeeren wird, wie oben erwähnt, verrichtet.

4. Die Hängedohne. Dieſe iſt überall, vorzüglich in jungen Gehauen, wo die Schwäche der Holzſtämmchen das Einbohren nicht geſtattet *), deshalb da um ſo mehr anwendbar, weil die meiſten Droſſelarten in Dickungen am liebſten einfallen, und ſich ſehr gut in Hängedohnen fangen. Man nimmt dazu einen gabelförmigen, weidenen oder birkenen, oben, wo er abgeſchnitten iſt, nicht völlig fingerſtarken Zweig, an dem beide an der Spitze verſtutzte Seitenäſte 18 bis 20″ lang bleiben müſſen. 8″ von der Spitze derſelben hinaufwärts windet man jeden einmal um ſich ſelbſt herum, biegt beide unter der Windung befindlichen Theile gegen einander, und ſchlägt ſie zweimal ſo um einander, daß die Spitzen an die Schenkel des auf dieſe Weiſe entſtandenen Triangels ſich anſchließen. In jedem Schenkel wird hierauf eine Schleife, wie bei den Bügeldohnen, ſo eingezogen, daß ſie, aufgeſtellt, 2″ über der Baſis hängt; die Beerenbüſchel klemmt man in den an derſelben um einander geſchlagenen Zweigſpitzen ein.

5. Die Laufdohne. Sie wird gewöhnlich nach folgenden Methoden verfertigt:

a) Man nimmt 14″ lange, unten ſpitz geſchnittene Stäbchen, ſchlägt ſie, etwa 4′ weit von einander

---

*) In dieſem Falle und überhaupt bedienen ſich viele Jäger eines Stemmmeißels, und ſchneiden dann die Bügelzapfen breit. Dieſe holzverderbliche Methode ſollte überall auf das ſtrengſte verboten werden.

entfernt, zu beiden Seiten der im Geſträuch reingeharkten ſchmalen Stege, gerade einander gegenüber feſt in die Erde, zieht dann etwa 3″ von oben herein in jedem eine Schleife ſo ein, daß die beiden zwiſchen zwei gegen einander über ſtehenden Stäben aufgeſtellten Schleifen dicht an einander, und 2½″ über der Erde hängen. Oder

b) man treibt zwei 18″ lange, fingersſtarke Stöcke, einander gegenüber zu beiden Seiten des Steges, ſchräg einwärts gerichtet, feſt in die Erde, bindet ſie da, wo ſie oben ſich kreuzen, feſt zuſammen, und zieht in jedem Schenkel eine Schleife ein. Oder

c) man wählt einen etwas längern und ſtärkern Bügel, als den unter 3. angegebenen, ſteckt die eine Spitze deſſelben auf der rechten Seite des Steges feſt ein, biegt ihn etwa 8″ über der Erde über, und treibt gerade gegenüber den andern Schenkel ein. Da, wo auf beiden Seiten, von unten an gerechnet, die Bügelrundung anfängt, werden die Schleifen eingezogen.

Droſſeln, die weder in Baumdohnen noch Sprenkeln eingehen, wird man, da ſie auch von Gewürm und Inſekten ſich nähren, in Laufdohnen häufig fangen, vorzüglich wenn, wie bei den Schnepfenſtegen, bei Zeiten der Boden des Steges aufgekratzt und mit Kuhmiſt überſtreuet, in der Fangzeit aber das Laub täglich weggeharkt, und mit todten Fliegen und einzelnen Vogelbeeren zwiſchen den Dohnen, doch nicht zu ſtark, vorgefüttert wird. Nimmt man zu den Schleifen vier bis fünf Haare, ſo werden beiläufig Waldſchnepfen und Rebhühner (öfters aber auch Igel) ſich fangen, beſonders wenn auf beiden Seiten jeder Dohne trockenes Reiſig ungefähr eine Hand hoch aufgeſchichtet wird.

§. 14.

Zu ſeinem großen Verdruſſe wird der Jäger oft ge-

wahr werden, daß ſeine ganze Schneuß oder doch der größte Theil derſelben ausgebeeret und daß deshalb, ſelbſt beim beſten Zuge der Droſſeln, der Fang ſchlecht iſt. Dies kommt daher: Jede Droſſel, vorzüglich aber die Amſel, fliegt oft von unten herauf oder von der Seite nach dem Beerenbüſchel, und nimmt die Beeren einzeln weg; oder der Vogel, welcher ſchon in der Dohne ſitzt, fährt mit dem Kopfe unter den Schleifen weg; oder er ſteht — vorzüglich iſt dies bei der Rothdroſſel und bei den Meiſen der Fall — von der Seite im Bügel, klammert ſich auch wohl von außen an, und beert aus ohne ſich zu fangen. Man kann dies verhüten, wenn hinter und vor dem Büſchel eine Schleife ſchräg von oben herein im Grundtheile des Bügels eingezogen und ſo geſtellt wird, daß an jeder Seite eine Schlinge vor den Beeren hängt. Oft wird man in dieſen Unterſchleifen mehr fangen, als in den oberen.

Auch durch Sprenkel werden ſolche Näſcher oft betrogen. Die Verfertigung derſelben iſt ſo bekannt, daß ich darüber nichts ſagen zu dürfen, und nur das anführen zu müſſen glaube, was auf beſſern Erfolg beim Fange Bezug und Einfluß hat.

Will man verhindern, daß die Stände (Füße), der Vögel beim Fange nicht beſchädigt werden, ſo darf man keine Pferdehaarſchleifen anwenden, ſondern man muß einen ſtarken, feſten, grauen Zwirnsfaden, doppelt genommen, am dünnern Theile des Sprenkelbogens anbinden, das andere Schlingenende des Fadens aber durch das Stelloch ziehen und da, wo die Schlinge aufhört, ein wenig weiches, wollenes Zeug einſchleifen. Nächſtdem ſchneide man das Tippholz (Stellholz) am unterwärts gekehrten Theile ſo dünne als möglich aus, damit es recht leicht wird, oben aber, außer dem gewöhnlichen Kerbe, welcher den Faden faßt und hält, auf der Mitte des Holzes einen ähnlichen ein, in welchem ein fingerlanges Grashälmchen eingeklemmt, an beiden Enden deſſelben die ausgebreitete Schlinge aufgelegt und dadurch

verhindert wird, daß ſie an den Seiten nicht herunterhängt.

Uebrigens bedarf man in der Schneuß keiner beſondern Spriegel, um die Sprenkel daran zu hängen, ſondern man äſtet ein gerades, dünnes Baumſtämmchen aus, ſchneidet etwa 3½′ über der Erde, hin und wieder auch in gleicher Höhe mit den Dohnen, einen Kerb von oben herab ein, nimmt den noch offenen Sprenkel um das Bäumchen herum, zieht dann erſt den Faden durch das Loch, ſtellt ihn auf und hängt ihn in dem Kerbe, in einem zweiten aber, welcher eine Querhand breit gerade über dem Tippholze ſtehen muß, die Beeren, wozu man halb Ebereſchen, halb Schießbeeren gebraucht, ein.

Weniger bekannt, aber ſehr nützlich in der Schneuß iſt eine andere Art von Sprenkeln, die man Aufſchläge zu nennen pflegt. Man ſucht dazu dünne, etwa 1½″ ſtarke Baumſtämmchen aus, an welchen hinten ein nicht zu ſtarker elaſtiſcher Zweig befindlich iſt. Dieſen Zweig putzt man aus, verſtutzt ihn an der Spitze und ſchleift da den Stellfaden oder die pferdehaarne Schlinge an. Dann biegt man den ſo entſtandenen Schneller herunter und ſchneidet da, wo die Spitze deſſelben an den Hauptſtamm trifft, am Vordertheile einen Kerb wie am gewöhnlichen Sprenkel ein, bohrt hierauf, wie an dieſem, mit einem ganz kleinen Hohlbohrer ein Loch durch, und ſchneidet hinten um ſelbiges herum die Baumſchale ab. Nachdem nun der Schneller wieder heruntergebogen und die Schlinge durch das Loch gezogen worden, verfährt man mit dem Stellen und Aufbeeren gerade wie beim gewöhnlichen Sprenkel.

§. 15.

Während des ganzen Herbſtzuges der ſämmtlichen Droſſelarten muß die Schneuß täglich zweimal, frühe gegen 10 Uhr und Nachmittags nach 3 Uhr, beſucht werden, um, wo Beeren fehlen, friſche einzuhängen, und

jeden gefangenen Vogel auszulöſen. Die Schleiſe, in der der Vogel hing, wird dann auf 24 Stunden ganz heruntergezogen, jede vom vorigen Tage herabhängende aufgeſtellt, auch ſtatt einer etwa ſchadhaft gewordenen eine neue eingezogen. Beſondere Aufmerkſamkeit iſt darauf zu richten, daß die Schleifen ſtets recht gerade und etwas über einander hängen. Iſt dies nicht der Fall bei einer und der andern; ſo muß ſie in Ordnung gebracht werden. Dies geſchieht durch folgende Handgriffe.

Bei Ringeldohnen dreht man den Ring, bei Bügeldohnen zieht man die Schleife ſo lange am Knotenende auf-, an der Schlinge aber unterwärts, bis die Stellung ganz richtig iſt. Bei eigentlichen Baſtdohnen wird man ſich oft genöthigt ſehen, Windhaare anzulegen, indem man etwa ½″ unterhalb der kleinen Oeſen der aufgeſtellten Schlingen, auf beiden Seiten des Knieſtäbchens ſowohl, als des Baumſtämmchens Kerben ſo einſchneidet, daß das darin eingeklemmte Pferdehaar die ſchiefe Richtung der Schleifen verhindert.

§. 16.

Zum Schluſſe bemerke man noch, daß in der Regel das Geſcheide der Krammetsvögel nicht ausgezogen wird; daß man ſie aber an dem Tage, wo ſie gefangen worden ſind, bis an den Kopf hinauf rupfen laſſen muß.

Siebentes Kapitel.

Vom Seidenſchwanz.

Ampelis Garrulus, *Linn.* *)

---

§. 1.

Er heißt auch Haubendroſſel, Böhmer, Zuſerl, Ziziselle, Mipſterz, Schneevogel, Schneeleſchke, Goldhähnel, Pfeffervogel, Kriegsvogel, Peſtvogel, Unglücksvogel **), und wird nach dem Linnéiſchen und Lathamſchen Syſtem in der Ordnung der Singvögel, nach dem Cuvierſchen aber in der Ordnung der ſperlingsartigen Vögel (T. C. Unterordnung IX. G. 29.), in der §. 76. der Einleitung angenommenen Eintheilung aber, in der Unterordnung B. (droſſelartige Vögel), der IV. Ordnung (Singvögel) überall als beſondere Gattung aufgeführt.

§. 2.

Er iſt ein Zugvogel, welcher im Sommer die Länder von Europa und Amerika, die oberhalb des arktiſchen Kreiſes liegen — nicht, wie man ſonſt glaubte, Böhmen — bewohnt; im November, December

---

*) Bechſt. Handbuch d. Jagdw. Th. I. Bd. II. K. 51; Wolfs und Meyers Taſchenb. I. 204.

**) Letztere drei Namen erhielt er in Gegenden, die er noch seltener als die unſrige beſucht, wohl vom abergläubiſchen Pöbel, der jeden ſeltenen Vogel — wie den Komet — für einen Unglückspropheten hält.

und Januar, meiſt immer mit dem Ziemer zugleich und in ſtarkzähligen Flügen, aber nicht alle Jahre und eben ſo wenig nach immer gleichen Zwiſchenräumen, in Teutſchland eintrifft, hier zuweilen bei gelinder Witterung den ganzen Winter zubringt, öfter und gewöhnlich aber in ſüdliche Gegenden geht, dann in der Mitte des Aprils zurückkommt und ſeine nördliche Heimath wieder aufſucht, um dort ſein Geheck zu machen.

Hier nur einige Zuſätze zu der Th. I. Einleitung, §. 76. Gattung 24, bei der Art röthlichgrauer Seidenſchwanz, gelieferten kurzen Beſchreibung: Das Gefieder der Kehle iſt ſchwarz; eben ſo ſind die längern Schwungfedern gefärbt, doch haben die dritte und vierte an dem äußern Barte weiße, die fünf folgenden gelbe Spitzen. An den übrigen kurzen geht die ſchwarze Farbe in Grau über, und die Spitzen derſelben ſind weiß. Die Ruderfedern ſind, bis auf die ſchön ſchwefelgelben Spitzen, ſchwarz; mit ſchwarzer Haut auch die Stände überzogen.

Die pergamentartigen, ſcharlachrothen Fortſätze ſind beim Männchen nicht nur an den Schäften der fünf bis neun hinterſten Schwungfedern, ſondern beim ſehr alten auch an einigen Ruderfedern, beim Weibchen aber immer nur an den fünf letzten Schwungfedern ſichtbar. Ferner zeichnet ſich letzteres noch von erſterem dadurch aus, daß der ſchwarze Flecken an der Kehle weniger groß iſt, und daß die beim Männchen gelben Spitzen einiger Schwungfedern beim Weibchen nur weißgelblich erſcheinen.

Junge beiderlei Geſchlechts zeichnen ſich durch das an allen Theilen heller gefärbte Gefieder aus junge Weibchen hingegen noch dadurch, daß an ihren Schwungfedern die pergamentartigen Fortſätze noch gar nicht ſichtbar ſind.

Der Flug des Seidenſchwanzes iſt raſch, indem er dabei ſchnell, aber weniger hoch, als die Droſſeln, mit den Flügeln ſchlägt; ſein Gang iſt ſchief und unbeholfen hüpfend, aber nicht watſchelnd, wie beim Staar.

Macht es ſeine Trägheit oder Dummheit oder ſein Aufwachſen in unbewohnten Gegenden, kurz, er ſcheuet den Menſchen faſt gar nicht, und wird bei jeder Gelegenheit ungemein leicht ein Opfer ſeiner Unvorſichtigkeit.

Ein in ziemlicher Entfernung vernehmbares Knappen mit dem Schnabel zeigt an, daß er etwas übel empfindet.

Sein Laut, bei deſſen Aeußerung er in einem weg die Kuppe auf- und niederſchlägt, und ſich gerade ſo geberdet, als glaube er ſehr viel zu leiſten, verdient nicht Geſang genannt zu werden; denn er beſteht nur in einigen unmodulirten, leiſe lispelnden Tönen. Das Gelock ähnelt dem des Gimpels, nur iſt es dumpfer und heiſerer; trillerartig ſchnarrend aber ertönt es, wenn es ihm ja einmal einfällt, ſich um etwas zu bekümmern, was außer ihm vorgeht, und wenn ihm dabei etwas ſo verdächtig ſcheint, daß er ſeinen Kameraden ein Warnungszeichen zu geben für nöthig erachtet.

Wahrſcheinlich trägt die Indolenz dieſer Vögel nicht wenig dazu bei, daß ſie ein ziemlich hohes Alter erreichen. Mir ſelbſt ſind Beiſpiele bekannt, daß ſie acht bis zehn Jahre im Bauer gelebt haben. In den Dohnenſchlingen gefangen, enden ſie ſehr bald, ohne ſich ſo ſehr, wie die Droſſeln, zu quälen.

§. 3.

Ihr Neſt ſoll in Felſenſpalten gebirgiger Waldgegenden ſtehen; weiter iſt über den Betrieb des Fortpflanzungsgeſchäftes nichts bekannt.

§. 4.

Im Frühlinge äſen ſie Inſekten, Schmetterlinge, vorzüglich Schwebefliegen und Bremſen. Werden ſie, auf dem Baume ſitzend, eine dieſer Kreaturen gewahr, ſo fliegen ſie, wie die Fliegenfänger (Muscicapa) Fliegenſchnapper, darnach hin, ſchnappen ſie weg und ſetzen ſich,

um ihr Mahl mit Gemächlichkeit zu verzehren, wieder auf die nehmliche Stelle, wo ſie vorher ſich befanden. Wahrſcheinlich äſen ſie alles vorher Genannte auch im Sommer, und füttern damit auch ihre Jungen. Im Herbſte nehmen ſie alle Beerenarten, beſonders aber Wachholderbeeren an, von denen das Wildbret einen gewürzähnlichen Geſchmack bekommt *). Im Winter begnügen ſie ſich im Nothfalle auch mit Buchen-, Ahorn- und Obſtbaumknospen.

Im Zimmer, wo man ſie jedoch ihrer großen Unreinlichkeit halber bald überdrüſſig wird, nehmen ſie das im vorhergehenden Kapitel angeführte Univerſalfutter der Droſſeln ſehr gut an; überhaupt aber kommt es ihnen mehr auf Quantität — denn ſie ſind unter allen Vögeln die ſtärkſten Freſſer und können täglich ſo viel bezwingen, als ſie ſelbſt wiegen — als auf Qualität an, und deshalb würgen ſie Kartoffeln, Kohl, Salat, Möhren und alle Arten von rohem Obſt, in großen Stücken hinunter, freſſen auch das, was in ihren Exkrementen unverdaut abging, unbedenklich zum zweitenmale. Ein häßlicher Appetit! —

Wärme können ſie ſo wenig vertragen, daß ſie in einer mäßig warmen Stube gleich den Schnabel aufſperren, und ſobald ihnen nur kurze Zeit friſches Waſſer zum Saufen fehlt — deſſen ſie ſchon ihrer Gefräßigkeit wegen viel bedürfen — ſehr bald verſchmachten.

Sie baden ſich ſehr gern, machen ſich dabei aber weniger naß, als viele andere Vögel.

§. 5.

Das Wildbret dieſer Vögel wird für ſehr geſund gehalten, auch ſeiner Zartheit und des piquanten Geſchmacks wegen geſchätzt.

*) Daher wohl der Name Pfeffervogel.

Die Federſchmücker verarbeiteten ſonſt das ſchön gefärbte, zum Theil ſonderbar geſtaltete Gefieder häufig; jetzt iſt dieſer Frauenſchmuck nicht mehr in der Mode.

§. 6.

Mehr haufenweiſe, als alle andere Zugvögel kleinerer Art, fallen die Seidenſchwänze da, wo ſie Geäſe finden, ein und halten ſo gut aus, daß man zuweilen zwölf und mehr Stück auf einen Schuß erlegen kann, wenn die Flinte mit Schrot Nr. 6. geladen iſt.

Auf dem Heerde werden ſie häufig auf das Gelock der Rothdroſſel und des Grünlings, ſicherer noch auf das eigene gefangen; auch in Bügeldohnen, Sprenkeln und Aufſchlägen gehen ſie leichter als alle Droſſeln ein, ſo daß oft in beiden Schleifen einer Dohne einer hängt. Auch das Geflatter eines ſchon gefangenen hält die übrigen nicht ab, einem gleichen Schickſale entgegen zu eilen.

Achtes Kapitel.

Vom Gimpel.

(Rothbrüſtiger Kernbeißer, Loxia Pyrrhula, *Linn.*)

---

§. 1.

Man nennt ihn auch Dompfaff, Schniel oder Schniegel, Blutfink, Liebich, Gieker, Brommeiß, Luh, Bollenbeißer, Hahle, Hoylen, Rettvogel und Dickkopf.

Nach dem Linneiſchen Syſteme und alſo auch nach dem von Bechſtein für Jäger geordneten, gehört er zur Ordnung der Singvögel; nach dem Latham=

ſchen und Cuvierſchen aber zur Ordnung der ſperlingsartigen Vögel. Den drei erſten Methoden zu Folge wird er zur Gattung Kernbeißer gerechnet, der letztern gemäß aber bildet er eine eigene. (S. T. C. Unterordn. X. Gatt. 37.) Nach der Th. 1. Einleitung, §. 76. angenommenen Eintheilung gehört er zur vierten Ordnung, und bildet in der achtzehnten Gattung (Loxia) die Familie C. — Dompfaffen.

§. 2.

In den nicht allzuhohen, mit Laubholz bewachſenen Gebirgen Europa's, bis nach Schweden hinauf, ſo wie in ganz Rußland, ſind dieſe Vögel größtentheils wo nicht Stand-, doch Strichvögel, welche ſich im November flugweiſe aus einem Walde, Feldholze oder Garten in benachbarte Diſtrikte ziehen, im Frühlinge aber dahin zurückkehren, wo ſie ausgebrütet wurden oder vorher ſchon geniſtet haben.

In den ebenen Gegenden Sachſens und der der angrenzenden Provinzen erſcheinen ſie als Zugvögel, ſowohl im Herbſte als im Frühlinge, mit dem Ziemer zu gleicher Zeit, doch ein Jahr häufiger als das andere, zuweilen auch — und dann kann man im Herbſte mit ziemlicher Gewißheit auf einen gelinden Winter ſchließen — gar nicht.

Nächſt der §. 76. der Einleitung angegebenen Charakteriſtik der achtzehnten Gattung Kernbeißer, und nächſtdem, was die kurze Beſchreibung der zur Familie C. dieſer Gattung gehörigen Art rothbrüſtiger Kernbeißer enthält, bemerke man Folgendes.

Der Gimpel hat einen kurzen und dicken Körper.

Das Männchen hat einen ſchwarzbraunen, faſt ſchwarzen Schnabel, einen dunkelaſchgrauen Oberhals und Rücken, auch eben ſo gefärbte Schultern. Die vordern Schwungfedern ſind rußſchwarz, die folgenden werden, je näher ſie dem Leibe ſtehen, immer dunkler; die der zweiten Ordnung haben ſtahlblaue Ränder, die letzte von allen iſt auf der äußern Fahne roth. Die größten von den obern

Deckfedern der Flügel ſchillern ſtark in Schwarz und endigen in ſchön ſilbergrauen Spitzen, durch welche auf den Flügeln ein Band von eben der Farbe gebildet wird; die mittleren ſind aſchgrau, die kleinſten mehr ſchwärzlich, roth geſäumt. Der Schwanz iſt etwas geſpalten und changirt aus Schwarz in Stahlblau. Die zinnoberrothe Farbe des Vorderhalſes, der Bruſt und des Oberbauches iſt bei jüngern Vögeln heller, und bis zur erſten Mauſer bläulich überflogen, als bei alten. Die dünnen Stände ſind mit ſchwarzer, an den Schienbeinen geſchilderter Haut überzogen.

Das **Weibchen** iſt kleiner; bei ihm fällt das aſchgraue Rückengefieder ins Bräunliche, und alle rothe Theile am Männchen erſcheinen nur ſchmutzig röthlichgrau.

Die Jungen ſehen bis zur erſten Mauſer, die dunkelbraunen Flügel und den eben ſo gefärbten Schwanz abgerechnet, überall ſchmutzig dunkelaſchgrau aus; doch zeichnen ſich, ſelbſt im Neſte ſchon, die Männchen dadurch aus, daß das Bruſtgefieder ins Röthliche ſchimmert.

Spielarten in Rückſicht der Farben fehlen auch hier nicht.

— **Bechſtein** führt folgende auf:

a) Den **weißen** oder **hellaſchgrauen** Gimpel.

b) Den **ſchwarzen** (Domdechant genannt). Mir iſt er im Freien nicht vorgekommen; von klein auf eingeſchränkt erzogen, ſollen aber vorzüglich die **Weibchen**, wenn man ſie im Bauer ſo aufhängt, daß die Sonne ſie nicht beſcheinen kann, nach der erſten Mauſer öfters eine rußſchwarze und bei ſtarkem Hanffutter eine kohlſchwarze Farbe annehmen.

c) Den **bunten**. Er hat bei den gewöhnlichen Farben weiße Flecken, auch wohl weiße Flügel und einen weißen Schwanz. Zuweilen ſind Kopf, Kehle, Bruſt und Bauch ſchön roſenfarben, die Seiten des Halſes etwas dunkler. Bei die Zeichnung pflegt der Schnabel röthlich und die Hautfarbe der Stände

blutroth zu ſeyn. Die dieſer Beſchreibung gleichenden Vögel hat man oft — nach Bechſtein mit Unrecht — unter dem Namen Flamingokernbeißer als eigene Art aufgeführt.

Zu den Vogelſtellergrillen gehört es, wenn man von großen Gimpeln (ſo groß als die Rothdroſſel), von mittleren (von der Größe des Finken), und von kleinen (welche nicht ſtärker ſind, als der gemeine Kernbeißer), als von beſondern Arten ſprechen hört. Im Freien wird man einen merklichen Unterſchied in der Stärke nicht leicht gewahr werden; aus ein und demſelben Neſte genommen und im Zimmer erzogen, füttert ſich aber bei dieſen, wie bei andern Vögeln, einer oft viel größer, als der andere.

Im Fluze bewegt ſich der Dompfaffe ſchnell und bogenförmig, auf der Erde ſchräg geſtellt hüpfend.

Die Geſchicklichkeit, welche er im hohen Grade beſitzt, jeden fremden pfeifenden Ton ſehr genau nachzuahmen und zu unterſcheiden, läßt auf vorzüglich feine Organiſation des Gehörſinnes ſchließen.

Geſellig, verträglich und anhänglich gegen ihres Gleichen, liegen, außer der Paar- und Heckzeit, dieſe Vögel ſowohl da, wo ſie Stand halten, als da, wo ſie nur auf dem Zuge hinkommen, immer flugweiſe beiſammen. Intereſſant für den aufmerkſamen Beobachter der geringfügig ſcheinenden Eigenheiten der Thiere iſt es, zu ſehen, wie dieſe kleinen Waldbewohner ſchaarenweiſe vereinigt auf den Gipfeln der Bäume ſitzen, ſich putzen und auf den ſchwankenden Aeſten wiegen, einander zurufen, ſich begrüßen und beſuchen, dann fröhlich ſich necken, und gegenſeitig mit Freundſchaftsbezeigungen überhäufen.

Sie gehören zu den wenigen Vogelarten, von denen man mit ziemlicher Gewißheit behaupten kann, daß ſie den ehelichen Verein auf Lebenszeit ſchließen, auch ihr Glück weder durch Untreue, noch durch Eiferſucht und andere Zwiſtigkeiten trüben; denn faſt immer, auch außer der Heckezeit, bleibt das Männchen bei ſeinem Weibchen, ſchnäbelt ſich täglich mit ihm, und beide locken ſich gleich

ängſtlich, wenn ſie zufällig ſich von einander entfernt hatten.

Auch gegen den Menſchen ſind ſie ſo wenig ſcheu, daß ſie ihn, auch im Zuſtande der Freiheit, nicht eben fliehen; mögen ſie aber jung oder alt eingefangen ſeyn, ſo werden ſie in hohem Grade zahm, und äußern nicht ſelten beſondere Zuneigung für ihren Gebieter.

An Gelehrigkeit und Genauigkeit im Nachpfeifen ſelbſt ſchwieriger Melodien übertreffen ſie faſt alle andere Vögel, und man ſieht es ihnen recht an, wie aufmerkſam ſie ſind und wie viel Mühe ſie ſich geben, alles recht genau zu merken.

Nach allem hier Geſagten verdienen ſie den Namen **Gimpel**, dem Begriffe zu Folge, welchen man gemeiniglich mit dieſem Worte, als ſynonym mit **Dümmling** oder **Einfaltspinſel**, zu verbinden pflegt, gewiß nicht; auch iſt jener Name natürlicher davon herzuleiten, daß das Wort **Gimpel** in der altteutſchen Sprache einen **Schleier** bedeutet: denn die ſchwarze Zeichnung am Kopfe ſtellt ſich ganz ſo dar, wie der bei andern Vögeln ſogenannte Schleier. Es gibt durchaus keinen Grund weiter, dieſe niedlichen Vögel für dumm zu halten, als den, welcher von der Leichtigkeit, mit der ſie gefangen werden können, hergenommen iſt. Läßt man dies aber — billiger Weiſe — für ein Merkmal von Gutmüthigkeit, die überall ſelten Betrug und Nachſtellung ahndet, gelten; ſo iſt auch er recht triftig widerlegt.

Der gewöhnliche Laut des Gimpels, welcher den Namen des **Geſanges** zwar nicht verdient, aber doch die Stelle deſſelben vertritt, ähnelt dem Gequietſch eines ungeſchmierten Rades am Schubkarren (Schiebbocke), und kann daher nicht angenehm ſeyn. Deſto ſanfter, gleichſam zärtlich flötend, ertönt der einfache, aber ziemlich lang gehaltene Lockton, welchen beide Geſchlechter gemein haben.

Im Freien mögen dieſe Vögel wohl, wie alle, die auf nördlicheren Erdſtrichen aushalten, ziemlich alt werden; die von Jugend auf im Zimmer erhaltenen aber überleben

ſelten das ſechste Jahr. In ſehr harten Wintern gehen oft viele darauf. Mir ſcheint Bechſteins Vermuthung, daß dies meiſt nur junge ſind, welche die nothdürftige Aeſung noch nicht zu ſuchen verſtehen, keineswegs unwahrſcheinlich.

§. 3.

Zeitig im Frühlinge treten (begatten) ſich ſchon die Pärchen, und zärtlicher noch iſt dann das Benehmen der Gatten gegen einander. Sie bauen gemeinſchaftlich, an nicht ſehr gangbaren Wegen, auf höhern Zweigen von Laubholz- und vorzüglich von Buchenſtangen, ein eben nicht künſtliches Neſt, welches auswendig aus dünnen birkenen Aeſtchen beſteht, deſſen innere Höhlung aber mit Erdmoos ausgefüttert iſt.

Hier legt das Weibchen drei bis ſechs nicht ſcharf zugeſpitzte, bläulichweiße, am ſtärkeren Obertheile kranzförmig, violett und bräunlich gefleckte Eier, welche Männchen und Weibchen, von Zeit zu Zeit einander ablöſend, in vierzehn Tagen ausbrüten, und dann die Jungen mit leichten Aeſungsmitteln aus dem Kropfe bis zur ziemlich bald erfolgenden Flugbarkeit auffüttern. Wenn die Jungen völlig flügge ſind, müſſen ſie ſelbſt für ihren Unterhalt ſorgen, weil die Alten dann ſogleich das zweite Geheck machen.

§. 4.

Als Standvögel halten ſich die Gimpel gewöhnlich in bergigen Laubhölzern, oder doch nur periodiſch da in Nadelhölzern auf, wo jene nicht weit entfernt ſind; bei uns ſieht und fängt man ſie während des Zuges zwar in erſteren häufiger, doch auch in letzteren, und ſelbſt in ebenen Gegenden und kleinen Feldbüſchen nicht ſelten.

Ihre Aeſung beſteht im Frühlinge aus Nadelholzſamen; ſpäterhin, wie es die Jahreszeit gibt, in Neſſel-, Gras- und Oelgewächsſämereien; im Herbſt und im Winter nehmen ſie, ſo lange ſie eins oder das andere finden,

25 *

Wachholderbeeren, ingleichen die Kerne von Ebereſchen-, Schieß-, Kreuz-, Schlingbaum-, Hartriegelbeeren und Hagebutten, das Fleiſch aller dieſer Früchte aber werfen ſie weg. Können ſie zur letztgedachten Jahreszeit von dem allen nichts mehr finden; ſo begnügen ſie ſich auch mit Knospen der Rothbuche, Eiche und Birnbäume; doch ziehen ſie auch dann noch alle Arten von ausgefallenen Kräuterſämereien vor, wenn ſie dergleichen finden können.

§. 5.

In Heſſen und im Fuldaiſchen zieht man ihrer eine große Menge auf, und richtet ſie zum Pfeifen leichter Lieder ab.

Man nimmt ſie zu dieſem Behuf, wenn ſie halb flügge ſind — d. h. wenn die Schwanzfedern zum Vorſchein kommen — aus dem Neſte und reicht ihnen, bis ſie ganz ausgewachſen ſind, eingeweichte Semmel, mit eingequellter Rübeſaat vermiſcht, zum Futter. Bis ſie es ſelbſt annehmen, muß ihnen, vermittelſt einer Federſpule, welche wie ein Zahnſtocher, doch weniger ſpitz, geſchnitten iſt, öfters etwas, aber nicht viel auf einmal, eingeſteckt werden.

Männchen und Weibchen lernen künſtlich pfeifen, und zwar mehr als eine Melodie ohne Anſtoß und Vermiſchung, wenn ſie richtig behandelt werden. Da nur dann ein glücklicher Erfolg zu hoffen iſt, wenn ſie ununterbrochen Unterricht erhalten, ſo dürfen blos ſolche Leute ihn geben, die in der Stube eine ſitzende Lebensart führen.

Eine kurze Anweiſung zum Verfahren mag hier ihren Platz finden.

Man hängt nehmlich den jungen Lehrling, von andern Vögeln abgeſondert, in einem dunkeln Bauer, dicht neben ſich und pfeift ihm die Melodie, welche er zuerſt faſſen ſoll, gleich von dem Augenblicke an, wo er ins Zimmer kommt, recht oft vor. Sobald er zu ſtim-

men *) (nachzuahmen) beginnt, verdopple man die Lektionen und helfe augenblicklich da nach, wo er ſtockt, ehe er das Erlernte der Melodie wieder von vorn anfängt.

Hat er ein Liedchen ganz inne; ſo lehre man ihn auf eben die Art das zweite **). Daß ein Vogel mehr, als drei gelernt hätte, weiß ich aus Erfahrung nicht, und ſoll er ganz feſt in ſeiner Kunſt werden; ſo muß man die Unterweiſung neun Monate lang fortſetzen, ihm auch nach der erſten Mauſer — während welcher er viel, oft alles vergißt, weil er da ſtumm iſt — wieder gehörig nachhelfen ***).

Für ſolche gelehrte Gimpel, die im Bauer gehalten werden müſſen, iſt reiner Winterreps †) für gewöhnlich das beſte Futter; zuweilen gebe man ihnen auch etwas gequellten Zwieback. Im Sommer füge man Grünes, z. B. Brunnenkreſſe ††) und Mäuſedarm, im Herbſte Aepfelſchnitten und Möhrenſcheibchen hinzu, indem man eins wie das andere zwiſchen das Gitter des Käfigs klemmt.

Hanf freſſen ſie zwar gern, aber nur ſelten reiche man ihnen ein wenig davon; denn er iſt zu hitzig und häufiger Genuß deſſelben koſtet vielen das Leben. Ameiſeneier dürfen ſie nur zur Kur, vorzüglich während der Mauſer, bekommen, müſſen aber, wenn ſie ſolche anneh-

*) Die jungen Gimpel fangen zwar erſt dann an zu ſtimmen, wenn ſie allein freſſen lernen; aber dennoch muß man ihnen ſchon früher vorpfeifen. Wer dies recht gut mit dem Munde kann, der bleibe dabei; außerdem bediene man ſich lieber eines Flageolets, als einer Pfeifleier: denn nach dieſer nimmt der Vogel einen kreiſchenden Ton an.

**) Der Verf. kennt einen ſo gelehrten Vogel, der, ſobald eine Mannsperſon ſich ihm nähert, augenblicklich zu pfeifen anfängt, nie aber einen Laut ausgibt, wenn ein Frauenzimmer ihm anch noch ſo ſchön thut. Selbſt ſeine Gebieterin und Pflegerin muß einen Mannsrock anziehen, wenn er pfeifen ſoll; aber dann übt er auch ſeine Kunſt ſo gut und gern, daß die Melodie mit der Guitarre begleitet werden kann.

***) Liebhaber abgerichteter Dompfaffen würden es gern ſehen, wenn man weniger abgedroſchene Melodien wählen wollte.

†) Winterrübſen, Brassica napus hyberna.

††) Quellraute, Sisymbrium nasturtium.

men ſollen, von Jugend an zum Genuſſe derſelben gewöhnt werden.

Wildfänge, d. h. ſolche, die, alt gefangen, nur ihren Waldlaut hören laſſen, kann man, wenn ſie im Zimmer herumlaufen, auch mit Gerſtenſchrot, in Milch geweicht, erhalten. Friſches Saufen gebe man täglich.

§. 6.

Die eben erwähnten Wildfänge ſind nicht ſo ſehr den Krankheiten unterworfen, an welchen die bei eigentlich doch unnatürlicher Koſt erzogenen und eingeſchränkt erhaltenen öfters leiden und ſterben. Die gewöhnlichſten ſind: a) Verſtopfung. Man erkennt ſie an dem öftern Preſſen, ohne daß dadurch Abgang an Exkrementen erfolgt. Das ſchon öfter, auch bei den Droſſeln erwähnte Leinölklyſtier hebt ſie gewöhnlich. b) Durchfall. Ein verroſteter Nagel ins Saufen gelegt, thut gute Dienſte. c) Traurigkeit, Trübſinn. Man ſchränke die Diät auf eingequellte Rübſenkörner ein und gebe dabei im Sommer viel Grünes, im Herbſte Aepfelſchnitten und Möhren. d) Auszehrung. Kurmittel ſind nicht bekannt, aber verhindert wird dieſe Krankheit durch frugale Koſt und durch gute Wartung während der Mauſer. e) Blindheit. Entſteht durch zu fettes Futter und iſt unheilbar. f) Die Mauſerkrankheit. Man lege dabei einen verroſteten Nagel ins Saufen, und gebe mitunter ein wenig Hanf und öfters, wie §. 5. geſagt, Ameiſeneier. Zucker, Kuchen und andere Süßigkeiten ſind immer ſchädlich, man gebe daher dergleichen nie.

§. 7.

Das Wildbret der Gimpel ſchmeckt nicht übel, nur etwas bitterlich, ſieht auch etwas ſchwärzlich aus, ſoll aber geſund ſeyn.

Vogelliebhaber bezahlen gezähmte und gut abgerichtete Gimpel theuer, oft vier bis fünf Louisd'or fürs Stück.

Der Schade den ſie durchs Aeſen des Nadelholzſamens und der Birnbaumknospen anrichten, iſt unbedeutend.

§. 8.

Von Jagd kann hier nicht die Rede ſeyn; nur Knaben würden es ſich erlauben, die armen Thierchen mit Pulver und Blei zu verfolgen.

In Dohnen *), Sprenkeln und Aufſchlägen werden ſie häufig gefangen; auf dem Heerde fallen ſie aufs natürliche Gelock von ihres Gleichen, auch wenn es nur gut nachgeahmt wird, in Menge und wie blind ein.

Neuntes Kapitel.

Von den wilden Tauben.

Columbae.

§. 1.

Die Tauben machen nach dem Linnéiſchen Syſteme und nach der Burgsdorf-Bechſteiniſchen Eintheilung für Jäger eine beſondere Gattung in der Ordnung der Singvögel aus; nach der Lathamſchen Methode

---

*) In Schleifen am Halſe gefangen, erwürgen ſie ſich außerordentlich ſchnell. Ich konnte ein Gimpelmännchen, das ich einſt in der Schneuß auf dem Dohnenſpriegel einfallen und ſich fangen ſah, nicht retten, obgleich ich aus der geringen Entfernung von etwa 30 Schritten eiligſt hinzu ſprang, um ihn auszulöſen; es war und blieb todt.

bilden ſie eine eigene Ordnung in der Vögelklaſſe; eben ſo nach der, welche §. 76. der Einleitung zum erſten Theile dieſes Werkes befolgt worden iſt. Dem Cuvierſchen Syſteme zu Folge, werden ſie als eine für ſich beſtehende Gattung in der ein und zwanzigſten Unterordnung, unter den hühnerartigen Vögeln aufgeführt (ſ. Th. 1. Taf. C.)

Sämmtliche europäiſche wilde Tauben hecken zwar während des Sommers in Teutſchland, ziehen aber im Frühherbſte weg in wärmere Gegenden, und kehren im Frühlinge zeitig zurück.

Als Jagdgegenſtand können meine Leſer nur drei im Freien vorkommende Arten intereſſiren; nehmlich 1. die Ringeltaube; 2. die Holztaube; 3. die Turteltaube *).

§. 2.

Die Ringeltaube (große Holztaube, Kohltaube, Columba palumbus, *Linn.*) hält ſich gewöhnlich nur unter dem gemäßigten Himmelsſtriche von Europa, Aſien und Amerika auf; nie geht ſie über die diesſeitige Grenze des arktiſchen Kreiſes hinaus.

Italien und das ſüdliche Frankreich bewohnt ſie als Standvogel. England verläßt ſie nach Latham oft erſt in der Mitte des Decembers, kehrt aber auch da mit Frühlingseintritt ſchon wieder zurück.

In unſerm deutſchen Vaterlande zieht ſie bald nach der Ernte, oft noch im September, gewöhnlich aber zu Anfange des Oktobers, familienweiſe fort und kommt auch ſo bei gelinderem Wetter im März, bei kälterem

*) Bechſt. Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. S. 181. ff.; Meyers Taſchenb. I. 286 ff. — Die im zuletzt namhaft gemachten Werke, als dritte Art aufgeführte Feldtaube, Columba livia (S. 288) kommt als wilder Vogel in Teutſchland nicht mehr vor, wohl aber und zwar in großer Menge in Italien und Sardinien, wo ſie in Felſenſpalten ſich aufhalten.

erſt im April, immer aber vierzehn Tage bis drei Wochen ſpäter, als die Holztaube (§. 3.) zurück.

Die Breite, von einer Flügelſpitze zur andern gerechnet, beträgt beim Männchen, 29″, die Länge 17½″ *) (altes Pariſer Maaß).

Der Schnabel iſt vorn röthlichweiß, nach der Wurzel hin mit einer rothen, weiß beſtäubten Haut überzogen; der Augenſtern weißgelb; die Augenringe blaßgelblich; Kopf und Kehle aſchgrau, ins Bläuliche gehalten; der Hals hinten und an den Seiten aus Blau ins Purpurfarbene und Grüne ſchillernd. Auf beiden Seiten des Unterhalſes ſteht ein weißer halbmondförmiger Flecken; beide Flecken aber reichen nicht völlig zuſammen und bilden daher eigentlich keinen Ring. Die Benennung Ringeltaube iſt daher nicht ganz treffend, aber doch ſo allgemein angenommen, daß ſie durch die beſſere große Holztaube nicht hat verdrängt werden können.

Der Oberrücken iſt aſchgrau, in Braun ſpielend; eben ſo ſind die Schultern und die kleinern, nach dem Rücken zu ſtehenden Flügeldeckfedern gefärbt. Das Gefieder auf dem Mittelrücken und auf dem Steiße erſcheint hellaſchgrau; die Deckfedern der vorderſten Schwungfedern ſind ſchwarz; einige große ſowohl, als darüber ſtehende kleinere Deckfedern der Schwingen weiß, und bilden oberhalb der letztern einen großen rein weißen Flecken. Alle übrige große Deckfedern der Flügel ſind hellaſchgrau; die vordern zehn Schwungfedern ſchwarzgrau, an der ſchmalen Fahne weiß gerändert, inwendig von der zweiten an bis zur ſiebenten weißgefleckt; alle folgende erſcheinen gleichfarbig braungrau. Der Schwanz hat eine abgerundete Form, und die Federn deſſelben ſind ſchmutzig dunkelaſchgrau, gegen die Spitzen hin ſchwarz, von unten ange-

*) Der Verf. lebt jetzt in einer Gegend, wo die Ringeltaube ziemlich häufig iſt. Er hat mehrere Exemplare jeden Geſchlechts und Alters bei obiger Beſchreibung vor Augen gehabt.

Anm. zur zweiten Ausgabe.

ſehen, am Grunde mit einem breiten verloſchen weißgrauen Bande belegt.

Der Vorderhals und die Bruſt ſtellen ſich blaßviolett dar; der Bauch, welcher kaum merklich purpurfarben überflogen iſt, die untern der Flügel= und Schwanzdeckfedern, ingleichen die Schenkel weißgrau. Die Stände ſind dicht unterm Knie noch ein wenig befiedert, mit fleiſchrother, geſchilderter Haut überzogen; die Zehen gehen in ſchwarzen Nägeln aus. Der aufgeblaſene Kropf iſt herzförmig und ſo groß, daß er ein Loth Nadelholzſamen aufnehmen kann.

Am kleineren Weibchen der kürzere und ſchmälere Schnabel mehr gelb als roth; der Kopf etwas kleiner; der weiße Flecken an den Seiten des Halſes weniger groß; die Deckfedern der Flügel dunkelgrau; die Bruſt bläſſer gefärbt *); der weiße Rand an der ſchmalen Fahne der vordern Schwungfedern weniger breit; Schultern, Oberrücken und Steuerfedern dunkler gefärbt, von letzteren die zwei mittelſten ſchmäler, das Band am Grunde der nach unten gekehrten Seite des Schwanzes deutlicher.

Die große Holztaube fliegt ſchnell, doch nicht ſo ſehr wie die kleine, und macht beim Aufſtieben beſonders, wie alle Vögel dieſer Gattung, ein ſtarkes Geräuſch. Sie iſt bei der ihr eigenen Aufmerkſamkeit auf alles, was um ſie her vorgeht, und bei einem ſehr ſcharfen Geſicht, ſelbſt da, wo ihr gar nicht nachgeſtellt wird, äußerſt ſcheu.

Alle Tauben leben geſellig mit ihres Gleichen, und halten ſich daher in Flügen zuſammen; die Ringeltauben bilden jedoch die ſchwachzähligſten, und ſelten beſtehen ſie aus mehr als zwei Familien.

Gattentreue, eheliche Zärtlichkeit bis in den Tod, und unbegrenzte Fürſorge für ihre Jungen, welche wenigſtens ſo lange dauert, bis dieſe ſo weit herangewachſen

---

*) Varietät: Die weiße, an der Bruſt röthlich überflogene Ringeltaube.

ſind, daß ſie ſich ſelbſt aus Gefahren retten können, ſind hervorſtechend ſchöne Züge. Ihr Laut ähnelt in Rückſicht des Girrens, Ruchſens und ſogenannten Heulens dem der zahmen Tauben, doch ertönt dies alles, beſonders an ſchönen Frühlingstagen, viel ſtärker.

Im Laufe der erſten vierzehn Tage nach ihrer Ankunft auf dem Sommerſtande paaren ſich die Individuen beider Geſchlechter der in der Nähe beiſammen wohnenden Flüge.

Durch gar poſſierliche Sprünge, welche der Tauber bald vor-, bald rückwärts, bald von der Seite macht, ſucht er das ſchmachtende Weibchen zu vergnügen, und ſich deſſen Gunſt immer mehr zu erwerben. Lange kann dieſes ſo eifrigen Bemühungen nicht widerſtehen, und bald erfolgen gegenſeitige, faſt unaufhörliche Beweiſe der Zärtlichkeit durch das ſogenannte Schnäbeln, welches — wie überall — dann weiter führt, und die Errichtung eines Wochenbettes, des Neſtes, nöthig macht.

Alte, in vorigen Jahren an einem Orte einheimiſch gewordene, Paare ſuchen jedesmal das Neſt wieder auf, in welchem ſie ihre Nachkommenſchaft ſonſt ſchon glücklich vermehrten; neu verehelichte bauen ein neues, gewöhnlich im Gipfel hoher Nadelholzbäume oder Eichen. Den Platz dazu ſcheint das Weibchen auszuſuchen, welches die von dem Männchen emſig zugetragenen dürren Reiſer, dicht am Hauptſtamme des Baumes, auf möglichſt ſtarken Gabeläſten rund um ſich herlegt, und dann an den nächſtfolgenden Tagen, ohne weitere Vorbereitung und Ausfütterung, in die ſehr flache Hohlung zwei, ſelten drei verhältnißmäßig große, längliche, weiße Eier legt, welche, wenn das nur wenig dauerhaft gebaute Neſt — was freilich oft der Fall iſt — nicht durch Stürme zerſtört wird, Mann und Weib mit einander abwechſelnd, in neunzehn bis zwanzig (nach anderen in ſiebzehn bis achtzehn) Tagen ausbrüten. Man ſagt, daß während dieſer Zeit der abgelöſ'te Theil dem andern Aeſung im Kropfe zutrage und ihn, wie nachher die Jungen, füttere. Wäre dem aber auch nicht ſo, ſo iſts doch gewiß, daß der auf dem

Neſte ſitzende Tauber die Geſellſchaft ſeines Weibchens — wer kann es beſtimmen, ob aus echter Sehnſucht, oder aus eiferſüchtiger Grille? — durchaus nicht lange entbehren kann, ſondern es — vielleicht auch deshalb, weil er, wie wir Männer alle, zu wenig Ausdauer zum Betriebe häuslicher Geſchäfte hat — durch den bekannten heulenlen Ruf, bald nach der Entfernung wieder zu ſich lockt. Geſchehe dieſes aus welchem Grunde es wolle, das gutmüthige Weibchen nimmt es von der beſten Seite, unterzieht ſich dankbar für den Beweis der Liebe gleich wieder dem Brütgeſchäft und gönnt dem Gatten Zerſtreuung.

Den Jungen tragen beide Aeltern Aeſung zu und theilen ſie ihnen durch den Schnabel aus dem Kropfe mit. Die des erſten Geheckes werden meiſt gegen Ende des Mais flugbar; ſobald dieſe das Neſt verlaſſen haben, machen die Alten ſogleich wieder Anſtalt zum zweiten Geheck und die Sprößlinge deſſelben fliegen dann gegen Ende des Julius oder im Anfange des Auguſt aus.

Die Ringeltauben halten ſich im Frühlinge meiſtentheils — wenigſtens am Tage — in Waldungen auf, und ziehen hohe, ausgewachſene Nadelhölzer den Laubholzwaldungen vor; vorzüglich wohl deshalb, weil ſie den Tannen-, Kiefern- und Fichtenſamen mehr als alles übrige Geäſe lieben. Späterhin, beſonders wenn das Heckgeſchäft beendigt iſt, ziehen ſich Alte und Junge nach den Vor- und Feldhölzern. Abwechſelnd nehmen ſie dann, wie es die Jahreszeit gibt, alle Arten von Oelſaat, Getreide (Hafer ausgenommen), Kräuterſämereien — unter dieſen vorzüglich den Samen der Wolfsmilch (Euphorbia cyparissias) — und Heidelbeeren, wovon das Wildbret der Jungen einen vortrefflichen Geſchmack bekommt.

Auch ſagt man, ſie verſchmäheten Kirſchen, Eicheln, Bucheckern und kleine Gehäusſchnecken nicht. Aeſen ſie letztere wirklich, ſo geſchieht es wohl aus eben dem Grunde, welcher die zahmen Tauben zum Genuſſe des Kalkes beſtimmt, um nehmlich dadurch zur Legezeit das

Wachsthum der Eierſchalen, überhaupt aber die Verdauung zu befördern. Zur Erreichung des letztgedachten Zweckes verſchlucken ſie auch grobe Sandkörner und alle Salz oder Salpeter enthaltende Erdarten.

Unter den Raubthieren ſind ihnen die Marder — vorzüglich Baummarder — und die Katzen gefährlich, indem ſie die Alten von den Neſtern vertreiben und die Brut zerſtören. Sonſt ſind ſie den Verfolgungen der Raubvögel, beſonders der Habichte, Falken und Sperber, ausgeſetzt.

Wo ſie häufig ſich aufhalten, thun ſie durch das Aufleſen des Nadelholzſamens auf Beſamungsſchlägen und künſtlichen Kulturen beträchtlichen Schaden und eben ſo dem Wintergetreide, wenn es körnt, beſonders aber der reifenden, üppig ſtehenden Oelſaat.

Die Benutzung des wohlſchmeckenden Wildbrets der Jungen — denn das der Alten iſt zähe und hart; doch eine Kraftſuppe von zerſtückten und zerquetſchtem Wildpret und Geknöchel ſchmeckt auch vortrefflich — kann gegen den vorerwähnten Schaden nicht in Anſchlag gebracht werden, weil man dieſer Federwildart, ihrer Schüchternheit wegen, nur ſelten Abbruch thun kann. Ueberall ſollte daher auf ihre Erlegung ein der damit verbundenen Mühe angemeſſenes Schieß- und Fanggeld, ja ſelbſt auf die abgelieferten Eier Auslöſung geſetzt werden.

§. 3.

Die (kleine) Holztaube, Columba oenas, *Linn.*, welche man ſonſt auch Hohltaube, Blautaube, mittlere wilde Taube, Lochtaube, Bergtaube nennt, hat überall gleiche Heimath mit der im vorherigen §. beſchriebenen Ringeltaube, wird aber in Teutſchland weit häufiger als dieſe angetroffen. Sie zieht im Herbſte etwas ſpäter in zahlreichen Flügen fort, den wärmeren Gegenden zu, und kommt bei anhaltend gelindem Wetter gegen Ende des Februars, gewöhnlich aber mit Anfange des Märzes wieder zurück, um ihr Geheck bei uns und

in allen nördlichen Ländern dieſſeits des arktiſchen Kreiſes zu machen.

Einer ausführlicheren Beſchreibung als die, welche Th. I. Einleitung §. 76. zu Art 2. der Gattung Columba geliefert worden iſt, bedarf es für die ſo gemeine (kleine) Holztaube nicht. —

Denn, wenn ſie unſerer zahmen, blauen Feldtaube (Columba livia) auch an Geſtalt und Farbe ſehr ähnlich iſt, ſo unterſcheidet ſie ſich doch durch ihren hellaſchgrauen Steiß, der bei der Feldtaube weiß iſt; dann durch die rothe Naſenhaut, die bei Columba livia weißlich erſcheint; endlich durch zwei ſchwärzliche Flecken auf jedem Flügel, da die Flügel bei der Feldtaube mit zwei ſchwarzen Binden gezeichnet ſind, zur Gnüge von dieſer *).

Im Freien iſt ſie ziemlich menſchenſcheu und flüchtig, aber ſo ſehr bei weitem nicht als die Ringeltaube; doch mag der Freund, welcher mir erzählte, in Nordamerika legten ſelbſt ausgewachſen gefangene, gleich nach einigen Tagen ihre Wildheit völlig ab — Columba livia mit Col. oenas wohl verwechſelt haben.

Der Hang zur Geſelligkeit iſt bei ihr noch ſtärker, als bei der großen Holztaube; denn Alte und Junge bleiben außer der Heckzeit das ganze Jahr hindurch in zahlreichern Flügen beiſammen, welche wahrſcheinlich zuerſt aus den Ausgeflogenen des erſten Geheckes einiger alten Paare ſich organiſiren, und dann durch das Hinzutreten der Jungen des zweiten Geheckes nebſt den Alten, vermehrt werden. Einen andern Beweis, wie ungern die kleine Holztaube iſolirt lebt, liefert die nicht ganz ſeltene Erſcheinung, daß eine einzelne, die ſich wahrſcheinlich bei der Abreiſe von dem Fluge, deſſen Mitglied ſie war, verſprengte, mit den zahmen Feldflüchtern dem Taubenſchlage zueilt und

*) Es war eine Irrung, wenn der Verf. in der erſten Ausgabe Columba oenas für die Stammmutter unſerer Taubenhausbewohner ausgab; dies iſt unfehlbar Columba livia.

in demſelben den ganzen Winter mit zu bringt. Auch paart ſich da bisweilen der wilde Tauber mit einer zahmen Täubin. Und doch vermag weder die gaſtfreundliche Aufnahme, noch die neue Geliebte den Freiheitsſinn dieſer Thiere und ihre Anhänglichkeit an Verwandte und alte Freunde zu erſticken; denn, ſobald der Frühlingszug beginnt, opfern ſie augenblicklich die neu geſchloſſene Verbindung der älteren zufällig zerriſſenen auf, und entziehen ſich dem doch immer mit mancher Bequemlichkeit verbundenen Zwange, den ihnen die Einſchränkung auflegt.

Im Freien hingegen iſt die eheliche Treue dieſer wilden Taubenart eben ſo unerſchütterlich, das Betragen der Gatten gegen einander eben ſo liebevoll und zärtlich, die Fürſorge für die Jungen eben ſo unter beide getheilt, als bei den Ringeltauben.

Die §. 2. bemerkten Laut- und Lockarten ſind auch den kleinen Holztauben eigen; nur weniger ſtark, ſonſt aber denen der zahmen Feldtauben faſt völlig gleich.

Die Paarzeit geht gleich nach der Ankunft im Frühlinge an. Die Zärtlichkeitsäußerungen der Gatten gegen einander ſind denen der zahmen Tauben ähnlicher, als denen der Ringeltaube; denn ſo poſſierlich wie das Männchen von dieſen, gebehrdet ſich der kleine Holztauber nicht, vielmehr bückt er, wie der Feldtauber, bald dicht und ſtill neben dem Weibchen ſtehend, bald einige Schrittchen ſich von ihm entfernend, aber ſchnell zurückeilend, bald in einem Kreiſe ſich drehend, den Kopf tief nieder, plauſtert das Halsgefieder auf, und läßt dabei das ſogenannte Ruchſen oder Kollern hören.

Sobald die Legezeit herannaht, trägt auch hier das Männchen die aus dünnen Reiſern beſtehenden Materialien dahin zu, wo das Weibchen einen zur Anlage des Neſtes bequemen Ort, meiſt in einem hohlen Baume, ſeltener bei uns in einer Felsritze oder in den ausgewitterten Steinhöhlen eines verfallenen sehr alten, iſolirt im Holze ſtehenden Gemäuers, aufgeſucht hatte, und dieſes beſorgt

allein den kunſtloſen Bau. Wird er nicht muthwillig zerſtört; ſo kehrt das nehmliche Paar alljährlich zu demſelben zurück, und beſſert nur das etwa ſchadhaft gewordene aus.

Früher als es bei den Ringeltauben der Fall iſt, legt das Weibchen zwei, höchſt ſelten drei längliche weiße Eier und brütet ſie mit Beihülfe des Männchens — welches jedoch nur am Tage aufs Neſt geht, die Nacht über hingegen vor demſelben ſitzt und wacht — in ſiebzehn bis achtzehn Tagen aus. Vier Wochen nach dem Auskriechen — meiſt gegen die Mitte des Mais — ſind die Jungen des erſten Geheckes flugbar; bis dahin werden ſie von den Alten aus dem Kropfe gefüttert, dann aber ſich ſelbſt überlaſſen. Gleich darauf macht das alte Paar das zweite Geheck, von dem die Jungen gegen Ende des Julius, in der Regel flügge ſind.

Die kleinen Holztauben halten ſich ſowohl in Nadel= als in Laubhölzern, doch immer gern an den Rändern und in Feldbüſchen auf, um den angrenzenden Feldern nahe zu ſeyn. Ihre Aeſung kommt in allem — Eicheln und Buchecker ausgeſchloſſen — mit der der Ringeltauben überein. Am eifrigſten nehmen ſie Oelſaat=, beſonders Hanfkörner an.

Während der Brütezeit geht ein beträchtlicher Theil der Eier durch die Nachſtellungen der Marder verloren; Alte und flugbare Junge werden von Katzen und am häufigſten — vorzüglich wenn ſie auf die Felder fallen — von den Raubvögeln, beſonders vom Sperber, verfolgt und gefangen.

Die Alten ſind, nach der Ernte beſonders, ſehr gut an Wildbret und dieſes iſt weit mürber, zarter und ſchmackhafter, als das Fleiſch zahmer Tauben. Das der Jungen gehört zu den Leckerbiſſen. Um ihrer deſto leichter habhaft zu werden, gründete man auf die Erfahrung, daß dieſe wilde Taubenart gern in hohlen Bäumen niſtet, die Vorausſetzung, daß ſie in Gehegen häufiger gezogen und, wenn ſie faſt flügge wären, nach Belieben ausgenommen werden könnten. Nach Döbel, dem auch alle

mir bekannte neuere Naturgeſchichtſchreiber in dieſer Rückſicht gefolgt ſind, ſoll man bei einer Anlage dieſer Art auf folgende Weiſe verfahren.

Man nehme kernfaules, kiefernes oder aspenes, mit der Schale noch umgebenes Holz von der Stärke, daß, wenn das Faule herausgearbeitet iſt, eine Taube gemächlich darin ſitzen kann, und ſchneide zu jeder ſogenannten Taubenhöhle ein 2½′ langes Stück. Dann paſſe man in der untern Oeffnung einen Boden feſt ein, ſäge am Obertheile die ſtehengebliebenen Holzränder ſchräge nach unten ab, und nagele ein altes (ja nicht friſches) Stückchen Bret an, welches etwas überſtehen und ein Wetterdach bilden muß. Ungefähr auf der Mitte der Höhle meißele man hierauf ein hinlänglich weites Flugloch durch, bohre unter dieſem ein daumenſtarkes Loch, und ſchlage einen genau paſſenden, ſo langen Stock hinein, daß er bis an die hintere Wand der Höhle reicht, an der vordern aber etwa 8″ heraus ſteht *). Von dieſen auf ſolche Weiſe zu ihrer Beſtimmung zweckmäßig eingerichteten Höhlen werden an Orten, wo die kleinen Holztauben einzeln ſchon vorher heckten, viele am obern Theile des Hauptſtammes hoher und ſtarker Bäume (Eichen, Buchen, Linden) feſt angenagelt und an der Erde Sulzen (ſ. u. §. 5.) angelegt. In der Nachbarſchaft eines ſolchen Geheges muß man nicht nur auf das Wegfangen der Marder und Raubvögel möglichſten Fleiß verwenden, ſondern es auch — wenigſtens ſo lange, bis die Bewohner deſſelben völlig eingewohnt ſind — vermeiden, in der Nähe zu ſchießen.

Auch dürfen im erſten Jahre keine Junge ausgenommen werden.

Alljährlich endlich laſſe man, ehe der Frühlingszug beginnt, die alten Höhlen abnehmen, ſie inwendig rein

*) Beſſer iſts, wenn er wenigſtens auf dieſer Stelle nicht abgeſchält wird. Er iſt dazu beſtimmt, daß auf ihm im Innern der Höhle das Neſt ſtehen, vor derſelben aber die Taube fußen, d. h. ſitzen kann.

machen, ſchadhafte ausbeſſern, und bei zunehmender Bevölkerung durch neue vermehren *).

Auch dieſe wilde Taubenart richtet nicht unbeträchtlichen Schaden an, indem ſie nicht nur wie die Ringeltaube, den angeflogenen oder ausgeſtreuten Nadelholzſamen ſtark annimmt, ſondern auch auf den Winter- und Sommerrappsfeldern und Hanfäckern während der Säezeit, vorzüglich aber dann, wenn dieſe Früchte reifen, häufig einfällt uud zwar dann immer nur da, wo die Frucht am üppigſten ſteht. Weniger kommt zur letztgedachten Zeit, beſonders beim Rapps, das in Anſchlag, was die Tauben äſen, als das, was aus den reifſten Bohlen oder Schoten derjenigen Rispen ausfällt, auf denen ſie, um Nahrung zu holen, mit den Flügeln ſchlagend ſich niederlaſſen. Manche wird bei dieſer Gelegenheit ein Opfer ihrer Gefräßigkeit, indem ſie, wahrſcheinlich um die am Boden liegenden Körner aufzuleſen, ſich hinunterarbeitet, dann aber im dichten, oft gelagerten Geſtröhde ſich ſo verwickelt, daß ſie nicht wieder heraus kann und erſticken muß. Oefters habe ich bei der Ernte mehrere todte zahme und wilde Tauben auf dem Acker gefunden.

§. 4.

Die Turteltaube (Columba turtur, *Linn.*) auch Wegtaube genannt, wird, den hohen Norden ausgenommen, in ganz Europa, Aſien, Amerika und auf den Südſee-Inſeln ſogar angetroffen. Empfindlicher gegen die Kälte, als beide vorher erwähnte wilde Taubenarten, kommt ſie in Teutſchland erſt gegen das

---

*) Eben als ich dieſes ſchrieb, las ich die im Novemberhefte 1804 der Halliſchen Literaturzeitung befindliche Beurtheilung der zwei erſten Bände des Bechſteiniſchen Handbuchs der Jagdwiſſenſchaft in welcher der Recenſent ſagt, daß er die oben beſchriebenen Höhlen durch gewöhnliche eben ſo angenagelte Staarenbeuten — 2' hohe, 8 bis 9'' ins Quadrat weite, vorn mit Löchern verſehene Bretkoſten — mit Nutzen erſetzt gefunden habe. Ich glaube es, wenn nehmlich dazu alte, verwitterte Breter genommen werden.

Anm. zur erſten Ausgabe.

Ende des Aprils an, und geht zu Anfange des Septembers ſchon wieder weg.

Die Länge der europäiſchen Turteltaube beträgt 10¾″.

Der dünne Schnabel der Turteltaube iſt bis auf die dunkelröthliche, etwas mit Weiß beſtäubte Hautdecke der ſchiefliegenden Naſenlöcher hornblau; der Augenſtern orangeroth, der ſchmale, kahle, warzige, hinter den Augen ſpitzig zulaufende, vorn in einem ſchmalen Streif bis zum Schnabelwinkel ſich erſtreckende Augenring kugellackroth; die von rothgrauen Wangen begrenzte Stirn weißlich; der Scheitel und ein Theil des Oberhalſes hellblau; der übrige Oberleib dunkelgrau, ſchwärzlich gefleckt und durchwölkt; das ſonſt eben ſo gefärbte Steißgefieder roſtfarben gerändert. Die Schulterfedern und ein Theil der Flügeldeckfedern ſind ſchwärzlich, ſchön roſtroth breit eingefaßt; hellaſchgrau und ſchwarz gefleckt erſcheint der übrige Theil der letztern und ganz grau das Afterflügelgefieder. Dunkelbraun in Blau ſpielend iſt die Farbe der vordern, aſchgrau, roſenroth gekantet die der hintern Schwungfedern. Am abgerundeten Schwanze iſt die Hauptfarbe der Federn ſchwärzlich; die mittleren ſind roſtfarben ſchmal gekantet; die übrigen haben 1″ breite weiße Spitzen, welche, indem dieſe Taube den Schwanz im Fluge fächerförmig ausbreitet, einen Halbzirkel bilden; die letzte an jeder Seite iſt an der äußern Fahne weiß geſäumt. Kehle und Hals (den oben erwähnten Theil abgerechnet), an deſſen Seiten ein ſchwarzer, drei- bis viermal halbmondförmig in die Quere geſtreifter Flecken ſichtbar wird, ingleichen die Bruſt, erſcheinen hellaſchgrau, ins Kupferfarbige und Glänzendviolette ſpielend, Bauch und Afterfedern weiß, die Schenkelfedern rothgrau. Mit dunkel kugellackfarbiger, an den Schienbeinen geſchilderter Haut ſind die Ständer überzogen und mit hornblauen Nägeln bewaffnet. Dies die Zeichnung des Männchens, von dem ſich das Weibchen nicht nur durch einen kleinern Körper, einen weniger ſtarken, mehr ſpitzen Kopf, ſondern auch durch folgende Farbenabweichungen unterſcheidet.

Ihm fehlt nehmlich die weißliche Stirn; die Farbe

26*

des Rückens iſt mehr rothgrau als dunkelgrau; die der Schwungfedern nicht ſo rein, ſondern ſchmutzig dunkelbraun; die am Tauber ſchön roſtrothe Kantenzeichnung eines Theiles der Flügeldeckfedern weniger lebhaft; der ſchwarze Flecken an den Seiten des Halſes kleiner, die Bruſt bläſſer.

Die Jungen ſehen bis zur erſten Mauſer auf dem Oberleibe überall rothgrau aus, und ſind auf den Flügeln merklich ſchwarzblau gefleckt.

Der aufgeblaſene Kropf erſcheint umgekehrt herzförmig, $2\frac{1}{2}''$ lang, und wo er am dickſten iſt, $2''$ breit.

An Schnelligkeit im Fluge übertrifft dieſe wilde Taubenart die andern alle; an Wildheit ſteht ſie ihnen, wenigſtens in Feldhölzern, wo ſie öfter von Menſchen geſtört oder verfolgt wird, nicht ſehr nach. In zuſammenhängenden ruhigen Waldungen legt ſie jene Schüchternheit doch in ſo weit ab, daß ſie nicht auf den erſten Anblick entflieht, und in ganz großen Nadelholzwäldern hat man öfter die Bemerkung gemacht, daß ſie in Jahren, wo Kiefern, Fichten und Tannen viel Samen tragen, außerordentlich gut aushält. Nach Bechſtein ſind dies entweder ſolche, welche in unbewohnten Gegenden erzogen, den Nachſtellungen des Menſchen wenig oder gar nicht ausgeſetzt waren und bei uns nur durch den Ueberfluß ihrer Lieblingsäſung aufgehalten wurden; oder der häufige Genuß derſelben trug dazu bei, die Fremdlinge fetter und daher fauler oder unbeweglicher zu machen.

Von Jugend an in der Nähe des Menſchen und eingeſchränkt erzogen, werden ſie außerordentlich zahm und bringen ihr Alter auf acht bis zehn Jahre.

In Rückſicht der Reinlichkeit, wie der Gattentreue und Zärtlichkeit, gegen die Geliebte ſowohl, als gegen die Pfänder keuſcher Liebe, ſtehen ſie hoch über den vorher beſchriebenen Taubenarten. Daher kommt es, daß mit ihnen ein durch dieſe ſeltenen Tugenden ſich auszeichnendes Menſchenpaar verglichen wird. —

Ihr tiefes Heulen laſſen die Männchen in der Paarzeit vorzüglich hören. Bei bevorſtehender Wetterverände-

rung von gutem zu böſem wird dieſer Laut bisweilen ſo unangenehm kreiſchend, daß er faſt Gekräh genannt werden könnte.

Die Turteltaube kommt, wie ſchon geſagt, ſpäter als die große und kleine Holztaube zu uns, paart ſich erſt bei ſchönem Frühlingswetter, tritt auch früher den Herbſtzug an; daher macht ſie gewöhnlich ein Geheck, nur nach einem ſehr zeitig eingetretenen und nicht durch Nachwinterſtürme unterbrochenen Frühlinge je bisweilen zwei. Auch bei ihr macht das Weibchen den Baumeiſter des Neſtes, das Männchen den Zuträger der Materialien, welche gleichfalls aus dünnem Holzgeknick beſtehen. In Nadelhölzern ſteht es gewöhnlich hoch und feſt zwiſchen engen Quirläſten; in Laubhölzern öfter auf biegſamen Sträuchern, als auf Bäumen, und hier nicht ſelten zwiſchen tiefern Zweigen die am Stamme gleich ſich aus einander breiten. In beiden letztern Fällen wird es öfters ein Spiel mäßig ſtarker Winde und um ſo leichter dadurch die Brut zerſtört, weil es nur flach gebaut iſt. Daher die ſpärliche Vermehrung.

Das Weibchen legt zwei weiße, länglich runde Eier. Beim Brütgeſchäft, welches nach Verlauf von vierzehn Tagen vollendet iſt, löſen ſich beide Gatten ab. Der nach Aeſung ausfliegende Theil verſorgt nicht nur ſich, ſondern füttert auch den andern, emſig brütenden aus dem Kropfe. Beide theilen unter ſich die Sorge für den Unterhalt der Jungen, welche nicht — wie es bei andern Taubenarten der Fall iſt — einander im Neſte die Köpfe zukehren, ſondern die Steiße.

Die Turteltauben halten ſich im Nadelholze ſowohl als im Laubholze auf, lieber jedoch in jenem als in dieſem, immer aber häufiger am Rande als in der Tiefe des Waldes. Wenn die Zeit des Wegzuges herannaht, ſchlagen ſich — bei uns oft ſchon im Auguſt — mehrere Familien in zahlreichere Flüge zuſammen, als es bei den großen und kleinen Holztauben zu geſchehen pflegt, bleiben ſo auf ihrem Winterſtande vereinigt und kehren in der nehmlichen Geſellſchaft zurück. Bald nach der Ankunft ſuchen und bauen die alten und jungen Paare dann das Wochenbett.

Ihr Lieblingsgeäſe macht ebenfalls Nadelholzſame und die reife Frucht der Oelſaat aus; doch verſchmähen ſie auch den Samen der wilden Akazien, ferner Getreidekörner, Hülſenfrüchte und Sämereien, welche andere wilde Tauben annehmen, nicht; auch leſen ſie gleichfalls die reifſten Früchte der Heidelbeeren ab.

Daß ſie da, wo ſie häufig wohnen, Schaden anrichten, ergibt ſich aus den genannten Aeſungsmitteln. Mit ihm kann die höchſtmögliche Benutzung den Vergleich nicht aushalten. Uebrigens hat das Wildbret, beſonders von Jungen, einen vortrefflichen Geſchmack. Wie hoch von den Juden des alten Teſtaments die Turteltauben geehrt wurden, indem ſie bei ihnen für ein Gott höchſt wohlgefälliges Dankopfer galten, iſt aus der Bibel bekannt.

§. 5.

Den vorſtehenden naturgeſchichtlichen Bemerkungen ſoll das folgen, was über den Jagd- und Fangbetrieb bei dieſer Federwildgattung dem Verfaſſer bekannt geworden iſt.

Die eigentliche Jagd- und Fangzeit fällt in den Monat Auguſt, theils weil dann die alten wilden Tauben ihr Geheck gemacht und die Jungen ihr volles Wachsthum erreicht haben, theils weil ſie zu dieſer Zeit ſehr gut an Wildbret und ſogar fett ſind.

Um die in der Gegend vorhandenen an einen beſtimmten Ort hinzuziehen, gibt es kein beſſeres Mittel, als die ſogenannte Sulze oder Baize.

Zur Anlage derſelben wählt man eine Gegend, wo an Holzrändern, auf Aeckern und Lehden oder auf Nadelholz-Beſamungsſchlägen wilde Tauben gern auffallen, und wo die Tränke (ein ſchmaler Bach, oder ein anderes klares, ſeichtes, nicht breites Gewäſſer, an deſſen Rande die Vögel einfallen, um zu ſaufen und ſich zu baden) in der Nähe iſt.

Dann nimmt man Koriander (Coriandrum sa-

tivum, *Linn.*), Süßholz *) (Glycirrhiza glabra, *L.*), Meiſterwurz (Imperatoria Ostrutium, *L.*), Eiſenhart (Verbena officinalis, *L.*), Haſelwurz (Asarum europaeum, *L.*), Eberwurz (Carlina Acaulis, *L.* **)), Liebſtöckel (Ligusticum levisticum *L.*), Fenchel (Anethum foeniculum, *L.*), Anis (Pimpinella Anisum *L.*), von jedem, oder auch nur von den vier letzten der genannten Ingredienzien, gröblich zerſtoßen, etwa eine gute Handvoll, und mengt alles tüchtig durch einander.

Hierauf macht man feinen, reinen, trocknen Lehm (der, womit alte Backöfen bekleidet waren, iſt der beſte) möglichſt klar, feuchtet ihn mit Heringslake, oder ſcharfem Salzwaſſer, oder Urin hinlänglich an, und thut während fleißigen Durchknetens, nach und nach das vorerwähnte Gemeng nebſt etwa 1 Pfund Honig hinzu.

Mit dieſem allen ſchlägt man 2 bis 3′ ins Gevierte haltende, 8″ hohe, breterne Kaſten gehäuft voll, überſtreut den halb eingetrockneten Teig mit Hanfkörnern, Erbſen, Wicken, Linſen, Samen von der unächten Akazie ***), Weizen, u. dergl. und ſetzt die ſo eingerichtete Sulze oder Baize, wenn der Frühlingszug beginnt, jedesmal friſch zubereitet, an den oben bezeichneten Orten hin und wieder, doch nicht zu nahe an hohem Holze, aus.

§. 6.

Bei der ſämmtlichen Arten der wilden Tauben eigenen Wildheit und Flüchtigkeit wird der Jäger ſelten eine beim anderweitigen Jagdbetriebe zum Schuſſe bekommen.

Nur hinter Wällen oder in tiefen ausgetrockneten Graben kann es ihm gelingen, ſie zu beſchleichen, wenn ſie

---

*) Eigentlich nur die officinelle Wurzel (Rad. Glycirrh. glabr. — Liquiritia.

**) officin. Name *Cardopatia*.

***) Akazien-Robinie, gemeine Robinie, Robinia Pseudo-Acacia, *Linn.*, Pseudo-Acacia, *du Hamel*. Der Same macht auch Lieblingsäſung des Faſanes und des Rebhuhnes aus. Es iſt dies am gehörigen Orte zu bemerken vergeſſen worden.

auf Rübſen-, Erbſen- oder Weizenſtoppelfeldern, Aeſung ſuchend, beiſammenliegen.

Beſſere Gelegenheit, ihnen durch den Schuß Abbruch zu thun, wird er finden, wenn er in der Nachbarſchaft der Schulzen und Tränke kleine Hüttchen zum Anſtande errichten läßt.

Wer das Talent beſitzt, den Laut der verſchiedenen Taubenarten, nehmlich:

a) das Girren, Ruchſen und Heulen der Ringeltaube (§. 2.);

b) das Ruchſen und Kollern der Holztaube (§. 3.);

c) das Heulen der Turteltaube —

mit ſeiner Stimme nachzuahmen, der wird, wenn er im Frühling, gleich zu Anfange der Paarzeit, wilde Tauben im Walde girren, ruchſen, kollern und heulen hört, hinter einem Baume oder Strauche gut verborgen, den vernommenen Laut recht natürlich beantwortet, mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen können, daß das vorher laut gewordene Tauben-Männchen nach und nach ſich nähern und auf einem benachbarten Baume, in gehöriger Schußweite, einfallen wird. Iſt dann der Jäger im voraus ſchußfertig; ſo gehört begreiflicher Weiſe wenig Kunſt dazu, die Taube zu erlegen, wenn die Flinte, wie überall bei der Taubenjagd, mit Schrot von Nr. 4 oder 5 geladen iſt.

Wo es viele wilde Tauben gibt, da würde die Methode der Nordamerikaner, dieſe Jagd (nach der Ausſage eines glaubhaften Augenzeugen) zu betreiben, wahrſcheinlich mit gutem Erfolge anwendbar ſeyn. An dem Rande des Waldes, in welchem wilde Tauben vorzüglich gern ſich aufhalten, werden an den trocknen Wipfeln einzeln ſtehender Bäume ſtarke nicht entrindete Stangen, in welche etwa 12'' aus einander und gerade über einander Löcher gebohrt und 18'' lange gleichfalls nicht entrindete Sproſſen eingeſchlagen ſind, ſo befeſtigt, daß man aus einem nicht weit vom Hauptſtamme entfernten Hütt-

chen jene Leitern ganz beſchießen kann. In dieſen Hütt- chen verbergen ſich die Schützen, während andere Gehülfen entweder das Holz, in welchem, oder die Felder, auf wel- chen wilde Tauben aufgefallen ſind, nach den Leitern zu abtreiben. Geſchieht dies mit gehöriger Vorſicht und nicht übereilt; ſo haken ſie häufig auf den Leiterſproſſen auf, und dort werden ihrer oft ſechs bis acht Stück auf einen Schuß erlegt. Kurz und oft hinter einander möchte je- doch an einem und demſelben Orte dieſe Jagdmethode einen glücklichen Erfolg nicht verſprechen.

§. 7.

Folgende drei Fangarten, deren Anwendbarkeit der Verfaſſer aus Erfahrung nicht kennt, die aber, ſeiner Ueberzeugung nach, den damit verbundenen Aufwand an Mühe und Koſten und Zeit ſchwerlich erſetzen möchten, findet man in Döbels Jägerpraktik, und bei an- dern Schriftſtellern angeführt:

1. Der Fang auf dem Sulzenheerd. Zur Anlage und Verfertigung der Sulze iſt oben §. 5. die Vorſchrift gegeben; hier das Nöthigſte über den Heerd, die zum Fange nöthigen Requiſiten und das Verfahren.

Die Wände (Schlaggarne) werden aus gutem, fe- ſtem, ſtarkem, erdgrauem Zwirne geſtrickt; jede Maſche muß 3″ Weite haben. Man fängt jede Wand mit 72 Maſchen an, arbeitet zehn Klftr. (60′) fort, ſtrickt dann den Zipfel, wie beim Krammetsvogel- Strauchheerde, daran, verhauptmaſchet das Ganze, wie dort, mit Bindfaden, und zieht tüchtige Ober- und Unter- auch Saumleinen eben ſo ein.

Wie der Strauchheerd muß auch dieſer in einiger Entfernung von einem geſchloſſen beſtandenen Walddiſtrikte im Freien angelegt werden. Wie bei jenem der Strauch in der Mitte ſteht, ſo muß dies bei dieſem mit der Sulze der Fall ſeyn.

Vorn und hinten werden die zu jeder Wand gehö- rigen Larven, in denen die Schlagſtäbe an eiſernen Bol-

zen ſich bewegen, ſo weit von einander entfernt eingetrieben, daß die Wände beim Rücken oben etwas über einander herſchlagen. Wäre das nicht, ſo möchten die Verſuche der Gefangenen, ſich durch Anprellen zu befreien, nur zu gut gelingen.

Rings um den Heerd ſind einige hohe, nicht zu ſchwache Hakreiſer*) — in ſo fern ſolche nicht durch wipfeldürre, an Ort und Stelle befindliche Eichen erſetzt werden — einzugraben; weiter von denſelben entfernt, als beim Strauchheerde, iſt die Hütte zu errichten, und dieſe überall mit belaubten Aeſten dicht zu verkleiden.

Endlich ſuche man ſich von jeder Art der wilden Tauben, welche man zu fangen hoffen darf, ein Paar halbflügge aus dem Neſte genommene zu verſchaffen, und erziehe ſie ſo zahm als möglich, um ſie in der Folge als Rohr- und Lockvögel gebrauchen zu können. Hätte man hierzu keine Gelegenheit, ſo würde man ſo lange bis einige gefangen wären, ſich zahmer Feldflüchter, von der Farbe der Columba livia, bedienen müſſen.

Kommt nun der Auguſt heran, ſo richte man den Heerd völlig zum Stellen ein, und laſſe die Wände bei ſchönem Wetter aus einander geſchlagen einige Tage liegen, ſtreue jeden Morgen friſche Fütterung, wie ſie §. 5. angegeben worden iſt, auf und dicht um die Sulze her, damit die von Natur ſcheuen Tauben ſich erſt an den Anblick der Garne gewöhnen **).

Dann feßle man früh vor Tage, ſowohl zwiſchen den vordern als hintern Zipfeln der Garne, eine Taube mit den zuſammengebundenen Flügeln an einem Leinchen ſo an, daß ſie ſich nicht in denſelben verhädern kann, ſtreue auch um ſie her Futter, damit der Appetit derer, welche gezogen kommen, durch den Anblick des

*) Abgeſtorbene Kiefern oder entlaubte Aspen ſind am ſchicklichſten dazu.

**) Der Verf. kann nicht einſehen, wozu das von Döbel vorgeſchlagene Verdecken der Garne mit Gras nützen ſoll, da es beim Fange ſelbſt ſchlechterdings nicht ſtatt finden kann. Lieber färbe man ſie, wenn auf beraſ'tem Boden geſtellt werden ſoll, grün.

Ueberfluſſes, in welchem jene ſchwelgen, deſto mehr ge-reizt werde. Auf den entfernteſten Hakreiſern, oder auf den Gipfeln der ſtatt derſelben dienenden Bäume, feßle man demnächſt, auf angenagelten, nicht neu ſcheinenden Sitzbretchen wenigſtens zwei Locktauben ſo an, daß ſie recht frei ſitzen. Durch das Gelock derſelben werden die in der Nachbarſchaft vorbeiſtreichenden herangezogen werden, und wenn man nicht täglich ſtellt, ziemlich gut einfallen.

Anfänglich kann man ſie auch auf eben die Art, wie §. 6. geſagt worden, vom Felde und aus dem Holze dem Heerde zutreiben.

2. Der Fang auf dem Tränkheerd. Dabei müſſen die Garnwände die Tränke ſo überſchlagen, wie bei 1. die Sulze. Mittags zwiſchen 11 und 1 Uhr ziehen die wilden Tauben am meiſten zur Tränke; dies iſt alſo auch die ſchicklichſte Zeit zum Stellen; doch fallen ſie auch, aber einzeln, ganz früh Morgens und in der Abenddämmerung, nur nicht vor Sonnenuntergange, dort ein.

3. Der Fang mit Schlingen ſoll auch auf der Sulze, vorzüglich bei den Turteltauben gelingen. Auf jeden Fall müſſen ſie wohl als Trittſchlingen, etwa 1'' hoch über dem Futter, platt auf dünne Aeſtchen gelegt werden. Der Verfaſſer bezweifelt indeſſen auch dann guten Erfolg.

§. 8.

In Nordamerika ſollen nach der Mittheilung eines meiner Freunde, welcher mehrere Jahre dort zubrachte, viele kleine Holz- und Turteltauben auf folgende Art gefangen werden:

Es gehört zu dieſem Fange ein beiläufig 8' langes, 4' breites, oben gewölbtes und auf der Mitte der Wölbung gegen 2' hohes, unten in einem ungefähr 3'' breiten, 2'' dicken Rahmen eingelaſſenes berindetes Spriegelwerk, an welchem von vorn bis hinten, auch am Kopf- und Hintertheile, gleichfalls berindete Weidenſtäbchen von der Stärke eines kleinen Fingers ſo der Länge nach aufgenagelt werden, daß je zwi-

ſchen zwei und zwei dieſer Stäbchen ein freier Zwiſchenraum von 1½ bis 2″ bleibt. Dieſes Spriegelwerk ſtellt man, nachdem die Zunge der Stellung an einem erdgrauen Faden befeſtigt, und mit dieſem unter dem Spriegelwerk nach hinten zu an einem in die Erde eingetriebenen Häkchen angebunden worden iſt — in der Art, wie bei der bekannten, ſogenannten Studenten-Mäuſefalle den Stein — am Kopfende fangbar auf. Dann füttert man vor dieſer Falle ſchwach, unter derſelben und beſonders in der Nähe des Fadens, welcher mit der Stellzunge in Verbindung ſteht, ſtark mit den aus §. 3. und 4. bekannten Lieblingsnahrungsmitteln — wohin beſonders der Same der unächten Akazie (Robinia Pseudo-Acacia, *Linn.*, Pseudo-Acacia, *du Hamel*) gehört — vor. Die Tauben gehen, wenn ſie das Futter vor der Falle gefunden, dem unter derſelben geſtreuten nach, fangen, nach Art der Haustauben, ſich abzudrängen an, und werden bei der leiſeſten Berührung des Fadens, an welchem die Stellzunge befeſtigt iſt, vom Spriegelwerk gedeckt. — Dies die von meinem Freunde mir, nach Erſcheinung der erſten Ausgabe des gegenwärtigen Werkes in die Feder diktirte Beſchreibung der nordamerikaniſchen Fangart. Die folgende, wie ſelbige in der erſten Ausgabe Th. II. S. 459 ſich befindet, wurde nach einer viel früheren gelegentlichen Erzählung aufgeſetzt und, da vieles davon dem Gedächtniß entfallen war, eigentlich, ohne jedoch vor- oder nachher Proben damit gemacht zu haben, von mir, wie nachſieht, ausgedacht.

Man ſteckt in Vorhölzern, wo die erwähnten Taubenarten häufig ſich aufhalten, etwa 3′ weit von einander entfernt, drei bis vier ſo lange Spriegel in die Erde, daß der Bogen derſelben in der Mitte ungefähr 21″ über dem Boden ſteht. Nachdem der hinterſte Spriegel von unten bis oben völlig und enge mit unbeſchälten Weidengerten verflochten worden, bindet oder nagelt man andere Weidenſtäbe der Länge nach auf die Spriegel ſo auf, daß je zwiſchen zwei Stäben ein freier Zwiſchenraum von

höchſtens 2″ bleibt; dann ſchlägt man am vorderſten Giebelende zwei an der innern Seite mit Falzen verſehene Pfählchen ein, zwiſchen welchen ein paſſender Schieber leicht herabfällt. Einige Zoll hinter dem Schieber, oben über dem vorderſten Spriegel, wird eine kleine Rolle befeſtigt, in welcher eine Schnur läuft, die am obern Theile des Schiebers befeſtigt und etwa 12″ lang iſt. Das andere Ende derſelben knüpft man in der Mitte eines 5″ langen und ¾″ breiten Stellhölzchens an. Hierauf wird in der Mitte zwiſchen den Schenkeln des vorderſten Spriegels ein Pfählchen ſo tief in die Erde getrieben, daß die daran eingelaſſene, von einem Querpflöckchen feſtgehaltene, aber leicht bewegliche, 6″ lange Zunge horizontal auf dem Boden liegt. Ungefähr 2½″ über der Zunge im Pfählchen und 3″ vom Querpflöckchen, auf dem Obertheile derſelben ſelbſt, ſchneidet man Kerbe ein. Unter der Zunge wird eine beliebig lange, 4″ breite und 3″ tiefe Rinne nach dem zweiten Spriegel hingeführt. Nachdem nun die Schieberleine über die Rolle weg und oben zwiſchen den angenagelten Stäben nach dem Stellpfahle zu, der Schieber aber dadurch in die Höhe gezogen worden, klemmt man das Stellholz zwiſchen dem Kerbe am Pfählchen und dem an der Zunge ein, ſo daß auf dieſe Weiſe eine Falle gebildet wird. Endlich wird ein 4″ breites, ſehr leichtes Bretchen — etwa von einem Schachteldeckel — auf den Vordertheil der Stellzunge auf- und in der Rinne hingelegt; dann vor der Oeffnung der Falle nicht gar viel, im Innern derſelben und vorzüglich an und auf dem eben erwähnten Bretchen aber reichliches und ſolches Futter hingeſtreut, welches die wilden Tauben gern annehmen. Gehen ſie nun demſelben nach, und tritt eine auf das Bretchen; ſo ſchnellt die Stellung los, der Schieber fällt herab und alle in der Falle befindliche Näſcher ſind gefangen.

Ließe man in einiger Entfernung von der Falle ein Hüttchen errichten, knüpfte man an das Stellholz ein Leinchen, welches bis in die Hütte reichte; ſo würde man, in derſelben verborgen, abziehen können, wenn man woll-

te. Daß in dieſem Falle ſowohl die Rinne, als das auf die Zunge zu legende Bretchen unnöthig wird, verſteht ſich von ſelbſt.

Vielleicht ſind bei dieſer Fangart noch Verbeſſerungen anzubringen; auf jedem Fall aber wäre es der Mühe werth, Verſuche damit anzuſtellen.

Die Nothwendigkeit, daß nichts von dem zur ganzen Einrichtung dieſer Fangsvorrichtung den Schein der Neuheit haben darf, daß Rinne und Abtrittbretchen leicht mit Gras überſtreut worden, daß auch Spriegel und Längsſtäbchen berindet ſeyn müſſen; dies Alles leuchtet ohne Weiteres ein.

Zehntes Kapitel.

Von der Racke.

Coracias.

---

§. 1.

Die blaue Racke oder Mandelkrähe (Blaurabe, Garbenkrähe, blaue Krähe, Birkheher, deutſcher Papagei, Coracias garrula)*) gehört, nebſt mehreren ausländiſchen Vögeln, zur Gattung: Racke (Coracias), dieſe aber wird nach Linné unter der Ordnung der Waldvögel, nach Latham, Wolf und Temmink — welchen der

*) Bechſt. Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. S. 535; Wolfs u. Meyers Taſchenb. I. S. 106; von Wildungens Taſchenb. 1807. S. 54. Tab. IV.; *Temmink* Man. d'orn. p. 78.

Verfaſſer §. 76. der Einleitung gefolgt iſt — unter der Ordnung: Krähenartige Vögel, nach dem Pariſer Syſteme unter der der Sperlingsartigen Vögel mit geradem, zuſammengedrücktem Schnabel (ſ. T. C. Gatt. 42.) aufgeführt.

§. 2.

Man findet ſie von Norwegen bis in die Barbarei und als Zugvogel in den mehreſten Gegenden Teutſchlands, vorzüglich häufig im Brandenburgiſchen und Lüneburgiſchen vom Anfange des Mai's bis zum September, mehr nordwärts aber einzeln und nur auf dem Herbſtzuge, welcher im August anfängt und bis zu den letzten Tagen des Septembers dauert.

Die in der Einleitung zu Th. I. §. 76. S CCXVIII gelieferte kurze Beſchreibung dieſes Vogels — eines der ſchönſten europäiſchen — iſt hinreichend, Alte beiderlei Geſchlechts von allen andern europäiſchen Vögeln zu unterſcheiden. Es bedarf daher nur rückſichtlich der jungen Vögel des folgenden Zuſatzes.

An Jungen vom Jahre bemerkt man von der blauen und grünen Zeichnung am Kopfe, Halſe und Unterleibe nichts, denn dieſe Theile ſind bei ihnen mit Grauweiß überzogen; im zweiten Lebensjahre wird jene Zeichnung nur wenig ſichtbar. Erſt im dritten Jahre werden überall die ſchön ſchattirten, bunten Farben vollkommen deutlich.

Dieſe Vögel haben einen ſchnellen Flug, faſt ſo wie die wilden Tauben. Sie ſind ſcheu und flüchtig beim Anblick des Menſchen, zänkiſch und neckend gegen ihres Gleichen. Kommt es unter einigen Individuen zum Streit, ſo laſſen ſie während deſſelben vorzüglich oft den ihnen eigenen, unangenehmen Laut hören, welcher dem des Laubfroſches ähnlich iſt.

Sie haben ein ſo feſtes Leben, daß ſie nach einer ſtarken Schußverwundung — wenn ſie nicht zu den abſolut tödtlichen gehört — erſt nach mehreren Stunden enden; eingeſchränkt im Zimmer hingegen erleben Alte,

durchaus nicht beſchädigte, wenn ihnen auch die ſchicklich- ſten Aeſungsmittel gereicht werden, ſelten den dritten Tag.

Jung aus dem Neſte genommene laſſen ſich leicht zu Stubenvögeln erziehen; doch nur bei animaliſcher Koſt.

§. 3.

Die Mandelkrähen paaren ſich gleich, wenn ſie auf ihrem Sommerſtande eingetroffen ſind. Sie niſten in hohlen Bäumen, bauen das Neſt aus Reiſern, Heidekraut, Grashalmen und Moos, und füttern es mit Schweine-, Kuh- und Pferdehaaren, zuletzt aber mit Gänſefedern, die ſie auf den Huthungen finden, aus. Hier legt das Weibchen vier bis ſieben glänzendweiße Eier, aus denen, wenn ſie von beiden Alten abwechſelnd zwanzig Tage bebrütet worden ſind, die Jungen ausſchlüpfen. Nach Bechſtein ſollen junge Weibchen mehr Eier legen, als alte; eine Bemerkung, die, wenn ſie feſt begründet ſeyn kann, wohl bei wenig andern Vögeln gemacht werden wird. Sie brüten ſo emſig, und die Kinderliebe iſt bei ihnen ſo groß, daß ſie, auf den Eiern und Jungen ſitzend, die ihnen ſonſt eigene Scheue gänzlich verläugnen, und mit Händen ſich greifen laſſen.

§. 4.

Ueberall hält ſich die Mandelkrähe faſt einzig in ebenen hohen Nadelholz-, Birken- und Eichenwaldungen, und zwar meiſt in den Vorhölzern auf. Nur wenn der Weizen und Hafer gehauen iſt, fällt ſie häufig auf den Feldern ein, und ſitzt dann gern auf der oberſten Garbe der Mandeln (daher der Name Mandelkrähe), oder auf Bäumen, welche einzeln im Freien ſtehen.

In der Charakteriſtik der neunten Gattung; Racke (Th. I. Einl. §. 76), iſt bereits erwähnt, daß die Mandelkrähe einzig von Inſekten und Würmern ſich nährt, indem durch Leislers vielfache Verſuche erwieſen iſt, daß

ſie Vegetabilien freiwillig nie annimmt und zum Genuſſe gezwungen, unfehlbar zu Grunde geht*).

Der Magen iſt mehr muskulös als häutig, der Blinddarm doppelt. Bei alten Vögeln findet man im Nakken, oder an den Seiten des Kopfs, Nadelwürmer — (Ascaris Acus, *Bloch*), bald in größerer, bald in geringerer Zahl**).

§. 5.

Mancher dieſer Vögel wird den Raubvögeln zur Beute; die Brut zerſtören oft Baummarder, Iltiſſe, Wieſel und Katzen.

§. 6.

Die Mandelkrähe gehört (nach §. 4) zu den durchaus unſchädlichen — vielmehr zu den nützlichen Vögeln.

Ihr Wildbret, vorzüglich das der Jungen, gewährt im Herbſte, wo ſie ſehr fett zu ſeyn pflegen, ein wohlſcheckendes Gericht.

§. 7.

Alte Mandelkrähen werden ihrer Schüchternheit wegen mit Schießgewehr, wenn der Jäger zu Fuß iſt, ſelten, wenn ihm ein Schießpferd zu Gebote ſteht, ſehr leicht erlegt. Flugbare Junge kann man bis gegen Ende des Auguſts, wenn die Alten nicht in der Nähe ſind, leicht, ſonſt aber auch nur mit großer Vorſicht beſchleichen.

Mit Falken können ſie auch gebaizet werden; eine Jagdart, welche nur für große Herren ſich eignet.

*) Wett. Annalen, Bd. II. Hft. a. S. 338. ff.
**) Annalen d. Wett. Geſellſch.; Wolfs u. Meyers Taſchenb. a. a. O.

Elftes Kapitel.

Vom Pirol.

Oriolus.

---

§. 1.

Der gelbe Pirol, (Pfingſtvogel, Weihrauch, Kirſchdieb, Kerſenriff, Gelbling, Golddroſſel, Pülow, Wittewall, Gugel-Vieh-aus, Oriolus galbula, *Linn.* *) iſt die einzige europäiſchie Art der Gattung: Oriolus, welche nach ſämmtlichen in der Einleitung zum erſten Theil des gegenwärtigen Werkes aufgeführten Eintheilungsmethoden der Vögel, mit der Mandelkrähe zu einer und derſelben Ordnung gezählet wird. In dem Pariſer Klaſſifikationsſyſteme ſteht ſelbige nach T. C. in der 9ten Unterordnung: Sperlingsartige Vögel, mit ausgeſchnittenem Schnabel.

§. 2.

Außerhalb Europa wird er im ganzen Orient gefunden; in unſern Gegenden iſt er ein Zugvogel, welcher im Mai erſt zu uns kommt, und im Auguſt ſchon wieder fortgehet **); hohe Berggegenden aber auch dann nicht, oder doch nur ſelten beſucht.

Die kurze Beſchreibung, welche von dieſem Vogel in der Einleitung z. Th. I. S. CCXVIII. geliefert worden

---

*) Bechſteins Handb. der Jagdw. Th. I. Bd. II. S. 335; Wolfs und Meyers Taſchenb. I. 108; *Temmink* Man. d'orn. p. 79.

**) Naumann nennt in ſeinem Vogelſteller, K. 8. S. 145. ſolche nur den Sommer bei uns zubringende Vögel nicht unpaſſend Sommervögel.

iſt, enthält alles Erforderliche, um ſelbigen ſogleich und beſtimmt, dem Geſchlecht und Alter nach, zu erkennen. Wir gehen daher ſofort zu andern naturgeſchichtlichen Bemerkungen über.

Der Flug unſers Pirols iſt weniger leicht, als bei den ihm in manchen Stücken ähnlichen Droſſeln.

Gegen ſeines Gleichen und gegen andere an Stärke und Kraft ihm nicht zu ſehr überlegene Vögel beweiſet er ſich muthig, und ſucht öfters ſogar Gelegenheit zum Streite: nur den Menſchen und beſonders den Jäger flieht er mit nicht gemeiner Scheu und Wildheit, die er auch, wenn es ja gelingt, ihn eingeſchränkt erzogen zu erhalten, nicht ganz ablegt.

Von ſeinem ſo bekannten Laute wurden mehrere ihm beigelegte Namen hergenommen. Auſſer einem ängſtlichen unangenehmen Kräåk und einem katzenähnlichen Geſchrei, beſteht das Gelock in zwei flötenartigen Tönen, die man durch: Püloh! auszudrücken und ihn deshalb ſo zu nennen pflegt. Stark und voll in Mitteltönen, pfeifend ertönt ſein übrigens nicht kunſtvoller Geſang, den man an manchen Orten durch die Worte: Pfingſten Bier hol'! Pfingſten Bier hol'! *) oder durch: Gugel, Vieh aus! **) zu verſinnlichen ſucht. Junge lernen Lieder pfeifen.

§. 3.

Sobald dieſe ſchönen Vögel im Frühjahre auf dem Sommerſtande ankommen, paaren ſie ſich, wobei es un-

---

*) Der Landmann freute ſich vielleicht im voraus auf das Pfingſtbier, als er den Laut des Pirol's zum erſtenmale im Jahre vernahm; er ſtellte nun den Namen des Feſtes mit dem des Vogels zuſammen, und ſo kam er wahrſcheinlich darauf, der einfachen Melodie dieſen Text unterzulegen.

**) Andere Schriftſteller ſchreiben Gugel Fih aus. Der Verfaſſer dachte ſich das Entſtehen dieſer Lautbezeichnung und des davon hergenommenen Namens des Vogels ſo: In der Zeit, wo das Rindvieh im Frühlinge zuerſt auf die Weide getrieben ward, hörte ein Hirt, den ſein Sohn: Gugel begleitete, die Töne des Pirols; zum Spaß ſagte er ihm vielleicht: Hör' einmal, der ruft auch: Gugel, (treib' das) Vieh aus! (Als Scherz bittet der Verfaſſer dieſe Erklärung gelten zu laſſen).

ter den Männchen oft zu Zweikämpfen kommt. Beide Neuvermählte ſchreiten ſogleich zum Bau eines Neſtes, deſſen Structur und Form ſo kunſtvoll und merkwürdig iſt, daß der Verfaſſer es nicht für überflüſſig hält, hier etwas darüber zu ſagen.

Nachdem beide Gatten auf einem hohen Strauche oder Baume einen gerade vom Hauptſtamme abwärts ſtehenden Zweig, der ſich gabelförmig in zwei Schenkeln ausdehnt, gefunden haben, tragen ſie Wolle, Flachs, Grashalmen und Stroh zu; legen aus dieſen Materialien erſt einen beweglichen Henkel um jeden Schenkel des Gabelzweiges, und bauen an dieſen mit ſo vieler Geſchicklichkeit und ſo feſt fort, daß das eigentliche Hängeneſt, welches die Geſtalt eines Beutels oder eines abgerundeten Körbchens erhält, inwendig aber mit kleinem Gewürzel, Spinneweben und dünnen Halmen durchflochten und mit Moos und Puppenhülſen ausgefüttert iſt, vom Winde zwar hin und her bewegt, aber dadurch nicht leicht beſchädiget wird. In daſſelbe legt das Weibchen vier bis fünf weiße, am dicken Ende einzeln ſchwatzbraun gefleckte Eier und brütet ſie, gemeinſchaftlich mit dem Männchen, welches, gegen die Gewohnheit anderer Vögel, dies Geſchäft am eifrigſten betreiben ſoll, in vierzehn bis ſechszehn Tagen aus. Bis die Jungen flugbar werden, theilen die Eltern treulich die Sorge der Erziehung. — Auch nachher entfernen ſich die Glieder der Familie nicht weit von einander, nnd wahrſcheinlich bleiben ſie auch auf der Herbſtreiſe beiſammen.

§. 4.

Sie halten ſich in Feld- und Vorhölzern auf, beſonders wo das Laubholz mit etwas Nadelholz vermiſcht iſt, oder wo Gärten in der Nähe ſind, die ſie, wenn die Kirſchen reifen, zum großen Verdruß der Beſitzer nur zu eifrig beſuchen.

Fleiſch vom reifern Steinobſt — vorzüglich von Kirſchen — Feigen, die ſie freilich in unſern Gärten nur ſelten und weniger gut finden, als in ſüdlicheren Ländern, macht ihr Lieblingsgeäſe aus; doch nehmen ſie auch Hol-

lunder-, Ebereſchen- und Weinbeeren, wo ſie dergleichen reife finden; überall und jederzeit aber vollkommene Inſekten, deren Puppen und Raupen, an.

Alte vertragen durchaus keine Einſchränkung im Zimmer oder Bauer; Junge, wenn ſie nicht zu zeitig aus dem Neſte genommen werden, kann man, obwohl nur bei höchſt ſorgſamer Wartung, mit Nachtigallfutter*) aufziehen und in einem geräumigen Bauer, oder beſſer noch, im Zimmer herumlaufend, erhalten.

§. 5.

Beſonders wenn ſie Junge haben, tragen ſie, nächſt den Staaren, das meiſte zur Vertilgung der Raupen und anderer ſchädlicher Inſekten bei, und erſetzen dadurch den Schaden, welchen ſie in Gärten als Kirſch- und Feigendiebe anrichten.

Ihr Wildbret gehört zu den Leckerbiſſen und wird in der Kirſchzeit außerordentlich mit Fett belegt. Ein alter Schriftſteller: Aldrovandus, wundert ſich daher mit Recht, daß ſie von den damaligen Franken nicht für eßbar gehalten worden ſind **).

§. 6.

Selten gelingt es unſerm Pirol mit der Flinte zu beſchleichen: deſto beſſer aber, wenn man ſich, hinter dichtem Geſträuch verborgen, in der Nähe der Kirſchbäume, welche reife Früchte tragen, anſtellt, beſonders wenn man ſie durch Nachahmung ihres Gelocks heranzuziehen verſteht. Hat man einen erlegt und flattert er irgend noch auf der Erde, ſo eilen alle in der Nachbarſchaft befindliche, unbekümmert um die damit verbundene Gefahr, heran; in die-

---

*) Es beſteht aus einer Miſchung von eingequelltem Mohnſamen (welcher, wenn das Waſſer abgelaſſen iſt, mit einer hölzernen Keule zerrieben wird), kleingehacktem Braunkohl und geriebener harter Semmel; welcher, von Zeit zu Zeit wenigſtens, Mehlwürmer und Ameiſeneier beizufügen ſind.

**) S. v. Hohberg's adeliches Land- und Feldleben. Nürnberg 1695, Th. 2. S. 796. b.

ſem Falle kann der andere Lauf einer Doppelflinte gute Dienſte leiſten.

Während der Kirſchernte kann man ſie in Hängedohnen und Sprenkeln, welche vor und auf den fruchtreichſten Zweigen der Bäume befeſtigt werden, leicht fangen; ſpäterhin gehen ſie unbehutſam in Dohnen, Sprenkel und Aufſchläge, die in der Nachbarſchaft ihres Aufenthalts geſtellt werden, wenn man Kirſchen, Erdbeeren, oder andere Vogelbeeren ein- oder vorhängt.

v. Hohberg ſchlägt im zweiten Theile ſeines adelichen Land- und Feldlebens, S. 796. b. vor, man ſolle einen lebenden Pirol in einen Käfig thun, an den Seiten und oben Leimſpindeln darüber richten und den Bauer auf einen Baum hängen. Theilnahme an dem Schickſale eines Artverwandten, oder Zankſucht, würde andere in der Nähe befindliche dahin bringen, ſich unvorſichtig den Spindeln zu nähern, woran ſie dann hängen bleiben müßten. Wer im Beſitz eines jung aufgezogenen Vogels dieſer Art wäre, könnte ja wohl einmal einen Verſuch machen, deſſen Mißlingen mit keiner weiteren Unannehmlichkeit verbunden iſt. Uebrigens bedarf es bei einem wenigſtens eben ſo nützlichen, als ſchädlichen Vogel, nur für ausgemachte Wohlſchmecker irgend eines Fangapparats.

Zwölftes Kapitel.

Vom Kukuk.

Cuculus.

---

§. 1.

Aus der Gattung: Kukuk (Cuculus) — deren Charakteriſtiſches Th. I. Einl., S. CCXVIII. Gatt. 11. an-

gezeigt ſich findet — kommt als Teutſcher (ſelbſt als europäiſcher) Vogel nach der Meinung der Herren Steinmüller, Naumann, Wolf und Temmink, nur eine Art in Betracht, nehmlich der aſchgraue Kukuk (Cuculus canorus, *Linn.*) indem der von andern eben ſo verdienſtvollen Ornithologen, namentlich von Bechſtein und Leisler, als beſondere — allerdings, jedoch zweifelhafte — Art vom Herrn Prf. Oken als Abart aufgeführte, rothbraune Kukuk (Cuculus rufus, *Gm. Linn.*) von den drei zuerſt genannten Schriftſtellern für das Weibchen, vom Herrn Temmink hingegen für den jungen Vogel vom Jahre (bei dem dieſes Jugendgewand in der erſten Mauſer nur zum Theil ſich verändere, in der zweiten aber erſt das allgemeine Artgewand vollkommen und ſtandhaft werde) des aſchgrauen Kukuks gehalten wird. Auch darüber ſind die Naturforſcher neuerer Zeit nicht einig, zu welcher Ordnung die Gattung Cuculus gehöre; denn, während Herr Dr. Wolf — dem der Verfaſſer bei der gegenwärtigen neuen Ausgabe des vorliegenden Werkes, in Rückſicht der Eintheilung der Landvögel gefolgt iſt — dieſe Gattung, mit Linné, Latham und Bechſtein, der Ordnung: krähenartige Vögel, unterſtellt *); wird ſelbige von Cuvier, Dumeril und Temmink zur Ordnung: Klettervögel gerechnet **).

Was den zuerſt erwähnten Punkt betrift — die Beſtimmung darüber nehmlich, ob der rothbraune Kukuk als eigene Art, oder als Altersabändrung, oder als Abart (Halbart) zu betrachten ſey, darüber enthält der Verfaſſer ſich eines entſcheidenden Urtheils um ſo mehr, da ein ſolches zu fällen, die gefeierteſten Ornithologen unſerer Zeit noch Anſtand genommen haben. Dazu aber berechtigt ihn eigene Unterſuchung und durch dieſe be-

---

*) S. Th. I. Einl. §. 72. 75. 77.

**) S. Th. Klaſſif. Tab. C.; Dumerils analyt. Zool. Ueberſ. v. Froriep, S. 48. Nr. XXXI. 1. *Temmink* Man. d'orn. p. 231 u. 632.

wirkte Ueberzeugung zu erklären, daß Cuculus rufus das Weibchen des Cuculus canorus nicht iſt.

Rückſichtlich deſſen, ob die Gattung Cuculus in die Ordnung der krähenartigen Vögel, oder in die der Klettervögel gehöre, glaubt er denen Methodiſten beiſtimmen zu müſſen, welche dieſer Gattung ihren Platz unter den krähenartigen Vögeln anweiſen, weil die Kukuke nie klettern, auch nur falſche Kletterfüße haben *). Uebrigens würde der Verfaſſer, wenn er deſſen ſich hätte ermächtigen wollen, in der Wolf — Meyerſchen Eintheilung etwas abzuändern, mit Herrn Bechſtein (S. deſſen Ornithol. Taſchenb. I. S. 83. A u. S. 85 B.), gedachte Ordnung in zwei Unterordnungen, A. Mit falſchen Kletterfüßen, und B. Mit Gangfüßen, zerfällt haben.

Noch die Bemerkung: Der Kukuk kann und darf, als ein für den Naturhaushalt höchſt nützlicher Vogel, kein Gegenſtand der Jagd ſeyn. Wenn daher in dieſem Werke, wo der ausführlichen Beſchreibung derjenigen Wildarten, welche dem Jagdbetriebe unterworfen ſind, und der auf ſelbige anwendbaren Jagd- und Fangmethoden, eigentlich nur eine Stelle zukommt, die Naturgeſchichte dieſes Vogels in einem eigenen Kapitel umſtändlicher vorgetragen wird, als es bei mancher andern Federwildsart der Fall iſt; ſo geſchieht dies eines Theiles deshalb, weil, in naturgeſchichtlicher Hinſicht, der Kukuk einer unſerer merkwürdigſten Vögel iſt, andern Theils aber auch deshalb, weil es unter den Jägern, wie ſie dermalen ſind, manche — vielleicht viele — giebt, die den Kukuk entweder für einen Raubvogel halten, oder gar einer der albernſten Jägerfabeln noch nachhängen, nach welcher ſelbiger im Herbſte in den Sperber (Finkenhabicht, Falco Nisus, *Linn.*) dem er allerdings, der Körperform, Größe und — beſonders der rothbraune Kukuk — der Gefiederfarbe nach, ähnelt, ſich verwandeln ſoll, und dieſes

---

*) S. Einleit. §. 75. Gatt. 11. S. CCXVIII.

Mährchen ihren Kindern und Lehrlingen als Wahrheit verkünden. Welchem Vernünftigen ſollte ſolches Unweſen nicht ein Greuel ſeyn? Und muß dem nicht möglichſt geſteuert werden!

§. 2.

Der aſchgraue Kukuk (Guckguck, Guckaug, Gucker, Gutzgauch; Cuculus canorus, *Linn.* *)), wird im gemäßigten Europa und Aſien als Zugvogel angetroffen. Als ſolcher kommt er im April — bei milder Frühlingswitterung eher, bei rauher ſpäter — in Teutſchland an, und zwar, wie dies bei mehreren Vögeln der Fall iſt, der männliche um einige Tage früher als der weibliche. Alte gehen ſchon im Julius, längſtens in den erſten Tagen des Auguſt's wieder fort in wärmere Gegenden; die Jungen folgen nach, je nachdem ſie früher oder ſpäter die zur Unternehmung der weiten Reiſe erforderliche Flugbarkeit erreicht haben. Dieſe Vögel ſcheinen ihren Weg nach Afrika zu nehmen, indem ſie jährlich zweimal Malta beſuchen. Auffallend iſt es, daß ſie, die während ihres Aufenthaltes bei uns kaum hundert Schritte in einem Zuge fliegen, auch ihre Wanderung zu Lande nur in kurzen Abſätzen und in jedem Walde, der ihnen aufſtößt, Raſttag zu machen ſcheinen, das ungeheure Meer zu überfliegen im Stande ſind.

§. 3.

Die in der Einleitung zum Iſten Theile, S. CCXIX gelieferte kurze Beſchreibung der Alten beiderlei Geſchlechts ſcheint keines Zuſatzes zu bedürfen. Junge eben flugbar gewordene, ſtellen ſich in folgenden Stücken abgeändert dar:

Augenſtern grau, in der Nähe des Sehers ins Braune übergehend, etwas ſpäterhin gelblichbraun, Füße blaßocker-

*) Bechſteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. S. 338; Wolfs und Meyers Taſchenb. I. S. 110; Okens Zool. Abth. II. S. 498; *Temmink* Man. d'orn. p. 232.

gelb; alle abwärts gekehrte Theile aſchgrau-braun; Flügeldeckfedern und kleine Schwungfedern an der Spitze weiß gebändert; auf den Flügeln roſtfarbige Flecken, eben dergleichen eirunde an den innern Fahnen der kleinen Schwungfedern; am Hinterkopf ein großer weißer Flecken; Vorderhals und Bruſt mit enge ſtehenden ſchwärzlichen Bändern; Bauch, Schenkel und After weißlich, mit ſchwarzen Querſtreifen.

Späterhin und bis zur erſten Mauſer erſcheinet der junge Vogel dieſer Art — nach Temmink — in dem Gewande, in welchem er zeither von mehreren Schriftſtellern, als beſondere Art, folgendermaßen beſchrieben wurde:

Scheitel, Nacken, Rücken und Flügeldeckfedern dunkelroſtfarbig und ſchwarz in die Quere geſtreift; die großen Schwungfedern ſchwarzbraun, mit kurzer weißer Spitze, die eirunden Flecken an der innern Fahne der kleinen Schwungfedern braunroth-weißlich, an der äußern Fahne viereckige roſtfarbene Flecken; die Steuerfedern roſtfarbig, von der Wurzel aus in ſchräger Richtung ſchwarz gebändert, gegen das Ende hin mit einem breiten ſchwarzen Bande gezeichnet, alle in einer weißen Spitze ausgehend, auf den Schäften weiß kleingefleckt; Seiten- und Vorderhals roſtfarben-weißlich, mit vielen ſchwarzbraunen Streifen; alle übrige unterwärts gekehrte Theile denen des mannbaren aſchgrauen Kukuks vollkommen gleich.

Dies iſt dann: Cuc. canorus rufus, *Gm. Linn.* Syst. I. p. 409. sp. 1. *β*. Cuc. hepaticus, *Lath.* ind. I. p. 215. sp. 25; *Sparm.* Mus. Carlson. T. 55; *Retz.* faun. Suec. p. 100. Nr. 51. Le Coucou vulgaire, premier age, *Le Vaill.* Ois. d'Afrique, V. p, 201; Rothbrauner Kukuk, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) II. 1142; Friſchs Vögel, T. 42; Naumanns Vögel, Nachtr. T. 4. F. 9.

Der Kukuk fliegt ſchnell, faſt ganz ſo wie der Sperber, doch nie ſehr hoch in der Luft; auch iſt er unſtät, d. h. er bleibt nicht lange auf einer Stelle ſitzen, entfernt

ſich aber nicht weit aus der Gegend, wo er Stand gefaßt hat, und dieſe ſcheint er, eigenen Bemerkungen des Verfaſſers zu Folge, alljährlich wieder aufzuſuchen. Das Männchen iſt in der Paarzeit zänkiſch mit Nebenbuhlern. Beide Geſchlechter bleiben ſich, außer der eben gedachten Periode, fremd und leben iſolirt.

Den Menſchen fliehen dieſe Vögel ungemein, und höchſt ſelten laſſen ſie ſich von ihm beſchleichen.

Nur dem Männchen iſt der bekannte Ruf: Kukuk! der zuweilen mit Kukukuk! abwechſelt, eigen, und unglaublich oft wiederholt manches ihn in einem Athem. Den in der Paarzeit oft hörbaren, wie Quackquackquack! ertönenden Laut hat es mit dem Weibchen gemein.

§. 4.

Es giebt, meines Wiſſens, außer dem Kukuksweibchen, keins von irgend einer andern Vogelgattung, welches ſeine Eier nicht ſelbſt ausbrütet, ſondern dies Geſchäft andern Vögeln überläßt. Dieſe auf vielfältige Erfahrung gegründete Thatſache iſt ſo merkwürdig, daß ſie mit möglichſter Genauigkeit aus einander geſetzt zu werden verdient.

Sobald nehmlich das Kukuksweibchen, das ſich nur mit einem Männchen und zwar mit dem begattet, welches im Kampfe mit mehreren Nebenbuhlern die meiſte Gewandheit und Tapferkeit bewies, legen will, ſucht es das Neſt eines andern kleinen Vogels, als: der Grasmücke, der Bachſtelze, des Rothkehlchens, des Weidenzeiſigs, ja ſelbſt des Zaunkönigs*) auf, in welchem

*) Ein durchaus glaubwürdiger Mann erzählte mir: er ſey einſt an einem hohlen Baume vorüber gegangen, in welchem Staare zu niſten pflegten. Zufällig bemerkte er, daß die Alten mit höchſter Emſigkeit Futter zutrugen und einen ſich ungebehrdig ſtellenden jungen Vogel, der nur mit dem Kopfe aus dem Aſtloche hervorgukte, damit verſorgten. Neugierig, ob ſeine Vermuthung, daß es ein junger Kukuk ſey, gegründet wäre, holte er die nöthigen Werkzeuge, um die Oeffnung nöthigen Falls zu vergrößern, und bald ſah er nicht nur ſeine Vorausſetzung beſtätiget, ſondern fand auch, daß der junge Vogel ſchon jetzt zu groß war, um durch

ſchon ein oder mehrere Eier ſich befinden, wartet die Zeit ab, wenn die Alten das Neſt verlaſſen, legt ſein Ei hinein, und eilt dann blitzſchnell wieder davon. So oft es bis zu ſeinem Wegzuge ein gleiches Bedürfniß fühlt, fängt es ſeine Nachforſchungen nach einer ähnlichen bequemen Gelegenheit, ſeine Nachkommenſchaft ohne eigene Mühwaltung zu vermehren, von neuem an, und verfährt wie das erſte Mal. Nur durch Verſehen oder wenn es kein anderes friſches Neſt eines Inſektenfreſſenden Vögelchens finden kann, legt es ein zweites Ei in das, welches bereits das erſte hatte aufnehmen müſſen.

Oft wurde ich verſucht der Rabenmutter zu zürnen, die, unbekümmert um das Fortkommen und Gedeihen ihrer Nachkommenſchaft, ſelbige fremder Fürſorge und Obhut anvertraut, ſich ſelbſt aber Genüſſen aller Art überläßt, oder gar in fernen Gegenden eines höhern Wohlſeyns ſich erfreuet; bis reifere Ueberlegung, veranlaßt durch das Leſen der Werke anderer verdienſtvoller und vorurtheilsfreier Männer, zu der Uebrzeugung mich brachte, daß die Natur, auch in dieſem Falle, aus weiſen Urſachen eine ſo ſonderbar ſcheinende Einrichtung getroffen habe.

Nicht in der Organiſation der innern Theile des Kukuks, welche er mit mehreren Vögeln, die ſelbſt brüten z. B. mit dem Thurmfalken, der Nachtſchwalbe und der Mandelkrähe gemein hat, ſuche man den Grund, warum er es nicht ſelbſt übernimmt und übernehmen kann; ſondern vielmehr darin, daß ſeine Eier ſich nicht ſo ſchnell nach einander, wie bei an-

---

das unerweiterte Aſtloch kriechen zu können. Wie mag das Kukuksweibchen aber das Ei in das Staarenneſt gebracht haben? Mir würde dies unerklärbar ſeyn, wenn ich nicht annehmen dürfte, daß dieſes Neſt dicht unter dem Loche geſtanden und der Kukuk das Ei mit dem Schnabel hineingelegt hätte, da dies, wie Bechſtein ſagt, öfter der Fall iſt.

Anm. z. 1ſten Ausg.

Die Kehle des Kukuksweibchens iſt ſo erweitert, daß es darin das auf die Erde gelegte Ei aufnehmen und bis zu dem Neſte des Vogels, welcher es ausbrüten ſoll, transportiren kann, um es aus dem Schnabel da hinein zu legen.

Anm. z. 2ten Ausg.

dern Vögeln, am Eierſtocke und im Eiergange *vervollkommnen**) Er fängt nehmlich ſchon im *Mai* zu legen an, und fährt damit auf oben beſchriebene Art fort, bis zu ſeinem Wegzuge (im *Juli* oder zu Anfang des *Auguſt's*) indem immer einige Tage hingehen, ehe ein anderes Ei völlig reif wird. Es bleibt ihm daher keine Zeit zum Brüten und zum Erziehen der Jungen übrig.

Gleichwohl iſt an der Fortflanzung ſo nützlicher Kreaturen im Haushalte der Natur zu viel gelegen, als daß ſie ſelbſt nicht durch den oft erwähnten, ihnen beigelegten Inſtinkt, die Brut ſorgſamen Pflegeeltern zu überlaſſen, für möglichſt zahlreiche Vermehrung hätte ſorgen ſollen.

Ganz eigen und einzig in ihrer Art iſt ferner auch die Erſcheinung daß kleinen die Vögel weder die durch das hinzugekommene fremde Ei erfolgte Vermehrung der Zahl ihres eigenen Geleges, noch die Verſchiedenheit der Geſtaltung, Größe und Farbenzeichnung an dem Kukukseie (es iſt nehm-

---

*) Beim Kukuk, wie bei den andern oben genannten Vögeln, iſt der Magen unverhälnißmäßig groß und breitet ſich weiter aus, als das ſehr kleine, verengerte Bruſtbein. Viele Schriftſteller, welche gleiche Organiſation bei andern ſelbſtbrütenden Vögeln nicht kannten, glaubten daher, der Druck des Bruſtbeins auf den Magen, mache dem Kukuk das Brüten unmöglich.

Herr Prof. *Oken* ſagt hierüber in ſeiner *Zoologie*, Abth. II. S. 499, Folgendes:

„Dergleichen Dinge erklären nichts, da das Nichtbrüten in dem ganzen Naturell des Thieres liegen muß. Denn, würde der *Guckguck* (Kukuk) hitzig, überhaupt brütig wie die Henne, ſo würde er ſich auf die Eier ſetzen, der Magen möchte liegen wo immer. Der Guckguck iſt überhaupt ein pflegmatiſcher, wehmüthiger, mißmuthiger Vogel, bei dem ſich das Blut langſam bewegt, und der daher auch die Eier nur langſam entwickelt, ſo daß er vielleicht erſt nach 8 Tagen das zweite legt. Nicht aber deshalb, weil indeſſen das erſte Ei zu Grunde gehen würde, bis die andern gelegt ſind (denn ſolche Betrachtungen ſtellt ein Guckguck nicht an), brütet er nicht; ſondern weil bei ſolch geringer Eierhervorbringungskraft natürlich auch kein Trieb zu brüten da ſeyn kann.“

Von einem *Oken* iſt voraus zu ſetzen, daß ſeine Angabe, rückſichtlich *der langſamen Bewegung des Blutes beim Kukuk*, auf geeigneter und eigener Unterſuchung beruhe, und in dieſem Falle gegen die daraus gezogene Folgerung nichts einzuwenden; daß aber ein Vogel, der ſo ſchnell wie der Kukuk fliegt und überhaupt ſo unabläſſig und leicht wie er beweglich iſt, pflegmatiſch, wehmüthig und mißmuthig genannt zu werden nicht verdiene, darin dürfte wohl der erfahrnere Theil der Jägerwelt mit dem Verfaſſer übereinſtimmen.

Anm. z. 2ten Ausg.

lich rundlich, größer als das der Nachtigal und, den Jahren nach wechſelnd, grünlich-, bläulich-, gelblich- oder graulich-weiß auf dem Grunde, immer aber olivengrün oder aſchgrau gefleckt und getüpfelt*), zu bemerken ſcheinen. Vielmehr ſetzen ſie ihr Gelege, wenn daſſelbe noch nicht vollzählig iſt, unbekümmert fort, und brüten das untergeſchobene Ei mit den ihrigen zugleich aus.

Gleich nach dem Ausſchlüpfen des jungen Kukuks, äußert ſich bei ihm der natürliche Trieb zur Selbſterhaltung dadurch, daß er die noch neben ihm liegenden Eier, oder auch ſeine ſchon ausgekrochenen Stiefgeſchwiſter rücklings unterkriegt, eins nach dem andern zwiſchen die Flügel auf den Rücken nimmt, und ſie, indem er ſich etwas erhebt, ſämmtlich über den Rand des Neſtes hinauswirft. Eben ſo verfährt, wenn zufällig zwei Kukukseier in einem Neſte ausgebrütet werden, der ſtärkere Bruder mit dem ſchwächeren.

Nur dadurch wird dieſes grauſame und undankbare Verfahren entſchuldigt, daß davon das Leben und Gedeihen des kleinen Mörders einzig und allein abhängt. Denn könnten ſo körperlich ſchwache Eltern wohl im Stande ſeyn, neben ihren eigenen Kindern noch dem viel ſtärkeren zur Pflege anvertrauten Vogel, welcher allein mehr Futter bedarf, als die ganze Familie zuſammen genommen, hinlängliche Nahrung zuzutragen? —

Möchte man nicht verſucht werden zu glauben, daß durch ähnliche Ueberlegungen die Alten dahin gebracht würden, den an ihrer eigenen Nachkommenſchaft erlittenen Verluſt zu verſchmerzen, und ihn dem zurückgebliebenen Stiefkinde nicht entgelten zu laſſen, wenn man bemerkt, daß ſie ununterbrochen, mit unbeſchreiblicher Emſigkeit fortfahren, ſein ungeſtümes Verlangen nach ſchicklicher Koſt zu befriedigen? Dies geſchieht aber beſtimmt auch dann noch, wenn der junge Kukuk das Neſt ſchon verlaſſen hat, ja ſogar, wie man ſagt, unter Beihülfe anderer inſektenfreſ-

*) Nach Herrn Prof. Okens Meinung könnte dieſer Farbenwechſel vielleicht von der Verſchiedenheit der Nahrung herrühren.

ſender Singvögel, bis er flügge wird. Sobald er vollkommen flugbar iſt, eilet er, ſeinen Geburtsort verlaſſend, den ſchon abgereiſeten Artverwandten nach.

Ueberflüſſig ſind faſt die Bemerkungen, daß dies vielleicht die einzige Vogelart iſt, bei welcher nicht die geringſte Bekanntſchaft zwiſchen Eltern, Kindern und Geſchwiſtern ſtatt findet; und daß die veraltete Jägerſage keinen Grund hat, nach welcher der junge Kukuk ſeine Pflegeeltern am Ende ſelbſt verzehren ſoll.

§. 5.

Man ſieht und hört den Kukuk im Mai und Juni in unſern Gärten und Wäldern ſo oft, daß ich der nähern Anzeige des Aufenthalts füglich überhoben ſeyn kann: aber das darf ich nicht verſchweigen, daß ſeine Aeſung vorzüglich in allen Arten von Raupen *) beſteht, welche er von den Blättern und Stämmen der Bäume ablieſet. Auch fliegende Inſekten, meiſt aber nur aus der Klaſſe der Schmetterlinge, findet man in ſeinem Magen.

§. 6.

Wie beträchtlich der Nutzen iſt, welchen dieſer, als Vertilger einer zahlloſen Menge ſchädlicher Kreaturen, lange nicht genug geſchätzte Vogel ſtiftet, erhellet aus dem, was im vorhergehenden Paragraph in Rückſicht der Aeſung erwähnt worden.

Nur ins Ohr ſage ich es meinen Leſern, daß ſein Wildbret von ausgezeichnet gutem Geſchmacke iſt; laut aber, daß ich es faſt für ſündlich halte, ihm nachzuſtellen.

---

*) Vorzüglich in einer Art rother Raupen, auch in ſehr haarigen Bärenraupen und dieſe letztern ſollen, zu der — nach Oken — unrichtigen Bemerkung einiger Schriftſteller Anlaß gegeben haben, als wäre der Magen des Kukuks inwendig mit Haaren bewachſen. So viel iſt gewiß, der Kukuk wirft die Raupenhaare als Gewölle aus.

§. 7.

Nur ſelten und meiſt zufällig gelingt es, einen Kukuk durch den Schuß zu erlegen; am erſten noch, wenn man, gut verborgen, ſeinen Ruf nachahmend beantwortet. Eine beſondere Art des Fanges iſt mir nicht bekannt — ſie kann auch füglich unerfunden bleiben! —

Dreizehntes Kapitel.

Von den zur Gattung: Pieper (Anthus) und zur Gattung: Lerche (Alauda) gehörigen Vögeln.

---

§. 1.

Linné ſtellte ſämmtliche, in gegenwärtigem Kapitel vorkommende, teutſch-vaterländiſche Vögel — von denen hier nur Rede ſeyn kann — unter ſeiner ſechſten Ordnung: Singvögel (Passeres), in einer Gattung: Lerche (Alauda) zuſammen.

Die Ornithologen neuerer Zeit zerfällen, aus triftigen Gründen (ſ. Th. I. Einl. S. CCLXII., Anm. z. Gatt. 32), dieſe Linnéiſche Gattung in zwei, deren eine, unter der Benennung Pieper (Anthus), vier Arten; die andere unter dem alten Namen Lerche (Alauda), ſechs Arten in ſich begreift. (Vergl. Einl. S. CCLXII bis CCLXVIII, Gatt. 32 und 33.) Nach Cuvier (ſ. Th. I. T. C.) gehören beide Gattungen in die zweite Ordnung Sperlingsartige Vögel (Passeres) und in die Unterordnung: Mit geradem dünnen Schnabel *).

---

*) Ganz genau genommen würde die Gattung Anthus der neunten Unterordnung: Mit ausgeſchnittenem Schnabel, angehören.

In den zehn nächſtfolgenden Paragraphen ſoll das Merkwürdigſte aus der Naturgeſchichte der hierher gehörigen Vögel mitgetheilt, in den übrigen von den Jagdbetriebs= und Fangmethoden geſprochen werden.

§. 2.

Der Baumpieper (Anthus arboreus, *Bechst.*; Alauda trivialis, *Linn.*; Spießlerche, Pieplerche, Gereuthlerche, Krautvogel) *) wird — die nördlichſten Gegenden ausgenommen — in ganz Europa den Sommer über angetroffen; doch nirgends häufig. Im nördlichen Teutſchland kommt er im März einzeln an, und zieht im Auguſt und September familienweiſe — wenigſtens in geringzählige Flüge durch Zuſammenrufen vereinigt — wieder weg; nach Temmink geht er kaum bis jenſeit des mittelländiſchen Meeres.

Der Th. I. Einl. S. CCLXII gelieferten Beſchreibung wollen wir hier nur Folgendes zuſetzen:

Die Schwanzfedern ſchwarzbraun, die äußerſte derſelben zur Hälfte weiß mit braunem Schafte, die nächſte mit weißer, keilförmiger Spitze.

Das Weibchen hat — nach Wolf — einen etwas mehr ins Grauliche fallenden Oberleib. An ihm iſt der Unterhals weißlich roſtgelb, die Farbe der zwei Streifen auf den Flügeln mehr rein weiß, der Flecken auf der zweiten Schwanzfeder kleiner.

Als zufällige Abänderungen hat man nicht nur auf der gewöhnlichen Farbe großfleckig weiß geſcheckte, ſondern auch ganz, in der Regel aber nicht rein weiße gefunden.

Nach Herrn Prof. Wolf (ſ. Taſchenb. a. a. O.) gehört vermuthlich hierher Alauda ludoviciana, *Gm. Linn.*, als junger männlicher Vogel, und Alauda Go-

*) Bechſteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. Kap. 43; deſſen Nat. Geſch. Teutſchl. Aufl. 2. Bd. III. S. 706 Nr. 1; Wolfs und Meyers Taſchenb. d. Vögelk. I. S. 254 b) Nr. 1; *Temmink* man. d'ornith. p. 153. Pipit des buissons.

rensis, Mus. Carlson. IV. No. 99, als hochgefärbter alter männlicher Vogel.

Der Baumpieper bewegt ſich im Fluge ſchnell. Er ſteigt nicht, wie die Feldlerche, von der Erde ſenkrecht, ſondern von Baumäſten in ſchräger Richtung ein wenig in die Höhe, von wo aus er ſich ſehr bald, leiſe flatternd, faſt immer auf den vorherigen Standpunkt wieder niederläßt. Sein Gang iſt langſam und gleichſam bedächtig. Vor dem Falken drückt er ſich nicht, nach Art der meiſten Vögel, ſondern ſucht ſich — natürlicher Weiſe faſt immer vergeblich — laufend zu retten. Vor dem Menſchen iſt er faſt gar nicht ſcheu. Im Freien, wie im Zimmer, hält er ſich ſtets glatt und reinlich.

Die Gatten lieben ſich, ihr Neſt und ihre Jungen mit höchſter Zärtlichkeit und Treue; daher die Eiferſucht, mit welcher das Männchen ſein Weibchen gegen die Zudringlichkeit anderer Liebesritter bewacht, und die Unduldſamkeit gegen andere ſeines gleichen in ſeiner Nachbarſchaft während der Paar- und Heckzeit. Im Laufe dieſer Periode und bis zum Monat Julius beſteht der Geſang des Männchens in drei verſchieden modulirten, trillernd lullenden, langgezogenen Strophen, deren letzte jedesmal mit immer leiſer und zärtlicher werdenden Tönen, die wie Zia, Zia, Zia! ungefähr erklingen, ſich ſchließt. Zu eben dieſer Zeit beſteht das Gelock der Paare in einem leiſen, ängſtlichen Zirp, Zirp! gleich bei der Ankunft im Frühlinge, öfter aber noch, wenn die Zeit des Wegzuges eintritt, vernimmt man den piependen Locklaut, welchen Bechſtein durch Gick, Gick-Gick! bezeichnet, und nach welchem man dieſen Vogel ſonſt Pieplerche benannte.

Die Paare machen jeden Sommer zwei Gehecke in einem auf Anhöhen aus langen, dünnen, dürren Grashalmen kunſtlos gebauten, inwendig mit Thierhaaren durchflochtenen Neſte. Man findet daſſelbe im Graſe oder Heidekraute, zwiſchen Erdklößen, auch an oder unter Baumwurzeln, Windfallſtöcken und Wachholderſträuchen. In daſſelbe legt das Weibchen vier bis fünf rundliche,

graue, ſchön rothbraun marmorirte Eier und brütet ſie, Nachmittags vom Männchen auf einige Stunden abgelöſ't, — nach Bechſtein — in vierzehn Tagen aus. Ertönt der Alten Gelock von einem Baumzweige herab; ſieht man ſie da, Futter im Schnabel haltend, ſitzen: ſo iſt gewiß ein Neſt mit Jungen nicht weit entfernt. Je näher man demſelben kommt, deſto häufiger, lauter und ängſtlicher werden die Locktöne. Sobald die Jungen einigermaßen flügge werden, verlaſſen ſie, auf Antrieb der Alten, das Neſt, um den Nachſtellungen der zahlloſen Feinde, die ſie mit den eigentlichen Lerchen gemein haben, zu entgehen.

Die Aeſung dieſer niedlichen Vögel beſteht im Freien aus Mücken, Fliegen, allerhand kleinen Käfern, Inſekten, Raupen, Nachtfaltern und Heuſchrecken, nie aus Getreide und Sämereien. Will man jung aus dem Neſte genommene im Zimmer oder Bauer erziehen, ſo müſſen ſie anfänglich mit Mehlwürmern und kleinen Regenwürmern, bisweilen auch mit Ameiſeneiern, ſpäterhin mit ſüßem Quarkkäſe und mit Gerſtenſchrot und Semmel in Milch gequellt, worunter in den erſten Tagen Würmer und Ameiſeneier zu mengen ſind, gefüttert werden. Ganz ausgewachſene oder außer der Paarzeit gefangene nehmen nach und nach auch Mohnſamen zum Futter an. Dergleichen Stubenvögel bringen bei der gedachten Behandlung ihr Alter auf mehrere Jahre.

Die Baumpieper halten ſich meiſtentheils in den Vorhölzern gebirgiger Waldgegenden auf und zwar am liebſten da, wo auf den Gehauen (Holzſchlägen) die Baumſtöcke friſch ausgegraben, oder, wie man zu ſagen pflegt, ausgereuthet worden (daher der ſonſtige Name: Gereuthlerche); von da aus gehen ſie auf nahe gelegenen Wieſen, Kohläckern und in Gärten der Nahrung nach. Vor dem Wegzuge fallen ſie auch zur Nachtzeit bei den Feldlerchen auf der Haferſtoppel ein und werden dann nebſt dieſen zuweilen mit dem Nachtgarne gedeckt. Nie — außer wenn gleich nach ihrer Ankunft im Frühlinge Schnee oder ſehr kalte Witterung einfällt, wo man ſie dann auf

feuchten Waldwieſen und an warmen Quellen im Wiederſcheine der Sonne in zahlreichern Flügen findet — ſieht man mehr als zwölf, meiſt nur drei bis vier Stück beiſammen.

Zur Verminderung ſchädlicher Nachtfalter, vorzüglich des Fichtenſpinners (Phalaena pytyocampa) und der Nonne (Phalaena monacha) und anderer ſchädlichen Inſekten beitragend, ſtiftet der Baumpieper bedeutenden Nutzen im Naturhaushalte, durchaus keinen Schaden. Deshalb ſollte er nie beſondern Nachſtellungen ausgeſetzt ſeyn. Auch beſchränkt ſich der Fang deſſelben meiſt auf das Zufällige. Wohlſchmecker rechnen deſſen Wildbret zu den leckerſten, feinſten Speiſen.

§. 3.

Der Brachpieper (Anth. campestris, *Bechst.*; Anth. rufescens, *Temmink*; Alauda campestris, *Linn.*; Brachlerche) *) kommt als Zugvogel gewöhnlich erſt im Mai in den Main- und Rheingegenden, im Thüringiſchen und Anhaltiſchen an, verweilt daſelbſt den Sommer über, um ſein Geheck zu machen und zieht ungefähr zu eben der Zeit, wie der Baumpieper, auch, wie dieſer, nicht flug-, ſondern nur familienweiſe, in wärmere Gegenden.

Der Th. I. Einl. S. CCLXIII gelieferten Beſchreibung iſt Folgendes, als zufällig ausgelaſſen, beizufügen:

Die großen Schwungfedern ſind wie die Flügeldeckfedern gefärbt und gezeichnet; die Steuerfedern — die zwei äußerſten ausgenommen — ſämmtlich ſchwarzbraun.

Bechſtein bemerkt übrigens am (oben in der Note) angezeigten Orte von dieſem Vogel: „Er variire wenig; doch ſei er nach der Mauſer am Oberleibe gewöhnlich etwas olivenfarbig; Sander beſchreibe in ſeinem Na-

*) Bechſteins ornithol. Taſchenb. I. S. 200, Nr. 6; Wolfs und Meyers Taſchenbuch der Vögelkunde, I. S. 257, Nr. 3; *Temmink* Man. d'ornith. S. 150, Pipit rousseline.

turforſcher XII, S. 24 eine bunte Spielart mit weißen Flügeln."

Ob rückſichtlich der Gefiederfarbenzeichnung zwiſchen Männchen und Weibchen ein Unterſchied ſtatt finde, iſt bis jetzt mit Gewißheit noch nicht ausgemittelt; denn, wenn Bechſtein in der zweiten Auflage ſeiner Nat. Geſch. Teutſchl. Bd. III. S. 722, Nr. 2 ſagt: „dem Weibchen fehlen die Flecken auf der Bruſt faſt gänzlich;" ſo kann dies an dem von ihm unterſuchten Exemplare leicht eine zufällige Abänderung geweſen ſeyn. Und dies iſt um ſo wahrſcheinlicher, da Prof. Wolf a. a. O. bemerkt: „er beſitze ein Männchen, das faſt eben ſo fleckenlos ſei."

Eigentlichen Geſang vernimmt man von dieſem Pieper ſo wenig, als von den übrigen. Sein Gelock ertönt — nach Bechſtein — im Frühlinge beim Steigen und Fallen wie Dják, diák! in der Heckzeit, wie Zirhu, dazida! kurz vor dem Wegzuge wie Quiquá, Tziu!

Dieſer Vogel hat in der Geſtalt, wie in ſeinem Habitus, auch rückſichtlich der Aeſung faſt alles mit dem Baumpieper gemein (ſ. §. 2.); doch iſt er ſehr ſcheu, ſteigt im Frühlinge in Schneckenlinien hoch aufwärts, ſchwebt da lange auf einer Stelle, fährt faſt ſenkrecht herab, ſtreicht aber auf dem Boden ruck- und bogenweiſe hin. Man trifft ihn am öfterſten — jedoch in Teutſchland nirgends häufig — auf Feldanhöhen, welche einen ſteinig-ſandigen Boden haben und von Wäldern begrenzt werden, während der Heckzeit meiſt im lichten Gehölze, doch ſelten auf Bäumen ſitzend, vor und nach derſelben öfter auf urbarem Felde, wo man ihn dann ſehr eilig laufen und, nach Art der Bachſtelze, oft mit dem Schwanze ſchnippen ſieht.

Auch ſein Geheck macht er an denſelben Stellen und in einem eben ſo gebauten Neſte wie der Baumpieper; jedoch, ſeiner ſpäten Ankunft wegen, alljährlich nur eines, im Monat Julius. Das Gelege beſteht aus vier bis ſechs blaulichweißen, rothbraun und violett ungleich gefleck-

ten und geſtrichelten Eiern, an deren ſpitzem Ende jene Flecken kaum merklich ſind, am ſtumpfen Ende aber zuſammenlaufen. Bei Annäherung eines Menſchen oder Thieres geben die Alten, auf einem benachbarten Zweige, Pfahle oder Steine ſitzend, ihre Beſorgniß für ihre Eier oder Jungen durch ängſtliches Ziepen zu erkennen.

Selbſt im Sommer ſtreichen geringzählige Flüge dieſer Pieperart umher; wahrſcheinlich, weil ſie, bei zufällig allzuſehr verſpätigtem Frühlingszuge, weder einen anſtändigen Wohnort, noch Zeit und Ruhe zur Paarung fanden, wodurch der Begattungstrieb unterdrückt wurde; ein Fall, der auch bei andern ſpät wandernden Vögeln nicht ſelten eintritt.

Als ein im Naturhaushalt nützlicher Vogel macht er keinen eigentlichen Gegenſtand des Jagd- und Fangbetriebes aus, ſo leckern Geſchmackes und ſo zart auch ſein Wildbret iſt.

§. 4.

Der Wieſenpieper (Anthus pratensis, *Bechst.;* Alauda pratens., *Linn.;* Wieſenlerche, Pisperling, Iſperling, Greinvögelchen, Schnitzerlein) *) beſucht Teutſchland im April und von der Mitte des Octobers bis zum Ende des Novembers auf der Durchreiſe, in Flügen von zehn, zwölf bis funfzehn Stück, die ſüdlichen Gegenden jedoch regelmäßiger und häufiger als die nördlichen. In Frankreich ſoll er, nach Cuvier, ſein Geheck machen; den Winter aber, nach Temmink, wahrſcheinlich im nördlichen Afrika zubringen.

Zur Vervollſtändigung der Th. I. Einl. S. CCLXIII, Art 3 gelieferten Beſchreibung hier noch Folgendes:

*) Bechſteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. K. 45. Anhang; deſſen ornith. Taſchenb. I. S. 202. Nr. 7; deſſen Nat. Geſch. Teutſchl. zweite Ausg. Th. III. S. 732, Nr. 2; Wolfs und Meyers Taſchenb. d. Vögelk. I. 255. Nr. 2; *Temmink* Man. d'orn. p. 151, Pipit farlouse; Cuviers elementariſcher Entwurf d. Nat. Geſch. Ueberſ. Bd. I. S. 342.

Bei den Jungen geht die Einfaſſung der Federn an den oberwärts gekehrten Theilen mehr ins Grünliche über.

Herr Wolf erwähnt a. a. O. eine Abänderung, bei welcher der Unterleib mehr roſtgelblich, die Einfaſſung der Federn des Oberleibes olivengelb ſich darſtellt; auch eine gelblichweiße Spielart, mit mehr gelben Flügeln, welche von Briſſon ſchon beſchrieben worden iſt, und wovon Herr Medicinalrath, Dr. Meyer zu Offenbach, ein Exemplar beſitzen ſoll.

Auf dem Zuge ſowohl, als in den Gegenden, wo dieſer Vogel den Sommer zubringt und ſein Geheck macht, findet man ihn auf feuchten Wieſen und ſumpfigen Rändern der Seen und Flüſſe, auch in großen Brüchen.

Er iſt nicht ſcheu. Er fliegt ſchnell, aber nicht weit in einem Stücke fort; ſtreicht nur dicht und in gerader Richtung über dem Boden hin und ſteigt weder gerade, noch ſchräge, noch kreiſend empor. Melodiſch ſingt er nicht, und nur ein Laut iſt von ihm bekannt, welcher in einem kurz abgebrochenen Is, Gis! beſteht. Man vernimmt ſelbigen als Gelock in der Zugzeit; als Angſtlaut aber häufig wiederholt, wenn der Vogel aufgejagt wird.

Sein Neſt ſoll auf Raſenkaupen und in Binſenbüſche geſtellt ſich finden und das Gelege aus vier bis ſechs — nach Bechſtein röthlichweißlichen, blutbraun gefleckten, — nach Wolf bläulichweißen, rothbraun marmorirten, — nach Temmink blauröthlichen, braun gefleckten Eiern beſtehen *).

Er äſet, nach Wolf und Temmink, wie alle ſeine Gattungsverwandte, nur kleine Käfer, Inſekten und deren Larven.

Das Wildbret auch dieſes Piepers ſoll von vorzüglichem Geſchmacke, höchſt zart und im Herbſte ſtark mit Fett überlegt ſeyn, und ſo gehört es zu den feinſten — nur ſelten zu habenden — Leckereien.

*) Der Verfaſſer führt dieſe abweichenden Angaben aus Mangel eigener Erfahrung an, wie er ſie fand.

§. 5.

Der Waſſerpieper (Anth. aquaticus, *Bechst.*; Alauda spinoletta, *Linn.* Syst. ed. 12, p. 288, No. 7; Alauda campestris et spinoletta, *Gm. Linn.* Syst. I. p. 794, No. 4 β., Waſſerlerche) *) bewohnt vorzüglich die mittäglichen Gegenden von Europa, beſucht die gemäßigten Erdſtriche unſeres teutſchen Vaterlandes — z. B. die Rhein- und Maingegenden, Franken, ſelbſt den ſüdlichern Theil von Thüringen auf dem Herbſtzuge, überwintert ſogar öfters am Werrafluſſe und zieht dann im März und April wieder fort.

Der Th. I. Einl. S. CCLXIV, Art 4 befindlichen Beſchreibung dieſes Vogels fügt der Verfaſſer hier die ausführlichere, bedeutend abweichende bei, die der Herr Medicinalrath Meyer in den Beiträgen der Wetterauer Geſellſchaft, Bd. I. Hft. I. S. 40 von einem Männchen dieſer Art liefert, welches derſelbe den 5ten April 1811 geſchoſſen hat:

„Länge 6¼″, Breite 10½″. Der Oberſchnabel braun, ſo wie auch die Spitze des Unterſchnabels, welcher übrigens, ſo wie die Mundwinkel, ſchmutzig gelb iſt; der Augenſtern braun, der nackte Augenrand grau, die Befiederung um denſelben weiß; die Füße ſammt den Nägeln braun, die Fußſohlen gelblich; der Nagel an der Hinterzehe ziemlich ſtark gekrümmt. Scheitel, Hinterhals, Schultern und Rücken aſchgrau mit ſchwach grünlichem Anfluge; auf dem Scheitel einzelne roſtfarbige Federn, eben ſo der Saum einiger Rückenfedern gefärbt; die Kehle weiß; der Vorderhals und die Bruſt ſchmutzig gelblichweiß, an den Seiten der letztern einige undeutliche braune Flecken, der übrige Unterleib weiß; von dem Schnabel über die Augen weg bis hinter die Ohren ein großer weißer Streif; die weißen

*) Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. zweite Ausg. III. S. 745. Nr. 4; deſſen Taſchenb. III. S. 564 Nr. 4; Wolfs und Meyers Taſchenb. I. S. 258, Nr. 4; Beiträge der Wetter. Geſellſch. Bd. I. Heft 1, S. 40; *Temminck* Man. d'ornith. p. 149, Pipit spioncelle.

Kanten der beiden Reihen der Flügeldeckfedern weder ſo groß, noch ſo weiß wie bei den Wintervögeln; die äußerſte Feder des ſchwärzlichen Schwanzes mit einem keilförmigen weißen Flecken auf der innern Fahne und auf der äußern faſt bis an die Wurzel weiß, die zweite mit kaum bemerkbaren weißen Flecken an der Spitze *)."

Dieſer Vogel hält ſich am kieſigen Rande der Flüſſe, Bäche und Quellwaſſer auf, wo man ihn herumlaufen, oder auf größeren Steinen und auf Zweigen des am Waſſer ſtehenden Geſträuches ſitzen ſieht.

Seine Aeſung beſteht aus Fliegen, Schnaken, kleinen Waſſerinſekten und deren Larven.

Sein Geheck ſoll er — nach Bechſtein und Meyer — in ſumpfigen Berggegenden, uns zunächſt in Krain; nach Temminks beſtimmter Angabe auf ſehr hohen, unfruchtbaren Plattformen der Gebirge, z. B. in den Pyrenäen machen. Nach Temmink beſteht das Gelege aus höchſtens fünf graulichen, braun gefleckten Eiern.

Das Wildpret wird vermuthlich dem der übrigen Pieper an Zartheit und Wohlgeſchmack nicht nachſtehen; den Gaumen teutſcher Leckermäuler aber wohl noch nicht oft — vielleicht noch nie — gereizt haben.

§. 6.

Die Feldlerche (Alauda arvensis, *Linn.*: Saat-, Sang-, Himmels-, Taglerche, Leewerk, Pardale) **) iſt in der ganzen alten Welt bekannt. Auf ihrem Zuge geht ſie in Europa und Aſien bis zum

*) Die große Verſchiedenheit des oben beſchriebenen hochzeitlichen oder Sommerkleides von dem Winterkleide, in welchem man früher den Vogel nur gekannt und danach beſchrieben zu haben ſcheint, giebt, wie es den Verf. dünkt, der Temminkiſchen Vermuthung hohe Wahrſcheinlichkeit, daß alle Pieper zweimal im Jahre ſich mauſern.

**) Bechſt. Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. K. 40, S. 190; deſſen ornith. Taſchenb. I. S. 193, Nr. 1; Wolfs und Meyers Taſchenb. I. S 260; *Temmink* Man. d'ornith. p. 161, Alouette des champs.

arktiſchen Kreiſe hinauf; wird aber auch in Afrika am Nil und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wahrſcheinlich alſo gleichfalls in ſämmtlichen Mittelländern, gefunden.

Bei uns kommt ſie als Verkündiger des Frühlings, ſobald der Schnee wegthaut, oft ſchon im Februar, an, und zieht, von der Mitte des Monats September bis zum Anfange des Monats November, nach und nach in ſtarkzähligen Flügen den wärmern Ländern zu. Die, welche bei uns geheckt haben, gehen dann am früheſten fort, und werden durch ſolche, die in nördlicheren Gegenden den Sommer zubrachten, erſetzt. Nach einem kurzen Aufenthalte machen dieſe denen wieder Platz, die aus dem noch höhern Norden zurückkehren.

Selbſt im December noch werden, wenn kein Schnee fällt, einzelne Vögel dieſer Art auf der grünen Winterſaat angetroffen. Der ſpäte Herbſtwegzug und die frühe Rückkehr der Feldlerchen laſſen vermuthen, daß die meiſten in der europäiſchen Türkei und in allen ſüdlich-europäiſchen Ländern überwintern.

Um Verwechslung dieſer Lerchenart mit den folgenden zu verhüten, ſcheint bei jeder eine ausführlichere Beſchreibung nöthig, als die Th. I. Einl. S. CCLXV ff. von den zur 33ſten Gattung gehörigen Arten gegebene *).

Die Feldlerche iſt (faſt) 7″ lang, wovon der Schwanz 2½″, der Schnabel 5‴ wegnimmt; die zuſammengelegten Flügel reichen bis auf die Hälfte des Schwanzes. Der Oberſchnabel hornfarbenſchwarz, der Unterſchnabel weißlich; der Augenſtern graubraun; die Ständer (beſſer Läufe, d. i. Füße) gelbbraun; die Fußwurzel (Schienbeine) 1″ hoch.

Oberkörper roſtröthlichgrau, jede Feder in der Mitte ſchwarzbraun, größere ſchwarze Flecken auf dem Kopfe und Oberrücken; über den Augen ein weißliches Band, ein dergleichen undeutlicheres die braungrauen Wangen umgebend;

---

*) Hier und in der Folge, nach Temmink, mit einigen Zuſätzen.

Schwungfedern dunkelbraun, die der zweite Ordnung ausgeſchnitten und mit weißen Spitzen; Kehle ſchmutzig weiß; Hals, Bruſt und Flanken ſchmutzig weiß, mit roſtfarbigem Ueberfluge, auf jeder Feder in der Mitte ein lanzettförmiger brauner Strich; die Flanken mit braunen Schaftſtrichen; Bauchmitte weiß, roſtröthlich ſehr leicht überflogen; Steuerfedern ſchwarzbraun, die äußerſte mit einem langen weißen kegelförmigen Flecken, die folgende an der äußern Seite größeren Theiles weiß, die mittleren, ſpitzig auslaufenden, an der äußern Seite weißgrau, an der innern roſtgrau eingefaßt.

Beim Weibchen auf den angezeigten Grundfarben des Gefieders häufigere Flecken und dieſe auf dem Rücken und an der Bruſt dunkler als beim Männchen.

Zu den zufälligen Abänderungen, welche Th. I. Einl. a. a. O. bei Art 1. angezeigt worden ſind, gehört noch die rauch= oder rußſchwarze, höchſt ſelten kohlſchwarze Feldlerche, wobei jedoch bemerkt zu werden verdient, daß dieſe Varietät eigentlich nur bei Stubenvögeln, welche den Einwirkungen des Sonnenlichtes nicht ausgeſetzt ſind, vorzukommen pflegt, und daß ſolche Vögel, wenn ſie von der Sonne anhaltend wieder beſchienen werden, bei der nächſten Mauſer die gewöhnliche Lerchenfarbe in der Regel wieder annehmen.

Ob auch hierher die hochfüßige Lerche, welche überhaupt etwas größer als die Feldlerche gewöhnlich iſt und nebenbei längere Läufe (Ständer) hat; ingleichen die gehört, von welcher Herr Bechſtein in ſeinem ornithologiſchen Taſchenbuche, Th. I. S. 194 Anm., nach Borkhauſens Mittheilung, ſagt: „ſie habe die Größe und den Schwanz der gewöhnlichen Feldlerche, aber nicht wie dieſe abgerundete Rückenfedern, ſondern ſpitzige, ſteige und ſinge auch wie die Feldlerche; der Schnabel hingegen und die Farbe ſei wie bei der Haubenlerche (Alauda cristata), und ſie ziehe, wie dieſe, auch öfters eine ſpitzige Haube, doch ſei ſelbige länge nicht ſo hoch als bei der cristata" — darüber kann wohl gegenwärtig mit Gewißheit noch nicht entſchieden werden.

Nächſtdem findet man Exemplare, die größer oder kleiner ſind als die gewöhnliche Feldlerche: jene, welche in der Regel ſehr hell von Farbe ſind, und am früheſten gefangen werden; nennen die Thüringer Lerchenſtreicher Leipziger Lerchen; dieſe — die kleineren — haben eine viel dichtere ſchwärzliche Zeichnung als ſelbſt die gewöhnlichen Feldlerchenweibchen und ſchwarze Läufe, werden gewöhnlich gegen Ende des Zuges gefangen und ihr Wildbret ſchmeckt oft ſtark nach Knoblauch, ſie heißen daher Mohren- und im letzten Falle Knoblauchslerchen. Mit den Mohren- und Knoblauchslerchen zugleich wird dann auch die große rothbraunköpfige Lerche *), doch immer nur in geringer Zahl, gefangen. Letztere wird von Borkhauſen für eine beſondere Art; von Bechſtein und Wolf hingegen, nebſt der ſogenannten Leipziger und Mohrlerche, für eine von den klimatiſchen Verhältniſſen, welche an den Orten, wo dieſe Vögel den Sommer zubringen, ſtatt finden, und von den Nahrungsmitteln, die ſie hier oder da beſonders häufig finden — z. B. den wilden Knoblauch in mehreren Gegenden Sachſens — herrührende Verſchiedenheit gehalten.

Der Verfaſſer enthält ſich eines entſcheidenden Urtheiles, er kann jedoch nicht bergen, daß es ihm ſcheint, als ſei man mit der Beſtimmung der zur Gattung Alauda gehörigen Arten noch nicht aufs Reine. Dem würde bald anders ſeyn, wenn es möglich wäre, alle Lerchen gehörig zu unterſuchen, welche in dem einzigen anhalt-deſſauiſchen Amte Gröbzig eine ganze Herbſtzugzeit hindurch gefangen werden **).

---

*) Der Kopf iſt rothbraun, die Bruſt roſtfarbig, beides ſchwarz geſtrichelt: die äußerſte Schwanzfeder faſt ganz weiß; Farbe der Füße ſchmutzig gelbroth. Das oben Geſagte beruht auf eigener, im Anhalt-Cöthenſchen und in der Gegend von Zörbig gemachter Wahrnehmung des Verfaſſers.

**) Allerdings nur ein frommer Wunſch! Denn, wer vermöchte es, 2000 bis 3000 Stück, die dort oft in einem Abend gefangen werden, genau zu unterſuchen; zumal da die gefangenen Lerchen ſogleich gerupft werden.

Lauf und fortgeſetzter Flug der Feldlerchen iſt ſchnell. Mit dem Winde (d. h. ſo, daß er ihnen von hinten in die Federn geht) fliegen ſie ſo ungern, daß ſich ganze ſtarkzählig vereinigte Flüge, wenn zufällig bei ihrem Zuge ſich der Wind zu ihrem Nachtheil ändert, in ſpiralförmigen Schwenkungen bis zu einer dem unbewaffneten Auge faſt unerreichbaren Höhe hinaufſchwingen und dort einen günſtigern Luftzug ſuchen.

Wem aber wäre wohl das ſenkrechte, flatternde Aufſteigen und das ſchnelle Herunterſtechen dieſer lieben Thierchen nicht bekannt, wenn ſie an ſchönen heitern Tagen, von ihrer Rückkehr an bis zum Auguſt, uns mit ihrem zu Ende des Winters doppelt lieblichen Geſange erfreuen?

Von der gewöhnlichen Feldlerche weiß ich es mir kaum zu erinnern, daß ich ſie im Sitzen ſingend angetroffen hätte; von der langbeinigen aber wird behauptet, ſie ſinge nur ſitzend, nie ſteigend. Sollte ſie, wenn dies wirklich der Fall iſt, nicht ſchon deshalb, wo nicht für eine beſondere Art, doch für eine eigene Familie gehalten werden können. Ihr Locklaut ertönt im Frühjahre ungefähr wie Trilli! im Herbſte wie Drict!

Vor dem Menſchen iſt ſie im Frühlinge und Sommer nie; im Herbſte gegen Abend und zur Nachtzeit ſehr wenig, am Tage aber etwas mehr ſcheu und flüchtig.

Ihr Benehmen gegen Anverwandte zeugt eben nicht für eine gute, ja nicht einmal für eine feſte Gemüthsart. Sobald nehmlich die Feldlerchen zu Ende des Winters bei uns ankommen, findet man bei leidlicher Witterung jedes Individuum einzeln, bis die eheliche Verbindung, welche wahrſcheinlich nicht länger als die nächſte Heckzeit hindurch dauert, geſchloſſen iſt; nach der Paarung bleibt das Männchen und das Weibchen beiſammen. Fällt zuweilen noch einmal tiefer Schnee und bleibt er liegen, ſo ziehen ſich wieder Flüge zuſammen, und fallen an warmen Quellen oder an ſolchen Berghängen ein, wo der Wind die Erde von der weißen Decke entblößt hat.

Findet man hingegen im März oder April bei

gutem Frühlingswetter ganze Flüge beiſammen; ſo ſind das gewiß Feldlerchen, die den Sommer in nördlicher gelegenen Gegenden zubringen, in denen ſie, ohne Noth zu leiden, ſo frühe noch nicht ankommen dürfen.

Doch zurück zu denen, welche ihr Geheck bei uns machen! Sobald bei dieſen der Geſchlechtstrieb erwacht, noch mehr aber wenn der Gattenbund geſchloſſen iſt, wird des Männchens kleines Herz von Eiferſucht ſo ſehr erfüllt, daß es, am Tage in gewiſſer Höhe über der Erde ſchwebend, auf jedes andere Männchen, auch Unſchuldige, mit Ungeſtüm herabſticht und es nach beſten Kräften ſo lange neckt und bekämpft, bis durch die Flucht deſſelben das Feld geräumt iſt.

Erſt wenn die Zeit des Herbſtzuges herannaht, zeigt ſich aufs neue der Hang zur Geſelligkeit, indem in manchen holzarmen, ebenen Gegenden ſehr ſtarke (zahlreiche), in andern durch Gehölz unterbrochenen, ſchwächere (geringzähligere) Flüge ſich vereinigen, um die Reiſe mit einander zu machen. Beim Antritte und während der Dauer derſelben brechen ſie gewöhnlich Morgens zwiſchen ſieben und neun Uhr auf und ziehen — doch nicht ohne unterdeſſen Ruhepunkte zu wählen —, immer nur einige Fuß über der Erde hinſtreichend, fort, bis Nachmittags um ein oder zwei Uhr. Wo ſie dann beiſammen einfallen, wird der übrige Theil des Tages der Aeſung, die Nacht der Ruhe, und zwar einer ziemlich ſorgloſen, gewidmet.

Von der Lebensweiſe der Feldlerchen auf ihrem Winterſtande wiſſen wir nichts zuverläſſiges; wahrſcheinlich aber trennen ſich die vereinigten Geſellſchaften dort nicht. In Flügen kommen ſie zur oben beſtimmten Zeit wieder bei uns an; dieſe trennen ſich dann aber ſogleich.

Wie alt ſie im Freien werden mögen, läßt ſich begreiflicher Weiſe nicht beſtimmen. Im Zimmer leben ſie bei guter Wartung einige Jahre; fehlt aber dieſe, ſo haben alle bei den Droſſeln angeführte Krankheiten, welche jedoch durch die dort vorgeſchriebenen Mittel oft gehoben werden können, einen frühen Tod zur Folge. Beſonders leiden ſie nicht ſelten im eingeſchränkten Zuſtande an der Windſucht,

bei welcher die Haut ſich vom Wildbret trennt und trommelartig angeſpannt iſt. Der Verſuch, dieſes Uebel durch mehrere mit einer ſehr ſpitzen Nadel in der Haut gemachte Oeffnungen zu heben, gelingt nur ſelten.

Die Zahl der Raubthiere, welche anderes Geflügel verfolgen und ſeiner Brut nachſtellen, wird bei dieſer Vogelart noch durch Hamſter und Spitzmäuſe, welche Eier und Junge mit Lüſternheit aufſuchen, vermehrt. Stärkere und ſchwächere Raubvögel, ſelbſt, wie man behauptet, der graue Würger (Lanius excubitor), werden Alten und Jungen gefährlich. —

Die Paarzeit tritt, wie oben geſagt, zeitig im Frühlinge ein. Das Neſt, welches man am häufigſten auf Brach- und Sommerfruchtfeldern, ſeltener auf der Winterſaat, auf Wieſen und Lehden findet, wird vom Weibchen gebaut, während das Männchen die Materialien zuträgt. Es ſteht in einer runden, faſt immer hinter einem Erdkloß oder Raine ausgeſcharrten Vertiefung und iſt aus dürren Grasſchmielen und aus Haaren kunſtlos verfertigt. Hier legen die ältern Weibchen gewöhnlich zweimal, wenn ſie aber zufällig einmal um die Eier kommen, auch wohl dreimal, bei irgend leidlicher Witterung ſchon im März (junge einjährige, die nur einmal in dieſem Sommer zur Vermehrung ihrer Art beitragen, weil ſie die Zeit mit Liebeln und unnützem Wählen des Platzes zum Wochenbette vertrödeln, viel ſpäter) drei bis fünf weißgrau, braun punktirte und gefleckte Eier, die in vierzehn Tagen ausgebrütet werden.

Blos mit kleinen Inſekten füttern die Alten ihre Jungen, die viel eher das Neſt verlaſſen, als ſie fliegen können, und hier- und dorthin, oft bis auf 100 Schritte weit von einander entfernt, wahrſcheinlich deshalb vereinzelt ſich drücken, damit herumſchleichende Raubthiere ſie nicht ſo leicht wittern können, als wenn ſie alle auf einem Punkte lägen.

Sieht man im Frühlinge alte Lerchen über dem Getreide auf einer Stelle ſchwebend flatternd, ſo iſt das ein ſicheres Zeichen, daß in dieſer Gegend Junge ſitzen, welche,

auf das Gelock jener, piepend ihren Aufenthalt bemerkbar machen.

Sobald die Jungen des erſten Geheckes flügge ſind, bleiben ſie ihrem Schickſal überlaſſen, damit die Alten ſogleich wieder zum zweiten Geheck Anſtalt machen können. —

Die Feldlerchen wählen überall ebene und holzleere Gegenden beſonders zu ihrem Aufenthalte. Im Frühlinge und Sommer liegen ſie bei uns auf Aeckern, oder auf den daran ſtoßenden Hutungen und Lehden; im Herbſte aber faſt ausſchließlich, oder doch in ganz vorzüglicher Menge, auf der Haferſtoppel.

Auch in gebirgigen Waldungen ſoll man ſie antreffen und — was ſonſt der Fall nie iſt — auf Bäumen ſitzen ſehen. Aus Erfahrung kann ich über den Grund oder Ungrund dieſer Angabe nicht urtheilen; doch mag ein ſolcher Fall wohl nur dann eintreten, wenn, auf der Wanderſchaft begriffen, ſie der Ruhe bedürfen.

Das Geäſe der Feldlerchen beſteht im Frühlinge aus friſch geſäeten Haferkörnern und Spitzen der ganz jungen grünen Sommerfrucht; ſpäterhin aus Inſekten und deren Larven, kleinen Würmern und Ameiſeneiern; im Spätſommer und Herbſte aber wieder aus Haferkörnern, die ſie entweder aus der Stoppel aufleſen, oder auch, wenn dieſe Getreideart auf Schwaden liegt, mit den Flügeln ausſchlagen, weil ihr Schnabel zu weich iſt, um ſie aus den Rispen zu picken. Zu dieſer Jahreszeit nehmen ſie auch anderes kleines Geſäm, vorzüglich die reife Frucht des Mohns, des wilden Knoblauchs und der wilden Hirſe an. Auf dem Winterſtande und auf dem Zuge mögen ſie wohl von allem vorher Genannten das wählen, was ſie gerade am erſten und häufigſten finden.

Immer verſchlucken ſie, zur Beförderung der Verdauung, Sand; baden ſich auch gern darin, theils um das Gefieder abzutrocknen, theils um ſich vom Ungeziefer rein zu erhalten. —

Im Zimmer — das aber immer von Zwirn und Flachs rein gehalten werden muß, weil ſie ſich ſonſt leicht

mit den Läufern (Ständern) darin verhädern — oder im Bauer, der keine hölzerne, ſondern eine Leinwanddecke haben muß, damit ſie ſich den Kopf nicht einſtoßen, werden ſie ſehr zahm (kirre). Am beſten bekommt ihnen das Futter, welches für Junge aus Semmel in Milch geweicht, für Alte aber abwechſelnd aus Hafer, Mohn, gequetſchtem Hanf, friſchem Gerſten- und Gerſtenmalzſchrot beſteht. Friſcher Sand zum Baden und Verſchlucken, insgleichen friſches Waſſer zum naſſen Bade und Saufen iſt ihnen zur Erhaltung im eingeſchränkten Zuſtande unentbehrlich.

Der Schade, welchen dieſe kleinen Vögel durch ihre Aeſung anrichten, iſt auf keine Weiſe gegen den Nutzen, welchen ſie durch das Wegfangen vieler ſchädlichen Inſekten und durch ihr Wildbret gewähren, in Anſchlag zu bringen. Letzteres wird, als vorzüglich lecker, dem von faſt allen andern Federwildarten vorgezogen. Daher der verhältnißmäßig ſehr hohe Preis, in welchem im Herbſte die gefangenen Lerchen ſtehen. Ein beſonders ſtarker Handel wird in Leipzig damit getrieben, wo man unter dem Namen: Leipziger Lerchen, den größten Theil aller, die in einer Runde von acht bis zehn Meilen, vorzüglich in der Gegend von Halle, Zörbig, im Anhalt-Deſſauiſchen, Cöthenſchen und Bernburgiſchen, gefangen werden — gewiß eine ungeheure Menge — conſumirt und verſendet.

Haben die ſogenannten Leipziger Lerchen in der That einen beſſern Geſchmack als andere, ſo könnte dies wohl vorzüglich vom Genuſſe der wilden Hirſe, die in vielen Gemarkungen der vorgenannten Gegenden häufig wächſt und allerdings ſehr nahrhaft iſt, herrühren.

Außer dem bin ich verſucht zu glauben, daß die richtige Speculation derer, welche mit dieſem Artikel Handel treiben, nur ſolche Lerchen nach Leipzig und von da weiter zu verſchicken, die ausgezeichnet gut an Wildbret und fett ſind, das meiſte dazu beigetragen hat, die Leipziger Lerchen in Ruf zu bringen. Auch kann ſelbſt die Verſendung hierzu mitwirken; denn, es iſt ein vielfältig beſtätigter Erfahrungsſatz, daß ganz

friſch gefangene nie ſo gut ſchmecken als ſolche, die, gehörig behandelt, ohne übelriechend zu werden, der Witterung nach, kürzere oder längere Zeit aufbewahrt worden ſind.

Alle Lerchen müſſen gleich nach beendigtem Fange jedes Tages bis an die Köpfe gerupft, das Geſcheide aber darf nicht ausgezogen werden. Will man ſie nur funfzehn bis zwanzig Meilen verſchicken, ſo wird jedes Stück einzeln in Makulaturpapier gewickelt und in einer Schachtel ein Stück dicht neben und über das andere gelegt, bis die Schachtel ganz voll iſt. Nur bei warmem Wetter löſ't man die Köpfe ab, an denen ſich Merkmale der Fäulniß am erſten zeigen. Bei ſehr weiter Verſendung geſchieht die Kopfablöſung immer; dann wird eine dichte Schicht gerupfter, aber nicht eingewickelter Lerchen in einen bretternen Kaſten gelegt, dieſe Schicht mit zerlaſſener, aber nicht heißer Butter völlig übergoſſen, und bei jeder folgenden eben ſo verfahren, bis der Kaſten voll iſt. —

Der Fang, von welchem weiter unten geſprochen werden wird, beginnt eigentlich in der Mitte des Monats September und dauert, bis der Herbſtzug aufhört.

Gewöhnlich haben die im October gefangenen Lerchen das meiſte Wildbret und Fett; doch iſt dieſes keine feſte Regel: denn man fängt oft heute ſehr gute, morgen ſehr leichte, auch gute und ſchlechte, große und kleine an einem Tage. Dies alles hängt davon ab, ob ſie am Orte ihres Sommeraufenthalts reichliche oder ſpärliche Aeſung hatten, ob ſie auf dem Zuge bis zu uns fruchtbare oder magere Gegenden trafen und ob ſie ihn übereilt oder langſam machten. Weht während deſſelben Südwind und iſt das Wetter ſchön, ſo ſind ſie durchgängig ſchlecht an Wildbret, theils weil ſie dann täglich reiſen, und größere Strecken fortgehen, theils weil ſie da, wo ſie einfallen, die Zeit mit Spielen, Necken und Zanken vertrödeln, und nur nach Nothdurft äſen. Beim Nordwinde hingegen und bei neblichem, düſterm und naſſem Wetter liegen ſie mehrere Tage an einem Orte ſtill und benutzen die Gelegenheit zum Aufſuchen der nahrhafteſten Aeſung. Ereignet ſich

nun der Fall, daß dieſe vorzüglich gut und in Menge vorhanden iſt, ſo ſind auch die Lerchen in den Gegenden, wo ſie bald darauf hinkommen und gefangen werden, beſonders ſchwer und fett.

§. 7.

Die Kalanderlerche (Alauda calandra, *Linn.*, Calander, Ringlerche *)) macht ihr Geheck im nördlichen Afrika, im mittäglichen Aſien und Europa — hier in Spanien, Sardinien, Italien, auch in der Türkei —, beſucht auf dem Zuge, ſo viel man bis jetzt weiß, nur zufällig, einige der mittleren Provinzen Frankreichs, höchſt ſelten, wie es ſcheint, den ſüdlichern Theil Teutſchlands.

Eine, aus den beſten Quellen geſchöpfte, möglichſt getreue Beſchreibung dieſes Vogels, nach welcher er von allen andern Lerchenarten unterſchieden werden kann, lieferte der Verfaſſer in der Einleitung zum erſten Theile des vorliegenden Werkes, S. CCLXVI, deshalb, um, wo möglich, weitere Nachforſchungen zu veranlaſſen, ob derſelbe Nordteutſchland nicht auch beſucht.

Hier, in fernerer naturgeſchichtlicher Beziehung, Folgendes:

Die Kalanderlerche ſcheint, indem ſie zeither ſtets in Geſellſchaft der Feldlerche angetroffen, auch in Teutſchland mit dieſer zugleich gefangen wurde, den Aufenthalt, alſo auch muthmaßlich nicht nur die Nahrungsmittel, ſondern den ganzen Habitus mit derſelben gemein zu haben.

Ihr Geheck ſoll ſie, gleichfalls wie die Feldlerche, auf bebautem Felde, im Getreide — ob alljährlich mehr als eins, weiß man noch nicht — machen, und das Gelege ſoll aus vier bis fünf Eiern beſtehen, deren Geſtalt

---

*) Annalen der Wetter. Geſellſch. Bd. I. Heft I. S. 48; Wolfs und Meyers Taſchenb. I. 261, Nr. 2; Leislers Nachtrag z. Bechſt. N. G. T. Heft. I. S. 96; Bechſteins ornithol. Taſchenb. III. S. 566 Nr. 5; *Temmink* Man. d'ornith. p. 157. Alouette Calandre.

und Farnbezeichnung wahrſcheinlich nicht mehr unbekannt ſeyn würde, wenn der Tod uns den trefflichen Leisler nicht ſo früh entriſſen und ihm ſo Zeit gelaſſen hätte, ſich, wie er es, ſeiner eigenen Aeußerung nach, hoffen durfte, in Beſitz von Eiern, auch vielleicht von Jungen zu ſetzen.

Ueber Zartheit und Wohlgeſchmack des Wildbretes möchte uns hier zu Lande wohl nur ein höchſt glücklicher Zufall Aufſchluß geben können; vor der Hand dürfen wir annehmen, daß die Kalanderlerche andern Gattungsverwandten hierin nicht nachſtehen wird.

§. 8.

Die Wald- oder Heidelerche (Alauda nemorosa, s. arborea, *Linn.*; auch Baum-, Mittel-, Dull-, Lull- und Steinlerche genannt *)), wird in faſt allen nicht ganz holzleeren Gegenden von Europa, ſelbſt in Schweden und Rußland, bis Kamtſchatka hinauf — doch überall weniger häufig als die Feldlerche (Alauda arvensis) — angetroffen. In den Abendländern iſt ſie, nach Temmink, Standvogel, in den nördlichen erſcheint ſie zu Ende des Winters, mit der Feldlerche zugleich, in Flügen von zehn bis zwölf Stück, als Zugvogel, macht ihr Geheck und geht von da gleich zu Anfang des Herbſtzuges der Feldlerche wieder fort, um die kälteſte Jahreszeit in den ſüdlichen Gegenden zuzubringen.

Sie ſoll hier genauer, als es S. CCLXVII der Einleitung geſchehen konnte, beſchrieben werden.

Die Wald- oder Heidelerche iſt in allen Theilen kürzer und gedrungener, im Ganzen bedeutend kleiner, als die Feldlerche. Die Länge, wovon der oben ſchwarze, unten braune, an der Wurzel ins Fleiſchfarbene fallende Schnabel 4‴, der Schwanz 2″ wegnimmt, beträgt 6″, die

---

*) Bechſteins Handb. d. Jagdw. Th. II. Bd. I. Kap. 41; Wolfs und Meyers Taſchenb. I. S. 262, Nr. 3; *Temmink* Man. d'ornith. p. 162, Alouette lulu.

Weitere teutſche Synonymen wurden, als Verwirrung herbeiführende, weggelaſſen.

Breite von einer Flügelſpitze zur andern 9″. Die zuſammengelegten Flügel reichen bis zur Mitte des Schwanzes. Die Fußwurzel iſt 9‴ hoch, die Behäutung der Läufer (Ständer — Füße) hellbraun fleiſchfarben, der Nagel an den Zehen gelblich. Der ganze Oberleib rothbraun grau mit ſchwarzbraunen Flecken in der Mitte der Federn. Durch dieſe Flecken werden auf dem Scheitel, wo das Gefieder in Vergleich zu andern Lerchen verlängert, aber nicht wie bei der Haubenlerche (Alauda cristata) zugeſpitzt, ſondern am Ende abgerundet erſcheint und, wenn der Vogel im Affekt iſt, hollenartig ſich ſträubt, vier ſchwarzbraune Striche gebildet.. Von einem Auge bis zum andern zieht ſich durch den Nacken ein weißlicher Kranz. Vorn auf den roſtbraunen Wangen ſteht ein dreieckiger, weißer deutlicher Flecken. Der Unterleib ſtellt ſich weiß, blaßgelblich überflogen, an der Bruſt mit ſchwarzbraunen Längsflecken beſetzt, dar. An den Flügelecken, den Schultern und den vier erſten Flügeldeckfedern befindet ſich ein weißer Flecken. Die Schwungfedern ſind dunkelbraun; die der zweiten Ordnung ausgeſchnitten und mit wenigem Weiß an der Spitze gezeichnet. Der Schwanz iſt kurz; die äußerſte Steuerfeder graulich, weiß eingefaßt, die drei folgenden ſind ſchwarzbraun mit rein weißen Spitzen, die übrigen einfarbig ſchwarzbraun.

Am Weibchen iſt der Augenkranz deutlicher, die Einfaſſung der Wangen heller, der Steiß olivenbraun, die Bruſt häufiger mit Schwarzbraun beſprengt und beſchmitzt; durchgängig die Grundfarbe des Gefieders, an den Theilen, wo ſie weiß erſcheint, reiner, die Zeichnung darauf tiefer ſchwarzbraun, faſt ſchwarz.

Zufällige Farbenabänderungen ſind dem Verfaſſer bis jetzt noch nicht vorgekommen. Nach Temmink ſollen die bei der Feldlerche vorkommenden Spielarten auch bei der Waldlerche ſich finden. Borkhauſen erwähnt in ſeiner europäiſchen Fauna I. S. 284 — und, nach ihm, Bechſtein a. a. O. — eines Exemplares, an welchem der Hals mit einem weißen Bande, welches ſich hinten mit dem Kopfkranze vereinigt, umgeben iſt. Wolf

gibt a. a. O. noch folgende ihm ſelbſt vorgekommene Abweichungen an: a) „Mit weißem Hinterkopfe; einem großen weißen Querflecken auf den Flügeldeckfedern; einigen weißen Schwungfedern und einigen kleinen weißen Flecken auf dem Rücken; der Bauch ſchmutzig weiß; die übrigen Theile wie gewöhnlich gefärbt. b) Mit ſchmutzig weißem, hin und wieder weiß geflecktem Oberhalſe; am Oberleibe mehrere Federn mit weißen Spitzen; Stirn und Gegend über den Augen ſchmutzig weiß; die ſchmale Fahne der Schwungfedern roſtröthlich gerandet; Unterleib ſchmutzig weiß, auf dem Unterhalſe mit dunkelbraunen Längsſtrichen."

Die Heidelerche läuft ſchnell, aber in kurzen Abſätzen; am Ende eines jeden zieht ſie den Hals ſo weit als möglich in die Höhe und ſträubt dabei das Gefieder am Kopfe ſo ſehr auf, daß dieſer Körpertheil dann merklich breiter ſcheint, als er iſt. An ihr ſind die hintern Schwungfedern kürzer als an der Feldlerche; daher ihr weniger raſcher, bogenförmiger, ruckender Flug. Im Frühlinge und Sommer ſteigt ſie, von der Erde ſowohl, als vom Gipfel eines Baumes — denn ſie gehört zu den Lerchenarten, welche ſich auf Bäume ſetzen — perpendikulär ſo hoch in die Luft, daß nur ein ſcharfes Auge ſie noch erkennen kann. Dort ſcheint ſie gleichſam zu hangen, indem ſie äußerſt ſchnell mit den Flügeln ſchlagend, und mit ausgebreitetem Schwanze, auf ein und derſelben Stelle — das Männchen zuweilen halbe Stunden lang — ſchwebt, ohne ſich merklich von derſelben zu bewegen. Flötenartig und rein ertönen dabei die verſchieden modulirten, deutlich abgeſetzten Strophen ihres zärtlich melancholiſchen Geſanges, den ſie jedoch zuweilen auch auf dem Baume ſitzend hören läßt.

Auch das Weibchen ſingt, doch nicht in ſo langen Strophen als das Männchen; erſteres nur bis zur Brütezeit, letzteres im Freien bis zu Anfang des Julius, im Zimmer aber bis in den Auguſt hinein.

Beide Geſchlechter ſollen, nach Bechſtein, etwa vierzehn Tage vor der Herbſtabreiſe ihren lieblichen Geſang

wieder anſtimmen und zwar eben ſo helltönend als im Sommer; der Verfaſſer hat es nie gehört.

Der eben genannte verdienſtvolle Naturforſcher ſucht das Gelock der Heidelerche durch: Dadigoi! auszudrücken.

Eiferſucht ſcheint dieſe niedlichen Geſchöpfchen weniger zu plagen, als es bei den Feldlerchen der Fall iſt; denn die Paare vereinzeln ſich im Frühlinge nicht, ſondern der vorher beſtandene geſellige Verein dauert in ſo fern wenigſtens fort, daß die Reiſegefährten nachbarlich beiſammenniſten. Nur höchſt ſelten entſteht Zank und Krieg unter ihnen; geſchieht es ja, ſo gibt gewöhnlich (daß ich mich ſo ausdrücke) Künſtlerneid — der ja auch unter unſern Muſikern nicht eben ſelten iſt — dazu Veranlaſſung, indem dieſer kleine Sänger es nicht gern duldet, wenn andere ſeines Gleichen in ſeiner Nähe ſich hören laſſen.

Erfreulich war im Frühlinge und Herbſte mir immer die Wahrnehmung großer Anhänglichkeit der Individuen eines Flugs zu einander, welche dadurch ſich äußert, daß alle übrige ängſtlich und anhaltend locken, wenn eins oder das andere von der Geſellſchaft vermißt wird. Sollte dies nicht auf die Vermuthung führen, daß jeder Flug aus nahe verwandten Familien beſtehe?

Nach Bechſtein (ſ. d. Handb. d. J. W. d. erſten Th. 2ten B. S. 196 §. 796) ſoll die Heidelerche unter allen Stubenvögeln der verträglichſte und geſelligſte ſeyn. Zum Beweiſe wird angeführt, daß ſie, wenn ein anderer mit ihr zanken will, ihn dadurch zu beſänftigen ſucht, daß ſie ſich ruhig vor ihn hinſtellt und ſingt.

Ob ſie gleich etwas weichlicher und ekler iſt, als die Feldlerche, ſo hält ſie ſich doch, im Herbſte gefangen, und bei guter Wartung, einige Jahre im Zimmer. Uebrigens drohen ihr da alle Krankheiten, welchen jene ausgeſetzt zu ſeyn pflegt. Vorzüglich ſollen, wenn ſie ſich an der Erde mit den Füßchen in Fädchen oder Haaren verhädert, bei einer leichten Verwundung ihr die Zehen oft abſchwären, im Alter aber Beinbrüche nicht ſelten ſeyn und den Tod zur unvermeidlichen Folge haben.

Junge, aus dem Neſte genommene gedeihen ſelten

bei eingeſchränkter Erziehung; Alte beſſer herumlaufend, (ſie ſingen ſo auch länger und lieblicher), als im Bauer. —

Ihr aus dürren Grashalmen beſtehendes, mit Moos, Wolle und Haaren durchflochtenes Neſt findet man oft früher als das der Feldlerche und zwar im Farrenkraut, unter Wachholdersträuchen, im hohen Hegegraſe, auch auf Saatfeldern, die nahe an Nadelhölzer ſtoßen, hinter den Rainen, oder auf dem Brachfelde unter mit Gras bewachſenen Erdklößen. Sie machen zwei Gehecke und brüten gewöhnlich beim erſten fünf, beim zweiten vier dunkelgraue, beſonders am ſtumpfen Ende mit braunen Flecken beſäete Eier in vierzehn Tagen aus. Die Jungen trennen ſich bis zur nächſten Paarzeit nicht von den Eltern, hecken dann ſogar in der Nachbarſchaft derſelben, und nehmen erſt im folgenden Herbſte, wenn ſie mit ihren Jungen eine eigene Familie bilden, von ihnen gänzlich Abſchied. —

Die Waldlerchen halten ſich am liebſten in ebenen Nadelholzwäldern da auf, wo Felder und Wieſen in der Nähe ſind; doch trifft man ſie auch noch in hohen Gebirgen an, wenn Heidegegenden, Huthungen und Wieſen da abwechſeln. Sie äſen zu Ende des Winters und bis Inſekten und Regenwürmer, welche ihre Sommernahrung vorzüglich ausmachen, zum Vorſchein kommen, junge Blätter der grünen Saat, Brunnenkreſſe und andere hervorſproſſende feine Kräuter, aus Noth zuweilen Haſelzäpfchen; wenn aber die verſchiedenen Feldfrüchte reifen, auch Rübſaat, Hafer, Lein, Hanf, Mohn und Hirſe. Im Zimmer werden ſie mit Gerſtenſchrot, welches in ſüßer Milch eingequellt iſt, ſonſt ganz wie die Feldlerchen erhalten.

Ihr Wildbret wird, in Rückſicht des Geſchmacks ſowohl, als der Zartheit, dem der Feldlerchen von ächten Leckermäulern noch vorgezogen; nur Schade, daß dieſe in unſern Gegenden nicht oft genug Gelegenheit finden können, ihren Gaumen damit zu kitzeln.

§. 9.

Zu möglicher Vervollſtändigung deſſen, was aus der Naturgeſchichte der von Herrn Caſtelnau zu Montpellier zuerſt entdeckten Lerche, welcher die Herren Leisler und Temmink den Namen: kurzzehige Lerche (Alauda brachydactila, Alouette à doigts courts) gegeben haben, in der Einleitung z. Th. I. S. CCLXVII des gegenwärtigen Werkes beigebracht worden iſt, wollen wir hier Folgendes nachtragen *).

Sie bringt, nach Temmink, den Sommer in Sicilien, Neapel, Spanien, ſeltener in den nördlichen Gegenden Italiens — nach Caſtelnau und Leisler auch im mittäglichen Frankreich — zu, macht ihr Geheck, zieht im Oktober fort nach Afrika und kehrt im Frühlinge zurück. Sie lebt, nach Leisler, meiſt in Geſellſchaft der Kalanderlerche. Leisler gibt die Länge des Vogels zu 5″ 9‴, die Breite zu 10½″; ſonſt aber nachſtehende Unterſcheidungszeichen an:

„Der Schnabel iſt von der Spitze bis zur Stirn 5‴, bis zum Mundwinkel 6½‴ lang, an der Stirn 3‴ hoch, hier 2‴ und am Mundwinkel 3‴ breit. Der Oberkiefer mit ſehr erhabenem, weit in die Stirn hineintretendem und etwas gebogenem Rücken."

„Die Ferſe 9‴ hoch, die Mittelzehe 5‴, die äußern 4‴, die innern 3½‴ und die Hinterzehe 3‴ lang; wobei die Nägel nicht mitgemeſſen ſind. Der zur Hälfte von den Flügeln bedeckte Schwanz 2″ Zoll lang."

„Hieraus (wie aus der in der Einleitung gelieferten, Beſchreibung) erhellt, daß dieſe Lerche von allen bekannten Lerchenarten abweicht. Am meiſten ähnelt ſie der Waldlerche (Al. nemorosa); doch unterſcheiden ſie folgende Merkmale ſtandhaft von derſelben."

„Die kurzzehige Lerche hat einen weit ſtärkeren, anders geformten Schnabel wie die Baumlerche; der Schnabel

*) Beitr. der Wetter. Geſellſch. zur Zoologie, Bd. I. Heft 2. S. 135 ff. *Temmink* Man. d'ornithol. p. 164.

dieſer nähert ſich der Gattung Pieper (Anthus), der Schnabel jener der Gattung Fink (Fringilla). Die Füße der kurzzehigen Lerche ſind anders gebaut; die Zehen kürzer als die der Waldlerche; dieſe hat ſtets eine braungefleckte Bruſt, welche jener in jedem Alter fehlt. Die Stirn iſt bei dieſer ſchwarz geſtreift, bei jener ungefleckt. Die weißen Flecken an den Flügelrändern, welche der Waldlerche in jedem Alter eigen ſind, fehlen der kurzzehigen gänzlich. Die untern Deckfedern ſind bei der kurzzehigen Lerche einfarbig roſtgelb und auch an den Flügelrändern ungefleckt, bei der Waldlerche mehr weiß und an den Flügelrändern ſchwarz gefleckt u. ſ. w."

„Auch in der Lebensart weicht die kurzzehige Lerche ſehr von der Waldlerche ab und kommt darin mehr mit der Feldlerche überein. Sie hält ſich auf bebautem Lande auf, niſtet auf der Erde, und ſetzt ſich nur höchſt ſelten in die Höhe. Ihr Geſang iſt ſehr ſchön, etwas durchdringender wie der Geſang der Feldlerche; ſie ſteigt, wie dieſe, ſingend in die Höhe, doch weniger hoch. Ihre Nahrung beſteht vorzüglich aus Sämereien" — doch, nach Temmink, zum Theil auch aus Inſekten.

§. 10.

Die Haubenlerche (Alauda cristata, Schopf-, Kobel-, Weg-, Salatlerche, Lerche von Brie, Roſtflügel, Kothmönch, Bürle *)), im nördlichen Teutſchland Stand- und Strichvogel, wandert im Frühlinge Dänemark, Schweden und Rußland, im Herbſte dem mittleren Teutſchland zu. Südlichere Gegenden beſucht ſie nur im Winter, jedoch einzeln.

Die Haubenlerche mißt, mit Einſchluß des 7''' langen Schnabels und des $2\frac{1}{2}''$ langen Schwanzes, $6\frac{3}{4}''$ in der Länge; im Ganzen hat ſie alſo beinahe die Größe,

*) Bechſteins Handb. der Jagdw. Th. I. Bd. II. Kap. 42; Wolfs und Meyers Taſchenb. I. S. 264, Nr. 4. *Temmink* Man. d'ornithol. p. 158, Alouette cochevis. Vergl. Th. I. des vorl. Werkes Einl. S. CCLXVIII.

jedoch einen etwas dickern und kürzern Körper, wie die Feldlerche. Die zuſammengelegten Flügel reichen bis auf die Mitte des Schwanzes. Der Schnabel iſt bleigrau von Farbe, etwas länger und ſtärker wie bei der Feldlerche; der Oberkiefer gekrümmt und vorn über den untern merklich übergreifend; der Augenſtern kaſtanienbraun; Fußbehäutung gelblichgrau; Höhe der Ferſe 1″; Nagelfarbe hornbraun; Hinterzehennagel weniger lang wie bei der Feldlerche, doch immer noch ſehr lang.

Auf dem Kopfe ſtehen acht bis zehn verlängerte, ſpitzig zulaufende, in der Mitte ſchwarze, am Rande aſchfarbene Federn, welche eine kleine Kuppe (Haube) bilden; der Oberleib und die Flügeldecken ſind aſchgrau, mit ſchwarzbraunen, geraden Schaftſtrichen; die Schwungfedern der erſten Ordnung ſchwarzbraun, die übrigen eben ſo in der Mitte, roſtfarben und weißgrau an den Seitenrändern und Spitzen; mit letzteren die mittelſten Steuerfedern gleich gezeichnet, die folgenden weißlich eingefaßt, die beiden äußerſten mit roſtgelben Kanten und Spitzen. Die Gegend über den Augen, das Kinn und der ganze Unterkörper röthlichweiß, längs der Kehle und des Halſes ein ſchmaler ſchwarzbrauner Streif, die Oberbruſt mit länglich dreieckigen ſchwarzbraunen Flecken gezeichnet.

Das Weibchen iſt auf der Bruſt häufiger und rundlich gefleckt, hat auch weniger lange Haubenfedern. Für zufällige Abänderung hält Temmink die Lerche, welche Büffon in ſeiner Histoire naturelle des oiseaux, éd. Paris. in quarto, Vol. V. p. 77, unter dem Namen Coquillade, als eigene Art beſchrieben hat, und der von *Gmel.* styst. *Linn.* I. p. 797, sp. 22. unter der Benennung Alauda undata aufgeführt wird. An dieſem Vogel iſt das Kolorit durchgängig lebhafter und das Gefieder ſpielt am Oberkörper ſtärker ins Roſtfarbene.

Der Flug der Haubenlerche gleicht dem der Waldlerche; doch fliegt ſie überhaupt wenig und immer nur eine kurze Strecke hinter einander fort. Das andern Lerchen eigene Steigen bemerkt man an ihr vielleicht nur da nicht, wo ſie den Frühling und Sommer über nicht verweilt. Ihr

Lauf iſt außerordentlich ſchnell, dabei der Kopf beſtändig aufgerichtet, die Haube bald mehr, bald minder empor⸗ſtehend, ganz niedergelegt nie.

Man gibt auch dieſer Lerchenart im Freien Zank⸗ſucht Schuld, die im Zimmer allerdings oft ſichtbar wird. Beim Kampfe ſingt ſie allezeit ein Kriegslied.

Ihr Geſang hat eben ſo viel Aehnliches mit dem des Hänflings als dem der Feldlerche. Im Freien hört man ihn im Herbſte ſelten, im Winter gar nicht.

Nach Bechſtein ſoll ſie, in der Jugend eingefangen, ſehr gelehrig ſeyn, und nicht nur den Geſang anderer Vö⸗gel annehmen, ſondern auch kurze Lieder pfeifen lernen. Ihren Locklaut drückt Herr Bechſtein durch Hoi, Hoii, Dúdiqúi! aus.

Unter allen Lerchen ſcheint dieſe die meiſte Dauer und Lebenskraft zu beſitzen; theils weil ſie die Winterkälte des nördlichen Teutſchlands verträgt, theils weil ſie der Freiheit beraubt, ohne, wie andere Stubenvögel, zu krän⸗keln, viele Jahre, bei irgend ordentlicher Wartung fortlebt.

Merkwürdig iſt ferner das von Bechſtein und An⸗dern an dieſem Vogel beobachtete außerordentliche Wachs⸗thum der Federn; denn wenn ihm die Flügel verſchnitten werden, ſo wachſen die verſtutzten Schwungfedern in den nächſten vier Wochen, in ihrer ganzen Länge und Geſtalt wieder nach *).

Die Haubenlerche macht ihr Geheck in einem unter vertrocknetem Geſträuch, hinter Erdſchollen, unter Stauden⸗gewächſen in Garten, auf Lehmwänden und zuweilen gar auf Strohdächern gebauten Neſte, in welches das Weib⸗chen vier bis fünf weißgraue, roſtbraun gewölkte, oben am ſtärkern Theile dunkelbraun gefleckte Eier legt **).

*) Wo nicht bei allen, doch bei den meiſten andern Vögeln geſchieht dies entweder nur langſam und unvollkommen; oder die verſtutzten Federn fallen bei der nächſten Mauſer aus und es treten neue an deren Stelle.

**) Daß — wie ein veraltetes Mährchen ſagt — aus den Eiern dieſer Lerche Kröten ausgebrütet werden ſollten oder könnten, wird jetzt hof⸗fentlich von Niemand mehr geglaubt.

Selten erblickt man Vögel dieſer Art auf Bäumen, nicht oft auf Zäunen und Dächern ſitzend, ſondern faſt immer auf der Erde herumlaufend.

Schon im Oktober ſieht man ſie oft auf den Landſtraßen ſich mit der Bachſtelze herumbeißen. Späterhin, wenn die Witterung rauher wird, ziehen ſie ſich in der Nähe der Städte und Dörfer in kleinen Flügen zuſammen und fallen auf erhaben liegenden verraſeten Plätzen ein. Je härter der Winter wird, deſto ſtarkzähliger werden die Flüge, welche in Städten auf den Gaſſen, in Dörfern auf den Miſtſtätten und auf befahrnen Straßen, mitten unter Goldammern und Sperlingen, Aeſung ſuchen. Dieſe beſteht dann meiſt in unverdauten Haferkörnern, die ſie im Pferdemiſte finden; im Sommer aber meiſt in kleinkörnichtem Geſäm und kleinen Inſekten.

Ihr Wildbret iſt gut von Geſchmack, in unſern Gegenden aber ſelten fett.

§. 11.

Die Berglerche (Alauda alpestris, *Linn.*, Winter=, Ufer=, virginiſche Lerche *)) iſt eigentlich in den nördlichſten Theilen von Europa, Aſien und Amerika einheimiſch. Als Zugvogel beſucht ſie von dort aus, während des Winters, ſüdlichere Gegenden, bald in ſtärkeren, bald in ſchwächeren Flügen; von den nordöſtlichen Theilen Polens aus nicht ſelten einige Gegenden Schleſiens und im December und Januar zuweilen, bei ſehr tiefem Schnee und kaltem Wetter, jedoch nur einzeln oder paarweiſe, Sachſen Anhalt, Weſtphalen und überhaupt das mittlere Teutſchland; weiter ſüdlich ſcheint ſie nicht zu gehen.

Etwas ausführlicher als es Th. I. Einl. S. CCLXVIII geſchehen konnte, ſoll auch die Berglerche beſchrieben werden.

*) Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) III. S. 801; Wolfs und Meyers Taſchenb. I. S. 265. *Temmink* Man. d'ornithol. p. 160, Alouette à hausse — col noir.

Länge 6″ 10‴, (7″, nach Bechſtein und Wolf). Schnabel und Füße ſchwarz. Kehle, Vorderhals, Augenbraunen und Wangen hellgelb; ein ſchmaler Streif über den Augen; Bart, Scheitel und ein breites Band über den obern Theil der Bruſt tiefſchwarz; Hinterkopf, Rücken und kleine Flügeldeckfedern braungrau gegründet, etwas dunkler gefleckt; Schwanzdeckfedern roſtbraun; Seitentheile der Bruſt grauröthlich; Untertheil der Bruſt gelblichweiß, braun geſprenkelt; Flanken gelblichweiß, Bauch und After rein weiß. Schwungfedern ſchwarzbraun, die letzte der größeren weiß eingefaßt; die Schwanzſeitenfedern tiefſchwarz, die äußerſte mit einem weißen keilförmigen Flecken, der die ganze äußere Fahne einnimmt, die übrigen mit ſchmaler, weißer Spitzeneinfaſſung.

Am Weibchen die Stirn blaßgelb, der Scheitel ſchwarz und braun gefleckt; die Wange ſchwarz mit gelblichen Flecken; der ſchwarze Ringkragen ſchmäler; der Rücken grau mit dunkleren Streifen; die kleinen Flügeldeckfedern röthlichgrau.

Hierher gehört, als Altersverſchiedenheit, Alauda flava, *Gm. Linn.* syst. I. p. 800, Nr. 10. — ſonſt auch unter dem Namen: ſibiriſche Berglerche, Schneelerche bekannt. Wolf beſchreibt a. a. O. zwei Exemplare dieſer Altersabänderung, von denen eins 1784 zu Marburg geſchoſſen, das andere 1789 bei Straßburg gefangen wurde, folgendermaßen: „Schnabel und Füße bleifarbig; Stirn, Kinn, Kehle und Seiten des Kopfs gelb; zwiſchen Augen und Schnabel ein ſchwarzer Flecken, der unter den Augen weggeht und unter denſelben mit einem größern ſich vereinigt; Kopf und Obertheil des Leibes gelbroth und braun gemiſcht, auf dem Scheitel ſchwarz gefleckt; auf der Bruſt ein breites ſchwarzes Band; Unterleib weißlich; Flügel grau, dunkler gerandet; obere Deckfedern der Flügel gelblich; Schwanzfedern meiſt ſchwarz mit grauem, die äußern mit weißem Rande."

Dieſe Lerche fliegt und läuft ſehr ſchnell, drückt ſich aber, wenn ſie aufgeſcheucht wird und nur eine kurze

Strecke gelaufen iſt, aus Furcht in der erſten beſten Vertiefung.

Ihr Geſang iſt dem der Feldlerche ähnlich, nur ſchwächer.

Von ihrer Fortpflanzung iſt nichts bekannt.

Sie wird in ihrer eigentlichen Heimath auf großen Ebenen, wo ſie Hafer, allerhand Grasſamen, im Frühlinge Knospen von jungen Birkentrieben (?) äſet, (gewiß aber auch Inſekten und Gewürm annimmt) auch auf Sandhügeln, vorzüglich an den Meeresküſten, angetroffen. In Teutſchland ſieht man ſie im Winter zuweilen auf Triften, Straßen und Höfen, von dem ſich nährend, was ſie an Körnern im Miſte findet.

Ihr Wildbret iſt ausgezeichnet lecker und gemeiniglich ſtark mit Fett überzogen.

§. 12.

Das Lerchenſchießen iſt eine Jagdart, welche auf Feld- und andere Lerchen, die im Herbſte auf eine oder die andere, weiter unten anzugebende, Weiſe gefangen werden können, nicht ausgeübt werden ſollte: theils und vorzüglich deshalb, weil ſie, mit einigem Erfolg, nur im Frühlinge betrieben werden kann, alſo in der Paar- und Brütezeit, in welcher bei ganz unſchädlichen, oder nützlichen Wildarten Schonung unbedingt eintreten, bei den Lerchen aber dann auch ihr lieblicher, fröhlicher Geſang uns zur Freude, nicht zur Mordgier ſtimmen ſollte; theils weil dann das Wildbret weniger zart als im Herbſte, und nie mit Fett belegt iſt.

Nur als Anfangsübung im Flugſchießen, oder wenn es darauf ankommt, durch das Erlegen dieſer Vögelchen dem Kranken eine angenehme, nahrhafte und geſunde Koſt*) zu verſchaffen, iſt dieſer Jagdbetrieb zuläſſig.

Unter ſolchen Verhältniſſen bediene man ſich dazu einer mit Vogeldunſt — der ſchwächſten Schrotart —

*) Lerchen und alle kleine Vögel, deren Wildbret keinen bittern Geſchmack hat, ſelbſt der Hausſperling, liefern gekocht und zerſtoßen die herrlichſte Kraftbrühe zu Suppen für Kindbetterinnen und andere Kranke.

geladenen Flinte, gehe bei heitern, warmen Frühlingstagen auf den Feldern herum, benutze den Zeitpunkt, wenn die Lerche ſteigt *), halte gerade darauf und laſſe ſie nicht, wie anderes Federwild, welches im Fluge geſchoſſen werden ſoll, auf dem Korne aufſitzen, wenn man Feuer geben will. Beim Fortſtreichen iſt es ſchwer, beim Einfall dem geübteſten Schützen faſt unmöglich, zu treffen.

Nie nehme man zum Lerchenſchießen einen Hühnerhund mit, oder wäre er ja zufällig dabei, ſo laſſe man ihn nicht ſuchen, noch weniger apportiren; denn die ſtarke Witterung (Ausdünſtung unter dem Winde, dem Hundegeruchsorgane vernehmlich) dieſer Vögel, welche noch dazu der der Rübhühner ſehr ähnlich zu ſeyn ſcheint, reizt ihn ſchon ohnedies ſehr, und man hat oft der Arbeit vollauf, ihn vom Stehen vor ſolchen Kleinigkeiten abzubringen, gewiß aber wird dies unmöglich, wenn er Lerchen apportiren darf.

§. 13.

Wir wollen nun zu den verſchiedenen Arten des Lerchenfanges übergehen, von welchen jedoch in den folgenden Paragraphen nur die ausführlich beſchrieben werden ſollen, welche dem Jäger ziemen, auch die darauf anzulegenden Koſten und den Zeitaufwand erſetzen.

Hier der Vollſtändigkeit wegen jedoch kürzlich Einiges über die, für den Weidemann nicht ſchicklichen, oder ihrer Koſtſpieligkeit halber nicht anwendbaren Fangmethoden.

Zu den erſten zähle ich alle die, welche nicht anders als im Frühlinge anwendbar ſind.

Dahin gehört

a) der Fang mit Schlaggarnen. Er wird auf folgende Art vorgenommen: Fällt, nachdem die Lerchen zu Ende des Winters bei uns angekommen ſind,

---

*) Die Lerchen, welche ſich nicht auf Bäume ſetzen, werden an der Erde ſchwerer als im Fluge durch den Schuß erlegt.

Schnee; ſo laſſe man ihn von einem hinlänglich großen Platze auf noch nicht geſtürztem Stoppelfelde rein abkehren, in gehöriger Entfernung aber ein Hüttchen errichten. Dann bediene man ſich der Garnwände vom Heidelerchenheerde, richte alles zum Stellen derſelben ein und ſchlage ſie aus einander. Hierauf beſtreue man den freien Platz zwiſchen denſelben mit Hafer, verberge ſich in dem Hüttchen und rücke nicht eher, bis eine hinlängliche Anzahl Lerchen der Aeſung halber auf der Körnung eingefallen ſind. Späterhin, wenn kein Schnee mehr liegt, muß man, außer dem Futter, noch einen Rohrvogel, ingleichen Lock- und Läuferlerchen anwenden, um andere heranzuziehen.

b) Der Fang mit Leimruthen. In Ermangelung der Schlaggarne wird beim ſpäten Schnee ein dem vorher beſchriebenen Körnungsplatze ähnlicher ſtark mit Leimrüthchen beſteckt. Stehen dieſe recht in die Kreuz und Quere herum und alle ſehr ſchräg gerichtet, ſo bleiben von den einfallenden Lerchen viele, während ſie nach der Aeſung ſuchen, daran hängen.

c) Wem es darauf ankommt, Feldlerchenmännchen im Frühlinge zu fangen, der binde einem vorher eingeſchränkt erhaltenen, oder auf andere Art gefangenen, die Flügel zuſammen und oben darauf ein kurzes, gabelförmiges, ſchwaches Leimrüthchen; gehe dann dahin, wo er einen andern, durch ſchönen Geſang ſich auszeichnenden, im Steigen bemerkt und laſſe erſteren laufen. Kaum gewahrt der in der Luft ſchwebende, kleine, eiferſüchtige Bramarbas, ſeinen vermeinten Nebenbuhler, ſo ſticht er, um ihn anzugreifen und zu vertreiben, blitzſchnell auf ihn herab und bleibt an dem Leimſpillchen kleben.

Setzt man, auf eben dieſe Weiſe zum Fange ausgerüſtet, ein Baumpiepermännchen gleichfalls im Frühlinge unter den Baum, auf welchem ein anderes ſitzt, ſo wird dieſes gewiß ein Opfer des Futter- oder Gattenneides, welcher dieſen Vögeln eigen iſt.

Wo nicht völlig unbrauchbar, doch viel zu koſtbar iſt der in Döbels Jägerpraktik, Th. 2, Kap. 169 (Ausg. v. J. 1783) beſchriebene große Lerchenfang, welcher aus zwei 200 Schritt langen Quer- und zwei 150 Schritt langen Seitenwänden, und aus einem 200 Schritt breiten und 150 Schritt langen Himmel beſtehen ſoll. Schon die Größe der durch Stangen ꝛc. zu bewirkenden Stallung, welche ein längliches Viereck bildet, und die Unmöglichkeit, mit dem an die hintere Querwand zurückgeſchobenen Himmel das darunter befindliche Garnviereck, vermittelſt der angeordneten Zugleinen, ſchnell genug zu überdecken, machen einen glücklichen Erfolg dieſer Fangart mehr als zweifelhaft. Ich ſage deshalb kein Wort weiter darüber, ſondern überlaſſe es Jedem, der es der Mühe werth hält, Döbels Vorſchläge am angezeigten Orte ſelbſt nachzuleſen und zu prüfen.

§. 14.

In großen, völlig holzleeren Feldmarken, auf denen Lerchen gern und häufig einfallen, gewährt unter allen den anſehnlichſten Gewinn das ſogenannte Lerchenſtreichen entweder mit Tagnetzen oder Klebgarnen*) oder mit dem Nachtnetz. Ehe vom Fange ſelbſt die Rede ſeyn kann, muß hier das Nöthige über die Verfertigung der erforderlichen Garne, und über die zum ferneren Gebrauche derſelben unentbehrlichen Geräthſchaften beigebracht werden.

I. Jedes einzelne Klebgarn oder Tagnetz muß anderthalb Klafter (9′) hoch und fünfzehn Klafter (90″) lang, mit 2½″ von einem Knoten zum andern haltendem Gemäſch, aus ungezwirntem und ungebleichtem Garne und zwar ſo geſtrickt werden, daß man mit der zur Länge des Netzes erforderlichen Maſchenzahl anfängt und in dieſer beim zweiten- und jedem

---

*) Klebgarne heißen ſie, weil der Vogel, welcher ſich mit ausgebreiteten Flügeln darin fängt, gleichſam kleben bleibt.

folgendenmal herum, auf die gewöhnliche Art, ohne zu- oder abzunehmen, fortknüttet, bis es die verlangte Höhe hat.

Man bemerke hiernächſt, daß die oberſten und unterſten drei Reihen Maſchen aus gutem, dreidrehtigem (aus drei Garnfäden zuſammengedrehtem) Zwirne beſtehen müſſen.

Iſt nach dieſer Vorſchrift das Garn verfertigt; ſo knüpft man an dem vordern Ende eines ſtarken hanfenen Bindfadens ein ungefähr 6'' langes Oehr (ein Auge) und dicht hinter dieſem einen 1'' im Durchmeſſer haltenden, am Rande rundgefeilten, aus Knochen, Horn oder Meſſing verfertigten Ring ein; nimmt dann zwölf Maſchen von der oberſten Reihe an den Faden; ſchleift hierauf 2' vom erſten Ringe entfernt den zweiten an und fährt ſo fort, bis das ganze Garn aufgenommen und der letzte Ring befeſtigt iſt. Dicht hinter dieſem wird wieder ein gleiches Oehr am Bindfaden geknüpft, wie beim Anfange. Durch die erwähnten Ringe zieht man endlich eine hanfene, nicht zu ſtark gezwirnte widerwindiſch *) gedrehte Leine, von der Stärke eines kleinen Mannsfingers, welche gerade ſo lang als das Garn jetzt iſt, ſeyn und außerdem an jedem Ende, wie der Bindfaden, durch welchen die Ringe gehalten werden, ein Oehr haben muß. Jedes einzelne Netz wird an dem vordern Oehr der Hauptleine, vermittelſt der Ringe, wie eine Gardine zuſammengeſchoben und, mit dem übrigen Theile der Leine umwunden, an einem luftigen aber trockenen Orte, auf Stangen hängend, aufbewahrt. Solcher Klebgarne gehören wenigſtens 36 Stück zu einer Stallung, wenn ſie groß genug ſeyn ſoll, um Mühe und Koſten zu lohnen. Um ſelbige mit drei Wänden gehörig einrichten zu können, dürfen folgende weitere Requiſiten nicht fehlen:

1. 39 Stück oben in einem Gäbelchen ausgehende, un-

---

*) d. h. die eine Hälfte der Schäfte muß vom Seiler rechts, die andere links gedreht werden.

ten ſcharf zugeſpitzte Stellſtangen, von denen die zur erſten Wand beſtimmten zwölf Stück 13′, die zur zweiten gehörigen dreizehn Stück 13′ 3″, die zur dritten erforderlichen vierzehn Stück aber 13′ 6″ lang ſeyn müſſen.

2. Sechs Windleinen.

3. Zwei Haspeln, deren Wellen ſtark, und, wie die an beiden Enden übers Kreuz eingelaſſenen Arme, lang genug ſeyn müſſen, um auf jeder, nach Verhältniß der Größe des abzutreibenden Bezirks, eine 300 bis 400 Klafter lange, kleinen fingersdicke Treibeleine *) aufwinden zu können. Noch muß an jedem Ende der Haspeln, und zwar genau im Mittelpunkte der Wellen, ein wenigſtens 1½″ ſtarker, 8″ langer eiſerner Bolzen ſo tief eingetrieben werden, daß der Zapfen 4″ herausſtehen bleibt.

4. Vier eichene oder ulmene (rüſterne), 6″ ins Gevierte haltende Pfähle, welche unten ſcharf zugeſpitzt, am Kopfende mit einem eiſernen Bande umlegt und 3″ von oben hinein mit hinlänglich weiten Einſchnitten verſehen ſind, um die Haspelzapfen hineinhängen zu können. Dieſe Pfähle müſſen ſo lang ſeyn, daß ſie, unbeweglich feſt in die Erde getrieben, hoch genug über derſelben herausſtehen, um auf den in den Löchern eingehängten Haspeln die Treibeleine frei auf- und abwinden zu können.

II. Das Nachtnetz, Nachtgarn, Streich- oder Deckgarn wird aus ſtarkem, dreidrehtigem Zwirn und mit hinlänglich weitem Gemäſch, um die gefangenen Lerchen durchziehen zu können, 60 bis 80′ lang und 24 bis 30′ breit ſpiegelig geſtrickt. An jedem Breitenſaum bindet man eine glattgehobelte, möglichſt leichte Stange ein, welche einige Zoll länger, als das ausgeſchlagene Garn breit iſt. An beide Enden dieſer Stangen ſchneidet man

*) Weſentliche Vortheile gewährt es, wenn, beiläufig in 4′ weiter Entfernung von einander, in der Art, wie bei den Federlappen, zwei in einander geſteckte Federn an der Leine befeſtigt werden.

Knöpfe; zieht dann ſowohl durch das obere als untere Saumgemäſch des ſtraff ausgezogenen Garnes eine dünne aber feſte Hanfleine und ſchleift ſolche an den Knöpfen der Stangen feſt an. Um aber zu verhindern, daß das ausgeſpannte Garn beim Tragen in der Mitte nicht bauchig herabhange, wird an dem obern Knopf der einen Stange eine aus feinem, aber feſtem Zwirn gemachte dünne Schnur angebunden, über Ecks durch das Gemäſch nach dem untern Knopf der andern Stange gezogen, ſtraff angeſpannt, und an dieſem letztgedachten Knopf gut befeſtigt.

Noch ſchleifen einige an der Unterleine des Netzes Federlappen oder dünne Strohwiſchchen ein, welche man Wecker nennt, und die dazu beſtimmt ſind, die unter dem Garne befindlichen Lerchen rege zu machen.

Endlich wird die eine Hälfte des Garnes an der rechten, die andere an der linken Tragſtange aufgewickelt, und dann das Ganze oben, in der Mitte und unten mit kurzen Leinchen zuſammengebunden, und ſo bis zum Gebrauch an einem trocknen luftigen Orte, vor Mäuſen geſchützt, aufbewahrt.

§. 15.

Wegen des Lerchenſtreichens mit Tagnetzen (der einträglichſten Fangart unter allen) bemerke man Folgendes:

Sieht man während des Herbſtzuges der Feldlerche am Tage ſo viele und ſtarke Flüge dieſer Vogelart auf der Stoppel, daß es der Mühe werth ſcheint, den Fang vorzunehmen; ſo iſt es nöthig, zuvörderſt nachſtehende Vorbereitungen zu machen.

Am Ende eines Haferſtoppelfeldes läßt man auf einer Ebene, oder beſſer noch, wenn es die örtliche Lage erlaubt, am Fuße einer Anhöhe, welche gegen Morgen ſich verläuft, von Mittag nach Mitternacht, oder, wenn es nicht anders ſeyn kann, von halb Morgen nach halb Mitternacht hin — damit die Garne ſo viel als möglich im Dunkeln ſtehen und ſo den Lerchen beim Eintreiben nicht ſo leicht ſichtbar werden — zur Stellung der erſten Wand

(d. i. Garnreihe) zwölf Löcher, jedes funfzehn Klafter (90′) von dem andern entfernt, und in ſchnurgerader Linie mit dem Pfahleiſen ſo tief vorſtoßen, daß die darin aufzurichtenden zu dieſer Wand gehörigen kürzeſten Forkeln, wenn beim Garnſtellen die Erde daran feſtgetreten iſt, bei mäßigem Luftzuge unbeweglich ſtehen.

Beiläufig 30 — 35′ hinter dieſer Reihe werden, parallel mit ihr laufend, und eben ſo weit wie bei jener von einander abſtehend, dreizehn Löcher zu den mittleren Stellſtangen, welche zur zweiten Wand beſtimmt ſind, ſo vorgeſtoßen, daß das erſte auf dem rechten und das letzte auf dem linken Flügel 45′ ſeitwärts über das erſte und letzte Loch der erſten Wand hinausſteht.

Eben ſo wird beim Eintreiben der vierzehn erforderlichen Löcher verfahren, um darin die längſten zur dritten Wand (welche ungefähr 40 — 50′ hinter der zweiten zu ſtehen kommt) gehörigen Forkeln aufrichten zu können *).

Das im Vorhergehenden vorgeſchriebene Herausrücken der zweiten und dritten Wand um die halbe Länge eines Garnes auf jedem Flügel iſt deshalb nützlich, weil dadurch verhindert wird, daß die Wechſel der Netze nicht gerade auf einander treffen, und alſo die Lerchen, welche oft durch die bei irgend ſtarkem Luftzuge an der erſten Wand entſtehenden Lücken fliegen, in der zweiten nicht wieder auf eine ſtoßen, ſondern da kleben bleiben. —

Nun zum ferneren Betriebe des Fanges. An heitern, windſtillen Herbſttagen (denn an neblichen — beſonders wenn der Nebel fällt — oder bei ſtarkem Winde darf man nie einen ergiebigen Fang hoffen) werden, nachdem vorher ſämmtliche Forkeln in den vorgeſtoßenen Löchern ein-

---

*) Hätte man einen hinlänglichen Vorrath an Klebgarnen, ſo iſt es allerdings noch vortheilhafter, die Stallung auf vier, fünf bis ſechs Wände einzurichten; nur darf an der Breite nichts abgebrochen werden. Bis auf die vorletzte Wand, welche 20 bis 24 Schritt hinter der vorherigen ſtehen muß, ſtellt man unter dieſen Umſtänden die übrigen ſämmtlich nicht weiter als zehn, zwölf höchſtens funfzehn Schritt von einander entfernt. (Ueberall 2½′ auf einen Schritt gerechnet.)

geſetzt und feſtgetreten ſind, etwa Nachmittags um drei Uhr ſämmtliche Klebgarne, nebſt den erforderlichen Wind= und Treibeleinen, welche letztern ſchon vorher auf den Haspeln aufgewunden ſeyn müſſen, ingleichen die Haspelpfähle herbeigeſchafft, die Garne auf alle drei Wände gehörig vertheilt, und die weitere Einrichtung zum Streichen auf folgende Weiſe vorläufig getroffen: Nachdem die Leine, womit das erſte Garn zuſammengebunden ward, aufgeſchlungen von der erſten Forkel bis zur zweiten fort=, auch das Gemäſch überall gleichmäßig ausgezogen worden iſt, legt man die Anfangs= und Endöhre, ſowohl der Hauptleine, als des Bindfadens, in welchem die Ringe eingeknüpft wurden, an dem hinterwärts gekehrten Gabelende der erſten und zweiten Forkel ein, ſo daß das Garn hinter den Stangen frei herabhängt. An dem vordern Gabelende der erſten Forkel wird gleichfalls das Auge der erſten Windleine befeſtigt, ſolche gegen den Wind etwas vorwärts angezogen und an einem dazu eingetriebenen Heftel angebunden.

Alle übrige Garne werden, wie das erſte, hinter den Forkeln ausgeſchlagen, und dann an den Wechſeln jedesmal die beiden erſten Leinenöhre des folgenden an derſelben Forkel eingehoben, an welcher die letzten des vorhergehenden hängen, und ſo bis auf den andern Flügel der erſten Wand, wo wieder eine Windleine anzubinden iſt, fortgefahren.

Auf gleiche Weiſe verfährt man bei der Stellung der zweiten und dritten Wand *).

Endlich werden auch auf beiden Flügeln der erſten Wand die Pfähle, in deren am Kopfende befindlichen Einſchnitten die Haspelzapfen eingelegt ſind, feſt in die Erde geſchlagen und zwar in der Richtung, daß die aufgewundenen Leinen ſich nach dem Treiben hineinwärts leicht abhaspeln laſſen.

---

*) Bei etwas windigem Wetter iſt es gut, eigene engmaſchige Lerchenſtecknetze etwa 20 Schritte hinter der letzten Wand aufzuſtellen.

Ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang knebelt man das vordere Ende jeder Treibeleine an ein Bandelier (breites Tragband von ſtarkem Leder), hängt dies einem ſtarken, raſchen, mit der Sache bekannten Manne, als dem Flügelführer, um; ſtellt hinter dieſem auf jedem Flügel eine gleiche und hinlängliche Anzahl von Knaben, bei jeder Haspel aber auch einen ſtarken Mann an, welcher anfänglich beim Treiben das zu ſchnelle Ablaufen der Leine verhindert, nachher das Aufhaspeln beſorgt.

Am äußerſten Rande des abzutreibenden Diſtrikts ſchreitet nun der Führer jedes Flügels langſam vorwärts. Ihm folgen, in gleichen Entfernungen vertheilt, die Knaben, theils um die Treibeleine zu halten, theils um ſie loszumachen, wenn ſie irgend woran hängen bliebe. Iſt dieſe auf beiden Flügeln völlig abgehaspelt, ſo ſchwenken die Flügelführer und hinter ihnen die Knaben ſich bogenförmig nach der Mitte zu, bis endlich, wenn die Flügel zuſammenkommen, der mit den Leinen völlig umgebene Bezirk eine längliche Rundung bildet.

Dann knebelt man beide Flügelleinen feſt zuſammen, und von nun an wird, je nachdem unter den bisherigen Beſchäftigungen der Abend mehr oder weniger heranrückte, die fernere Verengerung des Treibens raſcher oder langſamer vorgenommen, indem die Männer an den Haspeln die Leinen langſam aufwinden, welche von den an ſelbigen vertheilten, den Wänden ſich nähernden Knaben auf den Flügeln in der Hand gehalten, hinten in der Rundung aber nur dann von der Erde aufgehoben werden müſſen, wenn ſie irgend wo hängen bleiben.

Still und gelaſſen zieht ſich das Treiben, ohne die bogenförmige Richtung weſentlich zu verändern, vorwärts; die in ſolchem nach und nach rege gemachten Lerchenflüge aber fallen innerhalb deſſelben in kürzern oder weiteren Entfernungen wieder ein. Im letztern Falle, beſonders wenn ſie zu ſchwärmen und ſehr in die Höhe zu gehen anfangen, muß die allmählige Annäherung ſehr behutſam geſchehen; auch wohl, bis die Lerchen wieder ruhig ſich bezeigen, das ganze Treiben angehalten werden.

So fährt man fort, bis der Abſtand des Bogens, welchen die Leine im Hintergrunde des Treibens beſchreibt, da, wo er am tiefſten iſt, ungefähr noch 80 bis 90 Schritte, von der vorderſten Wand an gerechnet, beträgt.

Hier wird ſo lange angehalten, bis der das Ganze Leitende den Zeitpunkt zum eigentlichen Eintreiben wahrnimmt. Das iſt der rechte, wenn ihm der Abendſtern zum erſten Male ins Auge blinkt, oder wenn, wie man ſagt, Tag und Nacht ſich ſcheidet *).

Auf ein verabredetes Zeichen wird nun die Haspel immer ſchneller in Thätigkeit geſetzt und die Leinenrundung, im raſchern Gange, durch die Treiber den Wänden ſo lange zugeführt, bis alle Lerchen, welche davor lagen — oder doch viele derſelben — in den Garnen kleben. Dieſe werden dann dadurch, daß man ihnen die Schädel eindrückt, getödtet **), und vorſichtig, oft wenn man Beſchädigung des Gemäſches verhüten will, nicht ohne Mühe ausgelöſ't und geſammelt.

Wären zufällig Rebhühner, Wachteln, Brachvögel, u. dgl. eingeflogen, ſo eile man, vorzüglich dieſe zu tödten und auszulöſen, weil außerdem die Garne natürlich ſehr leiden müſſen. —

In Gegenden, wo der Zug und Einfall der Lerchen gut iſt, werden an einem Abende auf dieſe Art nicht ſelten bis 1000 Stück gefangen, am folgenden Tage aber hat man dann wenig zu erwarten; wenn am nächſten Morgen nicht neue Flüge ankommen. Dies geſchieht gewöhnlich zu Ende des Zuges, deſſen baldiges Aufhören außerordentlich

---

*) Zuweilen tritt der Fall ein, daß die Lerchenflüge, ſelbſt beim vorſichtigſten Treiben, ſo unruhig vorwärts ſchwärmen, daß einzelne Vögel früher als gewöhnlich ſich in den Garnen fangen. Dann kann aller Aufſchub nichts helfen, ſondern das Signal zum Eintreiben muß gegeben und befolgt werden, ſollte auch die Sonne noch am Horizonte ſtehen. Nur hoffe man dann auf keinen guten Fang.

**) So verfährt man gewöhnlich; ſchneller und beſſer wird aber, wie ſchon anderwärts geſagt, die Tödtung durch ein raſches und ſtarkes Zuſammendrücken der Lungen des Vogels mit dem Zeigfinger und Daumen unter den Flügeln bewirkt.

ſtarke nach einander gemachte Fänge überhaupt ahnden und mit ziemlicher Gewißheit vorausſetzen laſſen. —

Sind endlich ſämmtliche gefangene Vögel ausgelöſ't und zum augenblicklichen Rupfen nach Hauſe geſchickt; ſo wird jedes Garn einzeln geſtrichen (d. h. von den Forkeln abgenommen), an dem vorderſten Oehr der Hauptleine wieder zuſammengeſchoben, mit der Leine umſchlungen, dann in Säcke geſteckt, und dieſe, nebſt den Haspeln, auf welchen die aus einander geknüpften Leinen vorher aufgewunden wurden, an den Ort geſchafft, wo man die Garne gewöhnlich aufbewahrt.

Alle Garne müſſen am folgenden Morgen ausgeſchlagen werden, theils um ſie abzutrocknen, theils um die beſchädigten auszubüßen (auszubeſſern).

Läßt man die Säcke, ſo wie ſie zur Aufbewahrung der zur erſten, zweiten und dritten Wand gehörigen Garne beſtimmt ſind, mit eins, zwei und drei, auch jeden einzelnen mit dieſen Nummern verſehenen mit a. b. u. ſ. f. bezeichnen; werden in dieſe die, in der Ordnung, wie ſie vom rechten nach dem linken Flügel einzeln aufgenommen wurden, zuſammengereihten Netze geſteckt: ſo trägt dies Verfahren an den folgenden Tagen ungemein viel zum Beſchleunigen der Stellung bei, weil auf dieſe Weiſe die zu jeder Wand gehörigen Garne gleich wieder an die nehmlichen Forkeln gebracht werden können, an welchen ſie am erſten Abende hingen.

Ob man es wagen darf, die Forkeln über Nacht ſtehen zu laſſen, oder ob auch dieſe jedesmal mit nach Hauſe geſchafft werden müſſen, dies hängt von genauer Bekanntſchaft mit der Achtung ab, welche die Bewohner einer Gegend für das Eigenthum des Jagdberechtigten haben. Durchaus ſchädlich und unſchicklich aber iſts, die Netze von einem Fange zum andern an den Forkeln hängen zu laſſen. Baldige Zugrundrichtung der Garne muß unausbleibliche Folge dieſes Verfahrens ſeyn, bei welchem — leider nur zu oft — wo nicht böſer Wille, doch ein hoher Grad von Unverſtand auf Seiten des Dirigirenden ſich ausſpricht.

§. 16.

Das Lerchenſtreichen mit dem Nachtnetze findet gleichfalls nur während des Herbſtzuges ſtatt. Es kann beim Mondſcheine, wäre er auch noch ſo ſchwach, kaum mit einigem, bei ſternhellen Nächten nur mit mäßigem, bei tiefer Finſterniß aber — beſonders wenn man gegen Abend auf den Sommerſtoppelfeldern umhergeht, um zu beobachten, wo die meiſten Lerchen liegen oder einfallen — oft mit ſehr gutem Erfolge betrieben werden.

Werden noch einige Knaben zu Hülfe genommen, ſo kann man die Lerchen ſogar, jedoch mit Vorſicht und kurz zuvor, ehe der Abendſtern erſcheint, durch Zuſammentreiben von allen Seiten, da, wo die Haferſtoppel am ſtärkſten ſteht, concentriren.

Auf jeden Fall muß es jedoch völlig Nacht ſeyn, ehe man zu ſtreichen beginnt. Dann begeben ſich drei mit der Sache vertraute und unter ſich einverſtandene Männer mit dem, nach §. 14, II. eingerichteten Nachtgarne auf den zum Streichen ſchicklichen Bezirk im Sommerfelde — d. i. auf die Haferſtoppel — und ſchlagen es im Oberwinde aus. Nun ergreift einer von ihnen die auf der rechten, der andere die auf der linken Seite des Garnes eingebundene Trageſtange ſo, daß beide im Stande ſind, den Vordertheil des Streichnetzes etwas aufwärts, den Hintertheil deſſelben in der Maaße unterwärts gerichtet zu tragen, daß der Wecker, oder der hintere Garnſaum dicht über der Stoppel ſich hinzieht. Der dritte Gehülfe faßt ein in der Mitte des untern Gemäſches eingeknüpftes Leinchen, um damit unzeitiges Schleifen des Weckers auf der Stoppel zu verhüten.

Nachdem die Stangenführer das Garn möglichſt ſtraff aus einander gezogen haben, ſetzt ſich der Zug, ohne alles Geräuſch und Lärmen, mit oder unter dem Winde*)

---

*) Man ſtreiche mit dem Winde, weil die Lerchen, wie faſt alle Vögel, mit dem Kopfe gegen den Wind gerichtet ſitzen, und ſo beim Aufſtieben leichter am Garne anfliegen.

in Bewegung. Bei einer ſtockfinſtern Nacht muß langſam, bei einer ſternhellen etwas raſcher gegangen, und bei ſtarkem Winde mit dem Wecker, oder doch mit dem hintern Gemäſch, dicht auf der Erde hin geſtrichen werden.

Der von den Fängern, welcher, je nachdem mehr oder weniger Lerchen unmittelbar unter dem Netze aufſtehen und an demſelben anprellen, den ſtärkern oder ſchwächeren Ruck fühlt, oder das Flattern vernimmt, gibt den andern, ſchwach pfeifend, oder leiſe das Wort: deckt, zurufend, das augenblicklich von allen auf einmal zu befolgende Zeichen zum Fallenlaſſen der Stangen und des ganzen Garnes.

In möglichſter Eil, doch ohne Geräuſch, gehen ſie dann — mit Schuhen bekleidet, die nirgends bezweckt ſeyn dürfen — oben auf dem Netze dahin, wo ſie etwas flattern hören, tödten die Lerchen *) — deren man nicht ſelten ſechs, acht bis zehn Stück auf einmal deckt — ziehen ſie durch das Gemäſch heraus, und ſtecken ſie in das zur Einſammlung mitgenommene Sacknetz.

Hierauf wird das Streichen auf dem nehmlichen Zuge bis ans Ende der Haferſtoppel fortgeſetzt, dann ſtill auf dem herwärts gekommenen Wege zurückgegangen und hierauf immer mit dem Winde und Strich vor Strich der übrige Theil der Feldmark bezogen. Iſt ſelbige weitläuftig genug, ſo kann dieſe zwar mühſame, aber belohnende Fangart bis Morgens gegen zwei Uhr fortgeſetzt werden.

§. 17.

Viel Vergnügen und nicht unbedeutenden Vortheil gewährt der Lerchenfang mit dem Spiegel und dem Schlaggarne, welcher, ſo lange der Herbſtzug dauert, in den Vormittagsſtunden, aber nur bei hellem

*) Nicht ſelten deckt man zufällig einen jungen Haſen, Wachteln, Rebhühner, Brachvögel u. dgl. Sobald man das gewahr wird, darf kein Augenblick verſäumt werden, den ſchnell ausgezogenen Rock darauf zu werfen, alles Gefangene lebend oder getödtet auszulöſen, wenn das Netz nicht ganz zu Grunde gehen ſoll; Beſchädigung iſt unvermeidlich.

Sonnenſcheine, wenn die Luft durchaus rein und nicht neblich iſt, ſtatt finden kann.

Zuvörderſt das Erforderliche von den dazu gehörigen Geräthſchaften. Dieſe ſind:

1. der Spiegel *). Er iſt zuſammengeſetzt a) aus einem etwa 9″ langen, an der untern Fläche 4 bis 5″ breiten, oben prismaförmig (in einer ſcharfen Kante zulaufend) abgehobelten, an beiden Enden ſpitz zulaufenden, braunroth matt gefärbten Holzſtück, in welchem, auf den oberwärts gekehrten Seiten größere und kleinere, runde und eckige, weiße, ſehr reine Spiegelſcherben eingelegt und angekittet werden; b) aus einem 3″ langen, runden, im Durchmeſſer 2″ haltenden hölzernen, in der Mitte und unten mit einem ¼″ hohen Rande umgebenen, im Mittelpunkte des Spiegelbodens eingezapften Helme, in deſſen glattabgedrehtem Unterende gerade in der Mitte ein fingerſtarker eiſerner Bolzen ſo tief eingelaſſen wird, daß er ungefähr 4″ herausſteht; c) aus einer 14″ langen hölzernen, 3″ im Durchmeſſer haltenden, unten ſpitz zulaufenden, am Kopfende glatt abgedrehten und mit einem Bande von Eiſen, oder beſſer von Meſſing umlegten, an der Spitze mit Eiſenblech verſchuhten Spindel, in welche oben, im Mittelpunkte, ein ſo weites und tiefes Loch zu bohren iſt, daß der Helmbolzen gerade hineinpäßt, ſich aber auch leicht und frei darin drehen läßt. Um in der Folge beim Fange den Spiegel in ununterbrochener Bewegung erhalten zu können, zweckt man über dem Mittelrande des Helmes einen fingerbreiten, 18″ langen, geſchmeidigen Riemen an. An dieſem Riemen wird in der Folge das eine Ende der aus dünnem Bindfaden beſtehenden Zugleine befeſtigt, welche 28 bis 30 Fuß länger ſeyn muß, als die in der Folge zu erwähnende Rukleine.

2. Die Schlaggarne oder Schlagwände. Sie beſtehen aus zwei Netzen, von denen jedes mit ordinairem,

---

*) Wie ich höre, ſind ſolche Spiegel, vollkommen eingerichtet, während der Meſſe in Leipzig bei den Nürnbergern zu haben, und werden mit zwei bis drittehalb Rthlr. bezahlt.

1¼″ von einem Knoten zum andern weitem Gemäſch, aus gutem dreidrehtigem Zwirn geſtrickt und mit ganz feinem Bindfaden an allen vier Seiten verhauptmaſchet, völlig aus einander gezogen, 42′ lang und 12′ breit ſeyn muß *).

Iſt der Zwirn nicht ſehr grau, oder ſoll das Ausbleichen vermieden werden; ſo färbt man die fertigen Garne erdgrau oder aſchfahl (S. Kap. 4 dieſer Abth. §. 34 D.)

Dann zieht man im Saumgemäſch der Breite jeder Wand, vorn und hinten, eine 13′ lange, aus ſtarkem Bindfaden beſtehende Saumleine ein, ſchlägt die über die oberſte und über die unterſte Maſche hervorſtehenden Enden um, und vernäht ſolche. Wenn dies geſchehen iſt, wird vor jeder Säumleine ein Schlagſtab, welcher von leichtem Holze verfertigt, gerade, glatt und 12′ lang ſeyn muß, eingebunden, auch oben bei der erſten und unten bei der letzten Wandmaſche ringsum ein 1½″ breiter Kerb daran geſchnitten, und am untern Ende einer jeden ein 6″ langes, ½″ ſtarkes, 2″ breites eiſernes Blatt, in welchem 1″ von unten herauf in der Mitte ein fingerſtarkes Loch, 1″ von oben herein aber ein nicht ganz halb ſo weites, und noch 1″ tiefer ein gleiches, wieder in der Mitte, befindlich ſeyn muß, 3″ tief ſo eingelaſſen und vernietet, daß, wenn der eingebundene Stab an der Erde liegt, das Blatt auf der hohen Kante ſteht.

Hierauf zieht man an jeder Wand die 60′ lange fingerſtarke Oberleine, durch die obern Hauptmaſchen die 36′ lange, halb ſo ſtarke Unterleine aber durch die unterſten ſo ein, daß von der Oberleine, nachdem ſolche ſtraff ausgezogen, und in dem obern Kerbe der Schlagſtäbe feſtgebunden iſt, an jeder Seite 16′, von der gleichfalls ſcharf angezogenen, am untern Kerbe der Schlagſtäbe befeſtigten Unterleine hingegen, vorn und hinten 4′ übrig

*) Die Döbelſche Angabe, nach welcher 380 Maſchen auf die Länge, und 180 auf die Breite zu rechnen ſind, wird mit obiger ziemlich übereinſtimmen.

bleiben. Endlich vertheilt man das, auf dieſe Weiſe bis auf 28′ zuſammengeſchobene, Garn überall gleich buſenreich, wickelt jede Wand an den Schlagſtäben zuſammen, und bindet ſie vermittelſt der Ober- und Unterleinenenden zuſammen. Ferner muß man haben:

3. die wenigſtens 30 Ellen lange Ruckleine; von der Anwendung derſelben wird weiter unten die Rede ſeyn. Hier merke man nur, daß ſie beſonders feſt aus gutem rein ausgehecheltem Hanfe verfertigt, ſtärker als die Oberleinen und ſo lang ſeyn kann, als es nur immer möglich iſt, ohne das unumgänglich nöthige ſchnelle Zuſchlagen der Wände zu behindern.

4. Vier Lorven. Sie werden aus einem 14′′ langen, oben 3′′ ins Gevierte ſtarken, unten ſpitzen weißbuchenen, oder rüſternen Pfahle ſo verfertigt: Nachdem in der Mitte des Kopfendes ein, nur etwas weniges über ½′′ breiter, 3½′′ tiefer Quereinſchnitt ganz glatt ausgearbeitet worden, bohrt man 2′′ von oben herein, in der Mitte der Backenbreite ein Loch durch, welches dem der unter Nr. 2 erwähnten eiſernen Blätter an Weite, völlig gleich iſt. Sodann läßt man beide Backen bis an das eben erwähnte Loch mit Eiſenblech, welches im Kerbe ſo tief eingelaſſen werden muß, daß es nicht über das Holz hervorſteht, dicht unter dem Kerbe aber den Pfahl ringsum mit einem 2′′ breiten eiſernen Bande umlegen, auch wo möglich die Spitze deſſelben mit Eiſen verſchuhen.

5. Vier runde, glatte, 4′′ lange eiſerne Bolzen, welche gut, aber nicht gedrängt in das Backenloch der Lorven paſſen, und am dünnen Ende eine durchgeſchlagene Oeffnung haben, um in ſelbiger einen Stift vorſtecken zu können.

6. Vier Hauptheftel, um die Oberleinen, und vier ſchwächere Heftel, um die Unterleinen daran anbinden zu können.

7. Ein Klipprohr, welches auf folgende Art leicht eingerichtet werden kann.

Man nimmt einen ungefähr 2′ langen, daumens-

ſtarken haſelnen Stock, bohrt mit einem ſchwachen Hohlbohrer 6″ von jedem Ende deſſelben ein Loch durch, ſtemmt auch in der Mitte des Stabes ein etwa ½″ langes Zapfenloch ein. Dann ſchneidet man an beiden Enden einer 21″ langen, fingerſtarken Ruthe Spitzen, ſteckt dieſe, wenn die Ruthe halbzirkelförmig gebogen worden iſt, in die Seitenlöcher des Grundſtabes, und verkeilt ſie feſt. Hierauf ſchneidet man an das ſtärkere Ende einer 2½ Fuß langen Gerte ein Zäpfchen, welches in die in der Mitte des Grundſtabes eingeſtemmte Oeffnung paßt, läßt es in dieſe ein, legt das dünnere Ende der Gerte über den Bogenſpriegel hinaus, und bindet oder nagelt ſie auf demſelben unbeweglich an. Am vordern Ende dieſer Gerte ſchleift man eine aus doppeltem Zwirn geflochtene 12″ lange Schnur, dicht am Bogenſpriegel aber einen etwa 60′ langen dünnen Bindfaden an*).

§. 18.

Wie jeder andere Lerchenfang im Herbſte, wird auch der mit dem Spiegel auf der Haferſtoppel, und zwar da mit dem beſten Erfolge betrieben, wo die Frucht am üppigſten geſtanden hat. Doch iſt dies nicht das Einzige, worauf man Rückſicht bei Einrichtung des Fangplatzes zu nehmen hat, ſondern man muß zugleich beobachten, in welcher Gegend die Lerchen am ſtärkſten ziehen; und dies hängt größtentheils von der Lage der Flur ab.

So umgeht z. B. die Feldlerche in der Regel alle Feldbüſche und ins Feld verlaufende Holzecken; auch nimmt ſie ihren Zug gern von der Haferſtoppel nach dem friſch beſäeten Winterfelde, um die grünen jüngſten Getreide-

*) Da weder das Garnſtricken, noch die Verfertigung aller oben genannten Requiſiten jedermanns Sache iſt; ſo glaubt der Verf. eine willkommene Notiz zu geben, wenn er ſagt, daß der ganze, zum Spiegel-Lerchenfang erforderliche Apparat bei den Halloren in Halle an der Saale, in billigem Preiſe zu haben iſt; er wird mit zwölf bis funfzehn Thaler bezahlt.

ſpröſschen zu äſen; geſättigt kommt ſie von da wieder zurück auf das Stoppelfeld.

Bei irgend bedeutendem Luftzuge fliegt ſie nächſtdem, wie ſchon öfter geſagt, nicht gern mit dem Winde, ſondern faſt immer ſo, daß er gerade, oder doch ſchräge auf ſie zukommt.

Dieſe und ähnliche Bemerkungen machen es räthlich, gleich zu Anfange des Herbſtzuges, ſo weit es im voraus geſchehen kann, Fangplätze auf verſchiedenen Stellen und in verſchiedenen Richtungen, doch, wie es ſich von ſelbſt verſteht, ſo anzulegen, daß ſie ununterbrochen von der Morgenſonne beſchienen werden.

Uebrigens muß man, wenn auch Windzug und Alles günſtig iſt, den Platz, auf dem man einige Tage vermittelſt des Spiegels gefangen hat, dennoch verlaſſen, weil ſowohl durch die Garne, als durch das Hin- und Herlaufen beim Auslöſen der gedeckten Lerchen die Stoppel niedergedrückt wird, und dann an ſolchen Stellen kein ſonderlicher Einfall mehr zu hoffen iſt.

Die Zubereitung der Fangplätze wird auf folgende Weiſe bewerkſtelligt:

Zu beiden Seiten einer in der Mitte des zum Legen der Wände ausgeſuchten Platzes der Länge nach ausgeſpannten Gartenleine werden die Garne, mit den Oberleinen gegen einander geſtreckt, ſo ausgeſchlagen, daß, bei möglichſt ſtrammem Anziehen der Ober- und Unterleine, die Schlagſtäbe der einen Wand mit dem Kopfende dicht vor dem Kopfende der Schlagſtäbe der andern Wand, ſämmtliche Schlagſtäbe aber genau im rechten Winkel mit der Unterleine ihrer Garnwand liegen; daß ferner die Garnwand, deren Stäbe vorliegen, beiläufig 4 bis 5″ breit die Oberleine der gegenüberliegenden Wand überdeckt. Das Ganze bildet ſonach ein längliches, rechtwinkeliges Viereck. Hierbei wird immer möglichſt ſtramme Ausſpannung der Wände vorausgeſetzt, und gerade unter dem im Wirbelblatte jeden Schlagſtabes befindlichen Loche eine Lorve ſenkrecht und ſo tief in den Boden geſchlagen, daß, wenn das Wirbelblatt in den Lorveneinſchnitt gefügt iſt,

der zur Befeſtigung dienende Bolzen durch das Lorven- und durch das Blattloch getrieben, dann aber an der auswendigen Seite der Stift vorgeſteckt werden kann. Hierauf ſchlägt man beide Wände aus einander. Da, wo nun die Stäbe und die Oberleinen auf dem Erdboden liegen, ſo wie da, wo erſtere beim Zuſchlagen der Wände hintreffen — alſo rings um den Fangplatz — wird, zur Beſeitigung jeden Hinderniſſes eines gleichzeitigen raſchen Zuſchlags der Wände beim Rucken, eine 10 bis 12″ breite Rinne, beiläufig 4″ tief und ſo ausgeſchaufelt, daß die eine Hälfte derſelben innerhalb, die andere außerhalb der Stäbe und Oberleinen trifft, die Lage dieſer Theile aber allerwärts eine horizontale iſt.

Ferner mißt man mit einem Stock, der genau die Länge eines Schlagſtabes hat, von jeder Lorve hinaus, aber einige Zoll nach der Mittellinie hineinwärts und findet ſo die Punkte, wo die Hauptheftel einzuſchlagen ſind, an welchen die Oberleinen angebunden werden.

Zwölf Zoll über die Lorven hinaus, genau im rechten Winkel mit den Schlagſtäben, werden die Heftel, an welchen die Unterleinen anzubinden ſind, eingetrieben.

Hierauf wird, nach Maaßgabe der Ruckleinenlänge, in gehöriger Entfernung von den vorderſten Schlagſtäben, ein ungefähr 2′ tiefes, ſo weites uns breites Loch in die Erde gegraben, daß zwei Menſchen auf einem Bänkchen gemächlich darin ſitzen und frei mit den Armen ſich bewegen können.

Sobald nun an ſchönen, hellen Morgen die Luft rein wird, begeben ſich die beiden Lerchenfänger mit den ganzen zu ihrem Geſchäft nöthigen Geräthſchaften auf einen der eingerichteten Fangplätze, ſchlagen die Wände aus, ziehen zuvörderſt die Unterleinen ſcharf an und binden ſie feſt an den dazu beſtimmten Hefteln an. Ein gleiches geſchieht mit den Oberleinen.

Dann bindet man am obern Knopfe eines jeden vordern Schlagſtabes ein Ende der Ruckleine an, ſchlägt die Wände zurück und ſucht, immer weiter zurücktretend, den Punkt, wo beide Theile der Ruckleine zuſammengeknüpft

werden müſſen, wenn die Wände beim Zurücklegen ganz genau in die Rinnen fallen, auch beim Rucken höchſt raſch und ganz zugleich zuſchlagen ſollen *).

Demnächſt wird der Spiegel — welcher, um ſelbigen vor Beſchädigung und Trübung zu ſchützen, bis zum Gebrauch in einem ledernen Futter verwahrt, vor der Einpackung aber rein und trocken abgewiſcht werden muß — auf folgende Art angebracht:

Man ſchlägt die zum Spiegel gehörige Spindel da, wo die von den Lorven der einen Wand nach den Lorven der andern Wand gezogenen Diagonallinien ſich kreuzen — alſo genau im Mittelpunkt des Fangplatzes — ſo tief in die Erde, daß ſie nur 2″ breit herausſteht, ſteckt den Spiegel vermittelſt des unten im Helme eingelaſſenen eiſernen, mit Talg beſtrichenen Stifts in das Spindelloch, windet den am Helme angenagelten Riemen ſeiner ganzen Länge nach, in der durch den darunter befindlichen Rand gebildeten Vertiefung um den Helm herum, und befeſtigt am Ende des Riemens die Zugleine.

Endlich wird dicht vor dem Kopfende des vördern Schlagſtabes der nach der rechten Seite zurückgeſchlagenen Wand der Grundſtab des Klipprohres der Breite nach auf die Erde gelegt, und 2′ breit von jedem Ende mit einem hölzernen Häkchen ſo aufgenagelt, daß vermittelſt des an der Klippgerte befeſtigten Bindfadens das Werkzeug leicht erhoben und niedergelaſſen werden kann **).

Nachdem nun die Ruckleine (in welcher im Hinterende ein Knebel einzuſchleifen iſt), ingleichen die Zugſchnuren des Spiegels und des Klipprohres dem Orte zugeführt ſind, von wo aus der Fang betrieben werden ſoll, ſetzen ſich zwei vom Verfahren unterrichtete Perſonen auf das

*) Der Vereinigungspunkt der beiden Ruckleinen muß auf jedem Fangplatze, beim erſten Stellen, im voraus geſucht werden.

**) Hat man gleich anfänglich keine Rohrlerche, ſo wird die erſte gefangene dazu genommen, der Schwanz mit einem Zwirnsfaden ihr feſt zuſammengebunden, und dieſer Faden mit der kurzen Schnur am Klipprohre vereinigt.

in ſelbigem befindliche Bänkchen, allenfalls ganz frei, beſſer aber noch unter drei hüttenförmig zuſammengeſtellten, etwa 5′ langen und 4′ hohen, dünnen, transportablen Strohwänden, nieder und theilen ſich in die ferneren Verrichtungen. Die eine ergreift nehmlich das Ende der Spiegelzugſchnur, und zieht dieſelbe mit einem mäßig ſtarken Ruck nach ſich hin; wenn nun der auf den Helm gewundene Riemen bis ans Ende abgelaufen iſt, erfolgt ein geringer Prellſtoß am Helme, durch welchen der Spiegel nach der entgegengeſetzten Seite in drehende Bewegung geräth und bei dieſer der Riemen in dieſer Richtung ſich aufwindet, bis ein leiſer Ruck an der Hand den Zeitpunkt bezeichnet, wo die Schnur wieder angezogen werden, und ſo bei gleichmäßig fortgeſetztem Verfahren der Spiegel ſtets abwechſelnd rechts und links ſich drehen muß, wodurch die in ſelbigen fallenden Sonnenſtrahlen reflektiren.

Eben die Perſon, welche den Spiegel in Bewegung ſetzt, ſoll auch, wenigſtens bis die erſte zum Rohrvogel zu verwendende Lerche gefangen iſt, mit einem Meiſenpfeifchen in kurz abgebrochenen, gleichen, ſehr hohen Tönen das Gelock der Feldlerche ſo natürlich als möglich nachahmen.

Sobald den auf dem Zuge begriffenen Lerchen der Spiegelganz und Strahlenreflex in die Augen, das Gelock aber ins Gehör fällt, ſchwärmen ſie heran, und eine oder einige — ſelten jedoch mehr als drei — ſtechen auf den Spiegel herab *). In dieſem Moment ruckt der andere Gehülfe, d. h. er zieht vermittelſt des eingeſchleiften Knebels die Zugleine, welche er, wie die Klipprohrſchnur, zum augenblicklichen Gebrauch in der Hand bereit hält, raſch und mit Kraft an ſich, ſo daß die Garnwände beim Zuſammenſchlagen die zwiſchen denſelben befindlichen Lerchen im Fluge noch decken — denn ſie fallen nie, oder doch

*) Ob dies durch Neugierde, oder durch's Blenden des Spiegels, oder durch die dieſen kleinen Kreaturen eigene Zankſucht veranlaßt werde, iſt freilich nicht zu entſcheiden. Wahrſcheinlich wirken alle drei angegebene Urſachen dahin mit, ſie heranzulocken.

nur ſehr ſelten auf dem Boden ein, da kein Geäſe ſie, wie die Droſſeln, Finken und andere Heerdvögel, dazu verleitet. Sobald geruckt worden iſt, ſpringt einer von den Fangkameraden hin auf die Garne, tödtet, außer der erſten gefangenen Lerche, welche, wie oben geſagt, als Rohrvogel gebraucht wird, alle übrige, ſchlägt raſch die Wände wieder aus einander, und eilt, indem er das Gefangene jedesmal mitnimmt, zurück auf ſeinen Poſten.

Iſt man im Beſitz einer Rohrlerche, und hat man ſie gehörig am Klipprohre befeſtigt; ſo ergreift der, welcher die Ruckleine führt, auch die Zugleine des Klipprohres, hebt dieſes vermittelſt derſelben, ſobald er Lerchen in der Gegend gewähret, etwas in die Höhe, und läßt den dadurch zum Flattern gebrachten Rohrvogel durch Nachgeben an der Schnur langſam wieder nieder, während zugleich der andere in immer gleichmäßiger Bewegung den Spiegel dreht und mit der Pfeife lockt. Oft wird der Lercheneinfall und alſo auch das Rucken ſo raſch hinter einander erfolgen, daß wechſelsweiſe die beiden Fanggehülfen das Geſchäft, die getödteten Gefangenen auszunehmen und die Wände zurückzuſchlagen, verrichten müſſen.

Oefter als einmal ſind in Gegenwart und durch Mitwirkung des Verfaſſers Vormittags von acht bis elf Uhr zwei bis drittehalb Schock Lerchen auf dieſe Weiſe gefangen worden; und ſo gewährt der eben beſchriebene Fang dem Liebhaber eine luſtige Unterhaltung, ohne die Unannehmlichkeiten, welche durch das bei dem Streichen mit Taggarnen unvermeidlich Langweilige und durch das Mühſame bei Anwendung der Nachtgarne, veranlaßt werden müſſen, im Gefolge zu haben.

Alles bisher von dem Herbſtlerchenfange Geſagte hat eigentlich nur auf die Feldlerche Bezug; doch gehen beim Streichen mit Nachtnetzen zuweilen, nur ſelten aber bei dem mit Tagnetzen, einige Individuen anderer Lerchen mit ein.

Der Verfaſſer iſt mit dem Feldlerchenfange vermittelſt kleinmaſchiger Steckgarne und des Tiras, wozu ein abgerichteter lebender Falke, oder, in

deſſen Ermangelung, ein ausgeſtopfter erfordert wird, nicht unbekannt; indeſſen kann keiner von beiden die darauf zu verwendende Zeit und Mühe lohnen. Deutliche Anweiſung dazu findet man in Döbels Jägerpraktik Th. 2. Kap. 172 (Ausg. v. 1783).

§. 19.

Die Wald- oder Heidelerchen werden am häufigſten und leichteſten auf einem eigenen, nach ihnen benannten Heerde gefangen. Jede der dazu gehörigen beiden Schlagwände muß 9 bis 10′ breit, und 36 bis 40′ lang ſeyn.

Zur Anlage des Heidelerchenheerds ſind Gegenden geeignet, in welchen Wieſen oder Lehden ſolche Vorhölzer begrenzen oder durchſchneiden, in und an denen dieſer Vogel gern anfällt und zieht.

Der Platz, auf welchem die Wände gelegt werden ſollen, muß 30 bis 40 Schritt vom Holze entfernt ſeyn. Er wird bis zu den Linien, auf welchen die Oberleinen und Schlagſtangen ruhen, umgegraben, und wenn dann der Boden von Natur kein ſchwarzes Erdreich enthielte, mit ſolchem überfahren.

Dies und die buſenreiche Stellung der Garne abgerechnet (denn beim Heidelerchenheerd werden ſie ſtraff an den Ober- und Unterleinen ausgezogen), bleiben alle im vorhergehenden Paragraphen zur Einrichtung des Spiegelheerds gegebene Vorſchriften in der Hauptſache auch hier anwendbar.

Etwa zwanzig Schritte vom Heerdplatze wird eine leichte, kleine Hütte für den Vogelſteller ſo gebauet, daß das eine Giebelende nach den Garnwänden, der Eingang hingegen am Hintertheile der Hütte ſteht, das Ganze aber mit grünem Reiſig verkleidet.

In der Mitte der Vorderwand iſt ein etwa 4″ im Quadrat haltendes Loch anzubringen, durch welches die Ruckleinen gezogen und in der Hütte mit einem Knebel verſchleift werden. Ungefähr 2′ höher kommt eine 6″ lange, 3″ hohe Beobachtungsöffnung und eine gleiche,

eben ſo hoch vom Erdboden angebrachte, an beide Seitenwände. —

Nach der alten Regel geht die Stellzeit mit Kreuzerhöhung (den 14. September) an.

Erſt dann wird man auf reichlichen Fang rechnen können, wann man einige Lock- und einen Rohrvogel dieſer Art hat. Man füttert ſelbige im Bauer mit Mohn, Rübe- und Doetterſaat, ingleichen mit gröblich geſtoßener Hirſe und Hafergrütze; nur zuweilen wird etwas Hanfſaame gegeben.

Sie durchzuwintern hat man nicht nöthig, da es ſo ſchwer eben nicht hält, in den erſten Tagen der Fangzeit einige mit der Lockpfeife, die man bei den Wildrufsdrehern und Vogelſtellern bekommen kann, auf den Heerd zu ziehen und zu decken.

Sollte dies nicht glücken wollen, ſo darf man in den erſten Tagen des Zuges gegen Abend nur dahin gehen, wo Heidelerchen auf dem Felde gern liegen. Erblickt man einige, ſo behalte man ſie im Auge, bis es finſter wird, nehme dann ein Nachtgarn, deſſen Stelle allenfalls durch die der Länge nach zuſammengereihten Heerdwände, aus welchen die Ober- und Unterleinen gezogen und an denen, ſtatt der Schlagſtäbe, genugſam lange Stangen eingebunden, auch, wie an dem Nachtnetze, Kreuzſchnuren durchs Gemäſch gezogen ſind, erſetzt werden kann. So vorbereitet begibt man ſich mit den erforderlichen Gehülfen an den Ort, wo man die Heidelerchen zuletzt wahrnahm, und verfährt nach der §. 16 erhaltenen Anweiſung. —

Liegt der Heerd ganz frei, ſo kommt beim nachmaligen Stellen eine Heidelerche auf das Klipprohr, welches der Leſer im vorigen Paragraphen kennen lernte; ſtünde aber, vorzüglich auf der Seite, wo der Zug herkommt, Holz vor, ſo wird ſie auf dem Schweberohr angebunden. Dies Hülfswerkzeug iſt ſo einzurichten: Einige Schritte vor der Hütte, dicht neben der Rückleine ſetze man eine 8 bis 10′ lange Stange, in deren Obertheile ein eiſerner feſtſtehender Ring angebracht wird, eine andere gleich lange, eben mit einem Knopfe verſehene, aber am Hintertheile

des Heerds, in der Mitte zwiſchen den Hauptheftein, unbeweglich feſt ein, nachdem zuvor ein ſchwarz- oder dunkelgrau gefärbter Bindfaden am Knopfe der hintern angebunden, dann längs dem Heerde fort durch den Ring der vordern, in der Hütte ſtraff angezogen, und in der Mitte des Theiles deſſelben, welcher zwiſchen beiden Stangen ſich hindehnt, eine vierfach aus eben ſo gefärbtem Zwirn geflochtene, drei Viertelellen lange Schnur eingeſchleift worden iſt. Der eben erwähnte Bindfaden muß übrigens nicht nur lang genug ſeyn, daß er da, wo die Schnur befeſtigt iſt, ſo weit niedergelaſſen werden kann, daß die an ſelbiger, wie am Klipprohre, anzubindende Lerche auf der Erde zu fußen vermag, ſondern in der Hütte muß noch ein langes Ende übrig bleiben, welches der Fänger faſſen und den Faden nach Belieben anziehen, auch noch tiefer, als vorher geſagt, herablaſſen kann. —

Beim Fange ſelbſt, welcher nur früh Morgens ſtatt findet, wird, wenn alles fangbar ſteht, die Rohrlerche angebunden. Auch ſetzt man dicht neben die Oberleinen der zurückgeſchlagenen Wände, auswärts, auf jeder Seite zwei einzeln in kleine Bauer geſperrte Locklerchen. Hat ſich dann der Vogelſteller im Hüttchen verborgen, und hört er ſowohl am Gelock, als am Laut der auf dem Zuge befindlichen Heidelerchen, daß dieſe ſich nähern; ſo wendet er zugleich die Lockpfeife an. Wird er einen Flug gewahr, ſo zieht er den Faden des Schweberohres an, läßt ihn aber auch gleich wieder ſo tief als möglich herunter. Die herumſchwärmenden Heidelerchen werden nun glauben, daß die Rohrlerche zu ihrem Fluge gehöre und der Geſellſchaft halber bei ihr einfallen. Dann iſt es Zeit, augenblicklich und raſch zu rucken. —

Sonſt fängt man auch, wenn Haferſtoppelfelder nahe am Holze belegen ſind, Waldlerchen beim Nachtſtreichen nach Feldlerchen.

§. 20.

Von der Erlegung und dem Fange der übrigen im Vorhergehenden beſchriebenen Lerchenarten kürzlich Folgendes:

Wenig Geſchicklichkeit wird dazu erfordert, Haubenlerchen und Baumpieper im Sitzen mit Vogeldunſt zu ſchießen; auch fallen ſie in dem Heidelerchenheerd ein, wenn man Lockvögel hat und mit hinſetzt — die Haubenlerche jedoch nur ſpät im Herbſte und einzeln. Gleichfalls werden Pieper früher *) im Jahre, Haubenlerchen ſpäter unter dem Nachtnetz gefangen. Letztere können auch im Winter, wenn Schnee liegt, mit kleinen Schlaggarnen, oder mit einem Siebe gedeckt werden, und zwar im Hofe aus dem Zimmer. Faſt jedem Knaben iſts bekannt, wie leicht der zuletzt erwähnte Fang auszuüben iſt, wenn man das aufgehobene Vordertheil eines Siebes mit einem etwa 9″ langen Stäbchen unterſtützt, in deſſen Mitte, oder etwas tiefer einen Bindfaden anſchleift, und ihn, als Ruckleine, durch ein im Fenſterrahm befindliches Loch zieht.

Von den Fangplätzen, aber nur von dieſen, wird der Schnee rein weggekehrt, und von Hafer und Mohn eine Kirrung angelegt.

Beſteckt man ſolche mit Leimruthen, ſo bleiben auch daran die kleinen Näſcher kleben. —

Der Wieſenpieper geht nur gelegentlich beim Feldlerchenſtreichen mit ein; einzeln wird er auch geſchoſſen. — Seltner treten die oben erwähnten Fälle bei dem Brachpieper ein, weil er ſehr ſcheu iſt und überhaupt in unſern Gegenden nicht häufig vorkommt. Andere Fangarten für dieſen Vogel ſind dem Verfaſſer nicht bekannt.

Beim Waſſerpieper finden eben die Fangmethoden Anwendung, durch welche der Baumpieper berückt wird.

§. 21.

Daß ſämmtliche in dieſem Kapitel beſchriebene Vögel gleich nach dem Fange gerupft und, bei der Zubereitung für die Tafel, nicht ausgezogen werden, iſt theils ſchon geſagt worden, theils allgemein bekannt.

*) Nicht ſelten geſchieht es, daß man da, wo die Baumpieper ſtark ziehen, manche Nacht lauter ſolche deckt.

Vierzehntes Kapitel.

Von den zur niedern Jagd gehörigen Feldlaufvögeln *).

§. 1.

Die hier zu beſchreibenden Federwildarten gehören nach allen Vögeleintheilungsſyſtemen der Gattung Otis an; nach dem §. 76 der Einleitung befolgten macht dieſe Gattung allein die erſte Unterordnung der achten Ordnung: Laufvögel (Cursores), aus. (S. CCXCII.) Sie umfaßt — nach Temmink — drei bis jetzt in Teutſchland bekannt gewordene Arten, von denen die erſte: der große Trappe (Otis tarda, *Linn.*), als zur hohen Jagd gehörig, bereits im erſten Theile dieſes Werkes (S. 170 — 176) beſchrieben, und rückſichtlich des Jagd- und Fangbetriebes auch von dieſem das Wiſſenswürdige beigebracht worden iſt.

Eben ſo findet man an den angezeigten Orten, ſowohl in naturgeſchichtlicher als in weidmänniſcher Rückſicht, das Bemerkenswertheſte von der zweiten Art, dem klei-

*) Von hier an bis zu Ende des gegenwärtigen zweiten Theiles hat der Verf. gänzliche Umarbeitung des Naturgeſchichtlichen deshalb für nöthig gehalten, weil er es ſich nicht verhehlen durfte, daß er bei der erſten Ausgabe dieſes Handbuchs rückſichtlich der Ufer-, Sumpf- und Waſſervögel mancherlei Unordnungen und Unrichtigkeiten ſich hat zu Schulden kommen laſſen. Eins konnte er jedoch, ohne gänzliche Abänderung des Planes, nicht vermeiden, nehmlich die Trennung a) der Schwäne (Cygni), b) des großen Trappen (Otis tarda), c) des Focken (Nachtreiher, Ardea nycticorax), d) des großen Brachvogels (Numenius arquata), von ihren Gattungsverwandten, und e) des Steinwälzers (Oedicnemus, nach §. 76. der Einleitung S. CCXCII als eigne Gattung betrachtet) von ſeinen Unterordnungsverwandten, weil die genannten Federwildarten, als reſpektive zur hohen und Mitteljagd gehörig, im erſten Theile aufgeführt und beſchrieben werden mußten.

nen Trappen (Otis tetrax, *Linn.*), der ſich zeither ſelten, wahrſcheinlich nur als Verirrten, im ſüdlichern Teutſchland, nie aber weiter nördlich als in Schleſien ſehen ließ.

§. 2.

Der Kragentrappe (Otis houbara, *Gm. Linn.*)*), deſſen Beſchreibung S. CCXC der Einleitung, nach von Minkwitz und Temmink, geliefert worden iſt, ſcheint ſich, wie a. a. O. bemerkt, einmal nach Schleſien verirrt zu haben. Was einmal geſchahe, kann ſich öfter ereignen; deshalb wurde dieſer, wenn auch eigentlich noch nicht als teutſcher, doch von Temmink als europäiſcher Vogel erkannten Trappenart hier eine Stelle eingeräumt. Der Kragentrappe ſoll, nach Temmink und v. Minkwitz, dürre, ſteinige Orte zu ſeinem Aufenthalte wählen.

Ueber die Fortpflanzungsweiſe, wie über die Nahrung, über die Sinnenorganiſation und über das ganze Naturell deſſelben ſind wir noch im Dunkeln. —

In der wahrſcheinlichen Vorausſetzung, daß er, gleich den übrigen Gattungsverwandten, ſcharf äugen, winden (Wind nehmen, riechen) und vernehmen (hören) mag, dürfte Jeder, dem das Glück zu Theil würde, einen Vogel dieſer Art gewahr zu werden, Urſach haben, bei der Annäherung höchſt vorſichtig zu verfahren, um ſchußmäßig anzukommen. Denn, wenn auch ſolche verirrte Fremdlinge je zuweilen, von einer großen Reiſe ſehr ermüdet, ihr Naturell verläugnen und ſo beſſer aushalten, als man es hätte erwarten dürfen, ſo ſoll doch der Jäger im Voraus nie und nirgends auf den Glücksfall rechnen.

Die Th. I. S. 176—178 für den großen Trappen vorgeſchlagenen Annäherungsmaßregeln dürften auch hier Anwendung finden, je nachdem eine oder die andere

*) *Gm. Linn.* syst. I. p. 725. sp. 6; Bechſt. ornith. Taſchenb. S. 247; *Temmink* Man. d'ornith. d'Europe, p. 319.

nach Ort, Zeit und Umſtänden am füglichſten ergriffen werden könnte.

Funfzehntes Kapitel.

Von den Küſten- und Uferlaufvögeln.

§. 1.

Die in dieſem Kapitel vorkommenden Federwildarten ſind nach dem Linnéiſchen Syſteme (ſ. Einl. §. 72.) ſämmtlich, nach der Lathamſchen Eintheilung der Vögel (ſ. Einl. §. 75.), mit Ausſchluß des Oedicnemus (Steinwälzers), welcher in derſelben, unter der Gattung Otis (Trappe), der Ordnung: Hühnerartige Vögel, zugezählt wird, alle unter der Ordnung: Sumpfvögel, begriffen. Nach Cuviers Klaſſifikationstabelle (ſ. Einl. §. 78. D.) ſtehen ſie in den Unterordnungen XXXIII, XXXVI, XXXVII. In Gemäßheit der Eintheilung, welche §. 76. der Einleitung angenommen worden iſt, bilden ſie die zweite Unterordnung der achten Ordnung: Laufvögel (Cursores) (ſ. Einl. S. CCLXXXVIII ff.).

In Teutſchland ſind ſämmtliche hierhergehörige Federwildarten Zugvögel.

A. Steinwälzer.

§. 2.

Der lerchengraue Steinwälzer (Oedicnemus crepitans, *Temmink*), welcher als einzige europäiſche Art der von Temmink aufgeſtellten Gattung: Oedicnemus, in der Einl. S. CCXCII unter obiger Benennung kurz beſchrieben worden, und von dem, als einem zur Mitteljagd zu rechnenden Vogel, Th. 1. S. 370

ff. unter der Benennung: Lerchengrauer Regenpfeifer (Charadrius oedicnemus, *Linn.*) ausführlich die Rede geweſen iſt, kommt hier nur deshalb in Erwähnung, um anzuzeigen, daß der Verf. erſt nach dem Abdruck des Bogens, welcher das dem Jäger Wiſſenswürdige aus der Naturgeſchichte und über den Jagd- und Fangbetrieb dieſer Federwildart enthält, mit dem Manuel d'ornithologie d'Europe par *Temmink* bekannt, und aus dieſem trefflichen Werke darüber ins Klare geſetzt wurde, wie dieſer Vogel eben ſo wenig der Gattung Charadrius, zu welcher ihn zeither die meiſten Ornithologen zählten, als der Gattung Otis, unter welche Latham ihn ſtellte, eigentlich angehöre, ſondern daß er, als eigene Gattung, den Uebergang von den Trappen zu den Regenpfeifern bilde.

Durch die vorbehaltene Nachlieferung des Manuſkriptes zu der gänzlich umgearbeiteten Einleitung wurde der Verf. in den Stand geſetzt, im 76ſten §. derſelben dieſer Mittelgattung die ihr gebührende Stelle anzuweiſen.

B. Regenpfeifer.

§. 3.

Der Goldregenpfeifer (Saatvogel, mittler Brachvogel, Charadrius pluvialis, *Linn.*, Charadrius auratus, *Suckow*) *) wird in eben den Farbenkleidern, die wir in Europa an ihm kennen, auch in Aſien und Amerika, ſelbſt auf den Südſeeinſeln angetroffen. Den Sommer bringt er in nördlichen Gegenden zu, wo er auch ſein Geheck macht, den Winter in ſüdlichen und er iſt dann unter andern in Sardinien ſehr häufig. Teutſch-

*) Meyers und Wolfs Taſchenb. II. S. 318; v. Wildungens Taſchenb. 1809 — 1812, S. 45; Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. 2te Aufl. IV. S. 393; deſſen Handbuch der Jagdwiſſenſch. Th. I. B. 2. K. 25; *Temmink* Man. d'orn. p. 324; Winckells Handbuch für Jäger, erſte Aufl. Th. 2. S. 539. §. 2. (Saatvogel). Alle im Verfolg dieſes Kapitels vorkommende Federwildarten werden von den Jägern kleine Brachvögel genannt.

land durchſtreift er auf dem Herbſtzuge vom Septem-ber an bis zum November in weniger oder mehr theils ſehr zahlreichen Flügen, auf den großen Heiden um Of-fenbach (nach Meyer) zu Tauſenden, gewöhnlich bei Nordoſtwind und einem bis zwei Grad Kälte, einfallend. Bei gelindem Winter wird er — jedoch einzelner — bis in den Januar angetroffen. Südteutſchland beſucht er auf dem Wiederzuge, bei günſtiger Witterung zuweilen ſchon im März, in der Regel aber zu Anfange des Aprils, eilt jedoch dann, allerwärts nur kurze Zeit ver-weilend und in geringzähligen Flügen von höchſtens ſechs-zehn bis zwanzig Stück, dem Sommeraufenthalte zu. —

Die §. 76. der Einl. S. CCXCIV gelieferte Beſchrei-bung bedarf keines Zuſatzes, und ſo können wir zu den folgenden weitern naturgeſchichtlichen Erörterungen übergehen.

Wie alle mit Lauffüßen verſehene Vögel bewegt ſich auch der Goldregenpfeifer im Laufe ſehr ſchnell. Sein Flug iſt ziemlich raſch, aber regulär.

Er äuget (ſieht), vernimmt (hört) und win-det (riecht) außerordentlich ſcharf. Mit ſo glücklich or-ganiſirten Sinneswerkzeugen ausgeſtattet, gewahrt er al-les, was in bedeutender Ferne um ihn her vorgeht und ſich bewegt; daher wohl ſeine Scheu vor dem Menſchen, die er im Herbſte nie, im Frühlinge ſelten und nur dann je zuweilen verläugnet, wenn er mit wenigen ſeines Glei-chen vergeſellſchaftet in einer Saatfurche — wahrſchein-lich von einer kurz vorher gemachten Reiſe aufs höchſte er-müdet — ſorgloſer als ſonſt der Ruhe pflegt. In dieſem Falle, welcher vorzüglich dann ſich ereignet, wenn an einem ſchönen Morgen die Sonne warm und milde den Ort be-ſcheint, wo der Flug dicht gedrängt beiſammenliegt, bedarf es keiner weitern Vorſichtsmaßregel von Seiten des Jägers, als daß er nicht gerade in der Furche, wo er die geſchloſ-ſene Geſellſchaft von fern erblickt, gerade darauf zugeht, ſondern in ununterbrochenem, nach und nach verengtem Kreisgange, bis auf gehörige Flintenſchußweite (35 — 40 Schritte) ſich nähert, dann unter dem Winde und ſchußfertig in der Furche ſtehen bleibt. Zaudert er hier

nicht zur Ungebühr, ſo wird es ihm öfters glücken, ſechs bis acht Stück auf einen Schuß im Sitzen zu erlegen Führt er eine Doppelflinte mit Schrot Nr. 4 geladen, ſo gibt die allen Vögelarten dieſer Gattung eigne Anhänglichkeit der Einzelnweſen eines Fluges an einander Gelegenheit, von den unverletzt gebliebenen, ängſtlich in der Näh der erlegten herumflatternden Vögeln einen, zufällig auch wohl zwei, noch zu ſchießen.

So viel bis jetzt bekannt, macht der Goldregenpfeifer nirgends in Teutſchland — ſelbſt im nördlichſten nicht — ſein Geheck, wohl aber in England, meiſtentheils jedoch im höhern Norden.

Dieſer in unſern Gegenden auf dem Zuge und Wiederzuge in feuchten Saatackerfurchen, auf näſſigen Heiden und an wüſten, vom ſtehenden Waſſer nicht weit entfernten, Orten zu ſuchende Vogel ſoll — nach Bechſtein — da, wo er den Sommer zubringt und ſein Geheck macht, unbebaute, ſandige, unfruchtbare Hügel zu ſeinem Aufenthalte wählen, daſelbſt das Weibchen eine Vertiefung in den Boden ſcharren, in dieſelbe drei bis fünf längliche, ſtark zugeſpitzte, graulich-olivengrüne, mit ſchwärzlichen Flecken beſäete Eier legen und ſie binnen drei Wochen ausbrüten.

Die Aeſung der Goldregenpfeifer beſteht, nach der Angabe der meiſten Ornithologen, mit welcher des Verfs. neuere, eigne und öftere Wahrnehmungen übereinſtimmen, einzig in Würmern, kleinen Schnecken Inſekten und deren Larven; nach Bechſtein hat man aber auch im Frühlinge und Herbſte in dem Magen grüne Saat und Kieſelſteinchen gefunden *).

Den Laut bezeichnet Bechſtein durch Tja. Er beſteht in einem, gegen Abend und wenn der Vogel fliegt, oft, bei bevorſtehendem Unwetter faſt unaufhörlich, höchſt kreiſchend ertönenden, anfänglich in höherem Tone lang ge-

*) In der erſten Ausgabe wurde, ohne davon durch Erfahrung überzeugt zu ſeyn, mit Unrecht geſagt, der Goldregenpfeifer nehme im Frühlinge und Herbſte einzig grüne Saat und junge Grasſpitzen an.

zogenen, am Schluſſe bedeutend herunterfallenden und hiermit ſchnell abbrechenden Pfeifen. So könnte man dieſen Regenpfeifer Schreihals heißen — mit eben ſo vielem Rechte, als Hr. Temmink dem lerchengrauen Steinwälzer auf lateiniſch Oedicnemus crepitans, auf franzöſiſch Oedicnème criard benennt; denn jener ſteht dieſem im Geſchrei nicht im mindeſten nach.

Zum Vergnügen wird ihn, eben dieſes unleidlichen Geſchreis wegen, auch der erklärteſte Vogelliebhaber im Zimmer wohl ſchwerlich erhalten; dem Jäger aber, welcher Gelegenheit hat, den Brachvogelheerd zu ſtellen, und Zeit, denſelben fleißig (d. h. mit Erfolg) zu beſorgen, iſt der Goldregenpfeifer als Lockvogel unentbehrlich. Naumann ſchreibt für ihn, wie für den lerchengrauen Steinwälzer und für alle übrige in dieſem Kapitel vorkommende Vögel folgendes Univerſalfutter vor:

Milch, gequellte Semmel und Grütze (Heidelmehl) zu gleichen Theilen gemiſcht; doch müſſen, bis die Vögel dieſes Futter anzunehmen gewohnt ſind, Regen- und Mehlwürmer, nebſt kleinwürfelig geſchnittenem, gekochtem Fleiſch beigemengt werden. —

Das Wildpret des Goldregenpfeifers kann der Verf. aus Erfahrung, als zu dem leckerſten und feinſten gehörig, empfehlen. Das Geſcheide pflegt man bei dieſer und bei allen folgenden Arten ſo wenig, wie bei den Schnepfen, auszuziehen.

§. 4.

Der Mornellregenpfeifer (Charadrius morinellus, *Linn.*, Morinell, Poſſenreißer, dummer Regenpfeifer) *) bringt den Sommer am häufigſten im nördlichen Aſien, geringern Theils in den mitternächtlichſten Gegenden von Europa zu. Dort macht er auch ſein Geheck.

*) Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) IV. S. 406; deſſen Taſchenb. II. S. 322. Nr. 3; Meyers Taſchenb. II. 320. Nr. 3; *Temmink* Man. d'ornith. p. 326; Winckells Handbuch für J. II. S. 541. §. 3.

Gegen Ende des Monats Auguſt und im September beſucht er auf dem Herbſtzuge, in ſtarkzähligen Flügen, mehrere Gegenden Teutſchlands — ziemlich häufig das Anhaltiſche und das Angrenzende des Herzogthums Sachſen, ſeltener und ſpäter die Rhein- und Maingegenden, bringt den Winter in mittäglichen Ländern, z. B. in Italien, im Archipelagus und in der Levante, zu, und durchſtreift auf dem Frühlingszuge, mehr vereinzelt und eilig, Teutſchland wieder. —

Die Beſchreibung dieſes Vogels in ſeinen der Jahreszeit, dem Alter und dem Geſchlechte nach verſchiedenen Gewändern findet ſich in der Einleitung S. CCXCIV. Durch dieſe wird er hoffentlich auch dem kenntlich, der ihn vorher nie ſah.

Hier daher nur das dem Jäger weiter Wiſſenswürdige aus der Naturgeſchichte deſſelben.

In Hinſicht der Sinnenorganiſation und der Beweglichkeit im Laufe und Fluge hat der Mornell mit dem Goldregenpfeifer alles gemein. Scheue gegen den Menſchen äußert er nicht nur nicht, ſondern ſucht vielmehr, wie es ſcheint, deſſen Nähe.

Auf eine auszeichnende und für den Beobachter beluſtigende Weiſe ſoll dieſer Vogel einen hohen Grad von Nachäffungstrieb und Neugier zu Tage legen. Aus Erfahrung kann darüber der Verf. nicht ſprechen; auch erwähnt weder Meyer noch Temmink etwas davon. Andere höchſt achtbare Schriftſteller erzählen von ihm: er beſtrebe ſich, jede körperliche Bewegung der annähernden Menſchen auf ſeine Weiſe nachzumachen. Erhebe der Menſch einen Arm, ſo lüfte der Vogel einen Flügel; gehe jener einige Schritte ſeitwärts, ſo thue dieſer daſſelbe und zwar recht pathetiſch; gewahre er einen Jäger mit der Aufſtellung des Brachvogelheerds beſchäftigt, ſo fliege er unbeſorgt näher hinzu, ſehe, komiſch ſich geberdend, der Arbeit zu, laufe nach Beendigung derſelben, um von dem, was geſchehen, näher ſich zu unterrichten, ohne alle Furcht gerade über die zurückgeſchlagenen Wände hin und könne dann, ohne weitere Vorſichtsanwendung, gedeckt werden.

So viel iſt gewiß, großer Behutſamkeit bedarf es für den Jäger bei der Annäherung ſelbſt an einen beiſammenliegenden Morinellſlug bis auf Flintenſchußweite nicht. Wird ein einzeln ſitzender erlegt, ſo eilen alle in der Nachbarſchaft befindliche Kameraden hinzu und bleiben, verwundert oder leidtragend, in einen dichten Haufen zuſammengedrängt, an Ort und Stelle, bis die durch einen zweiten Schuß nicht getödteten endlich doch bemerken, daß nur in der Flucht Rettung ſei.

Der Laut des Morinells ähnelt dem des Goldregenpfeifers, nur ſind deſſen pfeifende Töne weniger kreiſchend und höher, der höchſte iſt länger gezogen, der tiefere Schlußton weniger ſinkend. Auch vernimmt man dieſen Laut weniger häufig, als beim Goldregenpfeifer.

Ueber den Betrieb des Fortpflanzungsgeſchäftes iſt bis jetzt nur ſo viel bekannt, daß der Morinell im Sommer ſumpfige Gegenden des nördlichen Rußlands bewohne. Dort alſo mag er auch wohl ſein Geheck machen.

Bei uns wird dieſe Regenpfeiferart im September und im April auf Sturz- und Brachäckern, mäßigen Lehden und Hutungen, auch — nach Bechſtein — in Weinbergen, angetroffen. Ihr Geäſe beſteht aus Würmern, Raupen, Inſekten und deren Larven.

Ihr Wildbret übertrifft das des Goldregenpfeifers noch an Zartheit *).

§. 5.

Der Halsbandregenpfeifer (buntſchnäbliger Regenpfeifer, Strandpfeifer, Charadr. hiaticula, *Linn.*) **)

---

*) Der Th. 2. S. 544. §. 4. der erſten Aufl. dieſes Handbuches beſchriebene Kildihr (ſchreiende Regenpfeifer, Char. vociferus, *Linn.*) findet diesmal keine Stelle, da ihn Meyer nicht unter den teutſchen, und Temmink nicht einmal unter den europäiſchen Vögeln aufführt.

**) Bechſteins Handb. d. Jagdw. Th. 1. Bd. 2. K. 26; deſſen Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) IV. S. 414; deſſen Taſchenb. S. 323 u. 677; Meyers Taſchenb. II. 322. Nr. 4; Winckells Handb. f. Jäger, erſte Aufl. Th. 2. S. 545. §. 5.

wird in den meiſten europäiſchen Ländern, in den nördlichen Theilen von Aſien und Amerika, auch auf einigen Südſeeinſeln — nach der Verſicherung mehrerer Reiſenden — gefunden. Als Zugvogel kommt er, in geringzähligen Flügen von ſechs bis zwölf Stück, zuweilen ſchon mit Ende des Monats März, gewöhnlich aber im April nach Teutſchland. Verſpätete bleiben auch mitunter den Sommer und machen ihr Geheck bei uns. Gewöhnlich bringt jedoch auch dieſe Regenpfeiferart den Sommer in nördlichen Gegenden zu und heckt dort. Der Herbſtzug beginnt hier zu Lande gegen das Ende des Auguſts, und dauert bis gegen das Ende des Oktobers. Dann verläßt uns dieſer Vogel ganz und überwintert in wärmern Ländern, wohl ſchon im ſüdlichen Frankreich und in Italien, wo er, nach Temmink, ſehr gemein ſeyn ſoll.

Die Beſchreibung des Halsbandregenpfeifers — der allerdings (nach Bechſteins Taſchenbuch S. 577) beſſer buntſchnäbliger Regenpfeifer heißen möchte — findet ſich, nach den Gewandabänderungen, welche bei beiden Geſchlechtern und bei den Jungen vor der erſten Mauſer ſtattfinden, in der Einleitung S. CCXCV. In wie fern zwiſchen dem Sommer- und Winterkleide ein Unterſchied bemerkbar ſei, darüber hat ſogar Temmink nichts geſagt. Dem Verf. iſt dieſer Vogel nur einmal im September in die Hände gefallen. Er war ſo gezeichnet, wie a. a. O. Junge vor der erſten Mauſer beſchrieben werden.

Die von Temmink entlehnte Beſchreibung der Alten beiderlei Geſchlechts ſcheint vom hochzeitlichen oder Sommerkleide hergenommen, das Winterkleid noch nicht bekannt zu ſeyn.

Der buntſchnäblige Regenpfeifer fliegt ſchnell und ruckweiſe; ſein Lauf iſt raſch; im Sitzen ſchnippt er, wie die Bachſtelze, öfters mit dem Schwänzchen. Er iſt ſehr ſcheu. Der Laut, welchen der Verf. im Herbſte von ihm vernahm, war hoch und eintönig pfeifend, nicht gar lang gezogen und wurde oft wiederholt. Bechſtein ſagt, er erklinge wie

Küh, Küh! und wechſele in der Paarzeit mit Thüll, Thüll! ab.

Das Weibchen legt gegen das Ende des Monats Mai oder zu Anfange des Junius an ſandigen Seeküſten, oder Stromufern — gern auf kleinen Inſeln — zwiſchen Muſchelwerk, oder in den nackten Sand, oder zwiſchen mit Grashalmen ſpärlich verwachſenen Kies, drei bis vier, ſelten fünf Eier. Dieſe haben faſt die Größe der Wachteleier, und ſind auf gelblichem Grunde mit vielen ſchwarzen Strichen und Punkten gezeichnet, die am ſtumpferen Ende ſich in einander verlaufen. (Die Brütezeit ſoll faſt drei Wochen dauern, wie man — nach Bechſtein — an der Oſt- und Nordſee öfters, auch an der Werra bemerkt haben will.)

Wie es bei allen Vögeln der Fall iſt, die nicht in eigentlichen Neſtern auskommen, laufen auch die Jungen dieſer Art, ohne Zweifel, ſehr bald der Mutter nach. Sie ſollen, nach Bechſtein, vor andern Regenpfeifern, das Eigne haben, daß ſie — wahrſcheinlich zur Sicherung gegen Ueberfälle vom Iltiß und von der Waſſerratte — auf Klippen und andere erhabene Stellen am Ufer ſich ſetzen und dahin von den Alten das Futter ſich zutragen laſſen. —

In unſern Gegenden liegt der alte buntſchnäblige Regenpfeifer meiſt den ganzen Tag unter hohen, überhängenden, ausgewaſchenen Ufern der Flüſſe und Seen. Nur in der Morgen- und Abenddämmerung beſucht er, der Aeſung, welche aus Würmern, kleinen Inſekten und deren Larven beſteht, und der Tränke wegen, ſeicht ins Waſſer verlaufende Stellen der Sandheger.

Sein Wildbret hat einen ſchnepfenartigen Geſchmack und gehört deshalb zu den Leckerbiſſen.

§. 6.

Der weißſtirnige Regenpfeifer *) (dunkelbrü-

---

*) Charadr. albifrons, *Meyer* Taſchenb. II. S. 323. Nr. 5; Charadr. littoralis, *Bchst.* Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 430. T. 25. F. 1 u.

ſiger Regenpfeifer, Regenpfeifer mit unterbrochenem Halsbande) kommt ſehr häufig in Holland und England vor. Teutſchland beſucht er, auf dem Zuge, im Frühlinge weniger häufig, als im Herbſte — den ſüdlichſten Theil deſſelben überhaupt nur ſelten und zufällig. Meyer hat ihn im Auguſt 1816 ziemlich häufig am Mainufer angetroffen. Sein Geheck ſoll er, nach Bechſtein und Meyer, in Ungarn an den Ufern mehrerer Seen machen; bei uns nicht.

Beſchreibung ſ. die Einleitung zu gegenwärtigem Werke S. CCXCVI. A. 4.

Er iſt ſehr ſcheu und ſein Flug ſchnell. Das Weibchen macht ſein Gelege an flachen ſandigen Ufern in kleine Vertiefungen oder zwiſchen Muſchelwerk. Es beſteht aus drei bis fünf Eiern, welche auf olivenfarben-gelblichem Grunde mit großen und kleinen ſchwarzbraunen Flecken unregelmäßig beſetzt ſind.

Die Aeſung beſchränkt ſich auf Waſſerinſekten und deren Larven und auf kleines Gewürm.

Von der Feinheit und Leckerheit des Wildbrets kann der Verf. aus Erfahrung nicht urtheilen.

§. 7.

Der kleine Regenpfeifer (ſchwarzbindige Regenpfeifer) *) bringt den Winter in mittäglichen Gegenden zu, kommt im April und Mai faſt an alle Flüſſe Teutſchlands und zieht im Auguſt und September, nachdem er ſein Geheck gemacht hat und die Jungen flugbar geworden ſind, wieder fort. Er gehört bei uns nicht zu den ſeltenen Vögeln.

2; deſſen Taſchenb. III. S. 578. Nr. 5; Charadr. cantianus, *Lath.* Gen. ſynops. supl. p. 316. Nr. 3; Pluvier à collier interrompu, *Temm.* Man. d'orn. p. 331.

*) Charadrius minor, *Meyer* Taſchenb. II. S. 324. Nr. 6; Charadr. curonicus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 692. sp. 29; Charadr. fluviatilis, *Bechst.* Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) IV. S. 422; deſſen Taſchenb. III. S. 579. Nr. 6; Petit pluvier à collier, *Temmink* Man. d'orn. p. 330.

Beſchreibung, nach den Geſchlechts- und Altersabänderungen, ſ. Einleitung S. CCXCVI. A. 5.

Im Naturell iſt er der vorhergehenden Art gleich. Er hält ſich lieber an flachen ſandigen, mit etwas Gras bewachſenen Ufern der Flüſſe, Seen und Teiche auf, als am Geſtade des Meeres; dort macht er auch ſein Geheck, und zwar in den Maingegenden, nach Meyer häufig, auf eben die Weiſe, wie der weißſtirnige Regenpfeifer. Das Weibchen legt drei bis fünf längliche Eier, die auf etwas gelblich-weißem Grunde mit undeutlichen aſchfarbenen Flecken und vielen tiefbraunen Punkten und Strichelchen gezeichnet ſind.

Auch in Rückſicht der Aeſung hat die gegenwärtige Art mit der vorhergehenden alles gemein. Das Wildbret iſt, wo möglich, noch zarter und leckerer.

C. Sonderling *).

§. 8.

Von dem grauen Sonderling (Arenaria calidris, *Meyeri* **); Ar. vulgaris, *Bechstein* et *Temmink* ***); Tringa arenaria, *Gm. Linn.* et *Leisleri* ****); Arenaria grisea, *Bechst.*) †) der unter dem teutſchen Namen: Sandläufer, im nördlichen Teutſchland, welches er auf dem Herbſtzuge in Menge durchſtreift, bekannt genug iſt, hat der Verf. in der Einleitung zu gegenwärtigem Werke (S. CCXCVII. Gatt.

---

*) Obige teutſche Benennung des hierher gehörigen Vogels, wie die von Temmink ihm beigelegte franzöſiſche: Variable, führt er deshalb, weil ſein Gefieder, ſowohl dem Geſchlecht, als dem Alter nach, nicht weniger bei der alljährlich zweimaligen Mauſer, weſentlicheren Abänderungen unterliegt, als dies bei andern Ufer-, Sumpf- und Schwimmvögeln — mit Ausſchluß der Tringa subarquata, der Tringa variabilis und der Tringa canutus — der Fall iſt.

**) Meyers Taſchenb. der Vögelk. II. S. 326.

***) Bechſteins ornith. Taſchenb. II. S. 462 a); *Temmink* Man. d'orn. d'Eur. p. 534.

****) *Gm. Linn.* syst. I. p. 680. sp. 16; Leislers Nachtr. zu Bechſteins Nat. Geſch. Teutſch. Heft 1. S. 30 ff.

†) Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) IV. S. 368.

47), ſowohl in Rückſicht der verſchiedenen Federgewänder, als in Rückſicht ſeines ganzen Habitus, das Wiſſenswürdigſte beigebracht.

Aus eigner Erfahrung kann er hier noch hinzuſetzen, daß der Flug dieſes Vogels höchſt ſchnell und unregelmäßig, ſeine Schüchternheit ſehr groß, ſein Wildbret aber vom vortrefflichſten Geſchmack und äußerſt zart iſt.

D. Strandreuter (Jelper, Ofen).

§. 9.

Mit vollem Rechte wurde durch die neuern Ornithologen die Gattung Himantopus (Strandreuter, Stelzenvogel, Riemenfuß) von der Linnéiſchen Gattung Charadrius getrennt.

Die einzige zu dieſer neuen Gattung gehörige Art iſt der ſchwarzflügelige Strandreuter (ſchwarzflügeliger Jelper, Himantopus melanopterus, *Meyeri* — nicht atropterus, wie derſelbe §. 76 der Einleitung benannt worden iſt *).

Die Gattungscharaktere, ſo wie die Beſchreibung dieſes Vogels, ſind §. 76 der Einl. Gatt. 48, S. CCXCVIII u. f. geliefert worden.

Hier folgen einige Zuſätze und Berichtigungen zu dem dort Beigebrachten:

Der ſchwarzflügelige Strandreuter ſoll — nach Temmink — in Aſien ziemlich häufig und dort, wie in Oſtindien, Sina, in der Tartarei am kaspiſchen Meere einheimiſch, ſein eigentliches Vaterland — nach *Plinii* lib. x. c. 46 — aber Egypten ſeyn. In Amerika iſt er von Connektikut bis Jamaika angetroffen worden. Als europäi-

---

*) Meyers Taſchenb. II. 315; Himant. vulgaris, Bechſteins Taſchenb. S. 325. Nr. 1; Him. rufipes, Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl) IV. 446. Nr. 1. T. 25. F. 1; Charadr. himantopus, *Gm. Linn.* syst. nat. I. p. 690. Nr. 11; Meisner und Schinz Vögel der Schweiz S. 171; Naumanns Vögel III. S. 52. T. 12. F. 12; Sylvan von Laurop und Fiſcher 1819. S. 77. T. V; Winckells Handb. f. Jäger (1. Ausg.) II. S. 554.

ſcher Vogel war er in Italien ſchon zu Plinius Zeiten, jedoch nur als ein nur wenige Tage daſelbſt verweilender Zugvogel, bekannt. Auf den Inſeln des mittelländiſchen Meeres wurde er von vielen Naturforſchern, in Spanien von unſern teutſchen Landsleuten, welche Napoleon dorthin zur Schlachtbank führte, oft bemerkt. Aus dem ſüdlichen Frankreich erhielten ihn Büffon und andere Naturforſcher. In England gehört er nicht zu den Seltenheiten. Holland beſucht er, nach Temmink, nie; wohl aber zuweilen die Ufer der Oſtſee. Außer den Gegenden Teutſchlands, welche in der Einleitung a. a. O. genannt worden ſind, hat man ihn an den Seen Südteutſchlands und der Schweiz, am Rheine und am Neckar angetroffen und erlegt. Er erſcheint in unſerm teutſchen Vaterlande, als Zugvogel, im Mai und Anfangs Junius, auf dem Fortzuge aber ſchon zu Ende Julius, im Auguſt und Anfangs September, ſtets aber ſelten, doch öfter als ſonſt in Jahren, die ſich durch vorzügliche Frühlingswärme und Sommerhitze auszeichnen *).

Sein Geheck macht er nicht nur in den oben genannten Südländern, ſondern auch in Ungarn, Oeſterreich, Schleſien und Rußland in großen Sümpfen oder Brüchern, am liebſten in ſalzigen. Zuweilen mag dies wohl auch in den Rhein- und Neckargegenden geſchehen, da man — nach Hrn. Fiſcher — bei mehrern während des Frühlingszuges ſpät geſchoſſenen Exemplaren vollkommen ausgebildete Eier gefunden hat.

Sein Locklaut beſteht — nach Naumann — in einem heiſeren Gackſen und hellen Pfeifen. Wenn der Verf. in der Einleitung a. a. O. geſagt hat: „dieſer Vogel müſſe ſich wohl, wegen ſeiner unförmlich langen, dünnen, biegſamen Füße, im Laufe unbeholfen und ſchwankend bewegen;“ ſo bekennt er, daß dieſe mit den Anga-

---

*) Mein Freund, der Hr. Forſtrath Fiſcher zu Karlsruhe, hat ihn im Jahre 1811 am Rheine angetroffen. S. Sylvan a. a. O., als woher obige Nachrichten meiſt entlehnt ſind.

ben eines Naumann, Bechſtein und anderer achtungswerthen Schriftſteller, nach welchen der Stelzenvogel ſehr ſchnell laufen ſoll, im Widerſpruch ſtehende Aeußerung nicht auf eigner Wahrnahme, ſondern nur auf Vermuthung beruhe, und daher keineswegs als untrüglich anzuſehen ſei.

Was die von den meiſten Schriftſtellern als außerordentlich beſchriebene Scheue deſſelben anbelangt, ſo kann auch darüber der Verf. aus Erfahrung nicht urtheilen. Deshalb führt er an, daß, nach Hrn. Naumann, dieſer Vogel allerdings ſchüchtern ſei, doch ſo ſehr nicht, daß man ihm, unter gehöriger Vorſicht, bis auf ziemliche Schußweite nicht ſollte ankommen können.

Eben gedachter Schriftſteller ſagt ferner, ſein Wildbret ſei zwar wohlſchmeckend, im Frühlinge jedoch mager und zähe; nach Hrn. Fiſcher hingegen ſollen die Wiener — welche ſonſt wohl wiſſen, was zu den Leckerbiſſen gehört — daſſelbe ſehr ſchätzen, und die in Wien öfters zu Markt gebrachten Stelzenvögel geſucht und gut bezahlt werden.

E. Auſterfiſcher (Lyv, Meerelſter).

§. 10.

Auch hier kommt für uns wieder nur eine Art in Betracht, nehmlich: der rothfüßige Auſterfiſcher (geſcheckter Lyv, geſcheckte Meerelſter, Haematopus ostralegus, *Linn.*) *). Er bewohnt faſt alle Meeresküſten von Europa; ſehr häufig die Inſeln der Nord- und Oſtſee. An der Fluthmark wird er zu Hunderten angetroffen. Auch den Winter ſoll er, nach Oken, an unſern Küſten zubringen. Im Frühlinge und Herbſte

*) *Gm. Linn.* syst. I. p. 694. sp. 1; Bechſteins Taſchenb. II. S. 324; deſſen Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) IV. S. 459; Meyers Taſchenb. II. S. 313; Annalen der Wetter. Geſellſch. Bd. 1. Heft 1. S. 50. Bd. 2. S. 351; *Temmink* Man. d'orn. p. 340; Okens Zool. Abth. 2. S. 602; Winckells Handb. f. Jäger (1ſte Aufl.) Th. 2. S. 767.

beſucht er, auf dem Zuge, einzeln die Ufer des Rheines, Maines und andrer teutſchen Flüſſe und Seen. An den mittäglichen Küſten wird er am ſpärlichſten wahrgenommen. Die Beſchreibung, welche von dieſem Vogel in der Einleitung (S. CCC) geliefert worden iſt, erhält hier durch nachſtehende Zuſätze Vervollſtändigung:

Am 2ten September 1810 wurde bei Offenbach ein junger Vogel dieſer Art geſchoſſen, welchen Hr. Meyer in den Annalen der Wetter. Geſellſch. (Bd. 2. Heft 2. S. 351) folgendermaßen beſchreibt:

„Länge 15½ par. ″, Breite 30″, Gewicht ¾ Pfund. Der Schnabel an der Wurzel orangegelb, in der Mitte grüngelb, an der Spitze dunkel oliven; der Augenſtern braun, der Augenliederrand ſchmutzig orangen; die Füße röthlichgrau, die Schienbeine hellgrau; unter dem Auge ein ganz weißes Fleckchen; an der Wurzel des Unterſchnabels ein weißer Flecken; an der Kehle ein ſchmutzig weißer, halbmondförmiger Querflecken, welcher mit ſchwarzen Federn untermengt iſt; Kopf und Hals mattſchwarz; Rücken und Flügeldeckfedern braun mit roſtfarbenen Rändern; die vordern Schwungfedern braun mit roſtfarbenem Saume; die obern Schwanzdeckfedern an der Spitze mit roſtfarbenem Anfluge.“ Nach Hrn. Temmink ſollen die weißen Flecken hinter den Augen, ingleichen der halbmondförmige Querflecken an der Kehle, als zufällige Abänderung, bei andern Exemplaren öfter auch ganz weiße, oder weiß geſcheckte Vögel dieſer Art aber nur ſehr ſelten vorkommen.

Rückſichtlich der Aeſung ſind die Ornithologen nicht einſtimmig. Hr. Oken nehmlich ſagt am angezeigten Orte: „es ſei falſch, grundfalſch, daß die vorzügliche Nahrung des Haematopus aus Auſtern und Tellermuſcheln beſtehe, indem er, bei dem Unvermögen zu ſchwimmen und zu tauchen, dieſe ſich nicht immer verſchaffen könne. Nur zur Zeit der Noth ſetze er ſich auf dergleichen. Vorzugsweiſe nehme er den gemeinen Sandwurm (Lumbricus marinus, *Linn.*, Arenicola piscatorum, *Lamark*) und Nereiden (Nereïs versicolor, *Linn.* — auch Seeſkolopender genannt —) ꝛc.

an.“ Hr. Temmink ſcheint gleichfalls nicht der Meinung zu ſeyn, daß dieſer Vogel Schaalthiere angehe, denn er ſagt a. a. O.: „die Nahrung deſſelben beſtehe aus kleinen Waſſerinſekten, die er zwiſchen den Felsſpalten und zwiſchen dem an das flache ſandige Ufer geworfenen Muſchelwerk aufſuche.“ Selbſt Hr. Bechſtein, welcher in der erſten Ausgabe ſeiner Naturgeſchichte Teutſchlands dem Haematopus Auſtern und andere Schaalthiere zur Hauptnahrung anwies, gibt in ſeinem ornithologiſchen Taſchenbuche (S. 325) als ſolche Inſekten, Würmer und Schnecken nur an, erwähnt aber weder der Auſtern und Tellermuſcheln, noch des an das Ufer geworfenen Aaſes, welches der Haematopus, nach Hrn. Meyer (ſ. d. Taſchenb. der Vögelkunde II. 314), auch nicht verachten ſoll.

Sonach dürfte Abänderung nicht nur der teutſchen Gattungsbenennung: Auſterfiſcher, in Lyv (nach Oken) oder in Meerelſter (nach Bechſtein), ſondern auch der Linnéiſchen Artbenennung: Haematopus ostralegus (vielleicht in Haematopus versicolor) *) und der teutſchen in geſcheckter **) Lyv, oder geſcheckte Meerelſter, nicht mit Unrecht in Vorſchlag zu bringen ſeyn.

Unſer Vogel iſt nicht weniger ſcheu, läuft und fliegt auch nicht weniger ſchnell, als die meiſten übrigen Küſten- und Uferlaufvögel. Wo er eigentlich einheimiſch iſt, lebt er außer der Heckzeit geſellig, in ſehr zahlreichen Flügen vereinigt. Bei dem Anſchein irgend einer Gefahr entflieht der ganze Flug auf einmal, fällt aber bald wieder ein.

Sein Laut beſteht in einem hellen, langgezogenen Pfeifen, welches Hr. Oken durch Guyy! bezeichnet.

Das Weibchen legt ſeine zwei — ſelten drei — hell olivenfarbenen, mit großen und kleinen ſchwarzbraunen

---

*) Zum Unterſchiede von der exotiſchen ganz ſchwarzen Art, welche dann Haemat. ater benannt werden könnte.

**) An die Stelle des Beiworts rothfüßig dürfte geſcheckt zu ſetzen ſeyn, weil die Füße bei den Jungen nicht roth ſind, wohl aber der Vogel geſcheckt erſcheint.

Flecken überall, vorzüglich in der Mitte, häufig beſetzten Eier in eine kleine Vertiefung auf den bloßen Sand, oder auf erhabnere Stellen mooriger Wieſen oder Hutungen, und ſoll in drei Wochen ſie ausbrüten.

Das Wildbret wird nicht ſehr geſchätzt; doch ſoll es, nach vorgängiger Abhäutung, recht gut eßbar ſeyn.

§. 11.

Dem Vortrage des für den Jäger Wiſſenswürdigen aus der Naturgeſchichte der Küſten- und Uferlaufvögel ſoll von hier an das folgen, was dem Verf. über den Jagd- und Fangbetrieb in Rückſicht auf ſämmtliche in dieſem Kapitel beſchriebene Federwildarten bekannt geworden iſt.

Hierher gehört zuvörderſt Alles, was Th. 1. S. 375 über die Jagd und den Fang beim Steinwälzer (lerchengrauen Regenpfeifer) erörtert worden iſt. Nächſtdem iſt es erfahrungsmäßig, daß ſämmtliche im Vorherigen beſchriebene Vögel ihre Scheu verläugnen, und meiſt außerordentlich gut aushalten, wenn man in einem Kahne (Schellig) ſitzend, ſtromaufwärts in ſchußrechter Entfernung vom Ufer hinfährt. Es gehört dann, nächſt einem guten Auge, nur einige Uebung dazu, den Vogel, während langſamen Fortruderns des Kahnführers, aufs Korn zu nehmen; denn ſelten wird er, ſtets an den Anblick des Fiſchers gewöhnt, aufſtehen (entfliehen), wohl aber oft ſich drücken und dann — beſonders die kleineren Arten — leicht überſehen werden.

Vorzüglichen Vortheil gewähren bei dieſem Jagdbetriebe für jede im Vorherigen beſchriebene Federwildart eigens abgeſtimmte Lockpfeifen, welche bei den Wildrufsdrehern beſſer zu haben ſind, als man ſie ſelbſt verfertigen kann. Wer es vermag, das Gelock aller dieſer Vögel,

---

*) Der Verf. übergeht hier die Gattung Cursorius, indem er ſich auf das bezieht, was darüber und über die einzige, noch dazu höchſt ſeltene und unvollkommen bekannte Art derſelben S. CCC f. der Einleitung ſich findet.

mit dem Munde pfeifend, recht genau nachzuahmen, kann der künſtlichen Pfeifen entbehren.

Bei der Anhänglichkeit faſt aller hierher gehörigen Federwildarten an ihres Gleichen glaubt der Verf. — jedoch ohne bisher eigne Verſuche darüber angeſtellt zu haben — daß folgende Methode, welche ſich auf die, nach Cetti, in Sardinien übliche*), gründet, dem beabſichtigten Zweck, ſelbige ſchußrecht heranzuziehen, entſprechen müſſe:

Man ſuche ſich nehmlich einen lebenden Regenpfeifer, vorzüglich einen Saatvogel (Goldregenpfeifer), deſſen Gelock am beſten iſt, im Nothfall auch nur einen ausgeſtopften, zu verſchaffen. Dann richte man in Gegenden, wo Zug und Einfall gut iſt, eine Hütte ſo ein, wie die im folgenden Paragraphen, beim Heerd, zu beſchreibende. Etwa dreißig bis vierzig Schritt von derſelben entfernt, bringe man ein Klipprohr an, welches dem gleichfalls im nächſten Paragraphen näher zu erwähnenden gleich iſt. An dieſem befeſtige man frühe vor Anbruch des Tages den Lockvogel und verberge ſich, mit richtig geſtimmten Lockpfeifen verſehen, im Hüttchen. Wenn die auf dem Zuge befindlichen, oder in der Nachbarſchaft liegenden Uferlaufvögel laut werden, fange man, wenn der Rohrvogel nicht antworten will oder kann, mit der Pfeife zu locken an, und bewege vermittelſt der Zugleine von Zeit zu Zeit das Rohr.

Sobald andere Regenpfeifer, beſonders Saatvögel und Morinellen, dies hören und ſehen, werden ſie heraneilen und flugweiſe, in ſo gedrängten Haufen, in der Nähe des Rohrvogels einfallen, daß man oft, jedoch unter gehöriger Vorſicht gegen Verletzung des Lockvogels, mehrere Stück auf einen Schuß im Sitzen wird erlegen können. Ein zweiter iſt hiernächſt vom geübten Schützen gewiß noch mit gutem Erfolge auf die, die todten und verwundeten umſchwärmenden, anzubringen.

---

*) S. deſſen Naturgeſchichte von Sardinien Bd. 2. S. 264 (in der Ueberſetzung).

§. 12.

In Gegenden, wo der Regenpfeiferzug und Einfall beſonders ſtark iſt, lohnt es die Mühe, einen eignen Heerd zum Fange einzurichten.

Gleich im Frühlinge, oder doch zu Anfange des Sommers werden hierzu mehrere Plätze, von dem zur Anlage des Heerdes erforderlichen Umfange, auf Brachäckern oder näſſigen Lehden umgepflügt, wenn der Boden ſchlecht iſt, mit guter Erde überfahren, dann tüchtig gemiſtet und der Miſt untergegraben. So oft Grünes aufſproßt, wird das Umgraben wiederholt. Gegen die Stellzeit aber, welche im September anfängt und bis Froſt eintritt, fortdauert, läßt man Alles ruhen, auch wohl die Heerdſtellen zu verſchiedenen Zeiten mit Johannisroggen (Staudenkorn, Secale cereale multicaule) beſäen, damit Regenwürmer und Inſekten nach dem verfaulten Miſte ſich hinziehen und damit das Grüne aufſproſſen kann.

Während der Stellzeit muß man ein Stück Land um dieſe Heerdplätze herum oft friſch umpflügen laſſen; denn dadurch werden die Brachvögel zum Einfall auf den grünen Fangſtellen deſto mehr gereizt, weil ſie auf friſch beſtellten Feldern nicht gern ſich aufhalten.

Noch bemerke man, daß die Heerdſtätten in verſchiedenen Richtungen anzulegen ſind, um, der Wind mag aus einer Himmelsgegend herkommen, aus welcher er will, immer auf einem ſtellen zu können, wo die Luft nicht von der Seite, ſondern von hinten oder von vorn auf die Schlagwände hinweht, indem dieſe außerdem weniger raſch zuſchlagen. Am beſten iſts, wenn einer gegen Abend, der andere gegen Mitternacht und ein dritter gegen Oſtſüd gerichtet liegt.

Vierzig Fuß von den Heerdplätzen entfernt werden hierauf ſo tiefe Hüttenlöcher ausgegraben, daß der Vogelſteller, wenn er auf dem unten rings herum ſtehenbleibenden Rande ſich niederſetzt, bis über den Kopf bedeckt iſt, ihnen auch ſo viel Weite gegeben, daß der Fänger

beim Rucken ſich hinlänglich und mit erforderlicher Kraft bewegen kann.

Oben, über dieſen Löchern ſteckt man flachgekrümmte, genugſam ſtarke Spriegel ein, überdeckt ſie mit leichtem Miſt und beſtreut dieſen mit Erde. Der Eingang wird hinten, das 8″ breite und hohe Ruckloch vorn, auch an jeder Seite eine kleine Oeffnung zum Beobachten angebracht. Um den Eingang zu verbergen, mache man ein Vorſetzthürchen von leichten Bretern, nagele an allen vier Seiten etwa 1″ hohe verwitterte Leiſten an und ſchlage die dadurch entſtehende Vertiefung mit naſſem Lehm aus, welcher mit etwas Hammerſchlag vermiſcht iſt.

Mit Schlagwänden, welche aus gutem, möglichſt fein geſponnenem, erdgrau gefärbtem Hanfzwirn ſpiegelig geſtrickt werden, deren Gemäſch ſo enge iſt, daß die kleineren Brachvögel nicht durchfahren können, welche viereckicht ausgezogen, 30′ lang und 6′ breit, auch, ohne Buſen, an 6′ langen Schlagſtäben angebunden, an denen ferner genugſam ſtarke 44′ lange Oberleinen, und 34′ lange Unterleinen eingezogen ſind; ingleichen mit den zur Einrichtung jedes Heerdes erforderlichen Lorven, Hefteln und übrigem Zubehör verſehen, begibt man ſich, ſobald der Herbſtzug angeht, auf die Stellplätze, und bringt alle ſo weit in Stand, daß man in der Folge ſtellen kann, auf welchem man will. Eben daſſelbe Verfahren, welches im dreizehnten Kapitel dieſer Abtheilung bei Verfertigung des Lerchenſpiegelheerdes vorgeſchrieben ward, findet auch hier ſtatt.

Soll nun der Fang vorgenommen werden, ſo verfügt ſich der Jäger frühe vor Tage, unter gehöriger Berückſichtigung des Windſtandes, auf den ſchicklichſten Heerdplatz, ſtellt da die Garne auf, zieht die Ruckleine, auf dem Erdboden hin, durch die im Vordertheile der Hütte befindliche Oeffnung und ſchleift innerhalb derſelben den Knebel ein.

Auch hier ſind alte Goldregenpfeifer (Saatvögel) zum Gelock vorzüglich anzuwenden; doch iſt es beſſer, wenn man von jeder Art der ſich zeigenden Brachvögel einen guten Lockvogel hat, wozu ſich nicht jedes Indivi-

duum eignet. Von dieſen werden dann auf jeder Seite des Heerdplatzes, zwiſchen den Wänden, nicht weit von der Unterleine und gleichweit von einander entfernt, zwei bis drei Stück, als Läufer, durch 12″ lange Schnuren, die vermittelſt eines Pflöckchens an der Erde zu befeſtigen ſind, an dem Faden, mit welchem die Flügelſpitzen und der Schwanz der Vögel vorher zuſammengebunden wurden, angefeſſelt.

Das Klipprohr*) wird eben ſo geſtellt, der Rohrvogel und die Zugleine auch eben ſo daran befeſtigt, wie dazu früher, beim Lerchenſpiegelfange, Anleitung gegeben worden iſt.

Bis man in Beſitz von lebenden Lock- und Rohrvögeln kommt, muß die Stelle derſelben durch ausgeſtopfte erſetzt werden.

Sollte der Fall eintreten, daß ſtarker Windzug von einer Seite des Heerdes her die dem Winde mit der Oberleine entgegenliegende Wand beim Rucken zu ſchnell aufhöbe, die andere aber zurückhielte; ſo wird an jedem obern Knopf der an erſterer befindlichen Schlagſtäbe ein anderthalb Pfund ſchwerer, mit einem Netz umgebener Stein angebunden; an dem vordern Schlagſtabe der letzteren hingegen das daran befeſtigte Ende der Ruckleine mit ganzen und halben Schleifen ſo oft am Knopf umgeſchlungen, bis beide in einem und demſelben Augenblicke beim Rucken zuſammenſchlagen.

Iſt alles zum Fange vorbereitet; ſo lockt der in der Hütte verborgene Jäger, wenn er Brachvögel ſieht oder hört, ihren Laut mit der Pfeife nachahmend, zuerſt. Hat er ſchon lebendige Läufer; ſo werden dieſe zugleich mit laut werden.

Sobald hierauf Gäſte im Fluge ſich nahen, wird das

---

*) Das Klipprohr wird ſo, wie das am angezeigten Orte beſchriebene, nur etwas ſtärker, verfertigt, und damit es ſich beim Anziehen oder beim willkührlichen Flattern des Rohrvogels nicht überſchlage, vermittelſt einer 9″ langen, etwa 2″ vor dem Bügel, am Rohre angebundenen Schnur in der Erde angepflöckt.

Klipprohr durch die Zugleine gehoben, der daran flatternde Vogel dann langſam wieder niedergelaſſen, und ſobald etwas auf dem Heerde einfällt, raſch geruckt.

Genau müſſen übrigens die Lockvögel und der Rohrvögel vor den Ueberfällen der nach ihnen immer ſehr lüſternen Raubvögel bewacht werden. Deshalb iſt es nöthig, daß der Jäger ſtets eine geladene Flinte neben ſich ſtehen habe.

Auf den Regenpfeifer- (Brachvogel-) Heerd geht der Steinwälzer nur ſelten, von den §. 5 bis §. 10 angeführten Uferlaufvögeln, welche das gebaute Feld nicht beſuchen, keiner.

Zum Fange des Strandreuters und des (Auſternfiſchers) geſcheckten Lyvs brachte der Verf. in der erſten Ausgabe dieſes Handbuchs kleine Tellereiſen und Trittſchlingen in Vorſchlag. Rückſichtlich des Strandreuters bemerkt Hr. Fiſcher im Sylvan 1819 a. a. O. mit Recht, daß die genannten Fangmethoden wohl kaum mit Erfolg anwendbar ſeyn möchten. Der Verf. fügt hinzu, daß dies vielleicht auch nur ſelten beim geſcheckten Lyv der Fall ſeyn dürfte.

Was jedoch die von Hrn. Fiſcher für den Strandreuter an die Stelle der Tellereiſen und Trittſchlingen geſetzten Schlagnetzapparate anbelangt, ſo wird, da dieſer Vogel zu früh fortzieht, um unter Entenſchlagnetzen zufällig mit gefangen werden zu können, die Anwendung derſelben kaum der Mühe lohnen.

Schußerlegung vom Kahne aus (ſ. o.) und vorſichtiges Beſchleichen mit der Flinte wird ſonach bei dieſem, wie bei allen und beſonders bei den ſeltenen Uferlaufvögeln, allein dem Jäger übrig bleiben.

Sechzehntes Kapitel.

Von den Kiebitzen.

§. 1.

Sie gehören nach allen Eintheilungsmethoden in die Ordnung der Sumpfvögel. Nach Linné wurden ſie zu der Gattung Tringa als Art gerechnet, bis in neuerer Zeit Bechſtein, Meyer, Temmink und Andere ſo viel Ausgezeichnetes an dieſen Vögeln auffanden, daß ſie zu einer beſondern Gattung, Vanellus genannt, erhoben wurden. Temmink hat dieſe Gattung in zwei Familien zerfällt, obwohl in jede derſelben nur eine in Europa vorkommende Art gebracht werden konnte (ſ. Einl. S. CCCI. Gatt. 51. S. CCCIII. Fam. 1 und S. CCCIV. Fam. 2). Und allerdings ſind die a. a. O. aufgeſtellten Temminkiſchen Unterſcheidungszeichen ſo triftig, daß der Verf. dieſe Unterabtheilung adoptiren zu müſſen glaubte.

§. 2.

Der ſchwarzbunte Kiebitz (Vanellus melanogaster, *Meyer* et *Bechst.* *), Tringa squatarola, *Gm. Linn.* **), Tr. helvetica) ***) beſucht als Zugvogel die gemäßigten Erdſtriche von Europa, Frankreich — beſonders das mittägliche — häufiger, als

*) Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 356 (2te Aufl.); Meyers Taſchenb. II. 401. Nr. 2; *Temmink* Man. d'ornith. p. 345.

**) *Gm. Linn.* syst. I. p. 682. sp. 23.

***) *Gm. Linn.* syst. I. p. 676. sp. 12.

Teutſchland und hier wieder das mittägliche und mittlere öfter, doch faſt immer nur im Herbſte, als das nördliche. Er hält ſich mit ſeines Gleichen flugweiſe zuſammen, ſcheint auch die Geſellſchaft des Goldregenpfeifers zu lieben.

Die Beſchreibung dieſes Vogels, nach den an demſelben durch die doppelte Mauſer bewirkten und beim Jugendkleide wahrnehmbaren Gewandesabänderungen iſt in der Einleitung, S. CCCIII, geliefert worden.

Rückſichtlich des Jugendkleides iſt zu bemerken, daß am 30ſten Sept. 1810 ein junger Vogel dieſer Art bei Offenbach am Maine geſchoſſen und von Hrn. Meyer unterſucht wurde, an welchem die ganze Bruſt roſtgelb überflogen war (ſ. Ann. der Wett. Geſellſch. Bd. 2. Heft 2. S. 352).

Dieſer Kiebitz ſoll, nach Hrn. Meyer, ſein Geheck in den ſüdlichen Gegenden Rußlands, nach Hrn. Temmink und Oken im hohen Norden machen.

In Teutſchland fällt er auf der Wanderung an moraſtigen Rändern der Flüſſe, Seen und großen Teiche (Weiher), auch auf näſſigen Wieſen und Brachäckern auf und nährt ſich von Regenwürmern, Land- und Waſſerinſekten. Seinen Laut bezeichnet Hr. Oken durch Glüäi! — Er iſt ſehr ſcheu und fliegt äußerſt ſchnell, auch unregelmäßig.

Ueber den Geſchmack des Wildbretes weiß der Verf. aus eigner Erfahrung nichts zu ſagen; doch iſt zu vermuthen, daß das von jungen Vögeln dieſer Art nicht weniger gut ſeyn wird, als das des jungen gehäubten Kiebitzes (ſ. §. 3).

§. 3.

Der gehäubte Kiebitz (gemeiner Kiebitz, Vanellus cristatus, *Meyer* *), Tringa vanellus, *Linn.*) **)

---

*) Meyers Taſchenb. II. S. 400. Nr. 1; Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) IV. S. 346; *Temmink* Man. d'orn. p. 347.

**) *Gm. Linn.* syst. p. 760. sp. 2; Bechſteins Handb. d. Jagdw.

iſt im ſüdlichen Europa, von wo ihn anhaltender Winter nicht vertreibt, wenn nicht Standvogel, doch nur Strichvogel. Im ſüdlichen Frankreich ſchon und in Italien wird er das ganze Jahr hindurch gefunden; in Egypten, Perſien, China und in andern heißen Ländern iſt er nur während der Wintermonate einheimiſch. In Teutſchland und in allen nördlicheren europäiſchen Ländern kommt er ſchon im März, erſt einzeln, ſpäter in nicht ſehr ſtarkzähligen Flügen, als Zugvogel an, bringt den Sommer daſelbſt zu, macht ſein Geheck, und zieht, nachdem er, ſchon vom Auguſt an, ſchaarenweiſe vergeſellſchaftet, von einem Orte zum andern herumgeſchwärmt iſt, im Oktober dem Winterwohnſitze wieder zu. Iſt die Sommerhitze ausgezeichnet groß, ſo geht er noch höher nordwärts als gewöhnlich — bis in die Gegend von Archangel, ſelbſt bis Island hinauf.

Im Frühlinge machen wahrſcheinlich diejenigen Vögel dieſer Art, welche im ſüdlichen Europa überwintern, durch eine nordwärts gerichtete Wanderung denen Platz, welche die Winterszeit unter heißeren Himmelsſtrichen anderer Welttheile zubrachten; dieſe hingegen erſetzen die Stelle jener und verbreiten ſich in den Mittelländern.

Die Beſchreibung des gehäubten Kiebitzes, ſowohl dem Geſchlecht, als dem Alter nach, iſt bereits in der Einleitung, S. CCCIV, geliefert worden. Zu bemerken ſind jedoch die zufälligen Abänderungen in der Gefiederfärbung. Man findet nehmlich je zuweilen Vögel dieſer Art, welche rein weiß ſich darſtellen; andere, bei welchen auf weiß-gelblichem Grunde alle in der a. a. O. gegebenen Beſchreibung bemerklich gemachten Farben nur ſchwach angedeutet ſind; öfter noch ſolche, an welchen ein oder der andere Körpertheil durch mehr oder weniger Weiß ausgezeichnet erſcheint.

Der Flug des gehäubten Kiebitzes iſt äußerſt raſch;

Th. 1. Bd. 2. Kap. 19; Winckells Handb. f. Jäger (1ſte Aufl.) Th. 2. S. 584. §. 11.

nie zieht er beträchtliche Strecken gerade aus, ſondern ſchlägt faſt unaufhörlich Haken nach allen Seiten, ſteigt und ſinkt auch eben ſo oft ungemein behende. Er läuft ſchnell, aber nur ruckweiſe, indem er dabei oft mit dem Kopfe nickt.

Wahrſcheinlich durch die öftere Beunruhigung beim Aufſuchen der Kiebitzeier noch mehr vorſichtig und ſcheu gemacht, als er es von Natur iſt, gelingt es im Freien dem Jäger höchſt ſelten, und ſelbſt wenn er, von einer Anhöhe oder in einem Graben gedeckt, ſich nähern kann, nur bei größter Behutſamkeit, ihn im Sitzen zu beſchleichen. Deſto dreiſter und unbeſonnener umſchwärmt er den vor dem Jäger ſuchenden Hühnerhund und ſticht nicht ſelten auf denſelben herab, beſonders im Frühlinge, wenn er vom Neſte oder von den noch nicht flugbaren Jungen verjagt wird. Um Hund und Jäger irre zu führen, bedient er ſich dann der, mehrern Federwildgattungen gemeinen, Liſt, dicht vor beiden herumfliegend, von dem Orte ſich zu entfernen, wo ſein Liebſtes verborgen iſt.

Durch öftere Aeußerung des ihm eignen Lauts, der ſeinen Namen ausſpricht, und zuweilen von einem kurzen heiſeren Quarren unterbrochen wird, gibt er ſeinen Kameraden, vorzüglich aber ſeinen Jungen, ein Warnungszeichen, ſich zu entfernen oder zu verſtecken, und letztere verſtehen ſelbiges, ſelbſt in der früheſten Jugend, ſo genau, daß ſie augenblicklich ſich zu verkriechen ſuchen, auch nicht eher wieder hervorkommen, bis die Gefahr vorüber iſt. Dies bemerken ſie daran, wenn die Alten ruhig neben ihnen einfallen und herumlaufen.

Der Sinn des Geſichts iſt an dem Kiebitze äußerſt fein organiſirt, und mit großem Vortheil ſucht er ihn zu benutzen, um vor Nachſtellungen ſich zu ſichern. Faſt nie verwendet er, ſelbſt im Fluge, das Auge von dem ſich nähernden Gegenſtande, und dies wird deſto eher möglich, da die Natur ihm mehr als andern Vögeln das Vermögen verlieh, Hals und Kopf nach allen Richtungen zu drehen und zu wenden.

Bei allem, was über deſſen Scheu und Liſt geſagt

worden, läßt er ſich doch, von klein auf eingeſchränkt und in der Nähe der Menſchen erzogen, leicht zähmen. Sein Hang zur Geſelligkeit erhellt nicht nur daraus, daß er vom Auguſt an bis zur folgenden Paar- und Brütezeit ſtets in ſtarken Flügen mit ſeines Gleichen ſich zuſammenhält, ſondern daß auch während der letztern mehrere Paare ihr Geheck auf einem kleinen Bezirke machen.

Gegen Ende des Monats März wird ſchon das Erwachen des Begattungstriebes bemerkbar. Männchen und Weibchen treiben ſich dann in den verſchiedenartigſten Schwenkungen mit einander tändelnd herum; doch ſcheint es dabei unter erſteren nie oder doch nur ſelten zu eiferſüchtigen Kämpfen zu kommen. Bald darauf legt das Weibchen in Moorgegenden oder naſſen Wieſen, auf Binſenhügel, Kaupen und Maulwurfshaufen, in eine kleine mit Grashalmen umlegte Vertiefung, drei bis vier ſchmutzig-olivenfarbene, häufig dunkelbraun und ſchwarzblau gefleckte Eier und brütet ſie in achtzehn bis zwanzig Tagen aus.

Alte Vögel dieſer Art machen gewöhnlich zwei Gehecke; alle aber legen mehreremal, wenn ihnen, was oft geſchieht, die Eier von Menſchen weggenommen, oder durch Wieſel, Iltiſſe, Sumpfottern, Raben und Krähen vernichtet und geraubt werden. —

Als wahre Sumpfvögel halten ſich die gehäubten Kiebitze meiſt immer auf Moorlehden, oder Moorheiden und ſenkigen Wieſen, an den nicht völlig überwäſſerten Teichrändern und auf naſſen Aeckern auf. In Waldungen, im dicht ſtehenden Gebüſch und in gebirgigen Gegenden (welche kein Sumpfvogel liebt) darf man ſie eigentlich nicht ſuchen; nur dann, wenn im März während ihres Zuges noch ſtarker Froſt und Schnee einfällt, trifft man ſie, ſei es in platten Gegenden oder Gebirgen, auf bruchigen Waldwieſen an, in ſo fern warme Quellen daſelbſt befindlich ſind.

Ihre Aeſung beſteht vorzüglich in Regen- und andern Würmern, doch nehmen ſie auch Waſſerſchnecken, Käfer und andere Inſekten an; zur Zeit ihrer Ankunft ſollen ſie ſich, nach Hrn. Bechſtein, auch mit Bagbungen,

Brunnenkreſſe und andern ähnlichen Waſſerpflanzen begnügen *). Eingeſchränkt müſſen ſie, anfänglich vorzüglich, mit Regenwürmern erhalten, auch nur nach und nach, wie die Brachvögel, zu dem Futter gewöhnt werden, welches §. 3 des funfzehnten Kapitels der gegenwärtigen Abtheilung angegeben worden iſt.

Außer dem Nutzen, welchen dieſe auf keine Weiſe ſchädlichen Vögel durch Minderung ſchädlicher Würmer und Inſekten im Naturhaushalte ſtiften, gewähren vorzüglich ihre aufgeſuchten Eier, welche von den Leckermäulern ſehr geſchätzt und gut bezahlt werden, manchem Armen im Frühlinge einen nicht unbeträchtlichen Geldzugang, der noch bedeutender ſeyn könnte, wenn man immer ein Neſtei liegen ließe und nach einigen Tagen die Neſter wieder beſuchte, weil der Vogel gewiß wieder dazu legen würde.

Die Lothringer haben ſo Unrecht nicht, wenn ſie ſagen: „Wer keinen Kiebitz gegeſſen hat, weiß nicht, was guter Wildbretsgeſchmack iſt.“ In der That ſteht es dem der Waldſchnepfen, beſonders im Herbſte, wo ſie ſehr fett zu ſeyn pflegen, wenig nach. Woher mag es wohl kommen, daß der Teutſche, bei all ſeiner Nachahmungsſucht, von den Italienern und Franzoſen noch nicht gelernt hat, dieſe geſunde und wohlſchmeckende Speiſe gehörig zu ſchätzen?

Und unſre jungen Greiſe, die ſo oft ihre Zuflucht zu den in Zeitungen auspoſaunten Confortativis nehmen; unſre mit Rheumatismen und Podagra geplagten Männer, die in ihrer Noth ſelbſt zu Hirten und alten Weibern ihre Zuflucht nehmen; und unſre mit Krämpfen und Hyſterie geplagten Weiberlein, die vergebens nach Mitteln haſchen, ſich Kraft und Stärke zu verſchaffen, um, den geſündern Frauen der alten Griechen gleich, in Gewändern, welche das Schöne oder nicht Schöne der faſt ganzen Körperform

---

*) Hr. Meyer hat Sumpfkräuter in deſſen Magen nicht gefunden, wohl aber kleiner Quarzkörner, ein Fall, der in der Regel nur bei ſolchen Vögeln ſtatt zu finden pflegt, welche vegetabiliſche Nahrungsmittel einzig oder zum Theil annehmen.

mehr als errathen laſſen, erſcheinen zu können, warum machen ſie nicht Verſuche mit öfterem Genuſſe des Wildbrets und der Eier vom Kiebitz? Ich wette darauf, daß, wenn ſie auch durch beides nicht hergeſtellt werden, ihnen doch weniger Nachtheile und nicht mehr Koſten von dem Gebrauch dieſes einfachen Hausmittels erwachſen, als wenn ſie täglich den vielleicht ſehr braven Arzt um Recepte quälen, und die für ſchweres Geld erkaufte Medicin mit Widerwillen verſchlucken! — Doch, im Ernſte, Kiebitzwildbret und Kiebitzeier ſollen in den vorher genannten Krankheiten zur geſündeſten Koſt gehören, ſogar Heilkräfte beſitzen.

§. 4.

Wenn der treffliche Vater Bechſtein — er verzeihe es, wenn ich ihm einen Namen beilege, den ich meinen Lehrern (und das war Er durch ſeine Werke mir) immer ſo gern gab — in ſeinem Handbuche der Jagdwiſſenſchaft ſagt: „ſie ſind leicht aus der Luft zu ſchießen, wenn ſie ſich kreisförmig um den Jäger herumſchwenken;" ſo halte er nachſtehende Abänderung der Worte zu gute, die der nicht ganz geübte Schütze gewiß unterſchreibt: es iſt leicht, nach ihnen zu ſchießen, wenn u. ſ. w., aber ſie ſind ſchwer zu treffen.

Schon die beſchriebene Unregelmäßigkeit und Schnelligkeit ihres Fluges läßt das ahnden; aber unendlich oft wird man dieſen Erfahrungsſatz beſtätigt finden, wenn — wäre auch die Flinte, der Regel nach, mit Schrot Nr. 5. geladen — in irgend einer andern Richtung, als von hinten zu, nach dem Vogel geſchoſſen wird.

Ich habe es unzähligemal geſehen, daß ſehr brave Schützen Feuer gaben, wenn der Kiebitz ſo flog, daß er den Kopf dabei nach ihnen hinrichten konnte, und faſt jedesmal fehlten ſie, weil, indem ſie abdrückten, der Vogel eine ſchnelle Wendung machte. —

In den Gegenden, wo das Wildbret der Kiebitze nach Würden geſchätzt wird, fängt man ſie im Herbſte auf eignen Heerden, deren Wände eben ſo beſchaffen ſind, wie

die beim Regenpfeiferheerde, und die auch eben ſo geſtellt werden (ſ. K. 15. §. 12. dieſer Abtheilung); nur müſſen die Garne und Leinen ſo gefärbt ſeyn, wie der Boden, auf dem ſie ausgeſchlagen werden.

Die ſchicklichſte Gegend zur Anlage des Kiebitzheerdes iſt die, in deren Nachbarſchaft dieſe Vögel im Herbſte flugweiſe einfallen, um Geäſe zu ſuchen.

Hat man alles frühe Morgens fangbar eingerichtet, einen lebenden Kiebitz als Rohrvogel und zwei bis vier als Läufer — im Nothfall kann man hierzu auch ausgeſtopfte (Bälge) nehmen — angebunden, ſo beſtreuet man den Heerdplatz zwiſchen den Wänden mit Regenwürmern. Dann begibt ſich der Fänger in die ſo weit als möglich entfernte Hütte; ein Paar Gehülfen aber gehen in der Gegend herum und treiben, ſehr behutſam und ohne Uebereilung, die dort liegenden Kiebitze dem Heerde zu. Erſt wenn eine hinlängliche Anzahl auf dem Futterplatze beiſammen ſind, muß gerückt werden; denn alle Mühe, die, welche in der Nähe ſich befanden und das Schickſal ihrer Kameraden wahrnahmen, wieder heranzutreiben, iſt nicht nur an dieſem Tage, ſondern auch an mehreren folgenden vergeblich.

Aus dieſem Grunde müſſen mehrere Heerdplätze eingerichtet werden, um abwechſeln zu können. —

In Frankreich ſoll man ſie auch, wie die Lerchen, durch das Drehen eines Spiegels in die Schlaggarne locken.

Laufdohnen, die man in den Moorgegenden, wo viele Kiebitze zu liegen pflegen, zwiſchen den Kaupen herumſtellt, können dazu dienen, dann und wann einen oder einige zu fangen, lohnen aber ſicher der Mühe und Beſchwerde, die mit der Anlage und dem täglichen Beſuchen verbunden iſt, um ſo weniger, da, wenn auch etwas eingeht, der Fuchs und Raubvogel dem Jäger gewiß meiſtentheils das Ausnehmen erſpart. —

Zweckmäßig, lukrativ und nachahmungswerth (in ſo fern vorher auf Vertilgung der Raubthiere und Raubvögel gehörige Sorgfalt verwendet worden) iſt die Fangart des (ſonſtigen) Hirten zu Emleben im Gothaiſchen, Na-

mens Pfasdorf. Hr. Bechſtein ſagt darüber in ſeinem Handbuche der Jagdwiſſenſchaft a. a. O. Folgendes: „er hatte ſeinen Hund ſo abgerichtet, daß er alle junge halbflügge Kiebitze in der Gegend aufſuchte und unbeſchädigt ihm zutrug. Jedem einzelnen wurde das erſte Flügelgelenk abgelöſ't, die wunde Stelle mit Schwamm gebrannt und der Vogel da, wo er gefangen war, in Freiheit geſetzt. Nach der Ernte ſuchte der induſtriöſe Hirt die an den Flügeln gelähmten Kiebitze mit ſeinem Hunde wieder auf, ließ ſie abermals fangen, trug ſie, getödtet, zur Stadt, und bekam ſolche, da ſie nun recht fett waren, gut bezahlt."

Alles, was in gegenwärtigem Paragraphen über die Jagd und den Fang des gehäubten Kiebitzes eigentlich nur hat geſagt werden können, wird vermuthlich auch auf den ſchwarzbunten (§. 2.) anwendbar ſeyn.

Siebzehntes Kapitel.

Von den zur niedern Jagd gehörigen Reihern.

---

§. 1.

Die Vogelgattung: Reiher, Ardea — mit Einſchluß der nach dem urſprünglichen Plane des vorliegenden Werkes, als zur hohen Jagd gehörig, im erſten Theile, S. 228 ff., bereits abgehandelten Art: Focke (Nachtreiher, Ardea nycticorax) — ſteht in allen ſyſtematiſchen Eintheilungen unter der Ordnung der Sumpfvögel.

Das Charakteriſtiſche dieſer Gattung iſt in der Ein-

leitung, S. CCCIX, befindlich. — Im Allgemeinen wollen wir von derſelben Folgendes bemerken:

Machten die Altvordern der Jägerzunft allerdings einen Mißgriff, wenn ſie — nach §. 26 der Einleitung — bei der Eintheilung der Jagd in hohe und niedere, ſämmtliche Reiher nicht allein zur hohen Jagd, ſondern ſogar zu dem edlen Wilde zählten — denn ſo arge Raubmörder, wie dieſe, verdienen das gewiß nicht! — ſo iſt doch der Fehler, welchen der in vielfacher anderer Rückſicht ehrwürdige, verewigte Burgsdorf bei dem Entwurf einer unſere Wildarten umfaſſenden Eintheilungsmethode *) ſich zu Schulden kommen ließ, indem er die Reiher, von denen keine einzige Art für die Küche ganz unbenutzbar iſt, das Wildbret mehrerer Arten aber ſogar zu den Leckerbiſſen gerechnet zu werden verdient — den aſchgrauen Reiher (Ardea cinerea, *Lath.*, A. major, *Linn.*), welcher kaum zum guteßbaren Wilde gehört, allein auf die Stufe der eßbaren ſtellte, dagegen aber nicht nur den Nachtreiher (A. nycticorax, *Linn.*), bei welchem der Wohlgeſchmack des Wildbretes von Einigen behauptet, von Andern dieſer zwar, aber keinesweges die Eßbarkeit überhaupt, abgeläugnet wird, ſondern auch den großen Rohrdommelreiher (Ard. stellaris, *Linn.*) und den kleinen Rohrdommelreiher (Ard. minuta, *Linn.*), deren Wildbret von ausgezeichnet gutem Geſchmack und, bei Jungen beſonders, höchſt zart iſt, auf die Stufe der uneßbaren Vögel herabſetzte.

Uebrigens kommen hier noch acht Reiherarten, als teutſche Vögel, in Betracht.

A. Dünnhalſige Reiher.

§. 2.

Der aſchgraue Reiher (gemeine Reiher, Ardea

---

*) Vergl. §. 77 der Einleitung zu vorliegendem Handbuche.

cinerea) *) iſt ein Zugvogel, der, zu ſeiner Zeit, faſt in allen bekannten Ländern der Erde, bis zum arktiſchen Kreiſe hinauf, angetroffen wird. Im mittlern und nördlichen Teutſchland ſchlagen ſich Alte und Junge in mehr oder weniger zahlreiche Flüge ſchon im September zuſammen. Dieſe ziehen mit Eintritt der erſten bedeutenden Nachtfröſte, meiſt im Oktober, wärmeren Gegenden zu, von wo aus ſie, auf dem Wiederzuge, im März oder April — je nachdem anhaltend milde Frühlingswitterung früher oder ſpäter eintritt — zu ihrem Sommerſtande zurückkehren. Einzelweſen dieſer Art überwintern bisweilen — die Winter mögen ſtrenge oder milde ſeyn — an offen bleibenden Stellen unſerer fließenden und ſtehenden Gewäſſer. Vermuthlich haben dieſe den Sommer über in den nördlicheren Gegenden zugebracht und dort, Krankheits halber oder zufällig, ſich verſpätet. —

Beſchreibung der über drei Jahre Alten, beiderlei Geſchlechts **): Ganze Länge 3′ 1—2″, wovon beinahe 6″ auf den Schwanz kommen; Breite von einer Flügelſpitze bis zur andern 5′; die zuſammengelegten Flügel reichen bis an die Schwanzſpitze. Der 5″ lange Schnabel — die hornfarbene Spitze ausgenommen, welche nur bei ſehr Alten die Farbe des übrigen Schnabels auch annimmt —, wie die nackten Zügel und der Augenſtern, goldgelb. Die Ständer (Füße) bis zum Knie vorn geſchildert, hinten netzförmig behäutet, und, nebſt den Zehen, dunkelbraun, oder dunkelbraun röthlich überflogen, der 3″ hoch nackte Theil der Schenkel oberhalb des Knies ziegelroth von Farbe.

Die Stirn weiß befiedert, eben ſo der Vorderkopf, auf welchem die Federn ſich hollenartig verlängern; Hinterkopf und ein über den Augen ſich hinziehender Streif

---

*) *Latham* ind. ornith. II. p. 691. sp. 54; Bechſteins Handb. d. Jagdw. Th. 1. Bd. 2. Kap. 94; deſſelben Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) IV. S. 10; Meyers Taſchenb. II. 332. Nr. 1; Winckells Handb. f. Jäger (1ſte Aufl.) Th. 2. S. 597.

**) Bei allen Reihern findet zwiſchen dem Männchen und Weibchen kein weſentliches und ſtandhaftes Unterſcheidungszeichen ſich vor.

ſchwarz. Am Nacken herab liegen die aus dem Hinterkopfsgefieder hervorgehenden, zugeſpitzten, ſchwärzlichen, langen Straußfedern, von denen bei ſehr Alten die zwei längſten oft 6'' meſſen. Der Hinterhals erſcheint weiß in Grau ſchillernd; der Rücken aſchblau. Vom Mittelrücken und von den Schultern legen ſich — als ſchönſte Zierde — ſilberweiße lange, ſchmale, vorn ſpitzzulaufende Federn, von denen die längſten 5 bis 6'' Länge, aber nur 4''' Breite halten, über die Flügel herab. Die Schwanzdeckfedern, nebſt den Steuerfedern ſind dunkelaſchgrau; etwas dunkler noch die obern Flügeldeckfedern. Von den Schwungfedern die vordern ſchwarzblau, die erſten an der äußern ſchmalen Fahne weiß; die hintern den Steuerfedern gleichgefärbt. Die ſackartig erweiterte Kehle reinweiß; von der Gurgel bis zur Hälfte der Bruſt fallen verlängerte, ſcharf geſpitzte ſilberweiße, mit ſeitwärts gekehrten ſpitzwinkeligen ſchwarzen Flecken gezeichnete Federn herab. Der ganze Unterleib, mit Einſchluß der Afterfedern, erſcheint weiß, bis auf einen von den Bruſtſeiten über die Flanken ſich hinziehenden, hinterwärts immer ſchmaler werdenden ſammetſchwarzen Streif. Die untern Flügeldeckfedern ſind grau, weiß verwaſchen; die Schenkel, ſo weit ſie Federbedeckung haben, auf der Vorderſeite weiß, auf der Hinterſeite grau *).

Jugendkleid, bis zur dritten Mauſer: Ganze Länge 3', Breite 4' 9 bis 10''; Oberſchnabel ſchwärzlichbraun, mit bräunlichgelben Flecken, Unterſchnabel gelb; nackte Zügel grünlichgelb; Augenſtern gelb; Ständer bis zum Knie ſchwarzgrau (dunkel ſchieferfarben); nackter Theil der Schenkel gelbbräunlich.

Die Straußfedern am Hinterkopfe bei Einjährigen faſt noch gar nicht merklich, bei zwei- und dreijährigen verhältnißmäßig verlängert, doch ſtets noch bei weitem

---

*) Dies iſt der früherhin von Linné bis auf Naumann, von den meiſten Ornithologen, auch vom Verf. für eine beſondere Art gehaltene große Reiher, Naumanns Vögel III. S. 120. T. 25. F. 34; Ardea major, *Gm. Linn.* syst. I. p. 627. sp. 12; großer weißer Reiher, Winckells Handb. für Jäg. (1ſte Ausg.) II. S. 623. §. 4.

kürzer, als bei den Alten; die langen, ſchmalen, ſilberweißen Federn am Mittelrücken und an den Schultern gänzlich fehlend.

Rücken, Schulter- und obere Flügeldeckfedern aſchgrau, weiß und bläulich im Gemenge; Schwingen und Afterſchwingen bläulich ſchwarz, Flügelränder weiß mit zimmetbraunen Federſäumen; Stirn und Vorderkopf aſchgrau; Kehle weißlich; Vorderhals und Bruſt hell aſchgrau, mit vielen blauſchwarzen Flecken *).

Zufällige Abänderung: Ueberall weißlich, faſt ganz weiß. Verwechſelung dieſer — wie bei allen Ufer-, Sumpf- und Waſſervögeln — höchſt ſeltenen Spielart mit dem jungen großen Silberreiher (Ard. egretta, — ſ. u. §. 4.) wird leicht vermieden werden können, wenn man auf die bei letzterem an den Schenkeln viel höher hinaufgehende nackte Haut aufmerkſam iſt.

Der lange Hals beſteht aus vielen Gelenken. Zur Erleichterung des Fluges, als Vertheidigungswerkzeug, vielleicht auch deshalb, damit der Reiher den Thieren, welchen er nachſtellt, unkenntlicher werde, erhielt er das Vermögen, den Hals auf eine nur dieſem Vogel eigene Weiſe zuſammenzulegen. Indem nehmlich aus den untern Gelenken ein vorn kropfähnlich hervortretender Bogen gebildet wird, ſtützen die folgenden hinter der Schultergegend ſich auf den Rücken. Von hier aus erfolgt die zweite Biegung nach vorn zu, ſo daß der Kopf, welchen der Vogel nach den Seiten auch ſchräg und ſenkrecht aufwärts richten kann, auf dem untern, rückwärts geſchlagenen Theile ruht. In dieſer Lage befindet ſich der Hals, wenn der Reiher fliegt, ſchläft oder ſonſt in voller Ruhe iſt, immer; dabei aber beſitzt er das Vermögen, den Hals höchſt ſchnell auszuſtrecken, und gleichſam hervorſchießen zu laſſen, und er benutzt dieſes Vermögen mit eben ſo vieler Gewandtheit als Kraft, wenn es auf Rauberhaſchung oder Selbſtvertheidi-

---

*) Dies iſt Ardea cinerea, *Gm. Linn.* syst. I. p. 627. sp. 11; der (gemeine) graue Reiher, Naumanns Vögel III. S. 110. T. 24. F. 33.

gung ankommt. In letzterem Fall hat Menſch und Thier Urſach, ſeine Augen zu wahren. Gefahr ahndend, und in ſo fern der Reiher derſelben durch die Flucht nicht mehr zu entgehen vermag, mitunter auch — wie es ſcheint — dann, wenn es darauf ankommt, ſeinem Raube ſich unkenntlich zu machen, ſteht er, mit ſenkrecht aufgeſtrecktem ganzen Halſe, Kopfe und Schnabel, unbeweglich ſtill und erſcheint ſo einem kegelförmig zugeſpitzten Pfahl oder Aſt nicht unähnlich. In dieſer Stellung gewahret das gehörig aufmerkſame und geübte Jägerauge den Reiher — eben ſo oft und öfter noch wird er überſehen —, wenn er, die ihm ſonſt in vorzüglichem Grade eigene Scheu verläugnend, des Morgens bei Sonnenaufgang — aber auch nur dann — auf dem obern Seitenaſt, ganz in der Nähe des Schaftes einer, nicht weit von fiſchreichem Gewäſſer entfernten alten Eiche, der Ruhe pflegend, angetroffen wird.

Das Rumpfſkelett des Reihers iſt zuſammengedrückt und bei weitem kleiner, als es, bei ſeiner ziemlich ſtarken Wildbrets- und noch ſtärkeren Gefiederbedeckung zu ſeyn ſcheint.

Im Gange bewegt ſich dieſer Vogel langſam, ſo zu ſagen bedächtig; im Fluge, wegen ſeiner großen und breiten Flügel, nicht ſchnell und ſchwerfällig. Wenn er ſich von ſeinem Standorte in die Luft erheben will, ſo nimmt er mit zwei oder drei Sprüngen Anlauf. Iſt große Gefahr bei einigem Verzuge für ihn nicht vorhanden; ſo ſtreicht er ſelten gleich gerade fort, ſondern beſchreibt meiſt erſt einen Kreis. Oefters, beſonders im Frühlinge, ſteigt er in einer ſich fortwährend verengernden Schneckenlinie immer höher und höher bis zu den Wolken hinauf. Indem er beim Fluge den Hals, ſo wie oben geſagt, zuſammenlegt, ſtreckt er die Ständer in faſt horizontaler Richtung nach hinten aus. Durch einen Schuß oder durch ein anderes Getöſe erſchreckt, läßt er ſie auf Augenblicke weniger oder mehr ſinken, wobei der Körper das Gleichgewicht zu verlieren ſcheint, und jedesmal eine nicht geringe Menge von dünnflüſſigen, weißgefärbten Exkrementen dem After entfällt.

Der Reiher äuget und vernimmt (ſieht und hört) ſehr ſcharf und iſt höchſt aufmerkſam auf alles, was um ihn her vorgeht. Daher kommt es, daß er ſeinen abgeſagteſten Feind, den Jäger, wenn dieſer die Kunſt des Anſchleichens nicht mit größter Um- und Vorſicht übt, oder den oben erwähnten kurzen Zeitpunkt bei Sonnenaufgang, und die dort angeführten übrigen Verhältniſſe nicht gehörig benutzt, in großer Ferne ſchon gewahret, und ihm dann viel früher entflieht, als deſſen Geſchoß ihm gefährlich werden kann. Böſen Muth und Kühnheit zeigt der Verwundete bei der Selbſtvertheidigung gegen Menſchen, Hunde und Falken, indem er, auf dem Rücken liegend, ſeines Schnabels mit vieler Gewandtheit ſich bedient, um dem Feinde beſonders an den Augen Schaden zu thun. Uebrigens iſt ihm — menſchlich vom Vogel zu reden — ein ſtilles, leidenſchaftsloſes, faſt trauriges Temperament, bei dem allen aber ein nicht geringer Hang zur Geſelligkeit mit ſeines Gleichen, in höherem Grade noch Liebe zu den Jungen, eigen.

Schlauheit beweiſ't er vorzüglich dadurch, daß er, am Gewäſſer nach Raub auf der Lauer, am Tage der Sonne, zur Nachtzeit dem Monde ſich gegenüber ſtellt, damit ſein Schatten rückwärts fallen muß, weil ſonſt die Fiſche dieſen ſchon eben ſo fliehen würden, wie der Reiher ſelbſt, den Schatten des Menſchen gewahrend, der oft nur ſcheinbaren Gefahr zu entrinnen nicht ſäumt.

Er äußert eine beſondere Furchtſamkeit beim Gewitter (ganz gegen das Naturell anderer Ufer-, Sumpf- und Waſſervögel, die deſſen ſich vielmehr zu freuen ſcheinen), indem er bei jedem Blitz und Donner, auf ſeinem Standort ſpringend, mit den Flügeln ſchlagend und ſchreiend ſich einige Schuh über den Boden erhebt, ſogleich aber wieder einfällt; bei mehrerer Annäherung des Gewitters unaufhörlich ſchreiend, in der Luft und über dem Gewäſſer kreiſend, herumſchwebt.

Sein Laut iſt widrig kreiſchend. Er ertönt nur, wenn der Vogel im Fluge begriffen iſt und öfter, als ſonſt zur Abendzeit. Aehnlicher, als der Laut vieler anderer

Vögel durch Worte bezeichnet werden kann, ſind dem des Reihers, die Worte: Kräik! und (mitunter) Krüth! genauer verſinnlichen ihn jedoch die nichts weniger als angenehmen Töne, welche Kinder hervorbringen, wenn ſie auf einer Gänſegurgel blaſen; mindeſtens kann derſelbe vermittelſt dieſes kunſtloſen Inſtruments ſehr täuſchend nachgeahmt werden.

Der Reiher erreicht ein ausgezeichnet hohes Alter. Man nahm dieſes, als die Reiherbaize noch eine der Hauptbeluſtigungen vieler großen und kleinen Herren ausmachte, an Ringen wahr, mit welchen man die Ständer von gebaizten Reihern umlegt fand, und auf welchen Jahr und Tag eingegraben ſich zeigte, in und an dem derſelbe Reiher ein halbes Jahrhundert zuvor, auch noch früher, in die Hände der Falkoniere und ihrer Gebieter gerathen war.

Der aſchgraue Reiher wird in Gebirgsgegenden häufiger angetroffen, als in ebenen Landſchaften. Am liebſten hält er überall da ſich auf, wo in der Nachbarſchaft großer Seen, Teiche (Weiher) und Flüſſe Baumwaldungen und in dieſen beſonders ſehr alte, durch ſogenannte Hornzacken (gänzlich entblätterte und entrindete Kronenäſte) Abſtändigkeit oder doch Rückgängigkeit bezeichnende Eichen und Buchen befindlich ſind. —

Bald nach der Ankunft auf dem Sommerſtande erfolgt die Paarung, dann der Horſtbau, oder auch das Gelege des Weibchens in einen alten Horſt. Dieſer ſteht auf hohen Eichen, Buchen, Erlen, Kiefern, Fichten ꝛc. (meiſt jedoch auf Laubholzbäumen, an ſumpfigen Orten). Er iſt groß und flach, hat einen Rand und eine Grundlage von ſtarken und dünnen Reiſern und wird inwendig mit trockenem Schilf, Waſſergras, Wolle und mit Federn ausgefüttert. Da hinein legt das Weibchen drei bis vier ſchön meergrüne Eier, welche denen der Haushühner an Größe gleich ſind und, nach Bechſtein, in 25 Tagen, nach Naumann, in drei Wochen ausgebrütet werden. Beide Alte tragen den Jungen kleine Fiſche in dem Kehlſack zu und ſpeien ihnen ſelbige zum Futter ſo lange vor, bis zur Flugbarkeit. Dann ſtreifen die Jungen vereinzelt an benach-

barten fiſchreichen Gewäſſern umher, bis ſie im September, wie oben geſagt, mit Alten in Flüge ſich zuſammenſchlagen, um ſo in Geſellſchaft die Herbſtwanderung zu machen. Lieblingsfraß iſt und bleibt für den Reiher zu jeder Jahreszeit und in jedem Alter Fiſchbrut aller Art, vorzüglich die von Karpfen und Forellen; doch verſchmäht er auch kleine Hechte und Aale nicht.

Sowohl in mondhellen Nächten als am Tage betreibt er das Mordräuberhandwerk an ſeichten Ufern fließender und ſtehender Gewäſſer auf folgende Weiſe: Er wadet höchſt geräuſchlos bis an den befiederten Theil der Schenkel in das Waſſer. Auf einer und derſelben Stelle bleibt er da, mit zuſammengelegtem Halſe und ſo gerichtetem Kopfe, daß nichts von dem, was um ihn herum im Waſſer ſich regt, ſeinem gierigen Blicke entgehen kann, unbeweglich ſtehen, bis mehrere kleine Fiſchchen zufällig, oder durch öfteres Fallenlaſſen der Exkremente von Seiten des Fiſchreihers gelockt *), ihm genüglich nahe kommen. Stehen dieſe hoch im Waſſer, ſo läßt der Reiher blitzſchnell und ohne daß ein Geräuſch dadurch entſteht, ſeinen Schnabel auf eines derſelben hinſchießen; ſtehen ſie tiefer, ſo lüftet er die Flügel ein wenig, fährt, im Moment des Hals- und Schnabelhervorſchießens und mit vernehmlichem Plumplaut, bis an die Flügel ins Waſſer und erhaſcht ſo ſeine Beute. Selten, faſt nie, ſein Ziel verfehlend, bringt er das Fiſchchen, in der Mitte gefaßt, heraus, wendet es dann ſehr behende, vermittelſt der Zunge ſo, daß der Fiſchkopf nach dem Reiherrachen hin ſich richtet, und verſchlingt, ohne von den Floſſen behindert zu werden, ſeinen Raub ganz und ohne weiteres. Es ſcheint ſogar, als ſcheuten die beim erſten Fange verſchont gebliebenen Fiſche ihren Feind nur wenig; denn oft vergehen kaum Minuten bis zur Wie-

*) Der alten Fiſcher- und Jägerſage, daß durch den Glanz und die Witterung (den Geruch) der Reiherſtänder die Fiſche angelockt werden ſollen, wird ja wohl jetzt Niemand Glauben noch beimeſſen. Jedermann weiß, daß die Fiſche Exkremente jeder Art gern verſchlucken; wo aber ein ſo natürlicher Köder vorhanden iſt, bedarf es der Annahme eines fabelhaften nicht.

derholung deſſelben. In Ermangelung dieſes Lieblingsfraſſes nimmt der aſchgraue Reiher mit Waſſerinſekten, Fröſchen, Froſchlaich, Feld- und Waſſermäuſen, kleinen Muſcheln und Schnecken vorlieb, verſchmäht auch — ſelbſt, wie es ſcheint, im wilden Zuſtande — kleine, beſonders junge Vögel nicht. Im Nothfalle kann er ungemein lange der Nahrung entbehren, ohne zu verhungern.

Jung aus dem Horſte genommene laſſen ſich leicht zähmen und mit Fleiſchabgängen, Haſengeſcheide, Gedärm von zahmem und wildem Geflügel erhalten. Auch ſorgen ſie auf dem Hofe bald ſelbſt mit für ihren Unterhalt, durch das Wegfangen von Mäuſen, Sperlingen und Ammern, denen ſie, an Reiſighaufen mit zuſammengelegtem Halſe unbeweglich ſtillſitzend, auflauern.

Alte und Junge ſind im September ſehr fett; das Wildbret aber hat, auch bei Jungen, ſelbſt mit Eſſig gebeizt und in Paſtetenform, einen — für den Verf. wenigſtens — faſt unausſtehlich thranigen Geſchmack.

Für oder wider den von Andern geprieſenen Wohlgeſchmack der Eier kann der Verf. aus Erfahrung nicht ſprechen.

In der längſt abgelaufenen goldenen Zeit der Federſchmücker wurden die langen Kopf-, Hals- und Bruſtfedern häufig zum Putz verarbeitet.

Einen vorzüglich guten Köder an die Fiſchangel ſoll man erhalten können, wenn ein ganzer Reiher dieſer Art, ſammt Gefieder und Geſcheide in kleine Stücken gehackt, in Waſſer gekocht, das Fett abgeſchöpft, und mit Semmelkrumen und Rindsblut zu einem Teig zuſammengeknetet wird. —

Zu den Vorzügen der neuen Zeit vor der alten gehört es, daß die Großen und Reichen der Erde, die in hohem Maaße überwiegende Schädlichkeit ſämmtlicher Reiher gehörig würdigend, die denſelben ſonſt angediehene allgemeine Hege aufgehoben, und dem Vergnügen der Reiherbaize, welches mit dem dadurch veranlaßten Aufwande in gar argem Mißverhältniſſe ſtand, entſagt haben.

Löblich und recht hingegen iſts, wenn und wo die Mühe, welche der dienſtleiſtende Jäger auf möglichſte Verminderung der Reiher, vorzüglich der dünnhälſigen, verwenden ſoll und muß, durch hinlänglich hohe Auslöſungsentrichtung für die Ständer belohnt wird.

§. 3.

Der Purpurreiher (Bergreiher, Ardea purpurea, *Linn.*) iſt, ſo viel hierüber bis jetzt bekannt, am ſchwarzen und kaspiſchen Meere, an den Seen der großen Tartarei und am Fluſſe Irtiſch einheimiſch, und wird dort allerwärts in Menge angetroffen. Immer ſelten, einzeln und faſt einzig im Auguſt und September, kommt er an der Donau, am Rhein und Main, zuweilen auch an Landſeen des ſüdlichen und mittleren Teutſchlands vor. Er wurde ſogar auf den höchſten Bergen des thüringer Waldes, an ſumpfigen Stellen, angetroffen.

Hier folgt eine etwas ausführlichere Beſchreibung dieſes ſchönen Vogels, als die in der Einleitung, S. CCCX, gelieferte, nach Temmink.

Sehr Alte beiderlei Geſchlechts *): Länge 2′ 9 bis 10″; Breite 4′ 2 bis 3″. Schnabel und nackte Zügel ſchön gelb; Augenſtern orangegelb; Hintertheil der Fußwurzel, Seiten und unterwärts gekehrter Theil der Zehen und nackter Theil der Schenkel gelb; Vordertheil der Fußwurzel und Zehenrücken grünlich-ſchwarzbraun.

Am Hinterkopf ein aus langen, ſchmalen, ſchwarzgrünen Federn beſtehender Federbuſch; weiße, purpurfarbig überflogene lange Federn am Unterhalſe; von den Schultern gleichfalls verlängerte, ſchwanke, hellgelbrothe Federn herabhängend.

---

*) *Gm. Linn.* syst. I. p. 626. sp. 10; Bechſteins Taſchenb. II. S. 257; deſſen Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) IV. S. 27. T. 2; Borkhauſens ꝛc. teutſche Ornith. Heft 1. T. 4; Meyers Taſchenb. II. S. 334. Nr. 9; *Temmink* Man d'orn. p. 364; Winckells Handb. f. Jäger (1ſte Aufl.) Th. 2. S. 619.

Scheitel ſchwarz mit grünlichem Schiller; Kehle und Vorderhals weiß; Seitenhals ſchön roſtroth, mit drei ſehr ſchmalen ſchwarzen Längsſtreifen; Vorderhals mit roſtfarbenen, ſchwarzen und purpurfarbigen Längsflecken; Rücken, Flügel und Schwanz roſtbraungrau mit olivengrünem Schiller; Bruſt und Flanken lebhaft purpurfarbig; Bauch, After und Schenkel rothbraun.

Junge bis zum dritten Jahre *): Oberſchnabel großen Theils ſchwarzbraun, übrigens, wie der Unterſchnabel, die Wangen und der Augenſtern, ſehr hellgelb. Federbuſch am Kopf fehlend, oder nur durch wenig verlängertes roſtfarbiges Gefieder angedeutet; weder am Unterhalſe, noch an den Schultern lange, ſchmale Federn bemerkbar.

Stirn ſchwarz; Nacken und Wangen hellroſtfarben; Kehle weiß; Vorderhals weißgelblich mit vielen ſchwarzen Längsſtrichen; Rücken, Schultern, Flügel und Schwanz ſchwarzbraun, mit hellroſtfarbiger Einfaſſung; Bauch und Schenkel weißlich.

Nahrung und übriger Habitus wie beim aſchgrauen Reiher, doch hält gegenwärtige Art meiſtentheils in Sümpfen, die mit Rohr und Gebüſch bewachſen ſind, ſich auf. An ſolchen Orten macht er auch ſein Geheck, ſtellt aber den Horſt nicht auf Bäume, ſondern in das dichteſte Rohr und Gebüſch. Ueber die ſonderbare Konſtruktion des Horſtes theilt Bechſtein in ſeinem Taſchenbuche folgende von Hrn. G. Becker ihm zugekommene Beſchreibung mit:

Auf einer Fläche von 8 bis 9′ ins Gevierte werden von den Alten alle Rohrſtengel und Reiſer mit ihren Spitzen nach einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt hingebogen, ſo daß ſie eine außerordentlich feſte Grundlage ausmachen, welche einen darauf tretenden Menſchen kaum einſinken

*) Dies iſt Ardea purpurata, *Gm. Linn.* syst. I. p. 641. sp. 63; Ardea rufa, *Gm Linn.* syst. I. p. 642. sp. 67; Ardea caspica, *S. G. Gmel.* Reiſen II. S. 193. T. 24: Purple Heron, *Lath.* Syn. Ueberſ. V. S. 66; African Heron, *Lath.* Ind. II. p. 698. sp. 73. Suppl. I. p. 237.

läßt und unter der eine faſt Mannes hohe Halle ſich bildet. Gegen die Mitte hin erſcheint jene Grundlage mäßig vertieft und dieſe mit dürrem Schilf ausgefütterte Vertiefung macht das eigentliche Neſt aus.

Das Gelege beſteht aus drei bis vier — nach Temmink — aſchfarben-grünlichen Eiern.

Naht ſich ein Menſch dem Neſte, in welchem faſt flugbare Junge ſich befinden; ſo ſuchen dieſe durch Eingreifen mit ihren langen, plumpen Zehen und Nägeln in und durch die Rohrdecke nicht ohne Gewandtheit zu entſchlüpfen. Von vier Jungen, welche Hr. Becker in einem Horſte fand, entkamen auf gedachte Weiſe zwei; an den beiden andern erhäſchten war der Hals ſchon, obwohl unvollkommen, geſtrichelt, und bei einem zeigte ſich ſchon eine Andeutung des Federbuſches am Kopfe, beim andern nahm man dergleichen nicht wahr. Der Laut, welchen dieſe Jungen ausgaben, ähnelte einigermaßen dem Geſchnatter der Hausenten *).

Alle dünnhälſige Reiher nähren ſich vorzüglich von Fiſchen; bei allen muß daher das Wildbret auch von gleich thranigem Geſchmack ſeyn. Darüber wird demnach bei den folgenden hierher gehörigen Arten nichts angemerkt werden.

§. 4.

Der große Silberreiher (Federbuſchreiher, Ardea egretta, *Linn.*) iſt in Aſien und Afrika ſehr häufig, in mehreren Gegenden von Südamerika, desgleichen auf den Falklandsinſeln, aber nur einzeln von Reiſenden angetroffen worden. Auch in der Türkei, in Sardinien, in Rußland, in Polen und in Ungarn ſoll er nicht ſelten ſeyn, und dort ebenfalls ſein Geheck machen. Nur auf dem Durchzuge beſucht er zufällig teutſche Flüſſe und Seen. Hr. Bechſtein war,

*) S. Bechſteins Taſchenb. a. a. O. Anmerk. und deſſen Diana, oder Geſellſchaftsſchrift ꝛc. II. S. 39. T. 4, woſelbſt ein junger, nicht völlig ausgemauſerter Purpurreiher beſchrieben wird.

meines Wiſſens, der erſte, der dieſen Reiher, nach einem am Schwanenſee geſchoſſenen Exemplare, als teutſchen Vogel, in der erſten Ausgabe ſeiner Naturgeſchichte Teutſchlands (Bd. 3. S. 41. T. 4) beſchrieb.

Von ihm entlehnte der Verf. des gegenwärtigen Werkes alles, was er über dieſen Vogel in der erſten Ausgabe deſſelben, Th. 2. S. 620, beibrachte. Hier liefert er die Beſchreibung, nach den Werken der gefeiertſten Ornithologen neueſter Zeit, wie folgt:

Ständer lang (Schienbeinlänge 8½″); nackte Haut über dem Knie ſehr breit (4½″); Zehen ſehr lang. Ganze Länge des Vogels 3′ 2 bis 4″; Breite 5′ 4 bis 6″.

Sehr Alte beiderlei Geſchlechts: Schnabel hellgelb (5¼″ lang); Zügel und nackte Augenhaut glänzend dunkelgrün; Augenſtern goldgelb; Ständer ſchwarzbraun oder grünlichbraun; Gefieder allenthalben rein ſilberweiß; daſſelbe am Ober- und Hinterkopfe weniger hollenartig verlängert, als bei den vorhergehenden Arten; Schulterfedern lang ſchmal, ſichelförmig über die Flügel ſich ſchlagend; an den Seiten des Rückens einige bis 18″ lange, ſtark und gerade ſchäftige, ſchmale, ſeidenartig zerſchliſſen bebärtete Federn, welche, wenn der Vogel in Ruhe iſt, auf den am Ende des Schwanzes ſich kreuzenden Flügelſpitzen ruhen und bis zu 8″ über die Steuerfedern hinausreichen; wenn derſelbe hingegen ſich gereizt fühlt, aufgeſpreizt erſcheinen *).

Alte in der Mauſer und Junge, ehe ſie das dritte Jahr erreicht haben: Schnabel bei einjährigen überall ſchwarzgelblich; ſpäterhin der Oberkiefer an der Spitze und an den Seitenrändern hornfarbenſchwarz, übrigens, wie der Augenſtern, hellgelb; Stän-

---

*) Ardea egretta, *Gm. Linn.* syst. I. p. 629. sp. 64; Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) IV. S. 38; Meyers Taſchenb. II. S. 535; Winckells Handb. f. J. (1ſte Aufl.) S. 620.

der grünlich; weder hollenartig verlängerte Federn am Kopfe, noch gerade, lange, ſchmale auf den Schultern *).

Dieſer — beſonders wenn er in dem oben beſchriebenen Gewande des über drei Jahr alten und ausgemauſerten ſich darſtellt — prächtigſte aller Reiher ſoll ſich nie an den Meereskuſten, überhaupt an ſalzigen Gewäſſern nicht aufhalten, ſondern meiſt in großen Moräſten und an ſüßen Landſeen, die mit Geſträuch und Schilf, reſpektive, beſetzt oder berandet ſind; daſelbſt — wo er den Sommer zubringt — an ſchwer zugänglichen Stellen auch ſein Geheck machen, und das Gelege des Weibchens aus vier bis ſechs graugrünlichen Eiern beſtehen; ſein Laut aber dem Wolfsgeheul ähneln.

Vermuthlich beſteht, wie bei den vorhergehenden Arten, ſeine Nahrung hauptſächlich in Fiſchen und aus dem allen, was jene als Fraß annehmen; ſo wie er auch wohl, rückſichtlich des Naturells und Habitus, alles mit jenen gemein haben mag.

Ob ſein Wildbret von gutem oder ſchlechtem Geſchmack oder gar nicht eßbar ſei, kann der Verf., der dieſen Reiher nur aus Abbildungen und Beſchreibungen kennt, nicht beſtimmen; das aber iſt bekannt, daß die ſogenannten, aus den langen Schulterfedern des Silberreihers verfertigten, **Reiherſträuße**, als Helmzierde und als Frauenſchmuck, höchſt theuer bezahlt werden.

§. 5.

Der **kleine Silberreiher** (kleiner Straußreiher, Ardea garzetta, *Linn.*) **) iſt in **Aſien**, **Afrika**

*) Dies iſt **Ardea alba**, *Gm Linn.* syst. I. p. 639. sp. 34; Ard. **Egrettoides**, *Gmel.* Reiſe II. S. 193. T. 24. (Ein das Gewand des mannbaren S. R. anlegendes Exemplar.) **Weißer Reiher**, **Bechſteins** Nat. Geſch. Teutſchl III. S. 23 (1ſte Aufl.) IV. S. 35 (2te Aufl.); **Großer weißer Reiher**, **Winckells** Handb. f J. (1ſte Ausg.) II. S. 620.

) *Gm. Linn.* syst. I. p. 628. sp. 13; A. candidissima, ibid. p. 633. sp. 45; A. nivea, *Lath.* ind. ornith. II. p. 696. sp. 67; **Kleiner Silberreiher, **Bechſteins** Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) IV S. 44; **Meyers** Taſchenb. II. S. 537. Nr. 4; *Temm.* Man. d'orn. p. 368; **Winckells** Handb. f. J. (1ſte Ausg.) II. S. 622.

und Amerika ſehr häufig; in der europäiſchen Türkei, im Archipel, Sicilien, Sardinien und in einigen Gegenden Italiens, nicht ſelten. Teutſchland beſucht er auf dem Zuge nur zufällig und einzeln. So fand und erlegte man ihn z. B. in Oeſterreich, Baiern, Schleſien, auch — wiewohl ſelten — in Thüringen, an Flüſſen und Seen.

Vierjährige und ältere, ausgemauſerte Vögel dieſer Art ſtellen ſich ſo dar, wie die in der Einleitung, S. CCCXII, gelieferte Beſchreibung beſagt. Hier noch folgende Zuſätze: Die Breite des kleinen Silberreihers beträgt 2′ 10″, wovon der Schnabel $3\frac{1}{4}''$ wegnimmt. Die Ständer ſind über dem Knie $3\frac{3}{4}''$ hoch nackt; die Zehen gelbgrün behäutet. Die ſtattliche dicke Holle am Hinterkopf beſteht aus ſtufig verkürzten ſchmalen, ſchmiegſamen, nicht dicht, aber fein bebärteten herabhängenden Federn, von denen einige — gewöhnlich zwei — bis 6″ lang ſind. Ein aus ähnlichen Federn gebildeter ziemlich ſtarker Büſchel tritt am Unterhalſe hervor. Einige ſchwachſchäftige, ſchmale, dünn und ſeidenartig behoſ'te, an den Spitzen etwas emporgerichtete, 6 bis 8″ lange Federn treten in der hintern Schultergegend aus dem übrigen Gefieder hervor und legen ſich, von außen nach innen ſanft gekrümmt, nach dem Steiß hin.

Junge, bevor ſie drei Jahre alt ſind, und ältere in der Mauſer begriffene haben weder am Hinterkopfe, noch am Unterhalſe, noch auf den Schultern lange, ſchmale Federn. In der früheſten Jugend erſcheinen Schnabel, Zügel, Augenſtern und Füße ſchwarz oder tief ſchwarzbraun, und mit mattweißem Gefieder bekleidet. Dies iſt dann Garzette blanche, *Buff.* Ois. VII. p. 371; *Gerard* Tab. elem. II. p. 131. No. 5 *).

Dieſer Reiher hält ſich, wie alle, vorzüglich in ſumpfigen Gegenden auf, beſucht aber auch die Ufer der Mee-

*) S. Temmink a. a. O.

re, Ströme und Flüſſe. Er tritt, nach Art des aſchgrauen Reihers, gern zu Baume.

Sein Geheck macht er in ſchilfreichen Sümpfen und das Gelege des Weibchens beſteht aus vier bis fünf weißen Eiern.

Er ſoll vorzüglich kleinen Aalen und Krebſen nachſtellen, wird aber vermuthlich auch Forellen nicht verſchmähen, überhaupt, rückſichtlich des Fraßes, die Natur und im Allgemeinen den Habitus der dünnhälſigen Reiher nicht verläugnen.

Sträuße aus den langen Schulterfedern dieſes Reihers ſind die köſtlichſten und theuerſten von allen. Mag dann ſein Wildbret immerhin nicht zu dem ſchmackhafteſten gehören; der Jäger wird doch ſchon wiſſen, warum er, wenn einer ihm vorkommt, alle Mühe anzuwenden hat, ſeiner habhaft zu werden.

B. Dickhälſige Reiher.

§. 6.

Der Rohrdommelreiher (große Rohrdommel, Ardea stellaris, *Linn.*) *) wird im ſüdlichen Europa häufiger, als im nördlichen, und höher als bis Schweden hinauf gar nicht gefunden. Auch in Aſien hat man ihn angetroffen, und zwar nordwärts noch an den Ufern der Lena in Sibirien. In Amerika ſoll er auf dem ganzen Erdſtrich von Karolina bis zur Hudſonsbay vorgekommen ſeyn. In Teutſchland erſcheint er im März gewöhnlich ſchon, und zieht im September oder zu Anfange des Oktobers in der Regel wieder fort; doch ſoll er, nach Meyer, mitunter auch bei uns überwintern. Häufig wird er hier zu Lande nirgends angetroffen.

---

*) *Gm. Linn.* syst. I. p. 635. sp. 21: Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) IV. S. 63; deſſen Handb. d. Jagdw Th. 1. Bd. 2. K. 144; Meyers Taſchenb. II. S 358. Nr. 5; Naumanns Vögel ꝛc. B. 3. S. 120. T 27. F 36; Wildungens Taſchenb. 1808. S. 25; Winckells Handb. f. J. (1ſte Ausg.) II. S. 610.

Der Verf. liefert nächſt der in der Einleitung, S. CCCXII, befindlichen kurzen Beſchreibung des Rohrdommelreihers hier eine genauere, nach drei von ihm ſelbſt erlegten und unterſuchten Exemplaren, wovon eins ein altes Weibchen, das andere ein altes, das dritte ein junges, eben flugbar gewordenes Männchen war:

Ganze Länge 2′ 2 bis 4″; Breite 3′ 10 bis 11″. Schnabel bei Alten 3½″, beim Jungen 3″ lang; Oberſchnabel auf dem Rücken und an der Spitze hornbraun, gegen die Ränder abwärts dieſe Farbe ins Grünliche übergehend, die Ränder ſelbſt grüngelb; die nackten Zügel ſchwarzgraugrünlich, an den Rändern grüngelblich; Augenſtern rothgelb, am Außenrande ins Braune ſich ziehend (beim Jungen vom Jahre braun); die Ständer 1½″ hoch über dem Knie nackt, an der 4″ hohen Fußwurzel geſchildert behäutet, grüngelblich (beim Jungen graugelblich) gefärbt; Zehen etwas weniger dick als bei den dünnhälſigen Reihern, mittlere 3¾″, hintere 2″ lang, die faſt ganz gerade Kralle an letzter 1½″, an den übrigen Zehen nur 1″ lang, hornbraun von Farbe. Hals 12″ lang, wie bei den dünnhälſigen Reihern, zuſammenlegbar *), überall, beſonders vorn am Unterhalſe mit langen, beim Männchen dichter, als beim Weibchen ſtehenden Federn umhüllt.

Die bartartig befiederte Schnabelumgebung und der Oberkopf dunkelſchwarzbraun; Hinterkopfs- und Nackengefieder etwas, doch kaum hollenartig, verlängert, ſchwarz mit hellbraunen Spitzen. Wangen, Hinter- und Seitenhals blaßroſtgelb, mit ſchmalen, unterbrochenen Zickzacks in die Quere geſtreift; von den Mundwinkeln ein ſchwarzbrauner Streif — beim Weibchen tiefer als beim Männchen — am Seitenhalſe ſich herabziehend. Die langen

*) Der Hals verlängert ſich, wenn man den Vogel beim Schnabel faßt und frei herabhangen läßt, durch Ausdehnung bis zu 14″ und darüber. Hat der Hals lezt beſagte Länge bei Kabinetsexemplaren; ſo zeugt dieſes für die Ungeſchicklichkeit des Ausſtopfers.

Schulterfedern, der Rücken und die großen Flügeldeckfedern roſtgelb mit roſtroth im Gemiſch, ſchwarzbraun gefleckt in die Quere geſtreift, hellbraun gekantet; die kleinen Deckfedern am Flügelwinkel roſtfarbig, gleichfarbig dunkelbraun durchwellt; die Steißfedern mittelmäßig, roſtgelb, mit ſchwärzlichen Zickzacks unregelmäßig gebändert. Die großen Schwungfedern oben dunkelbraun, blaugrau und ſchön roſtroth unregelmäßig in die Quere geſtreift, die hintern den großen Flügeldeckfedern gleich gezeichnet; die beiden mittelſten Schwanzfedern ſchwärzlich, braunröthlich gerändert, die übrigen roſtröthlich, mit unordentlich vertheilten Längsflecken und winkeligen Querſtreifen. Die Kehle beim Männchen rein weiß, beim Weibchen und beim Jungen weißlich; der hellroſtgelbe Vorderhals mit zwei Reihen großer, ſchwarzbrauner Flecken; die Bruſtfedern bräunlichweiß, in der Mitte dunkelbraun geſtreift; der Bauch ſehr blaß roſtgelb, mit großen dunkelbraunen Längsſtreifen; der After weiß, bräunlichgelb überflogen; untere kleine Flügeldeckfedern gelblich, an dem Flügelwinkel ſchwarz ſonſt dunkelgrau beſpritzt, die großen, wie die untere Kehrſeite der Schwungfedern, dunkelgrau gebändert.

Das Bauchſkelett des Rohrdommelreihers iſt ſehr zuſammengedrückt und beſonders das Rückgrath ſo ſcharf — gleichſam ſchneidig — gekantet, daß derſelbe ſich, wenn der Vogel noch unverſehrt iſt, faſt eben ſo, wie der flugſeggartig aufgerichtete Anſatz des Bruſtknochens — der ſogenannte Hüppauf — anfühlt. —

Im Fluge bewegt dieſer Reiher ſich, obwohl mit langſamen Flügelſchlägen, doch ziemlich leicht. Ehe derſelbe ſich vom Boden erheben kann, muß auch er, wie alle Vögel dieſer Gattung, erſt einige Sprünge thun. Wie der aſchgraue Reiher, legt er im Fluge den Hals mit zwei Kniebiegungen zuſammen. Aufgeſcheucht ſtreicht er ziemlich weit in einem Stück und in gerader Richtung in geringer Höhe über der Erdfläche hin. Ruhig und ohne Veranlaſſung von außen her aufſtehend, beſchreibt er gewöhnlich in der niedern Region einige Kreiſe, dann aber ſchwingt er ſich nach und nach, obwohl nicht ohne ſichtliche Anſtrengung,

ſpiralförmig bis hoch in die Lüfte, wo er dann ſeinen Weg leichter in geradem Zuge fortſetzen zu können ſcheint.

In Rückſicht der ſchreitenden Bewegung haben die dickhälſigen Reiher alles mit den dünnhälſigen gemein.

Seinen Sommerſtand, auch auf dem Zuge den momentanen Aufenthalt, nimmt er in dicht mit Schilf, Rohr, Binſen und Geſträuch bewachſenen Sümpfen und Seen oder Teichen.

Wohl nicht ganz mit Unrecht wird der Rohrdommel der Trägheit beſchuldigt; da er nur ungern und außer der Wanderzeit ſelten ſeinen Aufenthaltsort freiwillig verläßt, an demſelben den ganzen Tag unbeweglich ſtill ſitzt, und, wenn ein Menſch oder Hund ihm unerwartet auf den Hals kommt, zwar einmal Rettung in der Flucht ſucht, dann aber, den erſten beſten ſchicklichen Ort zum Einfall benutzt und von dieſem ſelten, faſt nie, ſich wieder vertreiben läßt. In dieſem Falle beweiſ't er, daß auch der Träge muthig ſeyn kann, wenn er muß; denn mit aufgeſträubtem Gefieder, zuſammengelegtem Halſe erwartet er, ſtehenden Fußes, den nahe gekommenen Feind, ſchaut dreiſt ihm ins Geſicht und weiß ſeines ſcharfen ſpitzigen Schnabels, mit eben ſo vieler Kraft als Beharrlichkeit, zur hartnäckigſten Vertheidigung ſich zu bedienen, indem er faſt immer auf das Auge des Feindes zielend und nicht leicht das Ziel verfehlend, ungemein ſchnell Hals und Schnabel hervorſchießen läßt.

So — und vorzüglich verwundet — macht er nicht nur dem ſtarken Hühnerhunde, ſei er auch noch ſo herzhaft und gewandt, ſondern auch, anhaltender als der aſchgraue und andere dünnhälſige Reiher, dem in der Luft daran geworfenen Falken vollauf zu ſchaffen, und verletzt einen wie den andern nicht ſelten gefährlich.

Aber nicht allein muthig, ſondern auch ſchlau iſt der Rohrdommel. Denn gewahrt er zeitig genug die Annäherung eines Menſchen, ſo ſtreckt er den Rumpf, den möglichſt verkürzt zuſammengezogenen Hals, den Kopf und Schnabel ſenkrecht in die Höhe, lehnt ſich auch wohl an einen dürren Rohr- oder Schilfſtengel an, und erreicht ſo

den wahrſcheinlich beabſichtigten Zweck, der Geſtalt nach für einen zugeſpitzten Pfahl, oder der Farbe nach für dürres Rohr und Schilf angeſehen und, als das, was er iſt, überſehen zu werden. —

Bei bevorſtehender Wetterveränderung, ſonſt nur während der Begattungs- und Brütezeit — gleichſam als wolle es dadurch dem Weibchen den Hof machen — vernimmt man zur Nachtzeit, meiſt blos vor Mitternacht an entlegenen, ganz ruhigen Orten, nach Naumann, auch zuweilen am Tage, den gleichſam brüllenden Laut des Männchens — denn dieſes allein gibt ihn aus —, von welchem Naumann, der emſige Forſcher und unverdroſſene Beobachter, folgende Beſchreibung macht: „Dem Gebrüll geht ein zwei- bis dreimaliges Klatſchen, welches ſo klingt, als wenn man mit einem Rohrſtengel ziemlich ſtark aufs Waſſer ſchlägt. Dann folgen, als wenn der Vogel (ſtark und angeſtrengt) den Athem an ſich zöge, zwei bis drei langgedehnte Töne, die wie Ui — Ui —! erklingen, und daran ſchließt ſich ein tiefes Prumb! an. Hierauf vernimmt man zwei- bis ſechsmal, mehr oder weniger ſchnell hinter einander, beide Sylben im Zuſammenhange wie Ui — Prumb! — *)“

Im Reinen iſt man über die Art noch nicht, auf welche dieſer Stunden weit hörbare Laut hervorgebracht werden mag; darin aber ſtimmt der Verf. Freund Wildungen bei, daß die alte Jägerſage, nach welcher deſſen Urheber dabei den Schnabel in das Waſſer oder in den Sumpf ſtecke, keinen Grund hat. Sollten jene Töne auf die gedachte Weiſe entſtehen; ſo ſcheint es dem Verf.,

---

*) Auszugsweiſe aus Naumanns oben angezogenem Werke, am angezeigten Orte.

Der Verf. des vorliegenden Werkes fand, nach dem erſten Erſcheinen deſſelben, Gelegenheit, über obigen Gegenſtand zu wiederholtenmalen Beobachtungen ganz in der Nähe des Vogels anzuſtellen. Rückſichtlich der Lautbezeichnung muß er bezeugen, daß ſie ſo genau iſt, als ſie durch Worte gegeben werden kann; dagegen darf er nicht verhehlen, daß er das Vorſpiel des Klatſchens nie gehört hat; eben ſo wenig vernahm er, wie Naumanns Freund gethan haben will, beim niedrigern Waſſerſtande ein Geſtotter im Laut.

als müßten ſie gurgelnd (pludernd, quakernd) lauten, durch das Hervortreiben von Blaſen auf dem Waſſer. Eher könnte es vielleicht möglich ſeyn — dies iſt indeſſen eine gewagte Konjektur, durch welche das von Naumann vernommene Klatſchen einigermaßen erklärbar würde — daß der Vogel den Schnabel bis in das Hohle eines Schilfſtengels einſchlüge — wobei allerdings ein Klappen (Klatſchen) hörbar werden möchte —, dann durch tiefes Athmen (Ui!) die Gurgel mit Luft füllte und, entweder bei geſchloſſenem Schnabel durch die Naſenlöcher, oder bei geſchloſſenen Naſenlöchern durch den Schnabel in die Hohlung des Schilfſtengels auspreßte. Im erſten (wahrſcheinlichern) Falle verträte die Gurgel ſelbſt, im zweiten der Schilfſtengel die Stelle eines Sprachrohres, und auf dieſe Weiſe möchte vielleicht der brüllende Schlußſatz (Prumb!) erſchallen können.

Das Vorſtehende ſagte der Verf. nur mit Vorbehalt des Beſſern. Als das Beſſere erkennt derſelbe ohne weiteres die Annahme, daß bei dieſem Vogel, wie bei allen andern, der Laut deſſelben vom Organismus der Luftröhre, der Zunge und der Naſenlöcher abhängig ſei, daß es vielleicht der einzige Fall in ſeiner Art wäre, wenn die Natur beim Rohrdommelreiher ein äußeres Hülfsmittel mit hätte in Anwendung bringen müſſen, um das Ausgeben des ihm eignen Lautes zu bewirken. Allerdings hat zeither die vergleichende Anatomie an den vorher genannten Organen noch keine hinlänglich weſentliche Abweichung von denen der übrigen Reiherarten entdeckt, um daraus die Entſtehung jener ſonderbaren Töne befriedigend erklären zu können; dürfen wir aber darum zweifeln, daß dies über kurz oder lang noch geſchehen werde?

Uebrigens ſind dieſe Töne, welche Plinius ſchon und Willugby *) dem Gebrüll des Ochſen verglichen, und welche die älteren Jäger veranlaßten, den Laut des

---

*) Est qui boum mugitus imitatur. *Plin.* — Botaurus, quod boatum tauri edat. *Willugby.* S. v. Wildungens Taſchenb. a. a. O.

Rohrdommelreihers in ihrer Kunſtſprache durch **Brüllen** zu bezeichnen, wenn ſie, meiſt nur in tiefer Nacht, das Ohr des einſamen, damit noch nicht bekannten, vielleicht ohnedies furchtſamen Wanderers berühren, hinlänglich dazu geeignet, ihm Schrecken einzuflößen.

Weniger ſchauerlich, obwohl auch nicht ohrſchmeichelnd, iſt ein anderer Laut dieſes Vogels, welchen ſowohl das Weibchen als das Männchen auch zur Nachtzeit, aber nur auf der Wanderſchaft und hoch in den Lüften ausgibt. Er ähnelt dem bekannten Gekrächz des **Kolkraben** (Corvus corax, *Linn.*). —

Nach dem einſtimmigen Zeugniß aller Schriftſteller iſt auch der Rohrdommelreiher ein arger **Fiſchbruträuber** *), verſchmäht aber auch **Fröſche**, **Muſcheln**, **Schnecken**, **Eidechſen**, **Blutegel**, **Waſſerinſekten** und **Waſſermäuſe** nicht. Um dies alles zu erhaſchen, ſteht er mit zuſammengelegtem Halſe und vorgeſtrecktem Schnabel in ſeichtem, klarem Waſſer unbeweglich ſtill auf der Lauer. Wenn eins der genannten Thiere ihm ſorglos ſich naht, ſchießt Hals und Schnabel blitzſchnell wie aus einer Scheide hervor und faſt unfehlbar genau auf den Gegenſtand hin, nach welchem dem Raubmörder gelüſtet. Wenige Stiche mit der ſcharfen Schnabelſpitze fördern das Thier zu Tode, worauf es, wie es iſt, ganz verſchluckt wird. —

An ſeinem Aufenthaltsorte bauet das **große Rohrdommelpaar** ſeinen Horſt auf einer ſchwer zugänglichen, erhabenen, mit Geſträuch, Schilf und Binſen dicht bewachſenen Stelle, aus trockenen Binſen, Schilfblättern und Reiſig. Er iſt ziemlich flach, aber feſt. Wo ſchnelles Steigen des Waſſers ſtatt finden kann, wird es, zur Verhütung des Fortſchwemmens, am umſtehenden Rohre, Schilfe oder Geſträuche, mit einigen Reiſighaken, gleichſam

---

*) In **Sardinien** heißt er **Aalrabe**, weil er vorzüglich den Aalen nachſtreben ſoll (v. **Wildungen** a. a. O.). In dem Magen der drei Exemplare, welche der Verfaſſer unterſuchte, fand er keine Fiſchreſter, obwohl ſie ihren Sommerſtand in einem an ſich zwar nicht fiſchreichen, aber kaum einige hundert Schritt von Brutteichen entfernten Sumpfe hatten.

angeankert. Das Gelege beſteht aus drei bis fünf ſchmutzig grünlichen Eiern. Die Dauer der Brütezeit ſetzen die Schriftſteller auf 23 bis 25 Tage. Die Jungen ſollen ziemlich bald zwar nicht die Neſtgegend verlaſſen, aber ſehr geſchickt und poſſirlich — nach Naumann — an den zunächſt ſtehenden Rohrſtengeln, wie der bläuliche Kleiber (Blauſpecht, Sitta caesia, *Meyeri*, S. Europaea, *Linn.*), auf- und abklettern. Jung gefangene laſſen ſich leicht aufziehen, wenn man ihnen Fröſche zum Futter gibt. Durch Ablöſung des erſten Flügelgelenks gelähmt und erwachſen in Gärten ausſetzt, tragen ſie daſelbſt nicht wenig zur Verminderung der Fröſche, Kröten, Eidechſen, Schlangen und andern Ungeziefers bei. Werden ſie jedoch auf irgend eine Weiſe gereizt, ſo zeigen ſie einen hohen Grad von Bosheit; man warne daher Kinder vor Neckereien und laſſe ſie der Rohrdommel ohne Schutz eines Erwachſenen nicht zu nahe gehen; ſie würden ſonſt Verletzungen — gefährlichen, beſonders an den Augen — ausgeſetzt ſeyn.

Wenn auch der Landmann den Rohrdommelreiher als unfehlbaren Wetterpropheten in Schutz zu nehmen einigen Grund hat; ſo verdient er doch, wenn es erwieſen iſt, daß er der Fiſcherei bedeutenden Schaden zufüge, keine Schonung. —

Selbſt gemachte Verſuche berechtigen den Verf. zu der Behauptung, daß das ſaftige, zarte Wildbret dieſes Reihers zu den ſchmackhafteſten Gerichten gehört. —

§. 7.

Dem Nachtreiher (Focken, Ardea nycticorax, *Linn.*) wurde, als zur hohen Jagd gehörig, im erſten Theile dieſes Werkes, Abſchn. 1. Abth. 2. S. 228, ein eignes Kapitel gewidmet.

§. 8.

Der Rallenreiher (Ardea ralloïdes, *Scopoli*) iſt ſehr häufig an den Grenzen von Aſien; gemein in der europäiſchen Türkei, im Archipel, in Italien und Sicilien; nicht ſelten — vorzüglich auf der

Wanderſchaft — im mittäglichen Frankreich und in der Schweiz. In Teutſchland kommt er in der Regel nur als Zugvogel vor, auch als ſolcher ſelten, jedoch im ſüdlichen öfter als im mittlern. Als Zufall iſt es zu betrachten, wenn er — nach Hrn. Meyer *) — am Rheine einmal ſein Geheck gemacht hat. Im nördlichen Teutſchland und höher nordwärts iſt derſelbe, ſo viel dem Verf. bekannt, noch nicht bemerkt worden. Der kurzen Beſchreibung, welche S. CCCXIII der Einleitung geliefert worden iſt, ſtellt hier der Verf. eine etwas ausführlichere des ältern und jungen Vogels — nach Temmink **) — an die Seite.

Ueber zwei Jahr alter Vogel, männlichen und weiblichen Geſchlechts: Schnabel an der Spitze ſchwarz, übrigens azurblau; Zügel graugrün; Augenſtern gelb; Füße gelb, grünlich überlaufen; nackte Haut über dem Knie ſchmal. Ganze Länge des Vogels 16″, zuweilen etwas darüber.

Stirn und Scheitel gelblich, mit ſchwarzbrauen Längsſtrichen, am letztern das Gefieder verlängert; acht bis zehn ſehr lange, weiße, ſchwarz geränderte Federn am Hinterhaupt hervortretend; Kehle weiß; Oberrücken hell roſtfarben; Schulterfedern ſehr lang und ſchmal, von Farbe hell kaſtanienbraun; alles übrige Gefieder rein weiß ***).

Unter zwei Jahr alte Vögel: Oberſchnabel braun und (blau-) grünlich; Unterſchnabel gelbgrünlich; Zügel grün; Augenſtern ſehr hellgelb; Füße graugrünlich. (Länge 15″.)

Am Hinterhaupte keine langen Federn; der ganze Kopf und die Flügeldeckfedern roſtbraun, mit dunkleren Längs-

---

*) Annalen der Wetter. Geſellſch. Bd. 2. Heft 2. S. 352.

**) Man. d'ornith. d'Eur. p. 369 u. 370.

***) Ard. ralloid. *Scopoli*, Ann. Ueberſ. v. Günther, S. 10. Nr. 121; A. comata, *Gm. Linn.* syst. I. p. 632. sp. 41; A. castanea, ibid. p. 633. sp. 46; A. squajotta, p. 634. sp. 47; Rallenreiher, Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) IV. S. 47; Meyers Taſchenb. II. 341. Nr. 7; Kaſtanienbrauner Reiher, Winckells Handb. f. Jäger (1ſte Aufl.) Th. 2. S. 625. §. 6.

flecken; Kehle, Steiß und Schwanz weiß; Schwungfedern an der innern Fahne weiß, an der Spitze und äußern Fahne aſchgrau; Schultern und Oberrücken mehr oder weniger dunkelbraun *).

Im Naturell hat dieſer Reiher mit den übrigen dickhälſigen alles gemein. Der Laut ſoll dem des Rohrdommelreihers ähneln (brummend ertönen) **).

Er hält ſich in ſchilfreichen Sümpfen und mit Schilf, Rohr und Geſträuch beſetzten Seen auf.

Sein Horſt ſteht auf Bäumen. Ueber die Zahl und Farbe der Eier iſt nichts bekannt; eben ſo wenig über den Geſchmack des Wildbrets.

§. 9.

Der kleine Reiher (kleine Rohrdommel, Ardea minuta, *Linn.*) ***) wird in den gemäßigten Erdſtrichen der alten und neuen Welt, beſonders in der Barbarei häufig gefunden. Als Nachtzugvogel kommt er in Holland und England öfter als in Teutſchland im April an und geht im September wieder fort. In Jamaika und in andern unter derſelben Breite liegenden Ländern ſoll er überwintern.

Es folgt hier eine etwas ausführlichere Beſchreibung dieſes Vogels, als die S. CCCXIII der Einleitung befindliche, nach Temmink, indem dieſer den Vogel am öfterſten unterſuchen konnte. Der Verf. ſah ihn lebend nur einmal und nicht ganz in der Nähe.

---

*) Ard. erythropius, *Gm. Linn.* syst. I. p. 634. sp. 48; Ard. marsigli. ibid. p. 637. sp. 52; Schwäbiſcher Reiher, Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. III. (1ſte Aufl.) S. 53; Winckells Handb. f. Jäger (1ſte Aufl.) II. S. 624. §. 6; A. pumila, *Gm. Linn.* syst. I. p. 644. sp. 74.

**) Okens Zool. Abth. 2. S. 572.

***) Ard. minuta, *Gm. Linn.* syst. I. p. 637. sp. 53; *Temmink* Man. d'orn. p. 371; Kleine Rohrdommel, v. Wildungens Taſchenb. für 1802; Winckells Handb. für J. (1ſte Ausg.) II. S. 615; Naumanns Vögel III. S. 155; Kleiner Reiher, Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Ausg.) IV. S. 71; Meyers Taſchenb. II. S. 343.

Kein nackter Streif über dem Knie; die Membran, durch welche die äußere Zehe mit der mittleren verbunden iſt, ſehr ſchmal. (Kopf und Rücken glatt, ohne verlängerte Federn; Federn am Unterhalſe lang, herabhängend.) Länge 13 bis 14″, Breite 19″.

Alte beiderlei Geſchlechts: Schnabel gelb, bis auf die ſchwarzbraune Spitze; Zügel und Augenſtern gelb; Füße gelblichgrün. Scheitel, Nacken, Schultern und Rücken ſchwarz mit grünem Schiller und Glanz; eben ſo die zwölf Steuer- und die hintern Schwungfedern; Wangen, Vorder- und Seitenhals, Flügeldeckfedern und ganzer Unterkörper roſtgelb; vordere Schwungfedern ſchwarzgrau.

Junge vom Jahre: Schnabel braun; Füße grün; Scheitel (glanzlos-) braun; Vorderhals weißlich mit vielen braunen und ſchwarzen Längsſtrichen; Wangen, Nacken, Bruſt, Rücken und Flügeldeckfedern dunkler oder heller roſtbraun, mit vielen dunkelbraunen Längsſtrichen; Steuer- und Schwungfedern (glanzlos-) dunkelbraun.

Bei der zweiten Mauſer fangen die Längsflecken zu verſchwinden an; die Federn am Oberrücken und an den Schultern bekommen eine roſtfarbige Einfaſſung; eben ſo die hintern Schwungfedern. Sämmtliche Schwung- und Steuerfedern nehmen ſchwarze glanzloſe Farbe an. Dies iſt Ardea danubialis, *Gm. Linn.* syst. I. p. 637. sp. 53 — geſtrichelter Reiher, Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) IV. S. 78. Nr. 12; Winckells Handb. f. J. (1ſte Ausg.) II. S. 624. Anm. Naumanns Vögel, Nachtr. Heft 2. S. 82. T. 12. F. 25 u. 26. — Ard. Soloniensis, *Gm. Linn.* syst. I. p. 637. sp. 51.

In Rückſicht des Körperbaues, des Lautes, der Beweglichkeit und des Aufenthalts *) hat dieſer kleinſte aller bekannten Reiher, mit dem Rohrdommelreiher (Ard. stellaris) Alles gemein — man möchte ihn eine Duodezaus-

*) Der kleine Reiher wird jedoch öfters in kleinen mit Gebüſch, Schilf und Binſen verwachſenen Teichen, Gräben ꝛc. angetroffen.

gabe von jenem nennen! — Im Habitus unterſcheidet er ſich nur dadurch, daß er bisweilen auf Bäume tritt.

Indem er, überraſcht, daſelbſt, wie auf dem Boden ſitzend, nach Art der großen Rohrdommel, mit ſeinem ganzen Körper eine ſenkrechte Stellung annimmt, wird er, einem zugeſpitzten Hornzacken (dürrem, ſchalenloſem Aſte) gleichend, gar leicht überſehen.

Der verhältnißmäßig kleine, aus dürren, dünnem Rohr- und Schilfſtengeln kunſtlos, ſeiner Dimenſion nach hoch gebaute Horſt dieſer Reiherart ſteht im dichteſten Geſträuch und Schilf verborgen, entweder auf umgeknickten Rohrſtengeln, oder auf Erdhügeln, oder er ſchwimmt auf dem Waſſer. Im letztern, ſeltnern Falle wird er eben ſo und aus gleichem Grunde, wie der der großen Rohrdommel, am nebenſtehenden Rohre oder Geſträuch befeſtigt.

Selbſt klein von Körper muß er ſich auch auf das Rauben ganz kleiner Fiſche, Fröſche beſchränken, und meiſt von Froſchlaich, kleinen Schnecken, Blutegeln, Waſſerinſekten und Gewürm ſich nähren, weil auch er alles ganz verſchlingt. Alles dies eignet er ſich auf eben die Weiſe an, wie die große Rohrdommel. Von bedeutender Schadenanrichtung kann bei ihm die Rede nicht ſeyn.

Da er weniger noch als die große Rohrdommel von Fiſchen ſich nährt, ſo hält der Verf. dafür, daß das Wildbret zart und von ſehr gutem Geſchmack ſeyn müſſe — doch weiß er dies aus Erfahrung nicht.

§. 10.

Schon zu der Zeit, als der Verf. zum Weidmann ſich zu bilden anfing (vor mehr als vierzig Jahren), war die Falknerei — d. h. derjenige Zweig des Weidwerkes, welcher, als ganz eigner, von den übrigen getrennter, früherhin von den ſogenannten Falkenieren, oder Jägern, welche das Abtragen (Abrichten) der zur Reiher-, Kranich-, Faſanen-, Enten-, Rebhühner-, Krähen-, Milanen-Baize anwendbaren Raubvögel überhaupt und der eigentlichen Falken im Beſondern,

und alles, was zum Betriebe der Baize (des Fanges der vorgenannten Federwildarten vermittelſt abgetragener Falken ꝛc.) gehört, kunſtmäßig erlernt hatten, ausſchließlich geübt wurde, und welcher, beſonders im Mittelalter, eine der ausgezeichnetſten Jagdbeluſtigung der Fürſten, Ritter und Herrn ausmachte — ſchon gänzlich im Verfall.

Genaue, auf Erfahrung und Ausübung gegründete Kenntniß dieſes Weidwerkszweiges hat der Verf. daher nicht zu erlangen vermocht.

Um jedoch dem Leſer wenigſtens einigen Begriff von dieſer Jagdbetriebsmethode geben zu können, las er das nach, was er in Flemmings teutſchem Jäger, in Döbels Jägerpraktik, Bechſteins Handbuch der Jagdwiſſenſchaft und in Hartigs Lehrbuch darüber fand. Beſonders dem letztgenannten Schriftſteller folgend *) — meiſt ſogar mit deſſen eignen Worten — wird der Verf. das Aufgefundene in möglichſt gedrängter Kürze vorzutragen verſuchen.

Diejenigen Raubvögel, welche zur Baize abgetragen und gebraucht werden können, wird der Leſer aus der Naturgeſchichte jedes einzelnen im dritten Theile dieſes Werkes kennen lernen.

Wir wollen zuvörderſt von den Falkeniergeräthſchaften, dann von dem Verfahren beim Abtragen der Baizvögel, und endlich von dem Betriebe der Reiherbaize im Beſondern ſprechen.

§. 11.

Zum Abtragen (Abrichten) der zur Reiherbaize oder zu jeder andern Baize anwendbaren Raubvögel — welche gemeinhin Baizvögel genannt werden —, auch beim Betriebe dieſer Jagdart ſelbſt ſind folgende Geräthſchaften erforderlich:

1. Die Haube. Dies iſt die Kopfbedeckung, mit welcher der Baizvogel ſtets verkappt (geblendet) ſeyn

*) G. L. Hartigs Lehrbuch für Jäger II. S. 175 ff. u. S. 308 ff.

ſoll, wenn er nicht kröpft (frißt), oder geſonnet (bei heiterem Wetter die Vergünſtigung erhält, der freien Luft auf kurze Zeit zu genießen), oder ins Bad gebracht (bei warmen Tagen in verſchlagenem Waſſer gereinigt) wird.

Sie wird vom Riemer aus gebranntem Kalb= oder anderem ſteifen Leder über einen Leiſten geformt, zu welchem der dem Baizvogelkopfe ähnlich zugeſchnitzte Knopf eines Stockes dient. Dieſer Leiſten muß in der Augengegend mit zwei knopfartigen Erhabenheiten verſehen ſeyn, um Druck der Haube auf die Seher (Augen) des verkappten Baizvogels zu verhüten. Die etwas über 2″ hohe und weite Haube ſelbſt wird aus drei Theilen vermittelſt einer ſaubern Stoßnaht zuſammengenäht, nämlich

a) aus dem Ober= oder Scheitelſtück, zu welchem das Leder faſt gerade, nur in der Mitte etwas bauchig, und genüglich lang geſchnitten wird, um, wenn es vorher bis zur Dehnbarkeit erweicht, mit dem vorn hinlänglich groß eingeſchnittenen Loch über die den Schnabel des Vogels vorſtellende, vorſtehende Spitze des Leiſten gezogen, in der Stirngegend niedergepreßt, und hinten ſtramm angezogen iſt, den ganzen Vorder=, Ober= und Hinterkopfleiſten bis in die Nackengegend überdeckt;

b) aus zwei Seiten= oder Backenſtücken. Dieſe werden unten ſchnurgerade weg, oben aber ſo bogig geſchnitten, daß ſie, über die Backen des Leiſten gelegt, genau an das Scheitelſtück paſſen.

Wenn das Ganze zuſammengenäht und das eingeweichte Leder wieder vollkommen getrocknet iſt, wird am Nackentheile der Haube ein Schlitz eingeſchnitten und in jeder Ecke des Schlitzes eine Strüpfe oder ein Riemen, in einem Knöpfchen ausgehend, angenäht, womit die Haube auf dem Kopfe des Baizvogels, nach Umſtänden, verengert oder erweitert, gänzlich befeſtigt oder gelöſ't werden kann. Zur Handhabe beim Ab= und Aufhauben des Vogels (beim Abnehmen oder Aufſetzen der Kappe), zum Theil auch zum Zierrath dient der 2″ hohe, oben auf dem Scheitelſtück ſenkrecht aufgerichtete Troſch oder Buſch,

deſſen Grundlage aus einem, durch zwei dicht neben einander in der Scheitelgegend eingeſchnittene Ritzen nach oben durchgezogenen Riemen beſteht. Beide oben zuſammengenommene Riemenſtücke werden, vom Scheiteltheile an, $\frac{3}{4}$'' hoch mit weißem ausgeglühtem Drahte feſt um- und von da an ein Büſchel feiner, ſchwanker Federn noch $\frac{3}{4}$'' hoch mit hineingewunden, die dann oben hollenartig ſich ausbreiten *).

2. Die Kurz- oder Wurffeſſel. Sie wird vorzüglich bei Habichten und Sperbern gebraucht, und durch eine in den einen Ring eines kleinen Doppelwirbels eingebundene 4'' haltende Schleife gebildet, welche entſteht, indem man einen 10'' langen hunds- oder hirſchledernen **), an beiden Enden eingeſchlitzten Riemen, vermittelſt dieſer Schlitzen in den Wirbelring einſchlingt.

3. Die Langfeſſel — ein 4 bis 4½' langer, gleichfalls hunds- oder hirſchlederner, etwas ſtärkerer Riemen, welcher in den andern Ring des unter 2. erwähnten Doppelwirbels eingeſchlungen und in demſelben durch einen, an dem eingeſchlungenen Ende befindlichen Knopf feſtgehalten wird. Vermittelſt der Langfeſſel wird der Vogel entweder an einem Pflock auf der Erde angebunden oder auf einer Stange feſtgehalten. Im erſten Falle ſoll und kann der Vogel mehr Spielraum haben, und daher wird das andere Ende des Riemens blos am Pflocke befeſtigt; im andern Falle muß der Riemen auf dem dritten Theile ſeiner Länge einen durchgehenden Einſchnitt haben, durch welchen, der um die Stange geſchlagene Riemen gezogen, mit der Kurzfeſſel in Verbindung geſetzt und auf dieſe — durch Worte ſchwer — zu verſinnlichende Weiſe der Vogel auf der ihm angewieſenen Stelle zu verbleiben gezwungen wird.

---

*) In den glänzenden Zeiten der Falknerei waren die Falkniere oft koſtbar uniformirt. Man pflegte dann auch die Backenſtücken der Haube mit Tuchläppchen von den Farben der Uniform zu beſetzen.

**) Hundsleder iſt beſſer, weil es in der Näſſe weniger zuſammenſchrumpft und weniger hart wird.

4. Das Geſchůh beſteht aus Riemchen von Hundsleder. Sie gehen vorn in einer durchſchlitzten Spitze aus, werden an dem Theile, der um die Fånge (Fůße) des Vogels geſchlagen wird, um Einſchneiden zu verhůten, breiter, dann wieder ſchmåler bis an das andere Ende. Da, wo der breitere Theil aufhört, befindet ſich ein Ritz oder durchgehender Einſchnitt im wieder verſchmålerten Riemen, durch welchen, wenn der Fang bei wiederholtem Umſchlagen gånglich angeſchuht (umhůllt) iſt, den Riemen durchſtecken zu können, von welchem das ůbrigbleibende Ende die Långe einer Mannshand von der Spitze des Mittelfingers bis hinter den Ballen haben, und am åußerſten Ende wieder durchſchlitzt ſeyn muß. Zuletzt werden die Schlitze beider Enden am Fange und an dem Wirbelringe der Kurzfeſſel durchgeſteckt und gut befeſtigt.

Beim Habicht und Sperber erhalten die Schuhenden Knöpfe, um vermittelſt derſelben die Befeſtigung an der Kurzfeſſel vollſtåndig zu bewirken.

5. Das Federſpiel — ein aus zwei peitſchenſtielartig geflochtenen Stöcken beſtehender, an den Seiten långlich abgerundeter Körper, ungefåhr von der Größe eines Reiher- oder Haushuhnrumpfes, iſt an den Randſtöcken mit dünnem, braunem Leder ůberzogen, und deſſen Inneres mit trommelfellartig ausgeſpanntem, ebenfalls braunfarbigem Leder ausgefůllt. An jeder Seite iſt ein Flůgel von einem Reiher, von einem Kolkraben, von einer Milane oder von einer weißen Taube befeſtigt. Am Kopfende befindet ſich ein beweglicher Wirbel mit einem Ringe, in welchem ein vierſtråhlig geflochtener Riemen von der Dicke eines ſtarken Pfeifenſtiels befeſtigt wird, welcher, vorn mit einem ſtarken Knopf oder kleinen hölzernen Knebel endend, vor dem oben erwåhnten Ringe mit einem Schlitz verſehen und in dieſem letztern mit dem Knebel verbunden, vom Falkenier ůber die linke Schulter gehångt wird, wenn er zur Baize auszieht. Dieſes Federſpiel — auch Vorloß oder Lur (franz. Leurre) genannt — wird, wenn der Baizvogel zufållig fehlgeſtoßen und deßhalb oder ſonſt, als noch nicht ganz feſt abgetragen, ſich verſtrichen

(entfernt) hat, in der Luft geſchwenkt und in die Höhe geworfen, um den Baizvogel, welcher das Spiel für einen hält, der ihm zur Beute werden kann, wieder herbeizulocken, und demnächſt zu feſſeln.

6. Die Trage — ein aus zwei 5′ langen Seitenlatten und aus zwei 2½′ langen Querlatten beſtehender, an jeder Ecke mit 2 bis 3′ hohen Beinen verſehener Rahm von leichtem Holze. Vorn und hinten werden abgerundete Querſproſſen, gleichweit von einander entfernt, eingelaſſen. Die Seitenlatten ſind oben mit Heu oder mit trockenem Moos, oder mit Stroh gepolſtert und mit Tuch beſchlagen, und, ſo weit in der Mitte der freie Raum ſich erſtreckt, rund. Vorn und hinten neben der letzten Sproſſe nach innen zu iſt auswendig an jeder Seitenlatte ein nach unten gebogener, eiſerner Haken befindlich. Soll zur Baize ausgezogen werden, ſo wird auf jede Vorder- und Hinterſproſſe ein verhaubter Baizvogel angefeſſelt — deren Geſammtzahl in der Falkenierkunſtſprache Gage oder Trage heißt. Dann tritt der ſogenannte Gageträger in den mittleren freien Raum der Trage, ſchlägt über jede Schulter ein breites, an beiden Enden mit einem eiſernen Ringe verſehenes Tragband, hängt beide Tragbänder übers Kreuz, hinten und vorn mit den Ringen an den oben bemerkten Haken ein und folgt dem Zuge.

7. Die Falkeniertaſche hat, der Geſtalt nach, Aehnlichkeit mit einer Säbeltaſche, iſt 1½′ lang und 1¼′ breit und unten an den Ecken abgerundet. Sie beſteht aus zwei Abtheilungen, deren auswärts gekehrte gewöhnlich aus Knüttwerk von grünem und weißem Garne, die einwärts gekehrte aus Leder verfertigt wird. Dieſe beiden Abtheilungen bilden ein Ganzes, indem die Ledertaſche mit einem in dünnes Leder gehüllten Drahte ringsum vernäht, und an dieſer Drahtumgebung die geknüttete Obertaſche wieder feſt angenäht wird. Oben, wo der Draht quer über geht, befindet ſich an jeder Ecke an demſelben ein kleines Oehr, in welchem ein durchgehendes eiſernes, ½″ breites, ¼″ dickes Stäbchen befeſtigt wird, aus deſſen Mitte ein, mit einem Ringe verſehenes Wirbelchen ſich er-

hebt. In dieſem Ringe wird das Bandelier — ein bis 4″ breiter, unten vereinigter Riemen, an welchem ein Karabinerhaken vernäht iſt — eingehängt. So kann die Taſche vom Falkenier über die rechte Schulter gehängt und jede Abtheilung derſelben nach oben und nach unten gewendet werden, je nachdem die Umſtände es erfordern. Die obere Abtheilung der Taſche hat die Beſtimmung, ein Paar lebendige Tauben hineinzuſtecken, um dieſe in dem Falle dem Baizvogel vorwerfen zu können, wenn er bei einer etwaigen Fehlbaize ſich verſtreichen wollte. Am obern Rande derſelben aber iſt auch noch eine kleinere Quertaſche angebracht, in welcher ein Paar Hauben, Feſſeln und dergleichen zur Fürſorge mitgenommen werden. Die ganze obere Abtheilung wird durch einen abgerundeten, geknütteten Deckel verwahrt, in dem ein Knopfloch befindlich iſt, welches den mitten auf der Obertaſche angenähten Knopf aufnimmt. Die untere aus Leder beſtehende Taſchenabtheilung hat zwei abgeſonderte Fächer. Eins derſelben beherbergt ein Paar todte Tauben oder andere Vögel; das andere nimmt eine blecherne Büchſe mit gehacktem Fleiſch auf und dieſes alles iſt zum Gratialfraß für die Baizvögel beſtimmt. Dieſe Abtheilung iſt am obern Rande mit Schnürlöchern verſehen, durch welche zwei an den äußern Ecken angenähte Riemen gegen einander in der Mitte zuſammengezogen und zugeknüpft werden, wenn die Taſche verſchloſſen ſeyn ſoll.

8. Die Falkenierhandſchuhe werden hinlänglich weit aus weichem und ſo ſtarkem Hirſchleder verfertigt, daß der Baizvogel, wenn er auf der damit bedeckten Fauſt getragen wird, mit den Fängen nicht durchzugreifen vermag. Die aus noch dickerem Hirſchhalsleder beſtehenden Stolpen erſtrecken ſich bis zum Daumenknöchel, und ſind aufgeſchlitzt, auch flügelig geſchnitten. An einem Flügel derſelben iſt das aus einem Riemen beſtehende Gehängſel angenäht, welches Weite genug haben muß, um den ausgezogenen Handſchuh damit hinter der Fauſt an den Arm hängen zu können; zugleich dient ſelbiges aber auch dazu,

beim Abtragen eines Baizvogels die Langfeſſel daran ſchleifen zu können.

§. 12.

Baizvögel (Falken, Habichte u. ſ. w.) abtragen und locke machen, heißt ſo viel, als dieſelben zum Baizjagdbetriebe auf Reiher, Kraniche, Milanen, Kolkraben u. ſ. w. folgſam und geſchickt machen.

Altvater Döbel *) gibt auch hierzu ausführlich Anleitung. Ihm folgt der Verf., jedoch unter der Bemerkung, daß ihm in dieſem Fache eigne Erfahrung mangelt, und daß er ſich daher nur rückſichtlich des Ausdrucks und der Zuſammenſtellung, keineswegs aber in Rückſicht der Sache Abänderungen erlauben wird. —

Alle zur Baize taugliche Raubvögel — mit einem Worte: Baizvögel —, welchen Alters ſie ſind, können — freilich nur unter Anwendung der harten Zwangsmittel: Schlafloſigkeit und Hunger — abgetragen und locke gemacht werden; allerdings aber in der früheſten Jugend am leichteſten, wenn von den (Baizvogel-) Arten, welche bei uns ihr Geheck machen, der ausfündig gemachte Horſt, ſammt den etwa halbwüchſigen Jungen, an einer ruhigen Stelle in der Nähe der Jägerwohnung, zwiſchen die Aeſte eines Baumes verſetzt, darüber ein Schutzhimmel von grünem Reiſig gemacht, und den Jungen alltäglich aus der Hand des Jägers, welcher ſie abrichten will, friſches, nicht fettes (anfänglich kleingeſchnittenes) Rindfleiſch, auch zuweilen eine junge Taube zum Futter gereicht wird. Fängt man dieſe Jungen, gleich wenn ſie flügge geworden, wieder ein; ſo ſind ſie ſchon

*) Döbels Jägerpraktik, Ausg. v. 1783. II. K. 158 und 159. Zugleich wird hier bemerkt, daß dieſer Paragraph meiſt nach Döbel, der vorhergehende meiſt nach Bechſteins Handbuch der Jagdwiſſenſchaften und nicht, wie §. 10 geſagt, nach Hartigs Lehrbuch für Jäger, bearbeitet worden iſt, weil in dem letzt gedachten Werke das Ganze etwas zu ſehr ins Kurze gefaßt, und daher nicht deutlich genug dargeſtellt erſchien.

halb zahm, und nehmen dann ſchneller Lehre an. In der Natur der Sache liegt es übrigens, daß andere zum Zweck des Abtragens eingefangene Wildlinge *), im früheren Alter dem Jäger weniger Arbeit machen, als im ſpäteren.

Immer aber verfahre man mit ſolchen auf folgende Weiſe: Man verkappe und feßle jeden Vogel (§. 11. Nr. 1. bis 4.), wenn er gefangen und ausgelöſ't iſt, auf der Stelle, trage ihn ſofort nach Hauſe, und bringe ihn in eine ſtille Kammer. Hier lege man ein Stänglein auf die Erde, ſetze den Vogel darauf und befeſtige die Langfeſſel auf dem Boden. In der Regel wird er, als geblendet, hier unbeweglich ſtill ſitzen; wo nicht, ſo wird er mit der Kurzfeſſel an dem Stänglein feſt gemacht. So muß er, ohne irgend Fraß zu bekommen, bis zum andern Tage ſitzen.

Nach beiläufig 24 Stunden begibt ſich der Jäger, mit über die linke Hand — denn auf der linken Fauſt muß, der Regel nach, der Baizvogel ſtehen und getragen werden — gezogenem Handſchuh (§. 11. Nr. 8.) in die Kammer, löſ't die Langfeſſel vom Boden (auch die Kurzfeſſel, wenn dieſe an dem Stänglein hat befeſtigt werden müſſen), ſchleift die Langfeſſel an das Stolpengehängſel, ergreift die Kurzfeſſel mit der rechten Hand, ſchlägt — wie jederzeit beim Tragen eines Baizvogels — den linken Daumen ein und die Fauſt geballt zuſammen und hebt den Vogel aufgehaubt (verkappt) darauf.

Nachdem derſelbe ſo einige Stunden herumgetragen worden, löſ't man die Strüpfen oder Riemen am Haubenſchlitz (§. 11. Nr. 1.) auf und haubt oder kappt den Vogel behutſam und leiſe ab — d. h. man hebt die am Troſch gefaßte Haube demſelben vom Kopfe. Während des Abhaubens wird der Vogel ſich vielleicht ungeberdig

---

*) Daß ſtarke Beſchädigung an den Schwung- und Steuerfedern, oder an den Fängen, den Vogel unbrauchbar macht, iſt begreiflich; der Jäger muß daher durch Auswahl ſchicklicher Fangmethoden und durch Vorſicht beim Auslöſen aus dem Fangapparate dem auszuweichen ſuchen.

aufſellen, nach dem Abkappen wild ſich umſehen und ab- zuſtieben (fortzufliegen) verſuchen. Bei ganz kurzge- faßter Kurzfeſſel ſuche man ihn ſtete auf der Fauſt zu er- halten, auch durch ſanftes, langgezogenes Pfeifen und durch den Zuruf: O, Ho! Männchen *)! in Ruhe zu brin- gen. Zeigt er ſich widerſpänſtig, ſo wird er verkappt, auf eine in der Kammer frei, aber feſt (nicht ſchwebend), beiläufig 5′ hoch über dem Boden aufgemachte Stange ge- ſetzt und an derſelben mit der Langfeſſel befeſtigt. Hier muß er, ohne ihm Gekröpf (Fraß) zu geben **), aushalten bis zum folgenden Tage, an welchem die Lektion des vorigen wiederholt, auch der Verſuch gemacht wird, ob der Vogel von einer an der Bruſt abgebälgten (abgefiederten und abgehäuteten) mit dieſem reinfleiſchigen Theile dicht vor ſeinen Fängen in der Fauſt dargereichten Taube kröpfen (freſſen) will; wobei unter dem Zuruf: Rupf, Männchen! deſſen vielleicht unordentlich liegendes Gefieder mit einer Raben- oder andern langen Schwung- feder ſanft zurecht geſtrichen und er, ſo zu ſagen, geliebelt wird. Will er noch nicht kröpfen, ſo trägt man ihn dennoch einige Stunden unverkappt und ſtellt ihn auf- gehaubt dann wieder auf die Stange.

So wird, ohne vom Mitleiden ſich hinreißen laſſen zu dürfen, fortgefahren, bis ihn — vielleicht erſt am vier- ten oder fünften Tage — Hunger treibt, aus der Fauſt zu kröpfen. Nur in dem Falle, wenn Spuren großer Ermattung ſich zeigen — auch in keinem Falle öfter als einmal — feßle man ihn in der Kammer auf dem Boden an, und werfe von der Taube ein Bruchſtück zum Fraß vor. Bei dieſer Gelegenheit, wie jederzeit, kann an die

---

*) Immer gleichtöniges Pfeifen und unveränderten Zuruf mache der Jäger ſich zum Geſetz.

**) Die Stange muß ganz frei hängen, damit der Vogel beim etwaigen Herunterfallen die Schwung- und Steuerfedern durch Anſtreichen an der Wand nicht beſchädige; von Seiten des Jägers aber muß, anfänglich beſonders, oft nachgeſehen werden, um den heruntergefallenen, ſchwebend hängenden Vogel, der, weil er geblendet und in der Angſt iſt, ſich ſelbſt nicht wieder auf die Stange helfen kann, wieder darauf zu ſtellen.

Stelle der Taube eine Saatkrähe, Nebelkrähe oder Dohle treten. Von letzter kröpfen die Baizvögel faſt eben ſo gern als von der Taube, weniger gern von den ſchwarzen Krähen, ungern von der Schildkrähe. Späterhin kann auch klein geſtücktes, rohes, nicht fettes Rindfleiſch zuweilen zum Fraße dienen.

Bei den bis hierher erörterten Vorarbeiten, bei welchen fleißiges und anhaltendes Tragen des Vogels auf der Fauſt und ohne Haube unerläßliche Bedingung des Erfolgs iſt, kann höchſtens eine Woche verſtreichen. Dann wird und muß der Vogel ſtete auf der Fauſt ſtehen und aus derſelben kröpfen.

Erſt wenn dies der Fall iſt, darf das eigentliche Abtragen (Abrichten) zur Baize unternommen werden, und zwar auf folgende — allerdings für den Vogel eben ſo harte, als für den Jäger mühvolle — Weiſe:

Der erſten und jeder folgenden Lehr- und Uebungsſtunde muß lange anhaltendes Tragen des unbehaubten Vogels auf der Fauſt vorangehen. Nach Beendigung derſelben wird er verkappt auf den Standort gebracht und daſelbſt angefeſſelt. Dieſe Vorſchrift gilt für die ganze Lehrzeit.

Erſte Lektion.

Der hungrige Vogel wird Morgens in einer Kammer (ohne Haube) von der Fauſt auf eine Stuhllehne geſtellt. Seinem Schnabel gegenüber, die Langfeſſel am Handſchuh befeſtigt, ſetzt ſich der Jäger, nimmt das, was der Vogel kröpfen ſoll (die todte gerupfte Taube), in die Fauſt und hält dieſe demſelben ſo nahe vor, daß er von der Lehne bis auf ſelbige nur einen kleinen Sprung zu thun hat. Dieſen Sprung aber muß er auf den Zuruf: O, Ho, Männchen! Rupf, und auf den Pfiff, thun, auch feſt auf der Fauſt ſtehen, bevor er kröpfen darf. Will er nicht kommen, ſo wird er bis zum Nachmittag mit Fraßentziehung, Verkappung und Anfeſſelung auf der Stange beſtraft. Dieſe Lektion wird vorgedachtermaßen

aller zwölf Stunden ſo lange wiederholt, bis der Vogel leiſtet, was er ſoll. Nachdem er nothdürftig gekröpft hat, wird er aufgehaubt und bis zum folgenden Tage an ſeinen alten Standort gebracht. Dann beginnt die

zweite Lektion.

Der Jäger tritt ſo weit von dem auf die Stuhllehne geſtellten Vogel ab, daß dieſer wenigſtens ein Paar Flügelſchläge thun muß, um auf die ſtete vorgeſtreckte Fauſt zu kommen, in welcher die todte, gerupfte Taube, gegen den Körper des Jägers hin gerichtet, ihm unter dem oben bemerkten Gelock vorgehalten wird. Hungrig, wie der Vogel ſeyn muß, wird er auf die Fauſt kommen, um zu kröpfen. Nur ſehr wenig Fraß darf ihm zu Theil werden, dann wird es wieder auf die Lehne geſtellt, der Jäger tritt etwas weiter von ihm ab, lockt ihn auf die nehmliche Weiſe wie vorher auf die Fauſt, läßt ihn wieder ein wenig kröpfen, und wiederholt dieſe Uebung drei- bis viermal in immer etwas größerer Entfernung. Beim letztenmale darf der Lehrling ſich ziemlich ſatt kröpfen. Gut und nöthig ſogar iſts, wenn bei dieſer Lektion die Bruſt der vorgehaltenen Taube nur kleinern Theils entfiedert iſt, ſo daß der Falke oder Habicht beim Kröpfen etwas Gewölle (Gefieder) mit verſchlingen muß. Zu dem Ende umwickelt man auch im Voraus kleines Gefieder oder einige Kügelchen von kurzem fläch ſenen Werg mit Fleiſch, legt dieſes künſtliche Gewölle auf die kahle Bruſtſtelle der Taube, von welcher der Vogel beim vorherigen Kröpfen das Fleiſch ſchon weggeriſſen hat, und bewirkt ſo, daß er das Gewölle mit verſchlingt. Man nennt dies in der Falkenierſprache: Gewölle geben. Hierdurch wird — nach §. 63 der Einleitung — die Verdauung befördert und ſonach der Vogel bis zum andern Morgen, nachdem er das Gewölle wieder ausgeworfen hat, hungriger, dann aber auch deſto bereitwilliger, dem Gelock zu Folge, in immer weiterer Entfernung auf die Fauſt zu kommen, weil er nun ſchon weiß, was dort ihm zu Theil wird.

Iſt er in der Kammer vollkommen locke — d. h.

kommt er in jeder dem Jäger beliebigen Entfernung und nach dem Willen (auf Ruf und Pfiff) deſſelben unfehlbar auf die Fauſt —; ſo ſchreitet man fort zur

dritten Lektion.

Dieſe erhält der hungrige Vogel, nachdem er mehrere Stunden getragen und dann ein 80 bis 90′ (40 bis 45 Ellen) langer dünner Bindfaden an die Langfeſſel angeſchleift, auch mit dem Handſchuhgehängſel (§. 11. Nr. 8.) in Verbindung geſetzt worden iſt, im Freien. Abgehaubt ſetzt man ihn da von der Fauſt ab und auf den Boden — anfänglich, beſſer noch auf eine einige Schuh über dem Boden frei liegende Stange — jetzt und jederzeit aber unter dem Winde, weil der Vogel lieber gegen den Wind zieht. Dann tritt man — verſteht ſich, mit immer am Handſchuh befeſtigtem Bindfaden, um, wenn jetzt oder in der Folge der Vogel zu entfliehen verſucht, ihn vermittelſt deſſelben zurückhalten zu können — ungefähr in der Entfernung, aus welcher er zuletzt in der Kammer auf die Fauſt gekommen war, dem Vorderkopf des Vogels gegenüber, hält mit ausgeſtreckter Fauſt eine todte — wo möglich weiße — Taube, anfänglich auf der Bruſt gerupft, ſpäterhin ganz befiedert ihm vor, und lockt mit Ruf und Pfiff ihn auf die Fauſt. Kommt er willig, ſo erhält er etwas weniges zu kröpfen; bezeigt er ſich unfolgſam, ſo wird er verkappt, in der Kammer auf der Stange angefeſſelt und muß hungern, bis er, bei wiederholtem Verſuch, thut, was er ſoll, d. h. nach und nach — unter Verlängerung des Bindfadens — immer aus weiterer Entfernung auf die Fauſt kommt. Nur hüte man ſich, dieſe Uebung, beſonders in der erſten Zeit, nicht zu oft hinter einander zu wiederholen, und laſſe dem Vogel jedesmal, wenn er kommt, nur etwas weniges, auch das letztemal an jedem Tage, unter Darreichung einigen Gewölles, nicht bis zur völligen Sättigung kröpfen.

Zeigt er ſich auch hierbei gehörig locke, ſo hält man ihm bei den folgenden Tagesübungen das erſtemal die Taube vor, das zweitemal aber nur die linke Fauſt ohne

Taube (die einſtweilen verborgen gehalten wird). Kommt er auf das Gelock, ſo wird mit der rechten Hand die Taube, nebſt Gewölle, dargereicht. Am erſten Tage laſſe man ihn dann gleich beim erſten Kommen ziemlich ſatt kröpfen, an den folgenden beim erſten und zweiten Kommen nur wenig, beim dritten — weiter gehe man nicht — ſich ſatt freſſen. Das oben erwähnte Liebeln und ſanfte Zurechtſtreichen des Gefieders mit einer langen Feder trägt dazu bei, den Vogel dem Jäger immer mehr geneigt und zahm zu machen. Den geſättigten Vogel bringe man ſogleich zur Ruhe.

Vierte Lektion.

Um einen noch höhern Grad von Folgſamkeit zu bewirken, muß von nun an zu den zeitherigen Zwangsmitteln: Blendung, Langeweile und Hunger — noch ein anderes, härteres —, Schlafentbehrung, kommen.

Außer der Zeit, während welcher die Uebungen der vorigen Tage, bei welchen, ſelbſt beim gelehrigſten Vogel, noch immer einige Widerſpänſtigkeit und Scheue ſich offenbart, wiederholt werden, trägt man unausgeſetzt denſelben, ſowohl in der Stube, als im Freien.

Den Abend wird er nicht auf die Stange, ſondern in einen hölzernen Faßreifen, welcher, mit einer Schnur an der Decke der Wohnſtube befeſtigt iſt und in der Schwebe hängt — wie immer behaubt — geſtellt; an dieſen Reifen wird ein Bindfaden gebunden und vermittelſt deſſelben der Reifen und mit ihm der Vogel bis zum nächſten Morgen ununterbrochen hin und her geſchwenkt, ſo, daß Ruhe gar nicht ſtatt findet *).

Am folgenden Morgen wird wieder ganz ſo verfahren,

---

*) Iſt der Jäger ein Mann, wie er ſeyn ſoll, d. h. gilt ſein Beruf und die Erreichung des Zwecks, den er erreichen will oder ſoll, mehr als körperliche Ruhe; ſo behält er den Vogel eine Nacht oder ein Paar auf der Fauſt, bewegt dieſe bisweilen, ſucht ſich die Zeit in Geſellſchaft, oder ſonſt ſo gut er kann, zu vertreiben, und erhält ſo den Vogel und ſich wach. Letzter lernt da ſeinen Lehrer beſſer kennen und wird auch anhänglicher an ihn.

wie an den vorigen Tagen. Oft bezeigt der Vogel gerade da ſich unfügſamer als zuvor und man bemerkt in ſeinem ganzen Benehmen einen gewiſſen Trotz, ſo daß er wohl gar ganz ſich weigert, auf das Gelock heranzuſtreichen und auf die Fauſt zu kommen. In dieſem Falle geht man, rufend, pfeifend und die Fauſt vorhaltend, ihm nach und nach näher, bis er auf die Fauſt kommt. Nur im Nothfall darf die Taube in dieſelbe genommen werden, der Vogel aber, wenn er nicht willig auf Ruf und Pfiff aus der Ferne geſtrichen kommt, nur nothdürftig, unter Mitdarreichung einigen Gewölles, zu kröpfen erhalten. Dann wird er bis zum Abend getragen, auch wieder, wie die vorige Nacht, vom Schlafen abgehalten. Gewöhnlich leiſtet er in der Uebungs-ſtunde des nächſten Tages, immer noch am Bindfaden, be-reitwillig das, was er ſoll, und was er am vorigen Tage noch verweigerte oder doch ungern und weniger fertig that; wo nicht, ſo wird wie am vorigen Tage verfahren, am Schluß der Lektion nur höchſt wenig Fraß auf der Fauſt ihm dargereicht, und die Nacht hindurch ſchlechterdings keine Ruhe geſtattet.

Am folgenden Tage kommt er, in der Regel, dem Ruf und Pfiff zu Folge, aus bedeutender Ferne auf die vorgeſtreckte Fauſt. Dann gebe man ihm mit der andern Hand von der todten Taube zu kröpfen, wiederhole die Uebung ein- oder zweimal, gebe das letztemal, nebſt Gewölle, des Fraßes ſatt, und gönne, wenn er immer und ſchnell aufs Gelock kommt, ihm auf der Stange Ruhe.

Fünfte Lektion.

Am nächſten Morgen wird der Vogel beiläufig zwei Stunden getragen, dann ohne Bindfaden, doch jeder-zeit mit Beibehaltung der Kurz- und Langfeſſel, im Freien an den Boden geſetzt, und anfänglich aus geringe-rer, nach und nach aus vergrößerter Ferne gelockt. Ge-meiniglich kommt er zwar willig, aber tief am Boden her geſtrichen. Dann halte man nur die Fauſt ſtete vor ſich hin, ohne ſie zu ſenken; er hebt ſich gewöhnlich erſt nahe vor derſelben darauf. Doch kann es ſich auch zutragen, daß

er darunter oder darüber wegſtreicht und auf einem benachbarten Baume aufhakt (ſich ſetzt). In dieſem Falle gehe man nicht allzunahe an den Baum, ſondern bleibe mehrere Schritte davon entfernt ſtehen, halte die linke Fauſt mit der todten Taube vor und locke wie gewöhnlich. Da die zur Baize tauglichen Raubvögel nicht gerade, ſondern ſchräg herunterſtoßen, ſo kommen ſie auch nur in dieſer Richtung aus der Höhe auf die Fauſt. Würde man demnach zu nahe an den Baum oder gar darunter treten, ſo müßte der Vogel bei der Fauſt wegſtoßen, wodurch er gar leicht wild und confus werden möchte, in welchem Fall die Arbeit wieder von neuem begonnen werden müßte.

Ob nun gleich ein in dieſer Lektion gut beſtehender Vogel als abgetragener angeſprochen werden kann, ſo muß man doch noch mehrere Tage die Uebung in vorbemerkter Art fortſetzen, indem ihm nur im Freien, wenn er zuvor aus der Ferne auf die Fauſt gelockt worden, aus derſelben Fraß dargereicht wird.

Soll er zur Reiherbaize, oder zu irgend einer Baize, bei welcher der Jäger als Falkenier zu Pferde Dienſt leiſtet, gebraucht werden, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß zu Ende der Lehrzeit der Vogel auch daran gewöhnt werden muß, dem zu Pferde ſitzenden Jäger auf die Fauſt zu kommen, auch die Gegenwart mehrerer Menſchen nicht zu ſcheuen. Iſt er hingegen dazu nur beſtimmt, mit ihm Rebhühner zu baizen, oder dieſe zu einer Jahreszeit und unter Witterungsverhältniſſen, wo die Hühner den Hund eigentlich nicht mehr aushalten, feſtzumachen; ſo müſſen bei den Uebungen in der Kammer ſowohl, als im Freien, Hunde zugegen ſeyn.

Sechste Lektion.

Durch dieſe wird der Vogel angewieſen und geſchickt gemacht zur Baize, d. h. dazu, nach dem Willen des Jägers und auf ſein Geheiß Reiher, Kraniche, Milanen, Raben, Krähen, Dohlen, Faſanen, Rebhühner, Enten im Fluge zu verfolgen, zu ſchlagen (zu fangen) und — aus der Luft mit ihnen herabſtür-

zend — feſtzuhalten, bis der herbeigeeilte Jäger das Gefangene ihm abnimmt.

Hierbei kommt es darauf an, den durch die zeither angewendeten Zwangsmittel gar ſehr geſchwächten Muth des Baizvogels wieder zu erhöhen, dabei aber deſſen inſtinktmäßige Raubgier gehörig zu leiten und zweckmäßig zu benutzen.

Dies geſchieht, indem man bei wieder an der Langfeſſel befeſtigtem Bindfaden vor dem abgehaubten, auf der Fauſt ſtehenden hungrigen Vogel, in einem großen Zimmer, eine ganz beſiederte todte Taube in die Höhe und ihn daran wirft (nach ſchießen läßt), auch, wenn er ſie geſchlagen, davon, jedoch nur einmal, ein wenig kröpfen läßt. Bei der Wiederholung ſpringt man hinzu, bricht behende ſeine in die Taube eingeſchlagenen Fänge (Zehen und Krallen) auf, nimmt ihn auf die Fauſt und läßt ihn vom vorgehaltenen Fleiſche, beſonders aber vom Gewölle kröpfen. Hiermit wird die Lehrſtunde beſchloſſen, der Vogel verhaubt und in der Kammer auf die Stange gefeſſelt.

Nicht zu frühe am andern Tage — um den Vogel wieder recht hungrig werden zu laſſen — trägt man ihn, verkappt und an dem Bindfaden befeſtigt, eine gute Stunde im Freien auf der Fauſt, haubet ihn ab, läßt eine lebendige Taube oder ein Rebhuhn mit verſtutzten Schwingen vor ihm hinſtreichen und wirft ihn ſofort daran. Wenn er gefangen hat, wird er mit dem Raube ſich davon zu machen verſuchen, daran jedoch durch den an der Langfeſſel befeſtigten Bindfaden verhindert. Dahin, wo er mit dem Raube zu Boden kam, eilt nun der Jäger, liebelt ihn, wie früher erwähnt, mit einer langen Feder und läßt ihn von der Taube oder vom Rebhuhn etwas, doch nicht zu viel, kröpfen. An den nächſtfolgenden Tagen wird er auf dieſelbe Weiſe geübt, ihm aber nicht geſtattet, von dem geſchlagenen Vogel, ſondern von anderm, hierzu mitgenommenen, Fraße, wobei Gewölle befindlich ſeyn muß, zu kröpfen.

Zuletzt trägt man — von einem vollkommen feſt dreſ-

ſirten Hühnerhunde begleitet — den Vogel verkappt und auf der Fauſt in eine große ebene Feldmarkung, wo man Rebhühner anzutreffen hoffen darf, und läßt da den Hund frei ſuchen. Da, wo er zuerſt feſt vorſteht, läßt man ihn einſpringen, um, wo möglich, das Volk zu ſprengen. Iſt dieſer Zweck erreicht und hat man die Stelle bemerkt, wo ein Huhn einzeln eingefallen iſt; ſo ſucht man dieſes mit dem Hunde wieder auf. Wenn derſelbe feſt ſteht, ſo pfeift ihn der Jäger ab und zieht ſich, ziemlich weit kreiſend, unter den Wind, löſ't während deß die Langfeſſel dem Vogel ab und die Haube hinten auf. Steht der Hund wieder feſt, ſo faßt der Jäger mit der rechten Hand den Troſch (§. 11. Nr. 1. b.) nähert ſich — immer unter dem Winde — dem Huhne ſo ſehr als möglich und läßt dann den Hund nochmals einſpringen. So wie das Huhn in der Nähe aufſteht, wird der auf das ſchnellſte abgekappte Vogel daran geworfen. Ein raſcher Baizvogel wird das Huhn ſehr bald einholen und ſchlagen.

Für den immer möglichen Fall, daß der Vogel fehlſchlagen könnte, iſt es nöthig, eine lebendige Taube, welcher die längſten Schwungfedern ausgerupft ſind, in der Falkeniertaſche (§. 11. Nr. 7.) in Bereitſchaft zu haben; auch auf einem raſchen, gewandten Pferde ſitzend, dieſe Uebung vorzunehmen. Indem man nun den Baizvogel an das herausſtiebende Huhn wirft, folgt man im vollen Lauf, greift auch, wo immer möglich, ſo vor, um, im Fall das Huhn entkäme, in der Nähe und im Geſicht des Baizvogels die an den Flügeln halb gelähmte Taube fliegen laſſen zu können, welche derſelbe dann gemeiniglich fängt.

Sollte es ſich aber zutragen, daß der Jäger nicht ſchnell genug folgen könnte, um des fehlſchlagenden Vogels auf vorbeſagte Art habhaft zu werden, ginge dieſer vielmehr durch; ſo muß der Jäger raſtlos und eiligſt bis dahin folgen, wo derſelbe aufbaumt, und da, vermittelſt der vorgehaltenen Taube, ihn auf die Fauſt locken, ihn etwas kröpfen laſſen, verkappen und an den folgenden Tagen dieſe Lektion ſo oft wiederholen, bis mehrere gelungene Uebungen ihn als zur Baize brauchbar darſtellen.

Soll derſelbe zur Baize auf die oben genannten ſtärkern Federwildarten und vorzüglich auf Reiher angewendet werden; ſo muß man ihn darauf noch beſonders abrichten, wozu an den Schwingen halbgelähmte oder junge, nicht ganz flugbare Vögel jener Arten gehören, auch ein bereits guter Baizvogel nicht fehlen darf, um dem neuen Lehrlinge durch dieſen praktiſche Anweiſung geben zu laſſen. Beim zufälligen Durchgehen oder Verſtreichen des Baizvogels wird dann zum Zurücklocken das Federſpiel (§. 11. Nr. 5.) mit angewendet.

§. 13.

Sonſt, als bei Kaiſern, Königen, Fürſten und Herrn die Baize — beſonders die Reiherbaize — eine der vorzüglichſten Vergnügungen ausmachte, gehörte zu jedem Hofſtaate ein ſehr gut berittenes, oft köſtlich montirtes, Falkenierperſonale. Und allerdings kann dieſe Jagd auch nur dann getrieben werden, wenn drei bis vier mit ausgezeichnet ſchnellen, ſichern, beſonders auch im Weit- und Hochſpringen geübten Pferden verſehene Jäger, die ſowohl mit der Reitkunſt, als mit allem übrigen, zur Falknerei Gehörigen, vollkommen Beſcheid wiſſen, nicht fehlen.

Zur eigentlichen Baizzeit — im Frühlinge, während des Reiherwiederzugs und nach der Ernte, gewöhnlich im September — wurden Reiher auf folgende Weiſe gebaizt:

Die Herrſchaft, von dem Jagdperſonal und von Zuſchauern begleitet, zog zu Pferde aus, und in Gegenden hin, wo Reiher zu der Zeit, wenn ſie nicht an Teichen (Weihern) des Fiſchfanges wegen ſtehen, gern einzufallen und ihr Geheck zu machen pflegen — Sümpfe nehmlich, die weder zu groß, noch zu tiefgründig, dabei aber mit Geſträuch und alten Eichen beſtockt ſind —, wo auch örtliche Verhältniſſe — mindeſtens außerhalb des Sumpfes (Bruches) — ſchnellſtes Fortkommen zu Pferde geſtatteten. Bis dahin folgte der Sageträger (§. 11. Nr. 6.) mit den verhaubten Baizvögeln. Jeder Falkenier nahm einen verkappten Baizvogel von der Träge und ohne Lang-

feſſel auf die Fauſt. War im Sumpfe ſelbſt Fortkommen zu Pferde möglich, ſo wurde derſelbe gegen den Wind durchſtreift, indem die Falkenier, nachdem die Haube bei jedem Vogel hinten aufgezogen war, zwiſchen den übrigen Reitern ſo ſich vertheilten, daß wenigſtens zwei Baizvögel an einen aufſtehenden Reiher geworfen werden konnten. Da, wo das Terrain die Selbſtſuche nicht zuließ, wurde der Bruch, auf vorerwähnte Art, mit den in gleicher Entfernung von einander angeſtellten Reitern umlegt; dann löſ'ten Jägerburſche die für dieſen Fall mitgenommenen Waſſerſtöberhunde unter dem Winde, um vermittelſt dieſer die Reiher rege zu machen. Sobald ein ſolcher in angemeſſener Ferne ſich zeigte, haubten die zwei Falkeniere, welchen derſelbe am nächſten war, ihre Baizvögel ab, ritten, nebſt andern Jagdgenoſſen, im vollſten Lauf ihm nach, und warfen, wenn ſie am Benehmen ihrer Vögel gewahrten, daß ſelbige den Reiher im Auge hatten, ſie unverzüglich daran. Dieſe ſtrengten ſich mit der von Natur ihnen eignen Schnelligkeit, Gewandtheit und Liſt aufs äußerſte an, den Reiher einzuholen und, unter ſtetem Steigen und Kreiſen, ihm die Höhe abzugewinnen.

Der Reiher hingegen gewahrte bald, daß es ihm gelte. Sofort ſuchte er, gerade fortziehend, in der Flucht ſein Heil. Dies war der Zeitpunkt, wo die Falkeniere und andere Jagdgenoſſen, ohne an ſich und ihr Pferd zu denken, und jede Schwierigkeit, welche das Terrain in den Weg legte, für nichts achtend, alle Zügel ſchießen laſſen mußten, um den Verfolgten, wie die Verfolger, nicht aus dem Geſichtskreiſe zu verlieren.

Daß auf dieſem Wege Rettung vor Feinden, die bei weitem ſchneller als er ſelbſt ſind, zu den Unmöglichkeiten gehöre, wurde dem Reiher in kurzem einleuchtend. Er mußte daher zu andern Kunſtgriffen und Vertheidigungsmitteln, die an ſich zwar vergeblich, für die Beobachter aber allerdings beluſtigend waren, Zuflucht nehmen. Auch er legte ſich nehmlich nun auf immer höheres Steigen, ſpie nicht nur alles, was er im Kropfe hatte, weg, ſondern machte ſich nächſtdem durch häufige Ausleerungen von

hinten möglichſt leicht. Was halfs? — Ehe er es ſich verſahe, ſchwebten die Baizvögel über und neben ihm ſo lange unabläſſig herum, bis es einem von ihnen oder beiden, nach öftern vergeblichen Stößen, gelang, ihn zu ſchlagen oder zu fangen, d. h. mit den Fängen (Klauen) zu faſſen, dem zu Folge mit dem Ueberwundenen aus der höchſten Höhe auf den Boden herabzuſtürzen und denſelben da feſtzuhalten *).

Dann beeilten ſich die Falkeniere möglichſt, den Baizvögeln zu Hülfe zu kommen, ſie zu verkappen, auszubrechen (die Fänge aufzumachen), dann ihnen aus der Taſche (§. 11. Nr. 7.) Fraß darzureichen, ermüdete Vögel endlich auf der Trage anzufeſſeln, und, bei weiter fortzuſetzender Jagd, friſche an deren Stelle auf die Fauſt zu nehmen.

Den gebaizten Reihern wurde gewöhnlich ein ſilberner oder blecherner, mit dem Namen der Herrſchaft und mit der Jahreszahl bezeichneter Ring um die Ständer (Beine) gelegt und ihnen dann Leben und Freiheit geſchenkt. Man hat daher oft ſolche gebaizt, die ſchon einen oder mehrere dergleichen Ringe trugen. Aus den darauf

---

*) Unbedingt kann man es für Jägerlatein und zwar für recht reines, d. h. für eine derbe — Unwahrheit erklären, wenn ſchriftlich oder mündlich vom Reiher erzählt wird: „er lege ſich, von Baizvögeln verfolgt und aufs höchſte bedrängt, in der Luft auf den Rücken und ſuche ſo ſich noch zu vertheidigen.“ Das Wahre an der Sache ſcheint Folgendes zu ſeyn: Wie immer beim Erheben, mag auch beim Aufſteigen vor und mit den Baizvögeln der Reiher mit dem Hintertheile ſtark geſenkt ſich darſtellen, und in dieſer Stellung der vorzüglich tapfere und gewandte, bis zur gänzlichen Erſchöpfung der Kräfte, mit dem Schnabel die Angriffe ſeiner Feinde abwehren; dann aber, wie der gebaizte Kranich (I, S. 186) noch ungeſchlagen aus der höchſten Luftregion ſich herabſtürzen, und an der Erde auf dem Rücken liegend, gegen die Anfälle der Baizvögel ſich ſo lange noch wehren, als es irgend gehen will. In der Luft vertheidigt ſich der Reiher gegen die Stöße der Baizvögel auf folgende Weiſe: Bei zuſammengelegtem Halſe ſtreckt er ſeinen Verfolgern, wenn ſie auf ihn ſtoßen, die ſcharfe Schnabelſpitze nach allen Richtungen mit ungemeiner Behendigkeit entgegen. Zuweilen geſchieht es, daß einer von den Baizvögeln, durch den Widerſtand des Reihers erbittert, der Schnabelſpitze deſſelben beim Stoße nicht vorſichtig genug ausweicht und ſo daran ſich ſpießt. Gerade dieſen Zeitpunkt benutzt der andere zum Stoß, und ſchlägt ſeine Fänge dann gemeiniglich im Unterrücken des Reihers ſo kräftig ein, daß der Reiher durch eigne Kraft ſich zu retten nun ſchlechterdings nicht mehr vermag.

befindlichen Jahreszahlen ergab ſich, wie ſchon oben geſagt, für dieſe Vogelgattung ein überaus hohes Alter. —

Nicht allein Reiher und alle oben (§. 12. Lekt. 6.) namhaft gemachte, ſondern auch alle andere Vögel, welche nicht ganz ſo ſchnell im Fluge ſich bewegen, wie diejenigen Raubvögel, welche der Leſer im dritten Theile als die tapferſten, gewandteſten und raſcheſten, und deshalb als zu Baizvögeln brauchbare kennen lernen wird, wurden auf dazu günſtigem Terrain und auf vorher beſchriebene Weiſe gebaizt.

An ſolche, welche den aſchgrauen Reiher an Stärke übertreffen, warf man drei Baizvögel, an ſchwächere einen.

Altvater Döbel macht viel Rühmens von dem Vergnügen, welches der Fang der Rebhühner durch einen abgetragenen Baizvogel gewähren ſoll. Der Verf. kennt daſſelbe, wie ſchon geſagt, aus Erfahrung nicht, meint aber doch, daß es, da mit einem Vogel höchſtens drei Hühner in einem Tage und noch dazu nur ſolche, die nicht vollkommen beflogen ſind, gebaizt werden können, gegen das, welches bei der Suche mit einem guten Hühnerhunde und bei dem Schießen vor demſelben des fleißigen Jägers wartet, den Vergleich nicht aushalten könne.

Dagegen muß ein Baizvogel dann von großem Nutzen ſeyn, wenn zu einer Zeit und bei Witterungsverhältniſſen, wo die Rebhühner der Regel nach Hund und Jäger nicht aushalten, und doch dergleichen geſchafft werden ſollen und müſſen.

In dieſem Fall ſoll man, nach Döbel, den hungrigen verhaubten Baizvogel blos mit der Kurzfeſſel auf die Fauſt nehmen, dann mit ihm und dem Hühnerhunde in eine Gegend ziehen, wo Hühner liegen, da den Hund frei und ſo lange raſch ſuchen laſſen, bis man bemerkt, daß er Hühner in der Naſe hat, dann den Hund kurz halten und mit dem Vogel, welchem die Haube hinten bis zum Abkappen gelöſ't iſt, ſich der Stelle nähern, wo die Hühner nach den Zeichen des Hundes liegen. So wie ſie herausſtieben, ſoll der Baizvogel abgehaubt und daran

geworfen werden. Die den nächſten Remiſen oder Sträuchern zueilenden und da vor ihrem Erbfeinde Schutz ſuchenden Hühner werden dann — beſonders wenn es die örtlichen Verhältniſſe geſtatten, den wieder auf die Fauſt gelockten Baizvogel verkappt auf einem benachbarten Baum, oder auf einer eigens dazu mitgenommenen Krakel (Krücke) mit der Langfeſſel zu befeſtigen — ſo feſt liegen, daß ſie nicht nur im Volk beiſammen aushalten, ſondern wenn man den Hund einſpringen läßt, gemeiniglich gleich ſich verſprengen und nun, mit dem Hunde wieder aufgeſucht, vereinzelt ſo gut wie im September halten und nach Belieben geſchoſſen werden können *).

§. 14.

In unſern Zeiten bringt man dem Jagdvergnügen ſo große Opfer, als die Reiherbaize verlangte, nicht mehr; man hat die Reiher vielmehr, als arge, die Fiſcherei verwüſtende Räuber, überall mit Recht geächtet, und, um deren Verminderung möglichſt zu bewirken, den Jägern faſt allerwärts ein anſehnliches Schuß- und Fanggeld ausgeworfen. Hierdurch ſowohl, als durch den hohen Werth, den die **langen Federn** haben, mit denen mehrere Reiherarten geziert ſind, beſonders aber durch die ausgezeichnete Schädlichkeit dieſer Vögel, ſoll und wird der Jäger ſich antreiben laſſen, denſelben auf alle erſinnliche Weiſe Abbruch zu thun.

Mit dem beſten Erfolge und am leichteſten kann dies **in der Heckzeit** geſchehen, indem man aus den aus-

---

*) Die **Döbelſche** Vorſchrift zum Verfahren, um vermittelſt des Baizvogels die Hühner zu allen Zeiten ſo feſt zu machen, daß der **Thraß** zum Fange des ganzen Volkes ſoll angewendet werden können, wird übergangen, weil es dem Verf. nicht einleuchten will, daß auf dieſem Wege viel auszurichten ſei. Auf das oben Geſagte hingegen macht er, als auf einen beachtungswerthen Nachtrag zum Kapitel: **Rebhuhn**, den Leſer aufmerkſam, mit dem Zuſatze, daß in dieſem Betracht für viele Jäger und ſelbſt für Jagdliebhaber die Mühe, welche mit dem Abtragen des Baizvogels verbunden iſt, wie die Unterhaltungskoſten deſſelben — da man Krähen, Dohlen und andere Vögel zu kröpfen geben kann — hinlänglich belohnt werden würden.

fündig gemachten Horſten (Neſtern) die Eier ausnimmt, auch den Zeitpunkt — der ſich jedoch nur auf wenige Tage beſchränkt — wahrnimmt, wo die Jungen derjenigen, welche auf Bäumen ihr Geheck machen, wenn ſie faſt flugbar geworden ſind, wie andere Junge Raubvögel, erſt auf den Rand des Horſtes, kurz vor dem Ausfliegen aber auf die dem Horſte am nächſten ſtehenden Baumzweige treten. Man kann da einen jungen Reiher nach dem andern, und ſelbſt die Alten, welche bei Wahrnahme der Gefahr, die ihren Kindern droht, ängſtlich und dreuſt über denſelben herumſchweben, leicht herunterſchießen. Goslariſche Schrote von Nr. 3 haben genügliche Stärke, um alle Reiher damit auf gehörige Flintenſchußweite zu erlegen.

Auch außer der Heckzeit ſieht man ſolche Reiher, die auf Bäume horſten — beſonders aſchgraue — bei Sonnenaufgang auf einem Baumaſte dicht am Hauptſtamme ſtehen. Nur wenige Minuten dauert, erfahrungsmäßig, die Periode, während welcher ſie die ihnen eigne Scheu bis auf einen gewiſſen Grad verläugnen, indem ſie ſich möglichſt in ſich zuſammenziehen, unbeweglich ſtillſitzen und — was zu andern Tageszeiten nie der Fall iſt — bei des Jägers ſucceſſiver Annäherung unter ſeithalbigem Vorbeigehen und ununterbrochenem Fortſchreiten auf offenem Wege, aushalten, bis er auf ordentliche Schußweite heran iſt. Doch zaudere man nicht mit langem Zielen — das ohnehin nie etwas taugt — ſondern gebe Feuer, ſobald man freies und reines Abkommen hat, d. h. wenn des Vogels Körper nicht durch Baumäſte ganz oder größern Theiles verdeckt iſt, und man ihn genau auf dem Korn hat.

Von der feinen Sinnenorganiſation aller oder doch der allermeiſten Reiherarten und von ihrer Scheu nicht nur vor des Menſchen Perſon, ſondern auch vor ſeinem Schatten iſt §. 1 bis 9 dieſes Kapitels mehrfach die Rede geweſen. Demnach wird es einleuchtend, daß diejenigen Arten, welche an den Ufern der Seen, Flüſſe und Teiche dem Fiſchfange nachgehen, daſelbſt nur unter Anwendung höchſter Vor- und Umſicht bei ſtattfindender vollkommenſter

Verheimlichung in einem genüglich tiefen Graben hinter einem Walle oder hinter ſehr dichtem Geſträuch und bei ſteter Aufmerkſamkeit auf den Stand der Sonne beſchlichen werden können. Die ſchicklichſte Zeit hierzu iſt die Morgen- und Abenddämmerung. Zu andern Tageszeiten am Waſſer ſtehend, halten die Reiher weder vor dem Kahne (Schellig), noch vor dem Schilde, auch nur ſelten vor dem Schießpferde aus.

So wenig man behaupten kann, daß diejenigen Reiher, welche am Tage d n Fiſchfang in offenem Gewäſſer betreiben, hierbei genau Zeit, Strich und Stand halten; ſo iſt es doch durch Erfahrung beſtätigt, daß ſie an einem Fluſſe, See oder Teiche und wieder an einem Ufer deſſelben lieber einfallen, als am andern. Bruttei che ſuchen ſie, begreiflicher Weiſe, am liebſten und häufigſten auf. Findet an dergleichen Orten der Jäger Gelegenheit, frühe vor Tage oder gegen Abend in dichtem Geſträuch, von allen Seiten vollkommen gedeckt, ſich anzuſtellen, oder richtet er ſich eigne Schießlöcher — die jedoch, wenn ſie dieſe ſcheuen und auf Alles aufmerkſamen Vögel nicht verſcheuchen ſollen, vor Eintritt der Zugzeit ſchon gemacht und mit Strauchwerk dicht umſetzt werden müſſen — hierzu ein, hält er auf ſeinem Standorte, bei mondhellen Nächten, lange genug aus; ſo wird ſeine Mühe durch glücklichen Erfolg oft und reichlich belohnt werden — um ſo mehr, da der Schuß meiſt immer auf den ſtehenden Vogel angebracht werden kann.

§. 15.

Reiher, welche ſich in Sümpfen oder in mit Rohr und Schilf ſtark bewachſenen Teichen und Seen immer oder faſt immer aufhalten, werden meiſt, wenn ſie bei andern Sumpf- und Waſſerjagden vor den ſuchenden Hunden herausſtieben, gelegenheitlich geſchoſſen; ſelten und auch dann nur zufällig auf dem Anſtande nach wilden Enten oder Gänſen.

Junge derjenigen Arten, welche bei uns ihr Geheck machen, fängt der Waſſerhund bei der Entenjagd, im Ju-

lius, oft ohne vorgängige Schußverletzung; doch muß der Hund ſcharf (herzhaft, biſſig) behutſam ſeyn, denn junge Rohrdommeln u. ſ. w. wehren ſich, auch wenn ſie noch nicht ganz flügge ſind, hartnäckig mit dem Schnabel gegen die Anfälle des Hundes und fügen demſelben nicht ſelten Augenverletzungen zu.

§. 16.

Mehrere Fangmethoden ſind von andern Schriftſtellern, als auf ſämmtliche Reiherarten anwendbar, gerühmt worden.

Der Fang mit dem Tritt- oder Tellereiſen. Er ſcheint, wenn die Eiſen am Tage, am ſeichten Ufer der Gewäſſer oder auf Stellen in Sümpfen, wo die Reiher dem Fiſch- und Froſchfange nachgehen, bei hohem Tage unter Waſſer gelegt werden, dem Verf. der Erfolg verſprechendſte zu ſeyn; doch weiß er es nicht aus Erfahrung.

Auch kann derſelbe über die Anwendbarkeit einer beſondern, von Naumann *) erfundenen, Sprenkelart, welche nicht nur beim Reiher, ſondern auch bei faſt allen Vögeln gute Dienſte leiſten ſoll, nichts Beſtimmtes ſagen, da der Hr. Erfinder ſein Verſprechen, zu ſeiner Zeit die Verfertigung und Stellung derſelben bekannt zu machen — ſo viel der Verf. des gegenwärtigen Werkes weiß — noch nicht gelöſ't hat. Uebrigens ließe es ſich wohl denken, daß die Zurichtung dieſes Fangapparats ungefähr auf folgende Weiſe ſtattfinden könnte:

Der Sprenkel ſelbſt müßte, etwas größer als gewöhnlich, aus einem fingerſtarken Stäbchen von einer Holzart, welche viele Federkraft beſitzt, gerade ſo zugeſchnitzt, auch da, wo die Stellung anzubringen iſt, ſo durchbohrt werden, wie der bekannte, gemeine Sprenkel; nur der Vorſprung, auf welchem das Stell- oder Tippholz —

---

*) S. deſſen Naturgeſchichte der Land- und Waſſervögel des nördlichen Teutſchlands III. Heft 8. S. 115.

welches länger und etwas ſtärker als gewöhnlich, ſehr ſcharfkantig und an der untern Kehrſeite von hinten nach vorn zu bis über die Hälfte ſeiner Dicke auszuſchneiden ſeyn würde — bei der Stellung ruht, müßte unter dem durchgehenden Loche nach der Sprenkelſpitze hin, nicht in die Quere über den Stab, eingeſchnitten werden.

Hinten an den Sprenkelknopf würde ein in Wachs getränkter Bindfaden und an dieſem die genüglich lange Schleife von ausgeglühtem Meſſingdraht, mit dem Stellknoten verſehen, gut befeſtigt ſeyn müſſen.

Mehrere dieſer Sprenkel würden dann, nachdem die Drahtſchleife durch das Stellloch aufgezogen, das Tippholz angeſtemmt, und jene in den an der Oberfläche des letztern eingeklemmt worden, auf dem bekannten Standorte der Reiher an einem Teiche oder in einem Sumpfe, auf eine Unterlage von flachen Steinchen, beiläufig 2″ über dem Erdboden, horizontal niedergelegt und vermittelſt eines hinten am Sprenkelbogen angebundenen Leinchens, an den zu dieſem Zweck hinter den Sprenkeln tief in der Erde eingetriebenen hölzernen Haken befeſtigt. Allerdings muß es dann dem Zufall überlaſſen bleiben, ob der einfallende Reiher, während er im Waſſer fortſchreitet, in die Schleife hineintritt, das Tippholz löſ't und ſo ſich fängt, oder ob er den Sprenkel ſelbſt mit den Ständern berührt und entflieht. Letzterer Fall möchte wohl am öfterſten vorkommen, und deßhalb von Anwendung dráhterner Trittſchleifen, welche an ſtärkeren Pfählchen befeſtigt, in größerer Zahl an dem Einfallsort, ohne vom Vogel bemerkt zu werden, Platz finden können, mehr noch zu erwarten ſeyn; mehr wenigſtens, als von dem ſonſt auch in Vorſchlag gebrachten Fange mit Angelhaken, welche mit kleinen Fiſchchen beködert werden ſollen.

Schwerlich aber möchte irgend eine der gedachten Fangarten die darauf zu verwendende Zeit und Mühe hinreichend erſetzen.

Achtzehntes Kapitel.

Von den Knellen (Strandläufern), Tringa, *Linn.* (Actitis, *Illiger.*)

§. 1.

Die hier vorkommenden Vögel ſtehen in allen dem Verf. bekannten Eintheilungen unter der Ordnung: Sumpfvögel. Sie allein bilden, nach Temmink, die Gattung: Tringa, welche zeither mit dem teutſchen Namen: Strandläufer, belegt, von dem Verf. aber, aus dem S. CCCXXI der Einleitung zu gegenwärtigem Werke, in der zweiten Anmerkung, angeführten Grunde, Knelle benannt wurde. Die erſte und dritte Art derſelben (ſ. u. §. 2 und 4) ſtellte Linné unter ſeine Gattung Scolopax (Schnepfe), von der ſie zuerſt durch Latham, ſpäterhin durch Bechſtein, Meyer u. A. getrennt und der Gattung Numenius, Brachvogel (Grüel, nach dem Verf. — vergl. Einl. S. CCCXIX, Anm. 2) beigezählt worden ſind. Aus der Vergleichung der von Temmink aufgeſtellten Charaktere für die Gattungen: Numenius (Einl. S. CCCXIX, und Tringa (Einl. S. CCCXXI) ergeben ſich die Gründe, aus welchen dieſer große Ornitholog die erſte und dritte Art ſeiner Gattung Tringa, nicht als der Gattung Numenius zugehörig betrachten konnte.

§. 2.

Die rothbäuchige Knelle, Tringa subarquata, *Temmink* *) (rothbäuchiger Strandläufer, rothbäuchiger

*) Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) IV. S. 135. T. 6; *Temmink* Man. d'orn. p. 398; Winckells Handb. f. J. (1ſte Ausg.) II. S. 642.

Brachvogel, rothbäuchige Schnepfe), iſt im nördlichen Europa einheimiſch, wird ebenfalls am kaspiſchen Meere, und in eben den verſchiedenen Gewändern, in denen ſie uns, im März ſelten und einzeln und vom Auguſt bis zum Oktober — jedoch nicht alljährlich — in geringzähligen Flügen vergeſellſchaftet, auf dem Durchzuge beſucht, auch — nach Bechſtein — zuweilen ihr Geheck macht, in Amerika und am Senegal gefunden. —

Die Beſchreibung derſelben iſt bereits in der Einleitung, S. CCCXXII, geliefert worden. —

Wo ſie, um ihr Geheck zu machen, verweilt, findet man ſie an den äußerſten Rändern von Teichen und Sümpfen; auf dem Zuge begriffen, meiſt auf Sandhegern an Flüſſen.

Sie nährt ſich von kleinen Inſekten, Würmern und deren Larven; nach Bechſtein ſoll ſie auch Gras- und Kräuterwurzeln und Spitzen annehmen (?). —

Das Neſt wird auf einen Grashügel oder Binſenhorſt geſtellt, und das Gelege beſteht aus vier bis fünf gelblichen, dunkelbraun gefleckten Eiern. —

Dieſe Knelle bewegt ſich im Fluge ſehr ſchnell und unregelmäßig, im Lauf ruckweiſe und behende. —

Sie iſt ſchlau, aber nicht eben ſcheu. Alte drücken ſich, wo ſie nicht ganz frei ſitzen, bei der Annäherung eines Menſchen oft bis faſt zum Ertreten feſt, und ſtieben, wenn der Hühnerhund ſie nicht durch Vorſtehen verräth, meiſt dann erſt heraus, wenn der Jäger ſchon bei ihnen vorüber iſt. Selbſt Junge, die man vor ſich herlaufen ſieht, wiſſen ſich, im Schilfgraſe forteilend, ſo gut zu verbergen, daß, ohne Hund, an Wiederfinden nicht zu denken iſt. —

Wenn ſie aufgejagt wird, vernimmt man einen fein pfeifenden Schreckenslaut, welcher dem Pfeifen des Sandläufers ähnelt; meiner Wahrnehmung nach aber durch Jß, Jß! — wie Bechſtein will —, nicht treffend bezeichnet werden kann. —

Sie iſt ſchon, wenn ſie auf dem Frühlingszuge zu uns kommt, ſehr gut, noch beſſer aber im Auguſt und September

an Wildbret und dieſes ſo zart und wohlſchmeckend, daß Leckermäuler wohl eben ſo viel Urſach haben, die Seltenheit dieſes Vogels zu beklagen, als der leidenſchaftlichere Jäger unzufrieden darüber iſt, daß wegen des äußerſt ſchnellen, zickzackförmigen Fluges ſelbſt dem geübteren Schützen es gar leicht begegnet, einen Fehlſchuß zu thun.

§. 3.

Die veränderliche Knelle (veränderlicher Strandläufer, Dunlin, Alpenſtrandläufer, Halbſchnepfe, lappländiſcher Kiebitz, Tringa variabilis, *Meyer*) *) iſt im Norden von Europa, häufiger als anderwärts angeblich in der Gegend der lappländiſchen Alpen einheimiſch. Die Küſten von Holland und Frankreich beſucht ſie häufig auf dem Frühlingszuge, das Innere von Teutſchland flugweiſe oder einzeln im Auguſt und September auf der Herbſtwanderung; andere europäiſche Küſten regelmäßig im Frühlinge und im Herbſte. —

Nach den verſchiedenen Gewändern, in welchen dieſe Knelle zeither am häufigſten erſchienen iſt, wurde die Beſchreibung S. CCCXXIII f., aus Temminks Man. d'orn. überſetzt, geliefert. Eben dieſer große Ornitholog hält für zufällige hierher gehörige Varietäten: Tringa cinclus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 680. sp. 18; Tr. ruficollis, ibid. p. 735. sp. 22; Scolopax pusilla, ibid. p. 663. sp. 40. — The Pure, *Pennant.* Arct. zool. II. p. 475. No. 390; Brit. zool. p. 126; Le cincle à collier roux, *Sonnini* nouvelle édit. de *Buffon* ois. V. XXII. p. 174; La Brunette, *Gerard* Tab. Elem. II. p. 228. No. 4. — Sonſt bemerke man in naturgeſchichtlicher Beziehung noch Folgendes:

Schnelligkeit im Fluge und Behendigkeit im Laufe hat dieſe Art mit der vorhergehenden (§. 2.) gemein;

---

*) *Temmink* Man. d'orn. p. 393; Winckells Handb. f. J. (1ſte Ausg.) II. S. 580. §. 9.

an Schlauheit ſteht die gegenwärtige Art jener nach. Scheu iſt, nach Naumann, die veränderliche Knelle ſo wenig, daß, wenn ein Flug beiſammenliegt, die Einzelnweſen deſſelben, ſelbſt bei ganz dreuſter und offener Annäherung des Jägers, nicht nur nicht entfliehen, ſondern immer mehr einander ſich nähern, ſo daß mehrere auf einen Schuß erlegt werden können. Die beim erſten Schuß heil davon gekommenen ſollen ſogar an den erſten Mordplatz bald zurückkehren und dem zweiten Schuſſe ſich ausſetzen. Der Verf. bemerkt, daß er hierüber Erfahrungen zu machen, nicht Gelegenheit gehabt hat. —

Der eben genannte, als höchſt aufmerkſamer Beobachter anerkannter Schriftſtelle, bezeichnet den Angſtlaut dieſes Vogels durch Dreriitet! den Locklaut, als dem des Goldregenpfeifers ähnelnd, durch Tlüi! —

Man trifft dieſe Knelle bei uns flugweiſe meiſt an ſumpfigen Rändern der Seen und Teiche, vereinzelt auch an ſandigen Flußufern an.

Ihre Nahrung beſteht aus kleinen Waſſerinſekten und Würmern. In ihrem ſehr muskulöſen Magen hat Bechſtein viele kleine Quarzkieſel gefunden. —

Man will auch bemerkt haben, daß ſie zuweilen in Teutſchland ihr Geheck mache, und daß das Gelege aus vier bis fünf ſchmutzig weißen, braun gefleckten Eiern beſtehe. —

Im eingeſchränkten Zuſtande — d. h. im Zimmer umherlaufend — ſoll ſie ſich nach und nach an das aus in Milch gequellter Semmel beſtehende Futter gewöhnen, wenn man demſelben anfänglich klein geſchnittene Regenwürmer beimengt, und dann ſehr kirre (zahm) werden.

Sie ſoll auf dem Sumpfheerde, nach Naumann, unter allen Ordnungsverwandten am häufigſten, auch in längs dem Ufer hingeſtellten Laufdohnen oft gefangen werden, immer ſehr fett und das Wildbret ungemein wohlſchmeckend ſeyn.

§. 4.

Die platſchnäbelige Knelle (Tringa platyrincha, *Temmink* *), kleinſter Brachvogel, Numenius pusillus, *Bechst.*, Lerchenſchnepfe) iſt im Norden von Europa und Amerika im Sommer einheimiſch. Teutſchland beſucht ſie zufällig und ſelten im April und Mai paarweiſe, im Auguſt und September vereinzelt.

Die Beſchreibung nach den verſchiedenen Gewändern, in welchen ſie bei uns erſcheint, findet ſich in der Einleitung, S. CCCXXV.

Sie iſt eben ſo ſchnell in ihren Bewegungen, wie der im vorigen Paragraphen beregte Gattungsverwandte und nicht eben ſcheu.

Im nördlichen Europa hält ſie ſich in Sümpfen auf und macht daſelbſt ihr Geheck; doch kennt man weder den Neſtbau, noch die Zahl und Farbenzeichnung der Eier. Bei uns trifft man ſie an ſandigen Meer-, See- und Flußufern und an den Rändern der Teiche und Sümpfe, meiſt mit andern Gattungsverwandten in Geſellſchaft, an. Ihre Nahrung beſteht aus ſehr kleinen Inſekten und Würmern.

Das Wildbret derſelben gehört zu den eigentlichſten Leckerbiſſen.

§. 5.

Die Temminkſche Knelle (Temminkſcher Strandläufer, Tringa Temminkii, *Leisler*) **) gehört, nach Temmink, vermuthlich unter dem arktiſchen Kreiſe zu Hauſe — d. h. ſie bringt dort den Sommer zu und macht daſelbſt ihr Geheck. — Im nördlichen Teutſchland iſt ſie, meines Wiſſens, noch nicht entdeckt; im mittlern gehört ſie während der Zugzeit im Auguſt und September gar nicht zu den Seltenheiten, wohl

*) *Temmink* Man. d'orn. p. 398; Winckells Handb. f. Jäger (erſte Aufl.) II. S. 645. §. 5.

**) *Temmink* Man. d'ornith. p. 401.

aber während des Wiederzuges im April und Mai. Zur erſtgedachten Zeit trifft man ſie in geringzähligen Flügen, zur letzterwähnten einzeln an Fluß-, See- und Teichufern auf ſandigen Stellen.

Das nach Maaßgabe der Jahreszeit und des Alters abändernd ſich darſtellende Federkleid dieſes lange überſehenen oder mit andern Gattungsverwandten verwechſelten Vogels iſt S. CCCXXVI der Einleitung, unter Benutzung der dort und hier angezeigten Quellen, beſchrieben, dort auch über deſſen Laut und ſonſtigen Habitus das meiſte von dem beigebracht worden, was man bis jetzt davon mit Beſtimmtheit weiß. Hier wollen wir indeſſen von Leisler die Bemerkung noch entlehnen, daß dieſe Knelle an den Nordſeeküſten zeither gar nicht iſt bemerkt worden, daß ſie daher auf ihrem Zuge dem Laufe der Flüſſe zu folgen ſcheint.

Daß das Wildbret derſelben dem der andern kleineren Gattungsverwandten an Zartheit und Leckerheit nicht nachſtehen mag, iſt höchſt wahrſcheinlich.

§. 6.

Der hochbeinigen Zwergknelle (hochbeiniger Zwergſtrandläufer, Zwergſtrandläufer, kleinſte Strand- oder Sandläufer, Tringa minuta, *Leisler*) *) wies man ſonſt ihre Heimath vorzüglich in St. Domingo an, und nannte ſie deshalb auch Meerlerche von St. Domingo; jetzt hält man dafür, ſie bringe den Sommer in den Gegenden des arktiſchen Kreiſes zu und mache auch dort ihr Geheck **). Auf dem Zuge beſucht ſie im Innern von Teutſchland die ſeichten, ſandigen Ufer der Flüſſe, Seen und Teiche, in mehr oder minder zahlreichen Flügen vom Auguſt an bis zum Oktober und vergeſellſchaftet ſich dann auch nicht ſelten mit andern Gattungs-

*) Naumanns Vögel III. S. 95; *Temmink* Man. d'ornith. p. 408; Winckells Handb. f. J. (1ſte Aufl.) II. S. 573. §. 6.

**) Nicht, wie man ſonſt wiſſen wollte, bei uns und beſonders in Thüringen.

verwandten; auf dem Wiederzuge hingegen trifft man ſie nur einzeln. Die Küſten von Holland beſucht ſie, nach Temmink, nie, deſto häufiger aber fällt ſie im Auguſt und September in den dortigen großen Sümpfen ein. Der Verf. hat ſie in der Gegend von Aken an der Elbe auf ſumpfigen Hutungen im Frühherbſte häufig, im Frühlinge ſelten (an dem Elb- und Mulduſer nie) angetroffen und geſchoſſen.

Die Beſchreibung derſelben nach den verſchiedenen Gewändern, in welchen ſie bei uns erſcheint, findet ſich in der Einl. S. CCCXXVII. Dieſe Knelle bezeigt ſich ſehr munter und bewegt ſich im Fluge äußerſt ſchnell, im Laufe ſehr behende. Den Laut, den ſie dabei ausgibt, bezeichnet Naumann durch Schnirr, ſchnirr-it!

Sie iſt nicht nur nicht ſcheu, ſondern, beſonders wenn ein zahlreicher Flug beiſammenliegt, faſt dummdreuſt. Daher werden Vögel dieſer Art nicht nur leicht — im Sitzen verſteht ſich dies leicht — geſchoſſen, ſondern auch auf dem Sumpfheerde, zuweilen in großer Zahl auf einen Ruck, gefangen. Damit iſt dann der Beſitzer des Heerdes nicht im mindeſten unzufrieden; denn an dieſen Vögelchen iſt — beſonders im Herbſt — die rundliche Bruſt ſtark mit Fett belegt, und das Wildbret überhaupt ſo zart und wohlſchmeckend, daß das der übrigen Gattungsverwandten meiſt weit zurückſtehen muß.

„Schade," ſagt Bechſtein *) und alle Leckermäuler ſagen es gewiß mit ihm, „daß ſie ſo klein ſind." — Doch, zum Troſt ſei es geſagt, viel kleiner als die Heidelerche ſind ſie nicht! —

§. 7.

Die aſchgraue Knelle (Kanutsſtrandläufer, aſchgrauer Strandläufer, Tringa cinerea, *Linn.*) **) ge-

*) In ſeinem neueſten, ſo eben erſchienenen Werke: Die Jagdwiſſenſchaft nach allen ihren Theilen, Erfurt u. Gotha bei Hennings (8. 1820.) I. S. 678.

**) *Temmink* Man. d'orn. p. 404; Winckells Handb. f. J. (1ſte

hört, als Heckvogel, dem arktiſchen Kreiſe an. Auf dem Zuge beſucht ſie die meiſten europäiſchen Länder; Holland im Frühlinge häufiger als im Herbſte; Teutſchland im Frühlinge ſelten, öfter vom Ende des Monats Julius an bis zum Oktober. Zur letztgenannten Zeit wurde ſie in der Gegend von Schleswig als Tr. ciner. einzeln und ſelten, als Tr. ferruginea, in Flügen von dreißig bis vierzig Stück, ſo auch im Brandenburgiſchen und im Mansfeldiſchen flugweiſe, am Main einzeln oder höchſtens zu drei angetroffen, und dann — wie in den Gegenden, in welchen ſie ihr Geheck macht — immer auf ſumpfigen Stellen.

Die Beſchreibung dieſer Knelle in ihren verſchiedenen Gewändern iſt, nach Temmink, S. CCCXXVIII der Einleitung geliefert worden. Dieſem berühmten Ornithologen verdanken wir die endliche Berichtigung der Irrungen, welche veranlaßten, daß dieſer Vogel früherhin unter ſieben verſchiedenen Benennungen beſchrieben wurde, die eben ſo viele Arten ſeyn ſollten.

Sie iſt nicht beſonders ſcheu, fliegt ſchnell und läuft behende, indem ſie, wie die Bachſtelze, oft mit dem Schwanze ſchnippt.

Sie nährt ſich von kleinen Waſſerinſekten und Würmern.

Ueber Neſtbeſchaffenheit, Neſtſtellung, Zahl und Farbe der Eier wiſſen wir nichts.

Den Namen Kanutsſtrandläufer hat man deshalb ihr beigelegt, weil man wiſſen will, daß der König Kanut das Wildbret dieſer Vögel für das leckerſte von allen Strandläufern gehalten haben ſoll. So viel iſt gewiß, daß es ſehr wohlſchmeckend und zart, auch, im September vorzüglich, ſtark mit Fett belegt iſt.

Ausg.) II. S. 578. §. 8; Beiträge der Wetter. Geſellſch. zur Zool. I. 1. S. 9 u. 10; Winckells Handb. für Jäg. (1ſte Ausg.) II. S. 577. § 7. (Junger Vogel, in der erſten Frühlingsmauſer), ebend. S. 578. §. 8. (Winterkleid.)

§. 8.

Die Streitknelle (Männchen: Kampfhahn, Streitvogel, Renommiſt, Brauſehahn, Hausteufel; Weibchen — im Bremiſchen — Begine, Tringa pugnax) *) bewohnt die nördlichen und nördlichſten Länder von Europa und Aſien meiſt als Standvogel, nur der geringere Theil wandert und folgt dann flugweiſe öfter den Meereskuͤſten, als ſie ſich in die Mittelländer verbreitet. In Holland ſoll ſie, nach Temmink, häufiger als irgendwo in Europa leben. In Teutſchland erſcheint ſie als Zugvogel Anfangs Mai und wandert im Auguſt und September wieder fort.

Beſchreibung — gedrängt, wie es die Grenzen des gegenwärtigen Werkes nur geſtatten — ſ. Einleitung, S. CCCXXIX.

Das am angezeigten Orte erwähnte Variiren der Gefiederfarben faſt bei jedem Individuum der Kampfhähne — ich verſtehe hier nur das Männchen — könnte ſich vielleicht auf ziemlich beſtimmte Regeln zurückführen laſſen; wenn, nach Bechſteins Vorſchlage, Jäger, welche an Orten leben, wo dieſe Federwildart den Sommer jedesmal zubringt, mehrere Paare ganz ungeſtört ließen und laſſen dürften. Dieſe Paare würden dann, wie es faſt bei allen Vögeln der Fall iſt, wahrſcheinlich jedes Jahr denſelben Stand wieder wählen und ſo könnte man wohl bei fortgeſetzter Beobachtung in Rückſicht dieſes Gegenſtandes zu genaueren Reſultaten gelangen.

So viel iſt ausgemittelt, daß das junge Männchen der alten Begine (dem Weibchen) bis zum folgenden Frühlinge an Farbe ſehr ähnlich iſt, und daß dieſe erſt dann ſich verändert; daß auch die röthlichen Fleiſchwarzen

---

*) Naumanns Vögel ꝛc. III. S. 55 ff. (Das Genaueſte und Ausführlichſte über die Naturgeſchichte dieſer merkwürdigſten unter allen Knellen.) *Temmink* Man. d'ornith. p. 408; Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl (2te Aufl.) IV. S. 266. Nr. 1; deſſen Handb. der Jagdw. I. 2. S. 116; Winckells Handb. f. J. (1ſte Aufl.) II. S. 559; Meyers Taſchenb. II. S. 377.

und der Halskragen dann erſt ſichtbar werden und weniger groß als an alten Hähnen ſind.

Oefter erſcheint der Halskragen, welchen der Vogel, wenn er leidenſchaftlich geſtimmt iſt, in der Form eines mit dem Rande in die Höhe gekehrten Tellers emporſträubt, ſchwarz, bald mehr, bald weniger weißgeſtreift und gefleckt; nicht ſo häufig halb weiß und halb ſchwarz, am ſeltenſten ganz weiß. Hierin könnte allerdings der Unterſchied zwiſchen jungen, ältern und ganz alten Hähnen geſucht werden.

Bei allen Männchen ſchrumpfen die Fleiſchwarzen nach der Balzzeit zuſammen und werden im Herbſte durch einzeln hervorkommende Federn leicht bedeckt; auch verliert ſich das lange Halskragengefieder und wird durch kürzeres, braungeflecktes erſetzt. Jedesmal im zeitigen Frühlinge erfolgt wieder die entgegengeſetzte Veränderung am Kopfe und Halſe. —

Dieſe Federwildart bewegt ſich im Laufe ſchnell und ruckweiſe; im Fluge raſch, wie alle Strandläufer, und unregelmäßig. Männchen ſind während der Paarzeit gar nicht ſcheu; doch auch dann nicht ſo ganz von Liebeswuth verblendet, daß man ſie — wie wohl ſonſt iſt erzählt worden — mit dem Tiras decken, oder gar todt ſchlagen zu können, hoffen dürfte. Außer der Paarzeit gehören beide Geſchlechter zu den mäßig ſcheuen Federwildarten.

Merkwürdig iſt bei den Kampfhähnen ein nicht geringer, beſtändiger Hang zur Geſelligkeit mit der, zu gewiſſen Zeiten wenigſtens, exceſſiveſten Streitſucht gepaart, und erſter nur dann erklärbar, wenn man annimmt, daß leztere blos durch die auffallend geringere Zahl der Weibchen und die für viele Männchen aus dieſer entſpringende Unmöglichkeit, den Begattungstrieb zu befriedigen, erregt wird.

Uebrigens thun dieſe eiferſüchtigen Kämpfe dem geſelligen Verein ſelbſt in der Balzzeit keinen Eintrag; denn ſobald der Friede auf einige Zeit geſchloſſen iſt, ziehen die Streitknellen flugweiſe umher und machen auch ſo ihre größeren Reiſen.

Die Beginen (Weibchen) leben ſtets im Frieden.

Auch die verſchiedenen Paare machen ihr Geheck nahe bei einander, und ſelbſt die unbeweibten Hähne bleiben in ihrer Nähe.

Junge, ſelbſt Alte, eingefangene, beiderlei Geſchlechts laſſen ſich leicht zähmen; doch ſind Hähne während der Paarzeit und bis zur Herbſtmauſer, welche im Julius eintritt, im eingeſchränkten Zuſtande eben ſo ſtreitſüchtig, als im Freien; deshalb muß man, wenn man zwei Hähne hat, zwei Freßgeſchirre vorſetzen. Auch ſcheinen ſie in der Gefangenſchaft ſich Grenzpunkte zu beſtimmen, welche keiner von beiden Theilen überſchreiten darf, ohne in Kampf verwickelt zu werden; doch iſt dies keinesweges ein Kampf auf Leben und Tod.

Gleich nach der Ankunft auf dem Sommerſtande nimmt die Paarung ihren Anfang; dann auch der faſt ununterbrochene Kampf der Männchen um den Beſitz eines Weibchens, und zwar auf den Kampfplätzen, die man gar bald auf den trockenſten Stellen ihres Aufenthaltsorts an dem platt niedergetretenen kothigen Graſe und ausgerupften Gefieder erkennt. Alljährlich ſuchen beide Geſchlechter ſelbige wieder auf und zwar die Weibchen zuerſt.

Sobald die Männchen dies gewahr werden, eilen ſie herbei und beginnen den hartnäckigen, für den parteiloſen Zuſchauer luſtigen Streit. Einander gegenüber ſtehend, ſträuben ſie dabei die Halskragen auf, ziehen den Kopf im Nacken an, gehen ſich auf halbem Wege entgegen und hacken unter hohen Sprüngen auf einander los. Um Pfingſten herum erreicht die Erbitterung den höchſten Grad; wahrſcheinlich, weil dann der entſcheidendſte Zeitpunkt eintritt *); dann beißen die Streiter oft ſich in die Zungen und zerren ſich herum.

Nicht ſelten kämpfen ſechs bis zwölf Hähne um ein einziges Weibchen. Bis zum Eintritt der Mauſer vernimmt

---

*) Trifft der Jäger zu dieſer Zeit zwei Kämpfer allein, ſo ſind dieſe oft ſo ſehr von Zorn entbrannt, daß ſie ſelbſt unvorſichtige Annäherung nicht bemerken.

man vom Männchen zur Nachtzeit ein heiſeres Kack — Kack, Kick — Keck!

Den Weibchen gibt man Schuld, ſie reizten nicht nur die Männchen zum Streite durch einen eignen käckernden Laut, ſondern ſie ſuchten auch durch ſelbigen den Muth der zurückweichenden, halb überwundenen aufs neue zu wecken. Gewiß iſts, daß ihre Gegenwart die ohnehin erhitzten Gemüther in halbe Raſerei verſetzt. Uebrigens wohnen die Weibchen in ſtiller Reſignation, vielleicht nicht ohne Theilnahme an dem Schickſale eines oder des andern, ihnen am beſten gefallenden männlichen Individuums, dem Gefecht ſo lange blos als Zuſchauer bei, bis Angſt oder Unwille ſie veranlaßt, ſich muthig in die Reihen der Kämpfenden zu ſtürzen. Auf kurze Zeit wenigſtens wird hierdurch jedesmal Friede geſtiftet.

Ausgezeichneter Muth und geſchicktes Benehmen beſtimmen wahrſcheinlich die Wahl der Schönen.

Jede von ihnen zieht ſich endlich mit dem erkohrnen Geliebten in die Einſamkeit zurück, und legt nach einigen Tagen — gewöhnlich zu Anfange des Junius — auf den niedergedrückten Halmen eines Gras- oder Binſenhügels vier bis fünf ſchmutzig weiße, häufig braunſchwarz gefleckte und punktirte, oder olivenfarbige, mit großen braunen Flecken beſetzte Eier, welche, wie man ſagt, in drei Wochen und vom Weibchen allein ausgebrütet werden. Während dieſer Zeit fliegt die ſorgſame Mutter, vom Neſte verſcheucht, ängſtlich, meiſt ſtumm, zuweilen aber auch leiſe käckernd, oder fein ſchwirrend, dicht über dem Kopfe des wahren oder eingebildeten Feindes herum und ſucht ihn irre zu leiten.

Die Jungen laufen — wie dies bei allen Vögeln, welche nicht aus dem Kropfe gefüttert werden, der Fall iſt — gleich nach dem Auskommen mit den Alten fort.

Ihre Bedeckung erſcheint bis zur erlangten Flugbarkeit ſchmutzig rothbraun, weiß gefleckt.

Dieſe Knellen halten ſich in naſſen ſumpfigen Wieſen, die nicht mit Geſträuch bewachſen ſind, im Frühlinge aber nie an Meeresküſten auf.

Ihre Nahrung beſteht aus Regen- und andern Würmern, aus Inſekten und deren Larven und aus kleinen, mit dem Gehäuſe verſchluckten Schnecken.

Im Zimmer, wo ſie, ſelbſt alt eingefangen, ſehr bald ſich eingewöhnen, ſetzt man ihnen anfänglich ein flaches Geſchirr mit Waſſer hin, und wirft kleine Käfer, Waſſerinſekten und Regenwürmer hinein. Wenn ſie davon erſt etwas annehmen, ſetzt man ein anderes Geſchirr mit in Milch gequellter Semmel, worunter nebſt lebendigen Regenwürmern, kleingeſchnittenes Fleiſch gemengt wird, neben jenes. Nehmen ſie auch dieſes an, ſo gewöhnen ſie ſich bald an in Milch gequellte Semmel und an gekochte Grütze, die mit gekochter Milch angemacht wird. Zu dieſem Allen wird etwas Zucker zugeſetzt *).

So gleichſam gemäſtet, liefert ihr Wildbret ein treffliches Gericht. Im Freien erlegt, iſt das Wildbret der Weibchen und Jungen jederzeit von ſehr gutem Geſchmack, das der alten Hähne aber iſt, vorzüglich in der Kampfzeit, trocken und zähe.

Die Eier werden auf der Tafel denen der Kiebitze gleich geachtet. —

§. 9.

Wenn es darauf ankommt, **Knellen mit Schießgewehr** zu erlegen; ſo iſt es räthlich, zu dieſem Jagdbetriebe der **Doppelflinte** (des Zwillings) ſich zu bedienen, und es wird dann für die ſtärkeren (größeren) Arten dieſer Vogelgattung **ein** Lauf mit (**Goslarſchem**) Schrot von Nr. 4 oder 5, für die ſchwächeren (kleineren) der **andere** Lauf mit Schrot von Nr. 6 oder 7 geladen.

Aus den in den vorhergehenden Paragraphen enthaltenen naturgeſchichtlichen Bemerkungen ergibt ſich die Jah-

---

*) Man kann auch zuletzt Verſuche mit eingequelltem oder trockenem Weizen und mit Hanfſamen machen. Zuweilen nehmen ſie auch dies an und werden dann außerordentlich fett. Doch läßt dieſe Fütterung ſich nicht bei allen anwenden.

reszeit, zu welcher die Jagd auf die zur Gattung Knelle gehörigen Federwildarten zu betreiben iſt, ohne weiteres.

Von denjenigen, welche ſtets oder doch oft in Sümpfen und an ſumpfigen, mit Gras und Binſen bewachſenen Rändern der Flüſſe, Seen und Teiche ſich aufhalten, werden Exemplare der einen oder der andern Art bei der Sumpfſchnepfen- (Bekaſſinen-) Jagd — zu deren eigentlichem Betriebe weiter unten in dem Kapitel, welches von den Sumpfſchnepfen handeln ſoll, ausführlich Anleitung gegeben werden wird — nicht ſelten zufällig erlegt.

Will aber bei den Knellenarten, welche auf dem Zuge an Meeresküſten oder Flußufern oder an See- und Teichrändern einfallen und dann gemeiniglich an einer und derſelben Stelle zwei, auch mehr Tage verweilen, der Jäger ſeiner Sache mit der Erlegung möglichſt gewiß ſeyn; ſo benutze er, wo dazu Gelegenheit ſich darbietet, den Kahn (das Schellig) zur Annäherung, auf folgende Weiſe: Er ſetze ſich an dem Vorder- oder Hinterende des Fahrzeuges nieder, laſſe den am andern Ende ſitzenden oder ſtehenden Fährmann in einer Entfernung vom ſandigen Ufer, aus welcher er ſelbiges genau überſehen kann — auf Flüſſen ſtromaufwärts — möglichſt geräuſchlos hinſteuern. Wo er dann Knellen, oder eigentliche Küſten- und Uferlaufvögel — welche letztere bei der ihnen faſt allen eignen großen Scheu ſo am ſicherſten überliſtet werden können — auf dem Sandheger ſitzend oder laufend gewahrt *), läßt er den Kahn ein gutes Stück über dieſe Stelle hinaus, bis auf gehörige Schußweite (vierzig bis dreißig Schritt) gegen das Ufer ſteuern, dort wenden und dann ſo langſam als möglich ſtromabwärts treiben. Die Vögel, an die Hantierung der Fiſcher von ſonſt gewöhnt, fürchten bei der Annäherung nicht nur nichts von den im Kahne

*) Dazu gehört ein ſcharfes, geübtes Auge, weil die meiſten Knellen, die an Flußufern einfallen, klein und, ihrer Farbe nach, von den auch verſchieden gefärbten Kieſeln an ſich ſchwer, dann aber am ſchwerſten zu unterſcheiden ſind, wenn ſie, wie oft geſchieht, ſich drücken.

befindlichen Menſchen, ſondern laufen nicht ſelten, wenn ſie flugweiſe beiſammenliegen, ſo dicht zuſammen, daß man deren mehrere auf einen Schuß im Sitzen, vielleicht auch mit dem andern Lauf noch einen im Fluge ſchießen kann. — Den meiſten Knellen würde man, wenn ſie auf Sandhegern liegen, da keine derſelben bedeutend ſcheu iſt, bei ſucceſſiver Annäherung, im Vorbeigehen unter dem Winde, auch ohne alle Verdeckung, ſchon oft mit der Flinte Abbruch thun können; ſicherer aber — beſonders weil es ſchwer iſt, aus der Ferne zu erkennen, ob die wahrgenommenen Vögel zu dieſer Gattung oder zu andern ſcheueren und doch intereſſanten Federwildgattungen gehören — wenn man in der Vorausſetzung, daß das Lokal, wo die Vögel zu ſuchen ſind, zum Anſchleichen hinter Gebüſch, in Gräben ꝛc. nicht geeignet ſeyn dürfte, des Schießpferdes, des Schildes (II. S. 281 u. 283) oder des Strauches — eines aus daumensſtarken Stäben zuſammengebundenen Doppelrahmes von genüglicher Höhe und Breite, um die Perſon des Jägers ganz zu verdecken, welcher mit belaubtem Reiſig dicht ausgefüllt wird, oben aber eine oder ein Paar Schießlöcher hat, um das Gewehr hindurch ſtecken zu können — zum Ankommen bis auf gehörige Schußweite ſich bedient.

§. 10.

Der ſicherſte Fangapparat iſt, wie bei den meiſten Sumpfvögeln, der Sumpfheerd (ſ. weiter unten Kapitel Sumpfſchnepfe, Bekaſſine). Mehrere der §. 2 bis 7 beſchriebenen Knellenarten werden da, wo ſie häufig Sümpfe bewohnen, oder in ſolchen auf dem Zuge einfallen, in bedeutender Zahl auf demſelben berückt, beſonders wenn der Jäger, oder Heerdſteller es verſteht, den Locklaut der verſchiedenen Knellenarten mit dem Munde oder mit für jede Art eigens eingeſtimmtes Lockpfeifen täuſchend nachzuahmend. Für die Streitknelle (§. 8.) müſſen jedoch, weil ſie im Riedgraſe nur zu fangen iſt, die Schlagwände, durch ſtärkeren Zuſatz von gelbem Farbeſtoffe zum grünen, grasgrün gefärbt werden.

Männchen gehen in der Kampfzeit tolldreuſt auf dieſen Heerd, wenn ein Weibchen aufgeläufert iſt.

Halbe oder einwändige Schlaggarne könnten vielleicht, wenn das Gemäſch enge genug wäre, den Garnen die Sandfarbe gegeben, auch eine Wand ſo geſtellt würde, daß ſie rechts, die andere, daß ſie links ſchlüge, dann und wann da, wo eine oder die andere Knellenart auf Sandhegern häufig einfällt, auch anwendbar ſeyn. Indeſſen dürfte doch nur der Ornitholog bei dieſem Fange Mühe und Koſten belohnt finden, wenn durch denſelben ein rares Exemplar von Vögeln dieſer oder anderer Gattung ihm zufällig zu Theil würde.

Eben ſo muß es offenbar dem Zufall zugeſchrieben werden, wenn vermittelſt auf Sandhegern oder an See- und Teichrändern häufig aufgeſtellter Trittſchlingen (dunkelfarbige Pferdehaarſchleifen, wie die Droſſeldohnenſchleifen verfertigt, von denen je eine in den durchgehenden, engen Spalt eines 1″ ſtarken, 10 bis 12″ langen Pfählchens ein- und in horizontaler Lage aufgezogen wird, die Pfählchen aber ſo tief in den Boden getrieben werden, daß die Schlinge, nach Maaßgabe der körperlichen Stärke (Größe) des zu fangenden Vogels, ½ bis 2″ über dem Boden horizontal fangbar ſteht) eine Knelle oder ein anderer Küſten- oder Uferlaufvogel erhaſcht wird.

Laufdohnen *) können bei allen Knellen, welche bei uns in Sümpfen ſich aufhalten, Dienſte thun, wenn ſie häufig daſelbſt zwiſchen den Kaupen geſtellt werden.

Die Streitknelle (die männliche nehmlich) ſoll ſich auf dem Kampfplatze, nach Naumann, am beſten auf folgende Weiſe fangen:

1. Man nehme lange dünne (Weiden-) Stöcke, ſteche in gleichen Entfernungen von 3 zu 3″ enge Spalten durch,

---

*) Die Verfertigung und Stellung iſt von der Beſchreibung des Wald- ſchnepfen- und Droſſelfanges vermittelſt derſelben her bekannt. Daß bei der Stellung auf Knellen oder andere Sumpfvögel die körperliche Stärke (Größe) berückſichtigt werden muß, verſteht ſich von ſelbſt.

ziehe durch jede Spalte eine dunkelfarbige Pferdehaarſchleiſe, ſchneide die Stäbe an beiden Enden ſpitz und knicke dieſe Enden beiläufig 6'' von vorn herein ſo um, daß die Spitzen nach unten, d. h. nach den Knoten der durchgezogenen Schleifen, mit welchen ſie unten am Stabe feſtgehalten werden, zu, gerichtet ſtehen. Mit dieſen Stäben beſtecke man den Kampfplatz, indem die Spitzen derſelben ſo tief in den Boden gedrückt werden, daß die Knoten der Schleifen — alſo das Mittelſtück der Stäbe genau auf dem Boden aufliegt. Dann ziehe man die Schleifen auf, ſo daß ſie alle ſo viel als möglich ſenkrecht aufgerichtet ſtehen. Die Streitluſtigen fangen ſich, indem ſie dem Kampfplatze zueilen, in dieſen Schleifen mit den Füßen und leiden, wenn der Fänger in ziemlicher Entfernung, um die Gefangenen bald auszulöſen, ſich auf den Boden niedergelegt hat, ſelten Schaden. Tod des Gefangenen aber iſt bei nicht alsbaldiger Auslöſung unvermeidlich, wenn man

2. an einem ſo langen dünnen Bindfaden, daß derſelbe die Breite des Kampfplatzes überreicht, in gleicher Entfernung von 5 zu 5'' dunkelfarbige Pferdehaarſtreifen nach unten hängend befeſtigt, dann im Mittel des Kampfplatzes an jeder Seite einen Pflock in die Erde treibt und an dieſen beiden Pflöcken die Schnur ſo befeſtigt, daß eine Streitknelle gemächlich darunter weglaufen kann. Wenn nun die herabhängenden Schleifen aufgeſtellt ſind und breit hängen, ſo fangen kampfbegierige Männchen ſich am Halſe.

Neunzehntes Kapitel.

Von den Waſſerläufern (Waſſertretern), Totanus.

§. 1.

Von den in dieſem Kapitel vorkommenden Sumpfvögeln rechnet Linné zwei Arten, nehmlich den Totanus fuscus (ſ. u. §. 2) und den Tot. glottis (ſ. u. §. 9) zu ſeiner Gattung Scolopax, die übrigen zu ſeiner Gattung Tringa. Das Unzureichende dieſer Linnéiſchen Gattungen und die unnatürliche Zuſammenſtellung der unter denſelben begriffenen Arten konnte andern Naturforſchern nicht entgegen. Deshalb wurden dieſe zwei Gattungen früher ſchon in ſieben zerfällt, namentlich: Arenaria, Vanellus, Numenius, Tringa, Totanus, Limosa, Scolopax *). Temmink ſchied neuerlich noch die achte aus, und benannte ſie Strepsilas **).

Wenn dieſer berühmte Ornitholog ſeine vierte und ſiebente Art der Gattung Totanus der Gattung Tringa, welcher ſie zeither durchgängig beigezählt wurde, entzogen hat; ſo beſtimmten ihn hierzu gewiß die aus dem Vergleich der Kennzeichen, welche er für die Gattungen Tringa und Totanus ***) in ſeinem Manuel d'ornithol. aufgeſtellt hat, hervorgehenden Gründe. Der Verf., welcher Tot. ochropus mehrmals geſchoſſen und unterſucht hat, muß zufolge ſeiner Wahrnehmungen in Rückſicht dieſer Art ihm beiſtimmen.

---

*) Einl. S. 297, 303, 319, 320, 330, 359, 343.
**) Einl. S. 304.
***) Einl. S. 391 u. 411.

§. 2.

Der dunkelbraune Waſſerläufer, (großer Rothſchenkel, Strandſchnepfe, gefleckte Pfuhlſchnepfe, Totanus fuscus, *Bechst.*) *) lebt und heckt innerhalb des arktiſchen Kreiſes, kommt auf dem Frühlingszuge ſelten und einzeln, auf der Herbſtwanderung im Auguſt und September öfter und in ziemlich zahlreichen Flügen an den teutſchen Küſten, Flüſſen, Seen, Teichen, auch in Sümpfen und naſſen Wieſen vor.

Beſchreibung ſ. Einl. S. CCCXXXI. Art 1.

Er iſt nicht eben ſcheu, hält jedoch den Hund nicht leicht aus, läuft auch — beſonders im Frühlinge — vor dem Menſchen in weiter Entfernung heraus. Im Auguſt und September hingegen liegt er, wenn die Sonne ſcheint, oft ſehr feſt. Er fliegt ſchnell, aber ziemlich regelmäßig. Sein Lauf iſt ſehr behende. Im Fluge ertönt ſein Laut hellpfeifend wie Tait! wenn er einfällt, vernimmt man öfters ein leiſes Kick—kack! Er watet nicht nur bis an die Bruſt ins Waſſer, ſondern ſchwimmt auch im ſtillen Waſſer längs dem Ufer hin und taucht dann zuweilen mit dem Kopfe unter.

Seine Hauptnahrung beſteht aus Meer- und Flußſchnecken, doch nimmt er auch Inſekten und Würmer an; kaum wohl, wie Naumann will, Froſchlarven und kleine Fröſche.

Von der Beſchaffenheit des Neſtes, von der Stärke des Geleges, wie von der Geſtalt und Farbe der Eier, iſt, da dieſer Vogel bei uns ſein Geheck nicht macht, nichts bekannt.

Sein Wildbret iſt zart und wohlſchmeckend.

§. 3.

Der Gambett-Waſſerläufer (kleiner Rothſchenkel, rothfüßige Schnepfe, Totanus calidris, *Bechst.*) **)

---

*) Naumanns Vögel III. S. 56; *Temmink* Man. d'orn. p. 412; Winckells Handb. f. J. (1ſte Aufl.) II. S. 653. §. 5.
**) Naumanns Vögel III. S. 44; *Temmink* Man. d'orn. p. 415;

kommt, nach des Verfs. Wahrnehmung, zuweilen ſchon zu Ende des Monats März, gewöhnlich im April im mittleren und ſelbſt im nördlichen Teutſchland an, macht daſelbſt oft ſein Geheck. Die Herbſtzugzeit beginnt mit dem Ende des Monats Auguſt und dauert bis zum Oktober. Als Heckvogel fand und erlegte ihn der Verf. oft auf den großen ſumpfigen Hutungen zwiſchen preußiſch Aken und dem Ausfluß der Saale in die Elbe; am häufigſten im Hannöveriſchen, in den weit ausgebreiteten Mooren (Sümpfen) unfern Giffhorn. Nirgends aber ſoll er in ſo großer Menge vorkommen, als in Holland. Im Frühlinge geht er bis hoch in den Norden hinauf; auf dem Herbſtzuge ſoll er, nach Temmink, den Meeresküſten vorzüglich folgen. Den Winter bringt er in mittäglichen Ländern zu *). Ueberall hält er ſich auf dem Zuge in geringzähligen Flügen zuſammen.

Die Beſchreibung dieſes Vogels nach ſeinem dreifach verſchiedenen Federkleide findet ſich in der Einleitung, S. CCCXXXIII, Art 2.

Er iſt noch weniger ſcheu, als der, von welchem §. 2 die Rede war, hält auch den Hund aus. Seine Bewegungen im Fluge, wie im Laufe, ſind eben ſo ſchnell und behende, als die der vorhergehenden Art.

Den pfeifenden Locklaut bezeichnet Naumann durch Tgia! Er wird zuweilen oft hinter einander wiederholt, oft aber — ſo nur erinnert ſich der Verf., ihn gehört zu haben — nur einmal, und dann in ziemlich hohen Tönen langgezogen, ausgegeben. In der Heckzeit ſoll, nach Naumann, obwohl ſelten, ein dem Tait! des großen Rothſchenkels (§. 2.) ähnelnder, auch von unſerm kleinen vernommen werden.

Das wenig vertiefte, mit trocknen Grashalmen aus-

Winckells Handb. f. J. (1ſte Aufl.) II. S. 593. §. 12 u. S. 633. §. 6.

*) Eine andere, beſondere, unſerm Gambett-Waſſerläufer ſehr ähnlich gezeichnete, doch um ein Drittheil größere Art lebt in Südamerika. (Temmink a. a. O.)

38 *

gelegte Neſt ſteht auf Schilf- oder Binſenküſten, oder auf erhabenen trockenen Stellen des ſumpfigen Aufenthaltsortes; immer aber in der Nähe des Waſſers. Das Gelege enthält vier, im Verhältniß zum Vögelkörper große, birnförmige, gelbgrünliche, mit braunen Flecken, die am ſtumpferen Theile ſich vergrößern und zuſammenlaufen, beſetzte Eier. Die Jungen folgen gleich nach dem Ausſchlüpfen der Mutter, welche, durch anfängliches Vorlegen von kleinen Waſſerinſekten, ſie zum Aufſuchen der Nahrung anführt. Dieſe beſteht überhaupt aus Inſekten und Würmern.

Das Wildbret — beſonders das der Jungen — iſt außerordentlich zart und wohlſchmeckend. Die Eier, welche denen des Kiebitzes ähneln, werden dieſen gleichgeſchätzt.

§. 4.

Der Teichwaſſerläufer (kleine Pfuhlſchnepfe, kleiner Hennick, Tot. stagnatilis, *Bechst.*) *) bewohnt den Norden von Europa. Als Zugvogel kommt er im Frühlinge (Monat April und Mai) und im Spätſommer (Auguſt und September) an die flachen ſandigen und kieſeligen Uferſtellen der teutſchen Flüſſe, Seen, Teiche und Küſten. In Oeſterreich ſoll er häufig ſeyn, im mittleren und nördlichen Teutſchland gehört er, beſonders zur Wiederſtrichszeit — im Frühlinge — zu den ſeltenen Gäſten. Gewöhnlich iſt er in Geſellſchaft anderer Küſten- und Ufervögel.

Die Beſchreibung nach dem verſchieden gezeichneten Winter-, Sommer- und Jugendgewande iſt in der Einleitung, S. CCCXXXIV, Art 3. geliefert worden.

Sein hellpfeifender Laut ertönt ungefähr wie Giah! — Dieſer Waſſerläufer iſt ziemlich ſcheu, ſein Lauf ſehr behende, ſein Flug außerordentlich ſchnell.

Seine Nahrung beſteht vorzüglich aus Inſekten und Würmern, theils auch aus ganz kleinen Gehäusſchnecken.

---

*) Naumanns Vögel III. S. 72; *Temmink* Man. d'ornith. p. 418; Meyers Taſchenb. II. S. 376.

Er macht ſein Geheck vermuthlich im hohen Norden, nach Hrn. Meyers Meinung aber auch vielleicht im Oeſterreichiſchen. Gewiſſes kann darüber nicht geſagt werden.

Nach Naumann geht er nach dem Gelock der Mittel- (großen Pfuhl-) Schnepfe (Scolopax media, *Friſch*) und des dunkelbraunen Waſſerläufers (§. 2. d. K.), wiewohl ſehr ſparſam, auf den Sumpfheerd.

Er iſt im Auguſt und beſonders im September ſehr fett, ſein Wildbret ſtets ausgezeichnet wohlſchmeckend.

§. 5.

Der punktirte Waſſerläufer (Tot. ochropus, *Temmink*, punktirter Strandläufer — Tringa ochropus, *Linn.*, großer ſchwarzer Sandläufer, grüner Strandläufer, Grünfuß, Weißſteiß, Mattkrillis, Steingällel) *), deſſen eigentliche Heimath — der gewöhnliche Sommeraufenthalt — das nördliche Aſien, Amerika und Europa iſt, bewohnt dort meiſt ſandige Ufer der ſüßen Gewäſſer, bisweilen Sümpfe, ſelten Meereskuſten. Auf dem Zuge — vom Auguſt bis zum Oktober — findet man ihn an den vorerwähnten Stellen in unſern Gegenden und faſt durch ganz Europa, in ſchwachzähligen Flügen von ſechs bis vierzehn Stück; auf dem Wiederzuge beſucht er uns einzeln oder auch paarweiſe. Selten, aber doch je zuweilen, überwintert er bei uns an warmen Quellen und offenen Bächen.

Er iſt bereits in der Einleitung, S. CCCXXXV, Art 4, nach ſeinen verſchiedenen Gewändern beſchrieben.

Dieſe Vögel fliegen pfeilſchnell und laufen ſehr behende; im Sitzen iſt das Hintertheil — wie bei mehrern Arten dieſer Gattung — faſt immer in wackelnder Bewegung. Sie ſind ſehr ſcheu und ſchlau und entfliehen da-

---

*) *Temmink* Man. d'ornith. p. 420; Naumanns Vögel III. S. 76; Winckells Handb. f. J. (1ſte Ausg.) II. S. 565. §. 3.

her bei nicht genüglich behutſamer Annäherung von Seiten des Jägers, wobei — wie auch auf der Reiſe, die ſie zur Nachtzeit, hoch in der Luft fortſtreichend, machen — ihr Laut erſt kurz abgeſtoßen wie Dick, Dick, dann langgezogen pfeifend, wie Dluih, Dluih! ertönt *)

Nicht ſelten ſteigt beim Fortſtreichen eines Fluges von einem Ort zum andern einer davon hoch in die Luft, ſchwebt dort geraume Zeit, große Kreiſe beſchreibend und anhaltend laut herum und ſchießt endlich da, wo er das Gelock von ſeines Gleichen, oder von entfernter ihm verwandten Vögeln vernimmt, pfeilſchnell zu ihnen herab. Im letzt gedachten Falle verweilt er ſich jedoch nicht lange, ſondern ſteigt, ſobald er ſeinen Irrthum gewahrt, in ſchneckenförmig ſich verengernden Kreiſen wieder bis zur höchſten Höhe hinan, wird dann noch ängſtlicher laut als zuvor und ſtreift ſo lange herum, bis er ſeine alten oder neue Artkameraden auffindet.

Lange halten dieſe Vögel ſich nicht auf einer und derſelben Stelle auf und gern ſtreichen ſie von einem Ufer zum andern.

Eine beſondere Auszeichnung beſteht darin, daß ſie, im Frühlinge vorzüglich, ſtark nach Moſchus (Biſam) riechen. Selbſt bei ausgebälgten Exemplaren bleibt dieſer Geruch lange bemerkbar.

Ihre Nahrung beſteht aus kleinen Würmern, Fliegen und andern kleinen Panzer- oder gehäusloſen Inſekten. Sie wenden beim Aufſuchen derſelben jeden Stein um, den ſie zu bewegen vermögen.

Sie machen ihr Geheck meiſt im höhern Norden, doch geſchieht dies in einzelnen Fällen bis in den Mittelpunkt von Europa, ſo daß man im mittlern Teutſchland das Neſt bisweilen findet und zwar an den Ufern der Gewäſſer im Sande, oder auch im Graſe. Das Gelege

---

*) Obige Lautbezeichnung — nach Naumann — iſt dem Verf. etwas natürlicher vorgekommen, als die Bechſteiniſche: Gü, Gü! oder Güs, Güs!

beſteht aus drei bis fünf birnförmigen, grünlichweißen, braungefleckten Eiern *).

Das Wildbret des punktirten Strandläufers ſoll, nach Naumann, ſehr vortrefflich, nach Bechſtein etwas nach Moſchus ſchmecken.

§. 6.

Der Waldwaſſerläufer (Totanus glareola, *Temmink*, Waldſtrandläufer, Tringa glareola, *Linn.*, kleiner Weißſteiß, Waldjäger) **) bringt den Sommer meiſt im Norden zu und macht daſelbſt in großen Waldſümpfen ſein Geheck. Teutſchland beſucht er auf dem Zuge im Auguſt und September in geringzählige Flüge vergeſellſchaftet, auf dem Wiederzuge im März und April einzeln oder paarweiſe.

Man findet ihn an ſandigen Ufern der Flüſſe, Seen, Teiche und Sümpfe, beſonders wo ſie mit Weidig und anderm Strauchwerk beſetzt ſind. Auch ſoll er zuweilen bei uns niſten.

Die Beſchreibung des Sommergewandes mannbarer Vögel findet ſich in der Einleit. S. CCCXXXVI. Art 5. Junge und Herbſtvögel ſollen, nach Bechſtein ***), am Oberleibe heller, und mehr roſtgelb als weiß gefleckt ſeyn.

Der Waldwaſſerläufer iſt weniger ſcheu als der punktirte; ſonſt hat er in ſeinem Habitus, wie in der Zeichnung, vieles mit jenem gemein; von dem er ſich je-

---

*) Von der Dauer der Brütezeit, welche in der erſten Auflage — nach Bechſtein — zu drei Wochen angeſetzt war, wollen wir diesmal ſchweigen; die desfallſigen Angaben können auf ſichern Erfahrungen um ſo weniger beruhen, da der Vogel nicht oft bei uns niſtet. Naumann ſagt, mit vierzehn Tagen kämen die Jungen aus.

**) *Gm. Linn.* syst. I. p. 677. sp. 21; Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) IV. S. 291. Nr. 5; Naumanns Vögel III. S. 79; Meyers Taſchenb. II. S. 387. Nr. 5; *Temmink* Man. d'orn. p. 421; Winckells Handb. f. J. (1ſte Ausg.) II. S. 585. §. 10.

***) S. deſſen ſo eben erſchienene Zoologie für Jäger S. 677. Nr. 91.

doch durch mindere Größe, beſonders aber auch durch den Laut (ſ. Einl. a. a. O.) unterſcheidet.

Nach Naumann ſoll er ſein kunſtloſes Neſt in gro-ßen Bruchern, auf Raſenkufen ſtellen und mit trocknen Grashalmen ausfüttern; das Gelege aber ſoll aus vier gelblichgrünen, braungefleckten Eiern beſtehen (wenn hierin keine Irrung mit dem punktirten Waſſerläufer ſtatt findet).

Er nährt ſich mit kleinen Inſekten und Würmern. Sein Wildbret ſoll leckerer ſeyn, als das irgend einer an-dern Vogelart aus den Linnéſchen Gattungen: Schne-pfe (Scolopax) und Strandläufer (Tringa).

§. 7.

Der gefleckte Waſſerläufer (Tot. macularia, *Temmink*, gefleckter Strandläufer, Tringa macularia, *Linn.*) *) iſt ein eigentlich in Nordamerika und an-dern Gegenden des höhern Nordens einheimiſcher Vo-gel, der — nach Meyer und Temmink — auf ſeinen Wanderungen nur ſelten und zufällig die engliſchen und teutſchen Küſten an der Oſtſee beſucht. Ob er je in das mittlere Teutſchland gekommen iſt, ſcheint — nach Leisler — zweifelhaft zu ſeyn.

Nur ſein Sommergewand iſt bis jetzt bekannt, und in dieſem iſt er in der Einleitung, S. CCCXXXVI. Art 6, nach Temmink, beſchrieben worden.

Ueber deſſen Naturell, Habitus, Nahrung und Fort-pflanzung u. ſ. w. weiß der Verf. nichts zu ſagen.

§. 8.

Der trillernde Waſſerläufer (Tot. hypo-leucos, *Temmink*, gemeiner Strand- und Sandläufer,

---

*) *Gm. Linn.* syst. I. p. 672. sp. 7; Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. IV. (2te Aufl.) S. 342; Meyers Taſchenb. II. S. 385. Nr. 3; Leislers Nachtr. z. Bechſt. N. G. T. Heft 1. S. 100; *Temmink* Man. d'ornith. p. 425.

Sandpfeifer, Meerlerche, Fiſterlein, Steinpicker, Tringa cinclus, Tr. hypoleucos, *Linn.*) *) hält ſich im nördlichen Aſien und Amerika, wie in ganz Europa an den ſandigen Ufern ſalziger ſowohl als ſüßer Gewäſſer auf. Auf dem Zuge — im Auguſt und September — kommen, nach der Angabe der gefeiertſten Schriftſteller, zahlreiche Flüge **) dieſer Vogelart aus dem höhern Norden nach Teutſchland, verweilen ſich länger als andere Gattungsverwandte und ſetzen beim Eintritt der rauhern Nächte die Reiſe nach Italien und andern ſüdlich europäiſchen Ländern geſellſchaftlich fort. Dort überwintern ſie und machen in geringzähligeren Flügen oder paarweiſe den Wiederzug, auf welchem ſie, im April und Mai, größeren Theiles nur kurze Zeit in unſern Gegenden raſten und dann dem Norden zueilen, um dort ihr Geheck zu machen, geringern Theiles aber auch verbleiben, um dies Geſchäft an Ort zu Stelle zu betreiben.

Die Beſchreibung dieſes Vogels in ſeinen verſchiedenen Gewändern findet ſich in der Einl. S. CCCXXXVII. Art 7.

Sein Flug iſt ſchnell, ſein Lauf ſehr behende und im Laufe wiegt er ſtets mit dem Leibe, ohne mit dem Schwanze zu ſchnippen.

Sein Laut ertönt, wenn er auf dem Sande herumläuft, hellpfeifend, ungefähr wie Hi — dü, dü, dü! wenn er aber aufgeſcheucht wird und dann im Zickzack dicht über dem Waſſer hineilt, ungefähr wie Titirle! Titirle ***)! Eben dieſen Laut vernimmt man auch im Auguſt und September oft und anhaltend von Einzelnweſen eines

---

*) *Gm. Linn.* syst. I. p. 680. sp. 18 et p. 678. sp. 14; Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Ausg.) IV. S. 295; deſſen Handb. d. Jagdw. I. II. S. 127; Meyers Taſchenb. II. S. 589. Nr. 6; Annalen der Wetterauiſchen Geſellſchaft I. I. S. 55 u. 56; Naumanns Vögel III. S. 83: *Temmink* Man. d'ornith. p. 424; Winckells Handb. f. J. (1ſte Aufl.) II. S. 569. §. 4.

**) Der Verf. ſahe mehr als zehn dieſer Vögel nie beiſammen.

***) Dies ſoll vermuthlich der Triller ſeyn, wornach man ihn neuerlich zu benennen für gut gefunden hat.

Fluges, welche, an ſonnenhellen Tagen, beſonders in den Nachmittagsſtunden, hoch empor ſich ſchwingen und da, wie die Lerche auf einer Stelle ſchwebend, vielleicht unterſuchen wollen, ob die Strömung der Luft zur Wanderung in der nächſten Nacht — denn zur Nachtzeit findet dieſe ſtatt, und alle Glieder der Geſellſchaft geben auf derſelben den erwähnten Locklaut aus — günſtig ſeyn möge.

Dieſer Vogel ſcheint weniger ſcheu zu ſeyn, als er es in der That iſt. Er läuft nehmlich, als wäre ihm nichts darum, vor dem zu Lande oder zu Waſſer offen ſich nähernden Menſchen her, entflieht aber gewiß noch zu rechter früher Zeit. Er drückt ſich nicht einmal, wie die meiſten ſeiner Gattungsverwandten, vor dem Fiſchernachen. Annäherung bis auf gehörige Schußweite gelingt nur an ſolchen Stellen, wo ein hohes Ufer den Schützen ſo lange verbirgt, bis er in demſelben Moment, wo ihn der Vogel erblickt und dann ſicher zu entfliehen ſtrebt, den Schuß anbringen kann; immer aber gehört viel Uebung und Schnelligkeit dazu, dies mit Erfolg zu thun *). Auch iſt dieſer Vogel ein recht eigentlicher Waſſerläufer; denn bei dem Erſcheinen eines wahren oder vermeintlichen Feindes an dem Rande eines Gewäſſers, in welchen Waſſerpflanzen ſich verzweigen, fliegt er dicht über dem Waſſerſpiegel nur bis zu jenen hin und läuft auf denſelben ſo behende, wie auf dem Lande, fort. In der Noth iſt er auch Schwimmer und Taucher, letzteres vorzüglich dann, wenn er eine nicht abſolut tödtliche Schußverwundung erhalten hat. Nicht ſelten ſteht er auf dicht über dem Waſſerſpiegel hin ſich erſtreckenden unbelaubten Aeſten des am Ufer befindlichen Geſträuchs, oder auf dürren aus dem Waſſer hervorragenden Aeſten, oder auf Steinen, die ein wenig über dem Waſſer hervorſtehen, auf der Lauer nach fliegenden Waſſerinſekten, die einen Theil ſeiner Nahrung ausmachen. Dieſe beſteht überhaupt in kleinen Würmern und Inſekten. Er ſucht ſie, am Ufer umherlaufend, mit großer Emſigkeit

*) Oeftere Erfahrung berechtigt den Verf. zu dieſer Behauptung.

und verſchluckt ſo vieles und ſo mancherlei, daß es faſt wunderſam erſcheint, wie das Verdauungsgeſchäft ſchnell genug gefördert werden kann. Daß dem aber doch ſo ſei, dafür ſprechen nicht nur die ſteten Appetitsregungen, ſondern auch die ſo gut von ſtatten gehenden Ausleerungen, in Folge welcher an ſolchen Stellen, wo ſtärkere, auf dem Zuge begriffene, Flüge einfallen und raſten, der ganze Rand des Ufers mit den aus einer weißen, ſtrengflüſſigen, klebrigen Materie beſtehenden Exkrementen gleichſam überzogen iſt.

Das Wildbret des trillernden Waſſerläufers iſt von Geſchmack keinesweges thranig, wie ſonſt hat behauptet werden wollen, ſondern nach des Verf. öfterer Erfahrung vortrefflich, und im Herbſte auch meiſt ſtark mit Fett belegt.

Mit in Milch gequellter Semmel und kleinwürflich geſchnittenem Fleiſch ſoll er, nach Bechſtein, als Stubenvogel ſich lange erhalten laſſen, wenn friſches Waſſer zum Bade, deſſen er in der Gefangenſchaft, wie im freien Zuſtande, ſehr oft ſich bedient, ſtets dargereicht wird.

§. 9.

Der grünfüßige Waſſerläufer (Totanus glottis, *Bechst.*; Trivialbenennungen: Storch-, Ried-, Pfuhl-, Strand-, Brach-, Regen-, Seeſchnepfe, Grünbein, *) ſoll, nach dem Dafürhalten der meiſten Ornithologen, die Sommermonate im Norden von Europa und Aſien an ſandigen Meer-, See- und Flußufern zubringen, auch dort ſein (erſtes) Geheck machen. Das mittlere und ſüdliche Teutſchland beſucht er als Zugvogel, im Frühlinge, von der Mitte des Monats

*) Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) IV. S. 249; Tot. fistulans, ebendaſ. S. 241 (junger Vogel); Leislers Nachtr. z. Bechſt. N. G. T. I. S. 87. II. S. 183 ff.; Laurops und Fiſchers Sylvan 1816, S. 49 ff.; Naumanns Vögel III. S. 53; *Temmink* Man. d'ornith. p. 425.

April an bis in den Mai einzeln oder paarweiſe, ohne lange ſich zu verweilen. Am Rheine wurde er in der Mitte des Monats Julius mehrmals ſchon wieder einzeln, im August *) öfter, im September am häufigſten gefunden, und zwar meiſt an abgelegenen flachufrigen, von der Sonne beſchienenen, ſandigen Stellen der Altwaſſer, welche durch Bettveränderung großer Flüſſe entſtanden ſind. Bei hohem Waſſerſtande ſucht er ähnliche Stellen an Seen, Lachen, Teichen und Brüchen auf, und da hat man ihn im Frühlinge vorzüglich zu ſuchen. Im Oktober verläßt er unſere Gegenden, um den Winter in wärmeren zuzubringen und dort wahrſcheinlich das zweite Geheck zu machen.

Die Beſchreibung dieſes Vogels nach dem bisher nur bekannt gewordenen Jugend- und Sommergewande hat der Verf. in der Einleitung, S. CCCXXXVIII, nach Temmink, geliefert. Eben daſelbſt (in der erſten Anmerkung) findet man auch die verſchiedenen Anſichten zweier berühmten Ornithologen — des Hrn. Temmink und des verſtorbenen Hrn. Leisler — über die Mauſer des grünfüßigen Waſſerläufers. Letzter will nehmlich, ſelbiger mauſere ſich nur einmal im Jahre, erſter hingegen nimmt, wie bei den übrigen Arten der Gattung: Totanus, auch bei dieſer alljährlich eine doppelte Mauſerung an.

Er ſagt in dieſer Beziehung Folgendes **):

„Ich habe zu Anfange der Frühlingsmauſer Exemplare erlegt, an welchen die tiefſchwarzen Federn auf dem Oberrücken noch nicht oder nur ſehr einzeln vorhanden waren; dies läßt mich muthmaßen, daß (an dieſem Körpertheile) im Winter das Gefieder graurötlich ſeyn möge

*) Der Hr. Forſtrath Fiſcher äußert im Sylvan 1816, S. 58, die Vermuthung: „der grünfüßige Waſſerläufer möge, da er ſeine Hinreiſe nach dem Norden ſo ſpät antrete und auf der Rückreiſe ſo bald wieder zu uns komme, vielleicht ſchon im nördlichſten Teutſchland und in dort anſtoßenden Ländern, an unzugänglichen Stellen der dortigen Sümpfe und Gewäſſer niſten." Der Verf. tritt dieſer Meinung mindeſtens in Rückſicht der Rückkömmlinge im Julius und Auguſt bei.

**) S. deſſen Man. d'ornith. d'Eur. p. 427. Remarque.

und daß alle Federn an dem obern Theile des Rückens dann ſchwarz geſchäftet und braun und weißlich gefleckt erſcheinen, zugleich aber die langen Flügeldeckfedern mit einem doppelten, weißen und braunen Bande eingefaßt ſeyn dürften. Bei allen dergleichen Exemplaren fanden ſich auch die länglich runden Flecken nur am Vorderhalſe, alle übrige Theile des Unterkörpers waren rein weiß."

Dieſer Vogel fliegt ſchnell: auf der Wanderung, die er, nach Hrn. Fiſcher *), nicht, wie die meiſten andern Sumpfvögel, zur Nachtzeit oder in der Dämmerung, ſondern gewöhnlich Morgens nach Tagesanbruch und Nachmittags gegen 4 Uhr anſtellt, hoch in der Luft; aufgeſcheucht, aber doch ſo ſehr nicht verſchüchtert, daß er ſeinen momentanen Aufenthalt ganz zu verlaſſen ſtrebt, ſtreicht er nahe über dem Boden oder Waſſerſpiegel hin. Sein Lauf iſt ſehr behende, und zwar nicht allein am Strande, auf dem Trocknen, ſondern auch dann noch, wenn er bis über die Knie ſich im Waſſer befindet.

Er iſt ſehr geſellig mit, und ſehr anhänglich an ſeines Gleichen. Erſteres geht daraus hervor, daß er auf der Reiſe in mehr oder minder zahlreichen Flügen ſich vergeſellſchaftet; daß auch dieſer geſellige Verein da ſich nicht leicht auflöſ't, wo geraſtet werden ſoll; daß vielmehr im September **) gegen Abend mehrere Flüge in Schaaren von hundert Stücken und mehr ſich zuſammenſchlagen, an des Rheines Altwaſſern beiſammen übernachten, und erſt am andern Morgen, um Nahrung zu ſuchen, wieder flugweiſe ſich abſondern. Anhänglichkeit an einander beurkunden dieſe Vögel dadurch, daß wenn unter einen Flug geſchoſſen wird, die geſund davon gekommenen nicht gleich ihr Heil in der Flucht ſuchen, ſondern den oder die Todten oder Verwundeten anhaltend umſchwärmen, ſo daß dem Jäger oft Zeit genug bleibt, noch einen zweiten Schuß mit Erfolg anzubringen.

---

*) Sylvan 1816, S. 55.

**) ebendaſ. S. 57.

Kommt auf dem Zuge oder Striche ein Individuum zufällig von dem Fluge, deſſen Mitglied es war, ab; ſo ſchlägt es ſich nicht nur zu andern Gattungs-, ſondern auch zu entfernteren Ordnungsverwandten, beſonders zu den Kiebitzen.

Nach Leisler und Naumann iſt der grünfüßige Waſſerläufer ſo ſcheu, daß man ihm nicht wohl anders als im Kahne (Nachen, Schellig) ſoll ſchußmäßig ankommen können. Hrn. Fiſchers vielfältige und des Verfs. eigne — jedoch nur einmalige — Erfahrung ſtimmt damit nicht überein. Dieſer nach gehört unſer Vogel nicht zu den ausgezeichnet ſcheuen.

Vieles mag hierbei wohl darauf ankommen, ob derſelbe — wie am Mainufer durch das Schiffziehen — ſehr beunruhigt wird, oder nicht. Der Verf ſchlich ſich hinter einem Teichdamm an einen Flug von vierzehn Stück, ohne große Vorſicht zu gebrauchen, und ſchoß davon zwei auf einen Schuß im Sitzen, den dritten im Fluge, indem die nach dem erſten Schuß noch Geſunden ihre todten Kameraden umſchwärmten.

Der Locklaut des grünfüßigen Waſſerläufers ertönt hellpfeifend ungefähr wie Gia, Gia! Er gibt ihn meiſt nur im Fluge aus. Beim Einfallen und von beiſammenſitzenden Geſellen vernimmt man — nach Hrn. Fiſcher — einen leiſern Piepläut, der viele Aehnlichkeit mit jenem hat, welchen die auf einander ſtechenden Waldſchnepfen von ſich hören laſſen. Naumann bezeichnet dieſe Geſellſchaftsſprache durch: Kick! Kick! Des Schreckenslauts — ein heiſeres Kräh! — welchen eben genannter Schriftſteller dieſem Vogel beilegt, thut Hr. Fiſcher — dem ich hier durchgängig gefolgt bin — keine Erwähnung; er wird ihn alſo wohl vom grünfüßigen Waſſerläufer eben ſo wenig vernommen haben, als ich einen dieſer Wortbezeichnung nur einigermaßen ähnlichen von irgend einem Sumpfvogel.

Die Hauptnahrung dieſes Waſſerläufers beſteht, wie

man jetzt zuverläſſig weiß *), aus kleinen Fiſchen; nächſt dieſen nimmt er — nach Temmink — kleines Muſchelwerk und Laich; nach Naumann — im Nothfall vielleicht — auch Waſſerinſekten und Würmer an.

Ueber den Standort und den Bau des Neſtes und über die Zahl, Farbenzeichnung und Geſtalt der Eier, aus welchen das Gelege beſteht, wiſſen wir noch nichts.

Wo dieſer Vogel häufig vorkommt, oder längere Zeit ſich aufhält, darf er, als der Fiſchbrut nachſtellend, allerdings zu den mehr ſchädlichen als nützlichen gerechnet werden.

Das Wildbret ſoll, nach Hrn. Bechſtein, einen etwas ſchlämmernden, nach Hrn. Fiſcher — der Nahrung des Vogels gemäß —, einen etwas thranigen Geſchmack haben, dieſer jedoch durch Abhäutung gänzlich beſeitigt werden können und dann das übrige Wildbret ein recht gutes Tafelgericht liefern. Des Verfs. Erfahrung beſchränkt ſich in dieſer Beziehung — wie überhaupt ſeine Bekanntſchaft mit dieſem Vogel — auf die drei Exemplare, welche er, wie oben geſagt, erlegt hat. Von dieſen wurde eins ausgebälgt, und, mit den zwei andern nicht abgehäuteten, als Ragout verſpeiſ't. Nach dieſer Zubereitung war weder etwas Schlämmerndes, noch etwas Thraniges wahrnehmbar; wohl aber ein ſardellenartiger Geſchmack — es verſteht ſich, daß dies nicht in Erwähnung kommen würde, wenn zur Gewürzbrühe ſonſt Sardellen genommen worden wären — ſehr hervorſtechend, übrigens das Wildbret zart.

Dieſer Waſſerläufer iſt, nach Naumann, einer der beſten Lockvögel auf dem Sumpfheerde, indem die meiſten Vögel aus den Linnéiſchen Gattung Scolopax und Tringa ſeinem Gelock vorzüglich folgen ſollen.

§. 10.

In Rückſicht des Jagdbetriebes bei den in gegenwärtigem Kapitel beſchriebenen Vögeln bemerke man Folgendes:

---

*) S. Leislers Nachträge a. a. O.

Mit Ausnahme des grünfüßigen Waſſerläufers (§. 9.), der, ſeiner Stärke (Größe) nach, am ſicherſten mit (Goslariſchem) Schrot von Nr. 6 erlegt wird, bediene man ſich zur Ladung der Flinte des ſogenannten Vogeldunſtes. Die weiteſte Entfernung, aus welcher man, bei dem geringen eigenthümlichen Gewicht jedes einzelnen, ſo ſehr kleinen Schrotkornes, auf Durchſchlag (Durchdringen durch das Gefieder und Wildbret und Eindringen bis in die edelſten Theile) und alſo auf abſolute Tödtlichkeit des Schuſſes rechnen darf, beſchränkt ſich auf 30 bis 35 Schritt.

Bei dem ſchnellen, zum Theil unregelmäßigen Fluge aller hierher gehörigen Vögel gehört für den Jäger, außer dem Geübtſeyn im raſchen Fertigwerden und Auffaſſen des Zielpunktes beim Flugſchießen, noch das dazu, daß, wenn er den ſeithalben vorbeifliegenden Vogel treffen will, er mindeſtens vor der Schnabelſpitze das Abkommen zu finden ſuchen muß. Eben ſo verhält es ſich, wenn der Vogel läuft; gerade umgekehrt, wenn der Schütze einen ſtillſitzenden Vogel aus dem ſtromabwärts treibenden Kahne (Nachen, Schellig) erlegen will. In dieſem Falle muß er ſchießen, wenn er an der Schwanzſpitze abkommt.

Zug- und Wiederzugszeit beſtimmt den zum Jagdbetriebe geeigneten Zeitraum und es verſteht ſich von ſelbſt, daß die wenigen Waſſerläuferarten, welche bei uns ihr Geheck machen, in der Brütezeit geſchont werden müſſen.

Von den im Vorherigen beſchriebenen Totanusarten iſt eine einzige — Tot. calidris (§. 3.) — nur im Sümpfen und an den Rändern derſelben zu ſuchen; dieſe wird bei der Sumpfſchnepfenjagd, von welcher das 21ſte Kapitel das Ausführlichere liefern ſoll, gelegentlich mit erlegt. Eben ſo verhält es ſich mit einigen der übrigen Waſſerläufer, welche an Sumpf-, Teich- und Seerändern zuweilen einfallen (§. 2. 5. 6. 9).

Andere Jagdbetriebsmethoden — von denen zum Theil im 18ten Kapitel ſchon die Rede geweſen iſt — müſſen bei den Arten der Gattung Totanus, welche an

den ſandigen Rändern offener und fließender Gewäſſer meiſt oder immer ſich aufhalten (§. 2. und §. 4. bis 9.), in Anwendung gebracht werden.

Für den grünfüßigen Waſſerläufer (§. 9.) empfiehlt Hr. Fiſcher *), aus am Rheine gemachter Erfahrung, den Anſtand auf den Einfallplätzen Nachmittags um 4 Uhr. Aufſtellung von ausgeſtopften Exemplaren und Nachahmung des Locklautes mit dem Munde oder mit der Lockpfeife ſoll häufigern und ſchnellern Einfall vermitteln. Sicherer würde derſelbe gewiß durch eigne, im Zimmer zu dieſem Zweck unterhaltene, Lockvögel dort bewirkt werden; ſchwerer vielleicht am Maine, wo dieſer Vogel, aus dem §. 9. angeführten Grunde, bei weitem ſcheuer ſich bezeigt.

Der einzelne Jäger, dem es darum zu thun iſt, am Ufer der Gewäſſer ſich aufhaltende Waſſerläufer zu ſchießen, kann dieſen Zweck ſowohl vom Waſſer, als vom Lande aus erreichen.

Im erſtgedachten Falle ſetzt er ſich — mit einer doppelläufigen Flinte (Zwilling) verſehen — unterhalb der bekannten Einfalls- und Aufenthaltsſtellen an den Rändern der offenen Gewäſſer in einen Kahn (Nachen, Schellig), läßt dieſen durch einen des Kahnfahrens kundigen Mann, in der Entfernung vom Ufer, aus welcher er ſelbiges genau überſehen kann, bis über die Stelle hinaus, wo er auf der Fahrt Vögel, derer er habhaft zu werden wünſcht, einzeln oder flugweiſe, ſitzen oder laufen ſahe, ſteuern. Dort wird das Fahrzeug bis zur gehörigen Schußweite gegen das Ufer geführt, dann gewendet. Dann läßt der Fährmann ſelbiges ſo geräuſchlos und langſam als möglich ſtromabwärts treiben; vom Jäger aber wird der erſte Schuß wo möglich im Sitzen, der andere im Fluge, ſo gut als die Umſtände und die Geſchicklichkeit des Schützen es geſtatten, angebracht. Dieſe ſicherſte und Erfolg verſprechendſte Jagdbetriebsart iſt indeſſen mit Zeit- und Geldaufwande verbunden

*) Sylvan 1816, S. 62.

und demnach mehr für den Jagdliebhaber, als für den dienſtleiſtenden Jäger. Letzter muß ſich daher in Gegenden, wo er ſeine Mühe belohnt zu ſehen hoffen darf, auf Annäherung vom Lande aus beſchränken. Dieſe kann am füglichſten bewirkt werden: 1. vermittelſt des Schießpferdes, wobei nach der Th. 1. S. 84. §. 44. gegebenen Vorſchrift zu verfahren, zugleich aber zu bemerken iſt, daß ſelbiges an ſchiffbaren Flüſſen, auf welchen die Fahrzeuge durch Pferde gezogen, und ſo die Ufervögel öfteren Beunruhigungen ausgeſetzt ſind, nicht mit Erfolg gebraucht werden kann; 2. vermittelſt des Strauches, von deſſen Beſchaffenheit und Anwendung im vorhergehenden 18ten Kapitel ſchon die Rede geweſen iſt; 3. vermittelſt des Schildes (Th. 2. S. 281 (unten) und S. 307).

Mit einem dieſer Annäherungshülfsmittel verſehen, begibt ſich der Jäger in die Gegend, wo er Ufervögel zu treffen weiß oder hoffen darf, nähert ſich den aus der Ferne wahrgenommenen ſo, daß er auf ſeiner linken Seite gedeckt iſt, nach und nach bis auf gehörige Schußweite und ſchießt, wenn und wo er den beſten Erfolg erwarten kann.

Bei zufälliger Wahrnahme ſolcher Gäſte — welche die Hausfrau in der Regel eben ſo gern in der Küche einbringen ſieht, als der Ornitholog ſie unterſucht oder in ſeine Sammlung aufnimmt — muß ein hohes Ufer, ein genüglich tiefer Graben, oder umſtehendes Geſträuch zum Anſchleichen benutzt werden; dabei aber der Jäger ſtets ſchußfertig ſeyn, um ſo ſchnell als möglich ſchießen zu können, wenn — was faſt immer der Fall iſt — der einzelne Vogel oder ein ganzer Flug in dem Moment aufſtiebt und fortſtreicht, wo der Jäger aus ſeiner Verborgenheit hervortritt.

Beſſerer Erfolg wird — in Ermangelung der obigen Annäherungshülfsmittel — die Landjagd krönen, wenn längs jedem der beiden Ufer ein geübter Schütze — ſo gut als möglich verborgen oder gedeckt — hinſchleicht. Jeder muß während deß ſtets Acht darauf haben, wo ein

am jenſeitigen Ufer herausſtiebender Vogel, welcher vom Kameraden gefehlt wurde oder mit dem Schuſſe nicht erreicht werden konnte, wieder einfällt. Der, auf deſſen Uferſeite dies geſchieht, ſchleicht dann mit verdoppelter Vorſicht hinan, während der andere wenigſtens um ſechzig bis achtzig Schritte zurückbleibt und den Vogel im Geſicht zu behalten ſtrebt. Sollte ſelbiger die Einfallsſtelle laufend verlaſſen; ſo muß dem im Anſchleichen begriffenen Jagdgenoſſen die Richtung, welche der Vogel im Laufe nimmt, oder die Stelle, wo derſelbe ſitzen bleibt, durch verabredete Winke und Merkzeichen angedeutet werden.

Was hier vom einzelnen Vogel geſagt worden, das gilt auch vom ganzen Fluge.

Bei dieſer Landjagd darf ein gehorſamer, ſtets hinter ſeinem Herrn ruhig her gehender Hühnerhund, der es nicht ſcheuet, aufs Geheiß ſich in den reißendſten Strom zu ſtürzen, nicht fehlen, weil der herausſtiebende Vogel meiſtentheils dem jenſeitigen Ufer zueilt, und, vom Schuſſe getroffen, in das Waſſer fällt, alſo nur mit Hülfe des Hundes ſicher in die Hand des Jägers gelangen kann.

§. 11.

Sämmtliche Arten der Gattung Waſſerläufer — mit Ausſchluß des Gambett-Waſſerläufers (§. 3.) — fangen ſich, wenn ſie an Waſſerrändern ſich aufhalten, nach Naumann ſehr gut in Laufdohnen, welche auf folgende Art verfertigt und geſtellt werden *): Man zieht in die Ritzen kleiner Fingers ſtarker oder etwas ſchwächerer Weiden- oder Haſelſtäbchen, deren Länge ſich nach der mehreren oder minderen Lockerheit des Bodens richtet und welche am ſtärkeren Ende zugeſpitzt geſchnitten werden, zwei, aus vier langen ſchwarzen Pferdehaaren zuſammengedrehte Schleifen — eine von beiläufig 4 bis 4½″ von einander entfernt — ein und ſo auf, daß die auf dieſe Weiſe entſtehenden Schlingen vom ſtärkern Ende des

*) S. Naumanns Vögel III. S. 82.

Stäbchens nach dem dünnern Ende hin gerichtet ſtehen. Mit einer hinlänglichen Zahl ſolcher Stäbchen verſehen, begibt man ſich an die bekannten Einfallsſtellen der Waſſerläufer und anderer Ufervögel, ſteckt von zwei Stäbchen das eine genau am Waſſerrande, das andere tiefer im Waſſer, ſchief gegen einander gerichtet und ſo in den Sand ein, daß die neben einander hängenden Schleifen mit dem untern Bogen 4 bis 4½″ über dem Waſſer ſtehen, und daß oben die beiden Stäbchen ſich um etwas weniges kreuzen. Da, wo die Stäbchen ſich kreuzen, werden ſie mit einem erdgrauen Faden zuſammengebunden. Auf eben dieſe Weiſe ſteckt man zwei andere Stäbchen dicht neben jenen ein, ſo zwar, daß die äußern unten beiläufig 2″ über dem Boden ſich kreuzen. Höher landeinwärts verfährt man gleichmäßig mit dem dritten und vierten Stäbchenpaare, und bildet ſo eine in die Quere fortlaufende, zuſammenhängende, aus acht Stäbchen und ſechzehn Schleifen beſtehende Stellung, in welcher auf dem Trocknen die Schleifen eben ſo hoch über dem Boden hängen, als bei dem erſtgedachten Stäbchenpaare über dem Waſſer.

Solche kleine Stellungen bringt man längs dem Sandheger (Kiesgrunde), beiläufig zwanzig bis dreißig Schritt von einander entfernt, mehrere und zwar ſo viele an, als der Schleifenvorrath und der Zug des Sandhegers es geſtattet.

Nach des Verfs. Erfahrung gelingt dieſer Fang mit Laufdohnen, wenn je acht und acht Schleifen, wie bei den Droſſelbaſtdohnen, in ſo langen Baſtſtrehnen feſt eingeflochten und die Enden dieſer Strehnen an drei genüglich langen Gabelſtäbchen feſtgebunden werden, am beſten, wobei übrigens die fernere Stellung ganz ſo bleibt, wie Naumann ſie vorzeichnet.

Oftmaliger Beſuch der ganzen Stellung, um die Gefangenen auszulöſen, iſt jedoch begreiflicher Weiſe nöthig, weil ſonſt Raubthiere, Raubvögel und andere dazu nicht Berufene früher als der Jäger dies Geſchäft verrichten möchten.

Nach einer gefälligen Mittheilung, welche dem Verf. von ſeinem ſehr werthen Freunde, dem Hrn. Forſtrath

Fiſcher zu Karlsruhe *), gemacht worden iſt, ſollen die ſtärkeren (größeren) Totanusarten bei dem ſogenannten Entenſtellen am Rhein nicht ſelten mit gefangen werden. Aufſtellung ausgeſtopfter Exemplare von Tot. glottis und Tot. fuscus, oder — beſſer noch — lebender Lockvögel dieſer Arten, dürften noch öftern Fang bewirken. Häufiger noch, beſonders auf das Gelock des grünfüßigen Waſſerläufers (§. 9.), werden alle Totanusarten auf dem Sumpfheerde, deſſen Beſchreibung dem Kapitel von den Sumpfſchnepfen vorbehalten bleibt — wo auch der Leſer das Naumanniſche Univerſalfutter der erforderlichen Lockvögel kennen lernen ſoll — gefangen.

Jedoch bemerkt der Verf., daß er, außer der Laufdohnenſtellung, über den Erfolg der beſchriebenen Fangmethoden aus Erfahrung nicht urtheilen kann.

Zwanzigſtes Kapitel.

Von den Sumpfläufern oder Sumpfwatern (Limosa, *Leisler*).

---

§. 1.

Linné, und mit ihm alle Ornithologen der ältern Zeit rechneten die in gegenwärtigem Kapitel vorkommenden, in Teutſchland ſeltenen — deshalb eben, nach dem Dafürhalten des Verfs., für den Jäger wichtigen — Sumpfvögel zur Gattung Schnepfe (Scolopax).

---

*) S. unten Kapitel von den wilden Enten, Fang mit Schlagnetzen am Rheine.

Dem für die Wiſſenſchaft viel zu früh verſtorbenen Medicinalrath Leisler zu Hanau war es vorbehalten, die Verwirrung, welche in Rückſicht der Linnéiſchen Gattungen Scolopax und Tringa herrſchte, zu heben, indem er — nachdem Bechſtein (in ſeinem ornithologiſchen Taſchenbuche, dann in der zweiten Ausgabe ſeiner gemeinnützigen Naturgeſchichte Teutſchlands), und Meyer (in ſeinem Taſchenbuche der teutſchen Vogelkunde), Briſſon und Latham folgend, aus den genannten beiden Gattungen ſchon die Gattungen Numenius, Totanus und Vanellus ausgeſchieden und dadurch ſchon viel aufgehellt hatten — von den ſo entſtandenen fünf Gattungen noch die ſechste nach beſtimmt unterſcheidenden Eigenthümlichkeiten (Einl. S. CCCXXXIX, Gatt. 64.) trennte und ſelbige — nach Briſſon — mit dem lateiniſchen Namen Limosa und mit dem teutſchen Sumpfläufer belegte. Dieſe teutſche Benennung hat ganz neuerlich Bechſtein in ſeiner Jagdzoologie treffender noch — wie es dem Verf. dünkt — in Sumpfwater umgeändert.

§. 2.

Der ſchwarzſchwänzige Sumpfläufer oder Sumpfwater (Limosa melanura, *Leisler;* Trivialbenennungen: Große Pfuhlſchnepfe, rothe Oſttüte, Geiskopfſchnepfe, Seeſchnepfe, große roſtgelbe Uferſchnepfe) bringt den Sommer in Holland, wo er ſehr häufig vorkommt, und im nicht ganz hohen Norden von Europa und Aſien zu, kommt im Herbſte ſchaarenweiſe nach dem ſüdlichen Rußland; in die Schweiz und nach Teutſchland im Julius und Auguſt in geringzähligen Flügen ſelten, ſeltener noch im Frühlinge.

Die Beſchreibung dieſes Vogels findet ſich bereits in der Einleitung am §. 1. angezeigten Orte *).

---

*) Den dort bei den Beſchreibungen der verſchiedenen Gewänder angeführten Synonymen iſt noch beizufügen: *Temmink* Man. d'orn. p. 429; Naumanns Nachträge Tab. 37. Fig. 73.

Er iſt nicht eben ſcheu, hält jedoch den Hund nicht ſo gut aus, als die Sumpfſchnepfen und dies wohl aus dem Grunde, weil er nicht, wie jene, den Tag über ſtille liegt, ſondern nach der Nahrung auf dem Freien umherläuft. Der Flug iſt ſchnell, der Lauf behende.

Sein Laut beſteht in einem hellen Pfeifen.

Er hält ſich in Sümpfen und an ſumpfigen Rändern der Flüſſe, Seen, Teiche und Gräben auf. Nach **Naumann** ſoll er ſich im **Auguſt** gemeiniglich in der Geſellſchaft des **Gambett-Waſſerläufers** (K. 19. §. 3.) befinden.

Das Neſt wird auf Schilf- und Binſenkufen, oder im hohen Graſe der horſtigen (erhöhten) Stellen des Aufenthaltsorts geſtellt. Das Gelege enthält (gewöhnlich) **vier** Eier. Dieſe ſind 2'' lang, 1½'' dick, und auf dunkel olivenfarbigem (grünlich grauem) Grunde, am dicken Ende häufig, ſonſt ſparſam, mit großen blaßbraunen Flecken beſetzt *).

Die Nahrung beſteht aus Inſekten und deren Larven, Würmern und Froſchlaich.

Das Wildbret iſt zart und, wie die Eier, ſehr wohlſchmeckend.

§. 3.

Der **roſtrothe Sumpfläufer** oder **Sumpfwater** (Limosa rufa, *Brisson;* vulgo fuchsrothe Schnepfe, rothe Uferſchnepfe, kleiner Keilhaken, Blaufuß) **) bewohnt den Sommer über Sümpfe und naſſe Wieſen in **England**, **Dänemark**, **Schweden**, **Lappland** und in anderen Gegenden des **nördlichen Europa**, macht auch daſelbſt ſein Geheck. **Teutſchland** beſucht er, wie es ſcheint, nur auf dem Zuge im **Auguſt** und **September**, auch dann nicht häufig und in geringzähligen Flügen

*) *Temmink* Man. d'ornith. p. 430 und Leislers Nachträge Heft II. S. 153. Beide Schriftſteller ſprechen nach eigner Wahrnehmung in **Holland** hierüber, wie oben geſagt, ſich aus.

**) Scolopax Lapponica, *Gm. Linn.* syst. ed. 13. p. 246. sp. 15; Barge rousse, *Temmink* Man. d'ornith. p. 432; Naumanns Vögel III. S. 31.

oder einzeln mit Numenius arquata vergeſellſchaftet. Wie dieſer fällt er auch auf Brachäckern ein.

Die Beſchreibung dieſes Vogels nach dem bis jetzt nur bekannten Jugend- und Sommergewande iſt in der Einleitung, S. CCCXLI, unter Art 2. geliefert worden.

Er iſt ſehr ſcheu, fliegt ſchnell und läuft behende. Seinen Laut bezeichnet Naumann durch Käck, käck, käck! — Weiter iſt über den Habitus und über Fortpflanzungsgeſchäftsbetrieb nichts bekannt.

Nahrung: wie bei der vorhergehenden Art.

Zartheit und Wohlgeſchmack des Wildbrets wird ſehr gerühmt.

§. 4.

Der Meyeriſche Sumpfläufer oder gelbe Sumpfwater (Limosa Meyeri, *Leisler;* vulgo graue Oſtküte) *) hat zeither nur an den Küſten der Nord- und Oſtſee öfters, höchſt ſelten im Innern Teutſchlands im Auguſt ſich ſehen und habhaft werden laſſen. An den gedachten Küſten erſcheint er — wie Limosa melanura (§. 2.) — aus Oſten kommend, theils einzeln, theils in geringzähligen Flügen von ſeines Gleichen, auch mit Limosa melanura vergeſellſchaftet. Er ſcheint von da ſeine weitere Wanderung mehr längs der Geſtade des Meeres, als längs der Ufer der Flüſſe nach ſüdlicheren Gegenden hin fortzuſetzen, um dort zu überwintern.

Was der Verf. über die verſchiedenen Gewänder, in welchen dieſer bei uns noch wenig bekannte Vogel beobachtet worden iſt, in bewährten Schriften auffinden konnte, hat er in der Einleitung, S. CCCXLII, unter Art 3. mitgetheilt.

Alte Vögel dieſer Art erſcheinen und leben meiſt einzeln oder paarweiſe, ſind äußerſt ſcheu und achten auf kein Gelock. Wo mehrere flugweiſe beiſammen ſind, vernimmt man einen Locklaut, welcher dem des ſchwarz-

*) *Temmink* Man. d'ornith. p. 484.

ſchwänzigen Sumpfwaters faſt gleich iſt. Sie bewegen ſich im Fluge ſchnell und gewandt, im Laufe mit vieler Behendigkeit.

Auch ſie ſcheinen ſich an ſumpfigen Orten vorzugsweiſe aufzuhalten und mögen an ſolchen — wahrſcheinlich in der Gegend des arktiſchen Kreiſes — ebenmäßig ihr Geheck machen.

Ihre Nahrung wird vermuthlich der der übrigen Sumpfwater gleich und ihr Wildbret nicht weniger lecker ſeyn, als das von jenen *).

§. 5.

Jagd und Fang beſchränkt ſich bei ſo ſeltenen Vögeln, wie die Sumpfwater bei uns es ſind, auf das Gelegentliche und Zufällige beim Betriebe der Jagd und des Fangs auf Sumpfſchnepfen, wovon im nächſtfolgenden Kapitel ausführlich gehandelt werden wird.

Sollte übrigens dem wahren Jäger oder Jagdliebhaber einer dieſer ſeltneren oder ſehr ſeltenen Vögel an einer freien Stelle, wo die Oertlichkeit unbemerkbares Anſchleichen unmöglich macht, zu Geſicht kommen und in der Umgegend ſich irgend Gelegenheit zur Verfertigung eines ſogenannten Strauches — eines leichten, transportabeln Schirmes, welcher zwiſchen einem aus dünnen Haſel- oder Weidenſtäben zuſammengebundenen Doppelrahme, mit belaubten Zweigen ausgefüllt iſt — darbieten; ſo iſt dieſe in möglichſter Eile zu benutzen, um von dem Strauche den aus den vorhergehenden Kapiteln ſchon bekannten Gebrauch, bei ſucceſſiver Annäherung im Vorbeigehen unter dem Winde, zu machen. Wo dies Zeit und Umſtände nicht geſtatten, bleibt freilich nichts übrig, als das möglichſt ſchnelle ſcheinbare Vorbeilaufen unter dem Winde. Bisweilen wird es gelingen, auf dieſe Weiſe den ſchlauen

*) Die obigen naturgeſchichtlichen Bemerkungen ſind meiſt von Bencken, dann von Leisler und Temmink entlehnt. Eigne Wahrnehmung konnte den Verf. nirgends leiten.

Fremdlingen auf Schußweite anzukommen, keineswegs aber iſt mit Sicherheit auf glücklichen Erfolg zu rechnen. Dem Verf. hat indeſſen dieſer Kunſtgriff bei ſehr ſcheuen Vögeln öfters gute Dienſte gethan.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Von den Sumpfſchnepfen oder Bekaſſinen *).

---

§. 1.

Diejenigen recht eigentlich der Ordnung Sumpfvögel angehörigen Federwildarten, von welchen in ornithologiſcher, wie in weidmänniſcher Rückſicht hier das für den Jäger Wiſſenswürdige vorgetragen werden ſoll, ſind — mit Einſchluß der Waldſchnepfe (Scolopax rusticola), welcher, des höhern Intereſſes wegen, das bei ganz eignem Jagdbetriebe der Weidmann an derſelben nimmt, im Vorhergehenden ein beſonderes Kapitel gewidmet worden iſt **) — die einzigen, welche bei der (nach Kap. 20. §. 1.) in der neuern und neueſten Zeit erfolgten Aus- und Abſcheidung aus der Linnéſchen Gattung Schnepfe (Scolopax) als derſelben wahrhaft zukommlich erkannt wurden.

Die charakteriſtiſchen Auszeichnungen der Gattung Scolopax finden ſich in der Einleitung, S. CCCXLIII.

---

*) Obige urſprünglich franzöſiſche Benennung Becassine unterſcheidet beſſer als die teutſche Sumpfſchnepfe die hier vorkommenden Vögel von der Waldſchnepfe (franz. Becasse); denn letztere hält ſich ja auch oft auf ſumpfigen, mit Strauchwerk beſtockten Orten auf.

**) Das dritte Kapitel der gegenwärtigen Abtheilung (Th. II. S. 105).

§. 2.

Die Mittelſchnepfe (Scolopax media, *Friſch*, Scolopax major et paludoſa, *Gm. Linn.*; auch bei den Jägern genannt: große Pfuhlſchnepfe, Doppelſchnepfe, Doublette, große Bruch-, Sumpf-, Moor-, Ried- und Waſſerſchnepfe, Stick-up (Stick-up — im Plattteutſchen ſo viel als ſteig auf —) *) iſt ein Zugvogel, der in den meiſten Provinzen Teutſchlands vom Auguſt an bis zum Eintritt des erſten Froſtes einzeln gefunden wird **), zur Zeit des Wiederzuges, im April, ſich in der Regel höchſtens nur zwei Tage aufhält, zuweilen aber auch, wie die Waldſchnepfe, im nördlichen Teutſchland den Sommer über Stand hält und ihr Geheck macht. Gewöhnlich geſchieht dies in nördlicher gelegenen Ländern, wo ſie überhaupt häufiger angetroffen wird, z. B. in Polen, Rußland ꝛc. auch in Nordamerika. In England ſoll ſie wie die Wald- und übrigen Sumpfſchnepfen überwintern ***); doch mag dies in ſüdlicher gelegenen Ländern wohl häufiger der Fall ſeyn.

Eine kurze Beſchreibung des ältern Vogels, welche hinreichen wird, ihn zu erkennen, iſt in der Einleitung — nach Temmink — S. CCCXLIV geliefert worden. Flugbare Junge vom Jahre ſind am ganzen Körper, beſonders auf dem Rücken und an den Flügeldecken ſehr ſtark gefleckt; bei ihnen ſind die vier Seitenfedern des Schwanzes nicht rein weiß, ſondern gelblich weiß, die übrigen haben keine weißen Spitzen.

Dieſe größte unter den Bekaſſinen bezeigt ſich mehr

*) Friſch Vögel Tab. 223; *Gm. Linn.* syst. I. p. 661. sp. 35 et 36; Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) IV. S. 180. Nr. 2; Meyers Taſchenb II. S. 362; Annalen der Wett. Geſellſchaft I. II. S. 532; *Temmink* Man. d'ornith. p. 438; Naumanns Vögel III. S. 11; Winckells Handb. f. Jäger (1ſte Aufl.) II. S. 646. §. 3.

**) Von der Mitte des Auguſts bis gegen Ende des Septembers iſt der Zug und Einfall bei uns am ſtärkſten.

***) S. Verſuch über Gewehrfabriken, die Schießkunſt und das Jagdweſen; aus dem Engl. überſ. v. Timäus. Leipzig bei Reinicke 1792.

furchtſam als ſcheu und hält, beſonders an ſonnenhellen, warmen Tagen, da ſehr gut aus, wo ſie liegt. Ihr Flug iſt weniger ſchnell und irregulär als bei andern Vögeln dieſer Gattung, und immer fällt ſie bald wieder ein, wenn ſie aufgeſprengt wird.

Ueber den Laut derſelben weiß ich eben ſo wenig mit Beſtimmtheit etwas zu ſagen, als andere Schriftſteller; doch fand ich im Monat April der Jahre 1806 und 1807 mehrere Sumpfſchnepfen dieſer Art in einem und demſelben Waldſumpfe am Tage, ſchoß auch ein Paar Exemplare, ohne Bekaſſinen anderer Art an dem Orte anzutreffen. An einem dieſer Tage führten mich Geſchäfte anderer Art in der Abenddämmerung wieder an dieſen Ort. Ich vernahm daſelbſt oft hinter einander und in mehreren Abſätzen einen Vogellaut, welcher durch die Sylben Stick-up! ziemlich treffend bezeichnet werden kann. Kurz darauf ſahe ich in der Gegend, aus welcher her der Laut erſchallte, eine Sumpfſchnepfe aufſtieben, welche der Mittelſchnepfe an Größe gleich zu ſeyn ſchien. Da nun am Tage bei der Suche ich Bekaſſinen anderer Art dort nicht gefunden hatte; ſo entſteht die wahrſcheinliche Vermuthung, daß der Mittelſchnepfe der Laut Stick-up eigen ſei — wenigſtens im Frühlinge während der Paarzeit — und daß ſie daher die Trivialbenennung Stick-up möge erhalten haben.

Ihre Paarung erfolgt gleich nach der Ankunft auf dem Sommerſtande.

Das Weibchen legt auf einem trocknen Binſenhügel drei bis fünf olivenfarbene, dunkelbraun groß und klein gefleckte, zuweilen noch roſtgelb geſtreifte Eier in ein blos mit einigen Grashalmen und Federn umlegtes Neſt. Da der Herbſtzug früh beginnt, kann dieſer Vogel nur ein Geheck bei uns machen.

Die Mittelſchnepfe hält ſich, wie andere Bekaſſinen, in Sümpfen und am liebſten in ſolchen auf, die hin und wieder mit Geſträuch beſetzt ſind; doch fällt ſie öfter als die übrigen auf trockneren Stellen ein. Man findet ſie auch an Teichrändern, die mit kurzem Riedgraſe beſetzt ſind,

im Herbſte gleichfalls in feuchten, doch nicht ganz naſſen und nicht mit zu hohem Graſe beſtandenen Wieſen, wenn dieſe mit Gräben durchſchnitten ſind.

Ihre Nahrung beſteht aus Gewürm, kleinen nackten Schnecken und Käfern.

Das Wildbret iſt ungemein lecker von Geſchmack, vorzüglich im Herbſte, wo es oft ſo ſtark mit Fett belegt iſt, daß die Haut berſtet, wenn der geſchoſſene Vogel aus der Luft herabfällt.

§. 3.

Heerdſchnepfe *) (Scolopax gallinago, Heerſchnepfe, gemeine Bekaſſine, Himmelsziege, Kätſchſchnepfe, auch kleine deutſche Pfuhlſchnepfe) **) iſt ein Zugvogel, der zu ſeiner Zeit in den meiſten Gegenden der bekannnten Welt angetroffen wird. In Teutſchland kommt ſie im März und April an, macht auch nicht ſelten ihr Geheck bei uns. Gegen Ende des Septembers beginnt der Herbſtzug und dauert bis Froſt einfällt. Im Hannöveriſchen habe ich ſie, wenn die Moore ſchon größtentheils zugefroren waren, an offenen Stellen noch häufig geſchoſſen, und mitten im Winter findet man ſie zuweilen an offenen, warmen Gräben. Deshalb glaube man aber nicht, daß ſie ihren Stand dann gar nicht verließe, ſondern dies ſind, wie die in England überwinternden, ſolche Vögel, die den Sommer im hohen Norden zubrachten und ſich auf der Herbſtreiſe zufällig verſpätigten. Im nördlichen Teutſchland werden ſie dann gemeiniglich ein Opfer des zu rauhen Klima's.

---

*) Weil ſie am beſten auf dem Waſſer- oder Sumpfheerde als Lockvogel zu gebrauchen iſt; Heerſchnepfe, weil ſie auf dem Zuge und Wiederzuge in ſehr zahlreiche Flüge ſich zuſammenſchlägt.

**) *Gm. Linn.* syst. I. p. 662. sp. 2; Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) IV. S. 185. Nr. 3; deſſen Handb. der J gdw. I. 2. S. 111; v. Wildungens Taſchenb. für 1803 und 1804. S. 52· Meyers Taſchenb. II. S. 363; Naumanns Vögel III. S. 15; *Temmink* Man. d'ornith. p. 439; Winkells Handb. f. J. (2ſte Aufl.) II. S. 649. §. 3.

Die Beſchreibung findet ſich in der Einleitung, S. CCCXLV, Art 3.

Die Heerdſchnepfe fliegt äußerſt ſchnell und beim Herausſtieben bis auf eine Entfernung von 20 bis 25 Schritt im Zickzack, dann ein Stück ziemlich gerade fort, nachher ſteigt ſie immer höher und höher. Aufgeſprengt, ſchwärmt ſie eine Zeit lang in der Gegend umher, fällt aber endlich meiſt nicht weit von ihrem vorherigen Verſteck wieder ein.

Im Frühlinge und im zeitigern Herbſte iſt ſie ſehr ſcheu und hält weder Hund noch Schützen gut aus, ſtreicht auch weit fort, ehe ſie pfeilſchnell wieder einfällt; wird ſie aber in der letztgedachten Jahreszeit fett, ſo drückt ſie ſich und fliegt erſt oft dicht vor den Füßen des Jägers heraus. Dann gibt ſie jedesmal den faſt wie Kätſch, Kätſch! klingenden Angſtlaut aus. Im Frühlinge, während der Paarungszeit und dann gegen Abend beſonders, vernimmt man, wenn ſie hoch in der Luft gleichſam taumelnd herumſchwärmt, noch einen andern Laut, welcher dem Meckern einer Ziege ſehr ähnlich iſt. Bechſtein ſagt, er habe ihn oft gehört, während die Heerdſchnepfe auf den höchſten abgeſtorbenen Buchen und Eichen und ſonſt auf alten Baumſtrünken ſaß *). Hat hierbei kein optiſcher Betrug ſtatt gefunden, welcher in der Dämmerung wenigſtens nicht unmöglich wäre; ſo iſt die Sache allerdings dahin entſchieden, daß das Meckern durch den Schnabel bewirkt wird, und nicht, wie Andere wollen, durch den Flügelſchlag. Der Verf. vernahm ihn nie anders, als indem der Vogel flog und ſahe überhaupt weder dieſe, noch eine andere Bekaſſine je auf Baumäſten ſitzen **).

Im April geht die Paarung vor ſich und der bemerkte meckernde Laut mag, wenn er durch den Schnabel

*) Ohne irgend eine Bewegung zu machen? —

**) Einer meiner Freunde, auf deſſen nicht leicht zu täuſchenden Beobachtungsgeiſt und Wahrheitsliebe ich ſicher rechnen darf, hat im Frühlinge 1807 obige Bechſteiniſche Angabe an zwei auf einander folgenden Abenden beſtätigt gefunden. Doch ſie war ja ſchon zufolge der gerechten Autorität jenes wackern Ornithologen nicht zu bezweifeln.

Anm. z. zweiten Ausgabe.

bewirkt wird, wohl die Sehnſucht des Männchens nach der Geliebten andeuten; denn kaum erblickt *) es dieſe auf der Erde laufend oder ſitzend, kaum vernimmt es das zärtlichſte Dickküh! derſelben, ſo ſtürzt es gleichſam unter einem hörbaren Geräuſch zu ihr herab.

In eben dem Monat, oder zu Anfange des Monats Mai, legt das Weibchen an ähnlichen Orten und Stellen wie die Doppelſchnepfe und gleich dieſer, ohne künſtliche und förmliche Bereitung eines Neſtes, vier bis fünf ſchmutzig-olivengrüne, mit großen dunkelbraunen und einzelnen aſchgrauen Flecken beſetzte Eier. Die tiefſten, unzugänglichſten, vorzüglich mit Geſträuch bewachſenen Sümpfe ſind der liebſte Aufenthalt dieſer Bekaſſine am Tage; doch fällt ſie auch an Teichrändern, ſchilfigen Gräben und in naſſen, mit Gras noch beſtandenen Wieſen ein. Nur zur Nachtzeit ſucht ſie ihre Nahrung an abgelaſſenen Teichen und an ſchlammigen Pfützen; auch im Herbſte auf der Haferſtoppel. Dieſe beſteht aus dem allen, was bei der vorhergehenden Art benannt worden iſt; nächſtdem und vorzüglich aus im Scheiden ſtehenden Larven der Tagfliegen.

Das Wildbret iſt ſehr wohlſchmeckend, aber nie ſo mit Fett überzogen, wie das der Mittelſchnepfe.

§. 4.

Die Haarſchnepfe (Scolopax gallinula, *Linn.*, kleine oder ſtumme Bekaſſine, Moorſchnepfe, Halbſchnepfe**) wird faſt überall da, nur in geringerer Zahl, gefunden, wo man die Heerdſchnepfe antrifft.

Ihren Frühlingszug macht ſie zu gleicher Zeit mit jener; im Herbſte aber kommt ſie gewöhnlich dann erſt an,

---

*) Alle Schnepfen ſcheinen in der Dämmerung ſchärfer zu äugen (ſehen), als am Tage.

**) *Gm. Linn.* syst. I. p. 662. sp. 8; Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) IV. 196. Nr. 4; deſſen Handb. d Jagdw. I. 2. S. 114; Naumanns Vögel III. S. 21; v. Wildungens Taſchenb. 1803 und 1804. S. 52; Meyers Taſchenb II. S. 564; *Temmink* Man. d'ornith. p. 440; Winckells Handb. f. J. (1ſte Aufl.) II. S. 652.

wenn die Heerdſchnepfen uns größtentheils ſchon verlaſſen haben.

Die Beſchreibung findet man in der Einleitung, S. CCCXLV.

Das Gefieder dieſer Sumpfſchnepfe iſt überall ſehr fein beboſ't, gleichſam haarig *).

An Schnelligkeit und Unregelmäßigkeit im Fluge gibt die Haarſchnepfe der vorhergehenden nichts nach; dagegen hält ſie auch im Frühjahre Hund und Jäger faſt zu ſehr aus, ſo daß ihr Aufſtieben, ſo zu ſagen, unter den Füßen des letztern ſelbigen beim Schießen oft übereilt macht.

Beim Auffliegen wird ſie nicht laut und heißt wahrſcheinlich deshalb ſtumme Schnepfe; auch habe ich außerdem nie einen Laut von ihr gehört **).

Paarzeit, Gelege (Zahl der Eier) und Brütezeit hat ſie mit der Heerdſchnepfe gemein. Die grüngelben, braungefleckten Eier findet man — bei uns ſelten — in tiefen Sümpfen, auf den aus dem Moraſt hervorragenden Erhabenheiten.

Sie liegt weniger gern wie die Heerdſchnepfe am Rande der Sümpfe, und lieber noch als jene, im Gebüſch; nie habe ich ſie in naſſen Wieſen gefunden.

Ihr Wildbret iſt zarter noch als das der andern Gattungsverwandten und eben ſo wohlſchmeckend.

§. 5.

Für jeden Jäger und Jagdliebhaber, welcher ein guter Schütze und mit dauerhafter Geſundheit ausgeſtattet iſt, ſollte die Bekaſſinenjagd, wie die Sumpfvögeljagd überhaupt, hohen Reiz haben, weil das Vorkommen ſehr verſchiedener Federwildsgattungen und Arten ihm Gelegenheit verſchafft, in der Vogelkunde Fortſchritte zu machen, und zur Aufklärung manches noch zweifelhaften Gegenſtan-

---

*) Daher die Benennung Haarſchnepfe.

**) Naumann will — jedoch auch nur einmal — beim Herausfliegen ein hellpfeifendes Kiz, küz! von ihr vernommen haben.

des derſelben beizutragen; wär's auch nur dadurch, daß er fremd ihm erſcheinende, zufällig erlegte Exemplare eigentlichen Naturforſchern zur Anſicht und Unterſuchung mittheilt.

Möchten meine Leſer dieſen Zweck doch immer vor Augen haben; gewiß, in einem Jahrzehend würde manches Ungewiſſe und Dunkle ins Licht geſtellt, manches Verwirrte beſſer geordnet werden *).

Wer ſich mit der Sumpfvögeljagd beſchäftigen will, dem muß vor allen Dingen Geduld und Beharrlichkeit und hiernächſt manches andere Erforderniß zum ſicherern und bequemeren Betriebe derſelben nicht fehlen. Dahin gehört eine tüchtige Flinte **), ein feſter, gelaſſener Hühnerhund, und ein Paar gute Waſſerſtiefeln.

Was den zuletzt erwähnten Gegenſtand betrifft, ſo wird man das Verlangen darnach bald zu den unerfüllbaren (frommen) Wünſchen zählen müſſen; denn Trotz des vielen Redens und Schreibens über die glücklich erfundene Zubereitung des ganz waſſerdichten Leders iſt mir doch ſeit der Zeit, da man angefangen hat, das Garmachen zu übereilen, keins vorgekommen; im Gegentheile habe ich ſogenannte waſſerdichte Stiefeln geſehen, die mit funfzehn Thalern bezahlt worden waren, deren Beſitzer aber in den erſten zehn Minuten ſchon naſſe Füße hatten.

Wäre man aber ja im Beſitz eines auch außer der Sumpf- und Waſſerjagd ſo wünſchenswerthen Gutes, ſo gehört noch immer viel Sorgfalt dazu, es in gehörigem Stande zu erhalten.

Als es noch gutes Leder gab, reichte hierzu die ganz gewöhnliche Schmiere hin, welche aus unter einander ge-

*) Seit dem erſten Erſcheinen dieſes Handbuches iſt in obigem Betracht viel, ſehr viel geſchehen; doch bleibt immer noch eben ſo viel aufzuklären und zu berichtigen übrig.

**) Hier gewährt die Doppelflinte unſtreitig den meiſten Nutzen, wenn der eine zur Erlegung ſtärkerer Vögel beſtimmte Lauf mit (Goslariſchem) Schrot Nr. 4 oder 5, der andere aber, mit welchem ſchwächere Vögel geſchoſſen werden ſollen, mit Nr. 6 oder 7 oder Vogeldunſt geladen wird.

ſchmolzenem Rindstalg und Schweineſchmeer beſtand, wozu etwas Fiſchthran und Kienruß (letzter blos zum Schwärzen) gemiſcht wurde.

In dem von Timäus aus dem Engliſchen überſetzten Verſuch über Gewehrfabriken *) wird folgendes Mittel, das Leder gegen den Eindrang der Näſſe zu ſchützen, empfohlen und Männer, welche Verſuche damit gemacht haben, rühmen deſſen Zweckmäßigkeit:

Man nehme:

„½ Pfund Talg,
4 Unzen Schweinsfett,
2 ſ Terpentinöl,
2 ſ friſches gelbes Wachs,
2 ſ Baumöl,

ſchmelze dies alles in einem irdenen Tiegel, rühre es gut durch einander und etwas Kienruß zur Schwärze hinzu.“

„Den Abend zuvor, ehe die Stiefeln **) gebraucht werden ſollen, erwärmt man ſie, nachdem ſie vorher ſchon gut ausgetrocknet ſind, an einem hellen Feuer allmählig, und reibt von der oben angegebenen, jedesmal zerlaſſenen, aber erſt bis zum Lauwarmen wieder verkühlten, Zuſammenſetzung ſo viel ein, als das Leder einſaugen kann. Wären die Stiefeln am andern Morgen auch etwas ſteif; ſo wird die natürliche Wärme des Fußes ſie doch bald erweichen.“

Uebrigens iſt der Verf. der Meinung, daß für den Jäger, ſo lange er zu Fuß arbeitet — den Anſtand im

---

*) S. oben S. 619. Anm. ***).

**) Nach der Vorſchrift ſoll man neue Stiefeln erſt einige Zeit (im Trockenen) tragen, um die Fettigkeit aus dem Leder herauszuziehen. Der Verf. glaubt, daß dieſer Zweck noch beſſer dadurch erreicht werden könne, wenn man ſie äußerlich mit Thonſchlicker ſtark beſtreicht und in der Nähe eines mäßig warmen Ofens einige Tage hängen läßt. Uebrigens fügt der Verf. aus eigner Erfahrung noch hinzu: Der Jäger muß mehrere Paar Stiefeln beſitzen und ſie nie feucht wieder anziehen. Neue müſſen erſt einige Wochen austrocknen, ehe ſie getragen werden, und nie darf man es verſäumen, vor dem erſten Gebrauch die Löcher, welche ſich hinten am Afterleder und in den Sohlen befinden, wären ſie auch noch ſo gut vom Schuhmacher verſteckt, mit Talg vollzukleiben. Späterhin kann dies nicht geſchehen.

Waſſer ausgenommen — Schuhe und Tuch- oder (im Sommer) Leinen-Zeugkamaſchen bei der Sumpf- und Waſſerjagd nützlicher ſind, als Stiefeln, theils des geringern Aufwandes, theils der Bequemlichkeit halber, theils weil er allenfalls im voraus trockne Sachen zu ſich ſtecken und dieſe mit den durchnäßten ſogleich wechſeln kann, wenn er aus dem Naſſen herauskommt. Beim Gebrauch der Stiefeln iſt dies nicht möglich, und gleichwohl trägt es viel zu Erhaltung der Geſundheit bei.

§. 6.

Nun zum Betriebe der Jagd ſelbſt!

Sämmtliche Sumpfſchnepfen ſtreichen in der Abenddämmerung herum und fallen dann gewöhnlich an grasleeren, ſchlammigen Waſſerrändern ein, theils um Aeſung zu ſuchen, theils um den mit Moraſt überzogenen Schnabel abzuſpülen, theils auch der Tränke halber.

Vorzüglich bei hellem Mondſcheine kann man an ſolchen Stellen, wo man am Tage den Abdruck der Ständer dieſer und anderer Sumpfvögel bemerkte, in gutem Winde und hinter oder im Geſträuch verborgen, den Anſtand mit ziemlich gutem, zuweilen, indem auch andere Sumpfvögel dieſe Orte beſuchen, mit ausgezeichnet glücklichem Erfolge exerciren. Daß dies nur dann der Fall ſeyn könne, wenn im Sitzen geſchoſſen wird, das leuchtet gewiß Jedem ein, der nur einmal die Nachtjagd betrieben hat. Angenehmer und, nach Ort und Zeit, erfolgreicher iſt die Suche mit dem Hühnerhunde.

Bei derſelben nimmt man, wenn die Umſtände es erlauben, den abzuſuchenden Diſtrikt, immer Strich vor Strich, im Seitenwinde, weil da der Hund meiſt alles in die Naſe bekommen muß, hält dieſen aber immer ſehr kurz. Sobald er ſteht, geht man, ohne die Zeit mit Kreiſen zu verlieren (denn nicht einmal unter Hunderten erblickt man eine Bekaſſine — ſelbſt die ſtärkſte nicht — im Sitzen), hinan und ſucht den Vogel nach einer Gegend hin, wo man Freiheit zum Schießen hat, herauszujagen. Oft ſtieben bei dieſer Gelegenheit andere Schnepfen auf, als die,

vor welcher der Hund ſteht; iſt dieſer nun noch nicht völlig feſtgearbeitet, ſo enthalte man ſich des Schießens, damit er nicht konfus gemacht wird.

Auch muß man ſich bei dieſer Jagd mehr als bei jeder andern in Acht nehmen, damit der junge Hund durch unzeitiges Strafen nicht verdorben, ihm aber auch durch Uebereilung im Schießen das willkührliche Einſpringen und das Nachprellen nicht angewöhnt werde.

Zur Unzeit kann man leicht ſtrafen, wenn dies jedesmal geſchieht, ſobald vor dem Hunde eine Bekaſſine herausſtiebt, ohne daß er ſteht; denn oft zieht er vielleicht einer andern nach, welche gelaufen iſt, hat von ihrer Witterung die Naſe voll, und macht ſo, ohne Schuld, eine vor ihm liegende rege; oft hält beſonders die Heerdſchnepfe von ſelbſt nicht aus; oft verlieren auch die Naſennerven des Hundes bei der Sumpfjagd, vorzüglich an warmen Herbſttagen, etwas von ihrer Eindrucksempfänglichkeit gegen die Witterung der Schnepfe, die noch dazu immer gar ſehr verſteckt liegt.

Den jungen Hund führe man daher Anfangs an den äußerſten Teichrändern, wo ſelten die Bekaſſinen häufig beiſammen liegen, zur Sumpfjagd an, und beſtrafe da nur offenbare Uebereilungsfehler; unter dieſen das Nachprellen jedesmal und am ſchärfſten.

Iſt es ſehr warm, und ſcheint der Hund die Naſe zu verlieren, ſo gehe man auf eine trockene Stelle, laſſe ihn ruhen, dann im Waſſer abkühlen, ſaufen und hierauf erſt weiter ſuchen.

Die meiſte Arbeit macht ihm jedesmal die Mittelſchnepfe, welche, beſonders wenn ſie im Herbſte recht fett iſt, erſtaunend feſt liegt, oder auch ſehr im Zickzack herumläuft. Wenn und wo dieſe alſo zu vermuthen iſt, laſſe man zwar dem Hunde Zeit, geſtatte aber das Stocken und das vergebliche und ſchädliche Schniffeln am Boden nicht, ſondern muntere ihn, außer wenn er rein an- und nachzieht, immer zum weiter Suchen auf, wobei er, ſo viel möglich, ſtets im Unterwinde gehalten werden muß. Kann er bei aller Mühe, die er ſich gibt, ſie nicht aus-

machen; ſo ſuche man ihn unvermerkt etwas zu entfernen, bald aber von einer andern Seite wieder daran zu bringen. —

Scheint der Hund anfänglich die Witterung der Bekaſſinen nicht aufnehmen zu wollen — was jedoch ſelten der Fall iſt —; ſo ſchieße man je eher je lieber eine, ohne ihn ſuchen zu laſſen, bemerke den Ort genau, wo ſie herabfiel, laſſe ihm ſolche im beſten Winde aufſuchen, ſobald er ſie in die Naſe bekommt oder erblickt, Tout beau machen, und nicht eher apportiren, bis man einigemal gekreiſ't und einmal darüber hin geſchoſſen hat. Dies wird ihm zeigen, was er in der Folge thun ſoll.

Da, wenn der ſumpfige Bezirk irgend einen bedeutenden Umfang hat, die aufſtehenden Sumpfſchnepfen an andern Stellen deſſelben wieder einfallen; ſo müſſen die Schützen auf die Punkte, wo dies geſchieht, Acht haben; überhaupt aber kann und muß man die ſchon abgeſuchten Striche öfter wieder nehmen.

In der Regel ſchießt ſich die Bekaſſine bei ſtillem Wetter am beſten; ſchwer aber, ihres ſchnellen, anfänglich zickzackförmigen Fluges wegen, immer.

Die jeverſchen und holländiſchen Landleute ſollen es in dieſem Jagdzweige zu einer beſondern Fertigkeit bringen; immer kurze mit Vogeldunſt geladene Flinten führen und im Moment des Herausfliegens gleich ſchießen. Ich habe einen einzigen Mann gekannt, der, bei einem ähnlichen Verfahren, oft ſechzehn bis achtzehn Heerdſchnepfen erlegte, ohne eine zu fehlen.

Mir iſt es nur dann geglückt, einige nach einander zu ſchießen, wenn ich mein Gewehr mit Nr. 6 ladete, den Vogel erſt in geraden Zug kommen ließ und von hinten ſchoß; daher meiner Seits eine beſtimmte Vorliebe für dieſe Methode.

Auch kann ich dem Leſer die ſelbſt gemachte Erfahrung nicht vorenthalten, daß, da es allen Sumpfſchnepfen bei mäßigem Luftzuge ſchon ſchwer, bei ſehr windigem Wetter faſt unmöglich wird, gegen den Wind zu fliegen, die Heerd- und Haarſchnepfen, wenn man ihnen bei ſolchem

Witterungsverhältniß unter dem Winde entgegen kommt, den Lerchen gleich, bis zu einer gewiſſen Höhe wirbelnd gerade emporſteigen, dann erſt vom Luftzuge unter unwillkührlichem Schwanken pfeilſchnell mit fortgeriſſen werden. Benutzt man den Zeitpunkt des Steigens, ſo iſt es ſehr leicht, ſie zu erlegen.

Ohne behaupten zu wollen, daß bei ſtürmiſchem Wetter dieſer Erfahrungsſatz jedesmal unfehlbar ſich beſtätigen werde, kann ich doch verſichern, daß ich mehr als einmal zehn bis zwölf Stück bei ſolchen Gelegenheiten geſchoſſen habe.

§. 7.

I. Auf ſämmtliche Sumpfſchnepfen, die Haarſchnepfe etwa ausgenommen, iſt der Fang mit Schlaggarnen (auf dem Sumpfſchnepfenheerde) anwendbar und jeden Falls der belohnendſte.

Die Garnwände werden mit ſo engem Gemäſch, damit die Heerdſchnepfe nicht durchſchlüpfen kann, und ſo lang geſtrickt, daß jede bei ausgezogenem Gemäſch 26′ lang and 6′ hoch ſtellt.

Uebrigens iſt die ganze fernere fängiſche Stellung dieſelbe, wie beim Brachvogelheerde; nur werden die Vorrichtungen an andern Orten getroffen. An den flachen Ufern der Sümpfe, Landſeen und Teiche nehmlich werden die Plätze ſo eingerichtet, daß die eine zurückgeſchlagene Wand auf dem Trockenen, die andere aber im ſeichten Waſſer liegt. Da letztere zu ſchwer ſich würde rücken laſſen, wenn ſie tief herunterſinken könnte; ſo werden ausgefiſchte Sumpfkräuter unter der Oberleine und den Schlagſtäben unter gebaut, bis Beides nur eben mit Waſſer bedeckt iſt. Unter der andern Wand, ſo wie auf dem Deckplatze, ſind alle Binſen, lange Gräſer, ingleichen die Hübel und Gebüſche wegzuräumen, damit die Garne nicht hängen bleiben.

Die Hütte kommt ſo weit als möglich vom Ufer abwärts, wird auch ſo niedrig gemacht und ſo gut mit Schilf und Binſen bedeckt, als es ſich thun laſſen will.

Beim Fange ſelbſt müſſen ausgeſtopfte Sumpfſchnepfen, Meven und Sumpfvögel aller Art um den Heerd her geſetzt werden, auch Bälge an die Stellen kommen, welche die zuerſt gefangene Bekaſſine als Läufer und die folgende als Rohrvogel, wie beim Brachvogelheerde, einnehmen.

Nothwendig iſts nächſt dem, daß der Fänger das Gelock der Waſſerſchnepfen, vorzüglich das der Heer- oder Heerdſchnepfe nachzuahmen verſtehe, weil alle Sumpfſchnepfen, ingleichen mehrere andere von den auf dieſen Heerd gehenden Sumpfvögeln, dem Gelock derſelben folgen, weshalb in der Folge auch immer eine ſolche lebend aufgeläufert und zum Rohrvogel genommen wird.

Der Fang ſelbſt wird am frühen Morgen, wie bei den meiſten Heerdſtellungen, verrichtet.

Das Futter für die Läufer und für den Rohrvogel, welches die meiſten Waſſerſchnepfen leicht, nur die Rothſchenkel *) ſchwer annehmen, beſteht aus Semmel und Grütze, in Milch gequellt. Bis ſie es annehmen, müſſen auch bei ihnen Mehl- und Regenwürmer, ſpäterhin kleine Fleiſchwürfel daran gemengt werden.

II. Auch Deckgarne, welche wie die Lerchennachtnetze eingerichtet und gehandhabt werden, will man, jedoch am Tage, mit Nutzen zum Bekaſſinenfange angewendet haben.

III. Ueber den in Döbels Jägerpraktik Th. 2. Kap. 155. beſchriebenen Fang mit Klebgarnen ſage ich nichts, weil ich ihn für zu mühſam und koſtſpielig halte.

IV. Daß in Laufdohnen und Steckgarnen, ſelbſt mit Leimruthen, wenn eins oder das andere an den Einfallsorten, nach der im Vorherigen öfter ſchon beſchriebenen Art, geſtellt wird, manche Sumpfſchnepfe und mancher andere Sumpfvogel gefangen werden könne und wirklich gefangen werde, das weiß der Verf. aus ſelbſt eigner Erfahrung; dieſe aber hat ihn — zu ſeinem großen

*) Kap. 19. §. 2. und 3. Totanus fuscus und Tot. calidris.

Verdruſſe — mehr als einmal auch darüber belehrt, daß in Sumpfen, wo Raubthiere und Raubvögel bekanntlich am emſigſten ihr Weſen treiben, von dieſen dem Jäger die Mühe des Auslöſens der Gefangenen in den meiſten Fällen erſpart wird. Die hier erwähnten Fangmethoden ſind daher an ſich gut, die eigentliche Nützlichkeit derſelben aber — welche auf dem Habhaftwerden des Gefangenen einzig beruht — wird durch Lokalverhältniſſe bedingt, die, begreiflicher Weiſe, ſelten von der Art ſeyn können, daß der Jäger durch alltäglich oft wiederholtes Beſuchen der Fangplätze jenen Räubern zuvorzukommen hoffen dürfe.

§. 8.

Bei den Sumpfſchnepfen wird ſo wenig, wie bei der Waldſchnepfe, das Geſcheide ausgezogen, daſſelbe liefert vielmehr, wie bei letzter, das Leckerſte vom ganzen Vogel für die Tafel. Eben ſo verhält es ſich bei allen zu den Gattungen Limosa, Totanus, Tringa, Numenius, Glareola, Strepsilas, Vanellus, Himantopus, Arenaria, Charadrius und Oedicnemus gehörigen Vögeln.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Von der Waſſerralle (Rallus aquaticus, *Linn.*).

§. 1.

In den neuern und neueſten Eintheilungen der Vögel enthält die Gattung Ralle (Rallus) die einzige in der Ueberſchrift genannte Art als europäiſchen Vogel. Linné unterſtellte dieſer Gattung mehrere Arten, von denen weiter unten, als von Vögeln, die zu einer andern Gattung gehören (Kap. 23.), die Rede ſeyn wird. Ueber dieſe

ältere und jene neuere Eintheilung enthält die S. CCCXLVII der Einleitung befindliche Anmerkung das Nähere.

§. 2.

Die Waſſerralle (große Waſſerralle, Sammethuhn, Riethhuhn, langſchnäbeliges Waſſerhuhn, ſchwarze Waſſerſtelze, ſchwarzer Waſſertreter, Thauſchnarre, ſchwarzer Kasper) *) kommt zu Ende des Monats März und im April als Zugvogel in Teutſchland an und wandert im September und Oktober in der Regel wieder fort. Ausnahme von dieſer Regel iſts, wenn ſie in unſern Gegenden überwintert. Man findet ſie in ganz Europa, ſelbſt in Norwegen bis Sandmor hinauf. Auch im weſtlichen Sibirien und auf den Faröer iſt ſie angetroffen worden. Vielleicht ſtammt ſie aus dem Norden her.

Der in der Einleitung, S. CCCXLVI, gelieferten kurzen, doch den alten männlichen, und den jungen Vogel vom Jahre beiderlei Geſchlechts hinlänglich auszeichnenden Beſchreibung fügt man nach Bechſtein, Naumann und Meyer, auch nach eigner Wahrnehmung, noch Folgendes bei:

Am alten Weibchen ſind die Gefiederfarben weniger lebhaft, als beim alten Männchen und das rothe Häutchen, welches ſich beim Männchen von den Mundwinkeln nach den Augen hinzieht, fehlt.

Das Gefieder iſt faſt ſo dunenartig weich, wie an den eigentlichen Waſſervögeln.

Die Bewegung im Fluge iſt ſchwerledig; deſto behender aber, immer mit aufgerichtetem Halſe, läuft die Waſſeralle, mit den ausgebreiteten Schwingen ſchlagend, über flachliegende Waſſerpflanzen hinweg; auch ſchwimmt ſie im Nothfall.

---

*) *Gm. Linn.* syst. I. p. 712. sp. 2; desgleichen I. 663. sp. 41 (Scolopax obscura); Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) IV. S. 464. Nr. 1; Meyers Taſchenb. II. S. 406; Naumanns Vögel III. S. 151; *Temmink* Man. d'orn. p. 448; Winckells Handb. f. J. (1ſte Aufl.) II. S. 682. §. 2.

Im ganzen Habitus hat ſie Vieles mit dem Wieſenſchnarrer (Kap. 23.) gemein. Als Abweichung bemerkt Naumann, daß ſie ſich zuweilen auf Strauchäſte ſetze. Bechſtein ſagt, daß ſie auch, beſonders wenn ſie bei uns überwintert, im Buſchholze Schutz ſucht.

Ihr Laut iſt weniger unangenehm kreiſchend als bei jenem. Schnarrend und hell ziſchend ertönt er faſt, nach der Bechſteiniſchen Wortbezeichnung, wie Krrip, Krrip!

Das Neſt, welches kaum dieſen Namen verdient, da es nur aus wenigen dürren kunſtlos zuſammengelegten Grashalmen beſteht, findet man auf trocknen, mit Waſſer umlaufenen Hügeln, und in demſelben ſieben bis zehn gelbliche, braungefleckte Eier.

Zum Aufenthalte wählt ſie tief ſumpfige waſſer- und ſchilfreiche und meiſt mit Buſchwerk hin und wieder beſetzte Orte.

Ihre Nahrung beſteht aus Inſekten, kleinen Gehäusſchnecken, grünen Waſſerpflanzen und deren Samen. Auch verſchluckt ſie gern und häufig Sand- und Quarzkörner.

Das Wildbret iſt zart und von vortrefflichem Geſchmack.

§. 3.

Eigne Jagdbetriebsmethoden ſind dem Verf. für dieſen Vogel nicht bekannt; doch ſteht zu vermuthen, daß er, wie der Wieſenſchnarrer, dem gut nachgeahmten, vorbeſchriebenen Locklaut — beſonders im Frühlinge — folgen möge.

Meiſtentheils wird er gelegentlich bei andern Sumpf- und Waſſerjagden geſchoſſen.

Nach Naumann ſoll er ſich in Garnſäcken und Steckgarnen gut fangen, wenn dergleichen auf deſſen Gänge geſtellt werden, und man dann nach dieſen Garnen hin ihn zu treiben ſucht. Der Verf. bezweifelt das nicht, hält es jedoch auch für ſo gar leicht nicht, die Gänge ausfündig zu machen, und überhaupt weder für nöthig, noch der Mühe werth, ſolche Vorkehrungen zu treffen; um ſo weniger, da der Vogel ſehr leicht zu ſchießen und gar nicht ſcheu iſt.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Von den Rohrhühnern (Gallinulae).

§. 1.

Ueber die ältere, wie über die neuere und neueſte Klaſſifikation der hierher gehörigen Vögel enthält die im vorhergehenden Kapitel, §. 1. angezogene Stelle (Einleitung, S. CCCXLVII. Anm. *) genügende Aufſchlüſſe.

§. 2.

Der Wieſenſchnarrer (Gallinula crex, *Latham;* vulgo Wachtelkönig, Schnärz, Schnarrwachtel, Grasſchnarrer, Grasrätſcher, Feldwächter, Schars, Schrecke, Schryk, alter Knecht, faule Magd, Eggenſchär, Kreßler, Größel, Arp-Schnarp) *) wird zu ſeiner Zeit in ganz Europa, Aſien und Amerika angetroffen. In Teutſchland und in allen nördlichen Gegenden unſers Welttheils kommt er unter allen Zugvögeln am ſpäteſten im Frühlinge an, wenigſtens hört man ſeinen Laut erſt gegen Ende des Monats Mai oder in den erſten Tagen des Junius. Im September zieht er zugleich mit den Wachteln und, da er nicht ſelten zur Zeit der Abreiſe neben dieſen unter den Haferſchwaden liegt, vermuthlich in Geſellſchaft **) derſelben wieder fort, macht aber wohl kaum eine Reiſe

*) *Latham* ind. ornith. II. p. 766; Naumanns Vögel II. S. 26; Bechſteins Handb. der Jagdw. I. 2. S. 134; Döbels Jägerpr. I. K. 56; Winckells Handb. f. J. (1ſte Aufl.) II. S. 626. §. 2.

**) Eine ſchwer zu begründende Jägerſage gibt ihn für den Anführer der Wachteln aus, wenn ſie auf dem Zuge begriffen ſind; daher der Name Wachtelkönig.

übers Meer, da er nicht weit in einem Striche fortfliegen kann.

In den Gegenden Teutſchlands, in welchen ich die Jagd zu betreiben Gelegenheit hatte, fand ich im Frühlinge ſelten mehrere Paare und ſpäterhin höchſtens nur die Glieder einer Familie in einem und demſelben Bezirk; in Thüringen ſoll dieſer Vogel, nach Bechſtein, in manchen Jahren auch im Frühlinge bei vielen ſeines Gleichen angetroffen werden *).

Am Weibchen ſind — nach Bechſtein — die Striche über den Augen grauweiß, und die Bruſt hell aſchgrau gefärbt.

Die Jungen haben gleich nach dem Ausſchlüpfen eine gleichſam wollenartige, kohlſchwarze Bedeckung, die nach drei Wochen ſich in Federn verwandelt, welche denen der Alten an Farbe immer ähnlicher werden, jedoch durchgängig heller und weniger lebhaft ſind. An der Bruſt bleiben ſie bis zur erſten, bei uns nicht erfolgenden, Mauſer röthlichgrau. Die Ständer ſind an Jungen hell aſchgrau.

Der Wieſenſchnarrer hat einen verhältnißmäßig kleinen, länglichen, oben wenig gewölbten Kopf und einen langen Hals.

Er fliegt weder ſchnell, noch weit (höchſtens hundert Schritt) in einem Stück fort, ſchlägt auch im Fluge keine Haken.

Daß er die Herbſtreiſe auf dem Rücken des Kranichs ſitzend mache, iſt eine Sage, die wir den Tataren, von welchen ſie herſtammt, als Mährchen überlaſſen wollen.

Sein Lauf iſt behender und anhaltender, als der des Rebhuhnes und der Wachtel und er weiß dabei ſich ſo zu ſchmiegen und zu biegen, daß ihn das dicht ſtehendſte Gras

---

*) In Franken und in den Maingegenden iſt dieſer Vogel jederzeit häufiger, als im nördlichen Teutſchland. Ueberall erſcheint er in Teutſchland in manchen Jahren gar nicht, in andern weniger häufig, zuweilen (wie im J. 1804) in den vorher näher bezeichneten Gegenden in großer Menge.

nicht aufhält; auch ſcheut er das Waten im Waſſer nicht, in ſo fern dieſes nur nicht bis über die unbefiederten Schenkeltheile hinaufgeht. Schwimmer und Taucher iſt er durchaus nicht.

Im Frühlinge iſts wahrſcheinlich Folge eignen Gefühls der Unbeholfenheit im Fluge, im Sommer Liebe zum Neſte und zu den Jungen, im Herbſte die ihm dann eigne Wohlbeleibtheit, welche machen, daß er ſehr und zwar faſt bis zum Todttreten feſt an ſeinem einmal gewählten Aufenthaltsorte liegt; auch, mit Gewalt aufgejagt, bald wieder einfällt, dann aber höchſt ſelten wieder im Fluge aufſteht, ſondern immer nur ſich laufend zu retten ſucht.

Der Laut, welchen, wie es ſcheint, nur das Männchen ausgibt, iſt ſcharf ſchnarrend und ertönt nach Bechſtein, wie Krei — Krei! Arrp, Schnarrp *)! oder, nach Naumann, wie das Knarren einer Thür. Man vernimmt ihn ſelten am Tage, in den Abendſtunden aber und zur Nachtzeit häufig, oft faſt ununterbrochen. Man laſſe ſich dadurch, wenn dieſer Laut bald hier, bald dort auf einem gewiſſen Bezirke hörbar wird, nicht verleiten zu glauben, daß mehrere Individuen da liegen müſſen; denn ein einziges läuft, vermuthlich nach dem Geäſe, ſo hin und her, daß das unangenehme Geſchnarr bald aus dieſer, bald aus jener Gegend her dem Ohre ſich aufdringt.

Das von Bechſtein angegebene Gelock, welches einem menſchlichen leiſen Zungenſchnalz ähneln ſoll, in gleichen das hühnerartige Piepen der Jungen hat der Verf. nie gehört. —

Die Paarung erfolgt in unſern Gegenden gleich nach der Ankunft, im Anfange des Monats Junius und wahrſcheinlich nicht ohne vorhergehenden Kampf unter mehreren Männchen, da ſelbige, zu dieſer Zeit beſonders, ſich durch den nachgeahmten Laut locken laſſen. Im hohen

---

*) Neuerlich hat Hr. Bechſtein wahrgenommen, daß der Wieſenſchnarrer, unbeſchädigt in der Hand gehalten, nach Art der Katzen, leiſe ſchnarre.

Anm. z. zweiten Aufl.

Graſe, auf der platten Erde, in einer ſeichten, nur mit einigen Grashalmen umlegten Vertiefung legt das Weibchen acht bis zwölf ſchmutzigweiße oder grünlichgraue, zimmtbraun gefleckte und geſprenkelte Eier und brütet ſie, doch ſelten alle, in drei Wochen aus. Seine Liebe zu denſelben iſt ſo groß, daß es, die ihm beim Grasmähen drohende Gefahr nicht achtend, unbeweglich feſtſitzt und ſo nicht ſelten der Senſe geopfert wird. —

Von der Ankunft im Frühlinge an bis zu Ende des Monats Auguſt darf man den Wachtelkönig ausſchließlich nur in feuchten Wieſen, an Teichrändern und in mit Schilf verwachſenen, wenig bewäſſerten Gräben ſuchen; gegen die Zeit des Wegzuges aber wird er auch, wie ſchon geſagt, unter Haferſchwaden, und wenn dieſe aufgerecht ſind, oder wenn das Grummt gehauen und das Schilf ausgeſchnitten iſt, in angrenzenden Krautfeldern gefunden.

Seine Hauptnahrung beſteht aus Inſekten und Würmern — beſonders aus Regenwürmern — womit man oft den ganzen Magen angefüllt findet; doch nimmt er auch kleine Kräuter und Sämereien, in der Gefangenſchaft, an die er ſich leicht gewöhnt und dann ſehr zahm wird, in Milch geweichte Semmel, Mohn, nach einiger Zeit auch Weizen, an; nur darf friſches Waſſer und Sand, den er — wie im Zuſtande der Freiheit — zur Verdauungsbeförderung verſchluckt, nicht fehlen.

Das Wildbret dieſes Vogels, welcher im Herbſte viel Fett auflegt, iſt dann höchſt zart und immer von ausgezeichnet gutem Geſchmack.

§. 3.

Das punktirte Rohrhuhn (Gallinula porzana, *Latham*, punktirtes Meerhuhn, mittlere Waſſerralle, geſprenkeltes Waſſerhuhn, Winkernell, Grashuhn, Makoſch) *) iſt in Nordaſien und in Nordamerika,

*) *Latham* ind. ornith. II. p. 772. sp. 19; Naumanns Vögel III. S. 155; Winckells Handb. f. J. (1ſte Aufl.) II. S. 635. §. 4. Fulica naevia, *Gm. Linn.* syst. I. p. 701. sp. 16 (Junger Vogel).

wie im nördlichen Europa eigentlich einheimiſch. Nach Teutſchland kommt es als Zugvogel im April, macht ſein Geheck, und wandert im September und Oktober wieder fort.

Die Beſchreibung iſt in der Einleit. S. CCCXLVIII. Art 2. nachzuſchlagen. Nach Naumann und nach eigner Wahrnehmung hier der Zuſatz: beim alten Männchen erſcheinen (im Frühlinge) die Wangen und ein Strich durch die Augen bis zur Schnabelwurzel hellbraun, letzter ſehr fein weiß punktirt; der Schnabel wird oben und unten von verloſchen ſchwarzem Gefieder begrenzt.

Das punktirte Rohrhuhn gehört in unſern Gegenden nicht zu den häufig vorkommenden, aber eben ſo wenig zu den wirklich ſeltenen Vögeln. Da es ſich ſehr verſteckt hält, und ſchwer zur Veränderung des Orts im Fluge zu bringen iſt — weil ihm dieſe Bewegung ſchwer wird, die im Laufe, ſelbſt im dichteſten Riedgraſe, hingegen ſehr behende von ſtatten geht; ſo wird es gar leicht und oft lange überſehen.

Wo und wenn es an ſeinem Aufenthaltsorte — in Gewäſſern, Sümpfen und Gräben, die ſtark mit Rohr, Schilf, Riedgras, Weidig oder anderm Geſträuch beſetzt ſind — nicht beunruhigt wird, ſo bezeigt es ſich eben ſo munter, wie alle ſeine Gattungsverwandte, trägt den Kopf aufrecht und ſchnippt mit dem Schwanze häufig aufwärts. Oft und leicht läuft es über Waſſerpflanzen und gleichſam auf dem Waſſer hin, wobei es unabläſſig mit den Flügeln flattert; auch ſchwimmt es gut, aber nicht gern — meiſt nur im Nothfalle.

Es gibt einen helltönenden Laut aus, welchen Bechſtein durch Girk! Girk! ziemlich treffend bezeichnet.

Inſekten, Schneckchen, feine Sumpf- und Waſſerkräuter und deren Samen machen abwechſelnd die Nahrung deſſelben aus. Zur Verdauungsbeförderung dienen verſchluckte Quarzkörner. Als Stubenvogel kann es, wie der Wieſenſchnarrer, mit in Milch geweichter Semmel und mit Hirſekörnern leicht und lange erhalten werden.

Das Gelege des Weibchens beſteht aus ſieben bis

zwölf *) röthlichgelben, rothbraun geſprenkelten und graubraun gefleckten Eiern. Man findet daſſelbe in einem auf Grashügelchen, oder im Schilfe und Rohre ſtehenden Neſte, welches aus dürrem Graſe, deſſen Spitzen, oben zuſammengezogen, eine Art von Neſthaube bilden, gebaut iſt.

Nach Bechſtein und Naumann ſoll das Wildbret dieſer Vögel von vortrefflichem Geſchmack und im Herbſte ſehr ſtark mit Fett belegt ſeyn.

§. 4.

Das Zwergrohrhuhn (Gallinula pusilla, *Bechst.*, kleines Meerhuhn, kleines Waſſerhühnchen, kleine Waſſerralle, kleiner Sumpfſchnerz) **) iſt in den öſtlichen Theilen von Europa und im ſüdlichen Rußland einheimiſch und häufig. Nach Teutſchland kommt es im April und zieht, nachdem es ſein Geheck gemacht, im September und Oktober wieder ab. Es gehört bei uns zu den ſeltneren Vögeln.

Die Beſchreibung findet ſich in der Einleitung, S. CCCXLVIII. Art 3.

Der Habitus dieſes niedlichen Vogels iſt ganz derſelbe, wie beim punktirten Rohrhuhn (§. 3.); dadurch unterſcheidet es ſich indeſſen doch von jenem, daß es

---

*) Naumann macht hierbei a. a. O. eine für Vogeleierſammler nicht unwichtige Bemerkung. Ich theile ſie auszugsweiſe mit. „In großen Brüchern (Sümpfen), wo Eier vieler daſelbſt ihr Geheck machenden Sumpfvögel geſammelt und dann für Kiebitzeier verkauft zu werden pflegen, findet man oft in einem Neſte die doppelte, ja dreifache Zahl von Eiern derſelben oder verſchiedener Art. Es ſind dies ſolche, welche, von den ſammelnden Knaben als ſchon bebrütet erkannt, aus Muthwillen in andere Neſter gelegt werden. Man laſſe ſich daher nicht irreführen, wenn man in einem Rohrhuhnneſte funfzehn bis achtzehn, in einem Streitſchnellenneſte, welches — wie dies bei allen zu den Linnéiſchen Gattungen Scolopax und Tringa gehörigen Vögeln der Fall iſt — eigentlich nie ein Gelege enthält, das aus mehr als fünf Eiern beſteht, ſieben bis acht Eier gleicher oder verſchiedener Art findet. Die Mehrzahl kam ſicher auf vorgedachte Weiſe hinzu."

**) Naumanns Vögel III. S. 159; Winckells Handb. f. J. (1ſte Ausg.) II. S. 687. §. 5; Rallus pusillus, Pallas Reiſen III. S. 700; Poule d'eau naine, *Temmink* Man. d'ornith. p. 447.

ſich nur in großen Rohrteichen — in Sümpfen bei uns niemals — aufhält.

Seinen Laut, der ungefähr wie Krick, krick, krick! ertönt, vernimmt man meiſt nur dann, wenn das Weibchen Junge hat und ſie zuſammenlockt.

Das Neſt ſteht auf umgeknickten Rohrſtengeln und wird aus trocknem Schilf und aus Grashalmen kunſtlos gebaut. Das Gelege enthält ſieben bis acht gelbliche, braun gefleckte Eier.

Es nährt ſich von Inſekten, Würmern, ganz kleinen Schneckchen, feinen Waſſerkräutern und deren kleinem Samen. In der Gefangenſchaft nimmt es in Milch geweichte Semmel und Hirſe an und beſteht dabei recht gut.

Das Wildbret deſſelben übertrifft an Zartheit und Wohlgeſchmack das aller übrigen Gattungs-, ja! der meiſten Ordnungsverwandten.

§. 5.

Das grünfüßige Rohrhuhn (Gallinula chloropus, *Latham*, Rothbläßchen, grünfüßiges Meerhuhn, rothbläſſiges, kleines Waſſerhuhn) *) — deſſen Beſchreibung nach den Altersabänderungen der Gefiederfarben in der Einleitung, S. CCCXLIX, befindlich iſt **) — bewohnt die nördlichen Gegenden von Europa, Aſien und Amerika, auch einige Südſee-Inſeln. Nach Deutſchland kommt es — ſeltnere Fälle, in welchen es da, wo warme Quellen das Gewäſſer offen halten, überwintert, abgerechnet — als Zugvogel, ſobald die Eisdecke verſchwindet, gewöhnlich im März an und wandert im Herbſt, wenn ſtarke Fröſte eintreten, ſüdlichen Gegenden zu.

*) Naumanns Vögel III. S. 137; Bechſteins Handb. d. Jagdw. I. II. S. 130; *Temmink* Man. d'orn. p. 448.

**) Derſelben iſt noch beizufügen, daß an der Ecke des Afterflügels (des Daumgelenkes) ein 3 bis 4''' langer, zur Wehrwaffe dienender gelblicher Stachel befindlich iſt. Doch habe ich denſelben bei flugbaren Jungen vom Jahre nicht wahrgenommen, ſondern nur beim alten Männchen.

Kleine Teiche (Weiher), die mit Schilf und an den Rändern mit Geſträuch bewachſen ſind, wählt es lieber zu ſeinem Aufenthalte, als große, in denen viel Rohr vorhanden iſt. In Sümpfen, die es, nach Temmink, auch bewohnen ſoll, fand ich es nie. Obgleich es keine Schwimmfüße hat, ſo iſt es doch ein guter Schwimmer, im Nothfall auch Taucher. Wenn es taucht, ſo zieht es ganze Strecken unter dem Waſſer hin, kommt dann, um Luft zu ſchöpfen, anfänglich nur mit dem Kopfe und erſt, wenn es keine Gefahr ahndet, mit dem ganzen Leibe wieder hervor. Im Schwimmen, wie im Gange, welcher Munterkeit verräth, trägt es den Kopf hoch und nickt damit eben ſo oft, als es mit dem im Gange etwas ausgebreiteten Schwanze wippt. Bei dieſem Wippen werden — und dies iſt ein ſicheres Unterſcheidungszeichen von allen andern Vögeln, welche man an dem Aufenthaltsorte dieſes Rohrhuhnes herumſchwimmen ſieht — jederzeit die weißen Afterfedern wahrnehmbar.

Sein Flug iſt ſchwerfällig. Bei der fliegenden Bewegung auf kurze Strecken hängen die langen Ständer faſt ſenkrecht herunter; wird ſie weit fortgeſetzt, ſo ſtreckt dieſes Rohrhuhn, wie die ſchwarze Hurbel (Kap. 24.), ſelbige faſt horizontal gerichtet, nach hinten hinaus. Herausgejagt — beſonders wenn es Junge hat — läuft es auch ganze Strecken über den Waſſerſpiegel hin, wobei es mit ſchnellem Flügelſchlage ſich forthilft. Den Tag über ſitzt dieſer Vogel ſelten ruhig, ſondern iſt faſt immer mehr im Schwimmen als im Gange, mit dem Aufſuchen und Aneignen von Nahrungsmitteln beſchäftigt. Abends bei guter Zeit begibt er ſich auf um- und gegen einander geknickte Schilfſtengel oder auf den unterſten Zweigen des am Waſſerrande ſtehenden Geſträuchs zur Ruhe; außer in der Zugzeit, während welcher man, wenn die auf einem Teiche (Weiher) befindlichen Alten und Jungen gegen Abend unſtät herumflattern, auf ſehr baldige Abreiſe ſchließen kann. Ihre Wanderung treten ſie zur Nachtzeit gemeinſam an und man vernimmt, wenn ſie auf derſelben begriffen ſind, den helltönenden Locklaut, welchen Naumann ziemlich

treffend durch Kekeke—kih! bezeichnet. Eben dieſes Gelock, ingleichen ein kurz abgebrochenes Keck! oder Gikäh! hört man auch in der Paarzeit am Tage vom Männchen oft, wenn das Weibchen ſich von ihm entfernt hat. Der Angſtlaut oder der Warnungslaut für Alt und Jung bei eintretender Gefahr erklingt faſt wie Kerr—Tettet!

Streitſüchtig ſind nur die Männchen zu Anfange der Paarzeit im April. Dieſe jagen ſich auf dem Teiche, wo ein Weibchen ſeinen Wohnſitz genommen hat, ſo lange unabläſſig herum, kämpfen auch, in ihrer Art, recht ernſtlich — indem ſie, von der Seite ſich angreifend, mit dem oben (in der zweiten Anmerkung) erwähnten Stachel auf einander losfahren — und ſo lange um den ungetheilten Beſitz des Weibchens ſtreiten, bis der ſchwächere Theil das Feld — hier den Teich — räumt.

Das Pärchen macht dann ſogleich Anſtalt zum gemeinſchaftlichen Bau eines im dichteſten Schilf, aus trockenen Binſen und Halmen unordentlich aufgehäuften und zuſammengeflochtenen, flachen Neſtes *). Das Gelege beſteht aus fünf bis acht olivengrünen (nach Temmink weißgrauen), mit einzelnen rothbraunen, zuweilen auch violetten Flecken beſetzten (nach Temmink mit kleinen, röthlichen Flecken beſäeten) Eiern. Nach Naumann ſollen dieſe von den Alten wechſelsweiſe drei Wochen bebrütet werden. Die ausgeſchlüpften Jungen folgen, ſobald ſie im Neſte abgetrocknet ſind, den Alten auf das Waſſer, laſſen ſich von jenen anfänglich kleine Waſſerinſekten und Spitzen von zarten Waſſerkräutern vorlegen, nehmen dieſe Nahrung ihnen anfänglich auch aus der Schnabelſpitze weg. Haben ſie die Größe einer Wachtel erlangt, ſo werden ſie von den Alten nicht nur nicht mehr mit Nahrung verſorgt, ſondern auch mit unerbittlicher Strenge — ſelbſt unter fühl-

*) Der Verf. fand und ſahe ein Neſt dieſes Vogels nie mit eignen Augen. Er folgt daher in Rückſicht der Neſtkonſtruktion der Mehrheit der Stimmen (namentlich eines Naumann, Meyer und Temmink), muß es jedoch unentſchieden laſſen, ob dieſe Recht hat, oder Bechſtein, nach welchem das Neſt groß, ſchön und korbförmig ſeyn ſoll.

barer Züchtigung durch Flügelſchläge und ohne alle Beachtung der lauteſten Klagen — zum Selbſtaufſuchen derſelben angehalten.

Dieſe Strenge, zu welcher die Alten durch den Trieb, ihr zweites Geheck zu machen, gezwungen werden, hat jedoch weder auf Kindes-, noch Geſchwiſterliebe nachtheiligen Einfluß. Vielmehr bleiben die Jungen des erſten Gehecks während der zweiten Brütezeit in der Nähe der Alten und theilen mit ihnen, wenn die Jungen dieſes — gewöhnlich weniger zahlreichen — Gehecks ausgeſchlüpft ſind, die Sorgen des Ernährungs- und Erziehungsgeſchäftes treulich. Oft ſchwimmt daher hinter oder zwiſchen zwei Jungen des erſten Gehecks ein ganz ſchwaches (kleines) des zweiten. Dieſem wird dann von jenen, auch nicht minder von den, ſämmtliche junge Familienglieder nun führenden, Alten, alles zur Nahrung Tauchliche, was ſich vorfindet, bis zu dem Zeitpunkte dargereicht wo Selbſtverſorgung ihm möglich iſt *).

Die ganze Familie tritt endlich die Herbſtreiſe im geſelligen Verein an. Hr. Naumann vermuthet nicht ohne Grund, daß Spätlinge des zweiten Gehecks vorzüglich es ſind, die bei uns zuweilen überwintern; daß aber dieſe leicht ein Opfer unſerer Winter werden mögen.

Auch dieſe Rohrhuhnart nährt ſich, wie aus dem Vorhergehenden hervorgeht, im freien Zuſtande von Inſekten, Würmern und Waſſerkräutern, auch, wenn ſie Vollwüchſigkeit erlangt hat, vom Samen dieſer Kräuter. In der Gefangenſchaft nimmt das grünfüßige Meerhuhn Brot, Gerſte, Fleiſch und andere Abgänge vom Tiſch bald an und beſteht dabei gut, wenn es nur an friſchem Waſſer ihm nie mangelt.

Das Wildbret deſſelben fand der Verf. zwar eßbar, keinesweges aber beſonders wohlſchmeckend. Wenn das

*) S. Naumanns Vögel a. a. O. S. 141. Der Verf. glaubte, obige, in der That intereſſante Wahrnehmung, welche ſein wackerer Gewährsmann unter beſonders günſtigen örtlichen Verhältniſſen zu machen Gelegenheit hatte, den Leſern dieſes Handbuchs nicht vorenthalten zu dürfen.

Rupfen gut von ſtatten gehen ſoll, ſo tauche man den Vogel, gleich nachdem er geſchoſſen und noch warm iſt, einigemal in **kaltes** Waſſer; man brühe ihn nicht etwa, wie das zahme Huhn, denn das Gefieder haftet nach dem Brühen um deſto feſter.

§. 6.

Nur für den **Wieſenſchnarrer** (Wachtelkönig — §. 2.) gibt es eine **eigne** Jagdbetriebsart. In der Paarzeit nehmlich folgt das Männchen — wie §. 2. geſagt — aus Eiferſucht dem ſcharf ſchnarrenden Locklaut. Dieſer kann durch ſanftes Blaſen auf einem breit vor dem Mund gehaltenen, mit Papier durchflochtenen, mäßig weitzähnigen, Haarkamm ſehr täuſchend nachgeahmt werden. Der hierin hinlänglich geübte Jäger darf ſich daher nur da, wo er jenen Laut vom Vogel vernimmt, gegen Abend, hinter einem Strauche leidlich verborgen anſtellen und auf vorbeſagte Weiſe in abgebrochenen Sätzen locken; ſo wird er bald an der zitternden Bewegung des Graſes oder Schilfes wahrnehmen, von woher die Annäherung des Wieſenſchnarrers erfolgt. Dann mache er ſich ſchußfertig, wähle eine Lücke im Graſe oder Schilfe, über welche der Vogel beim fernern Näherkommen auf den Ruf weglaufen muß, zum Zielpunkt und ſchieße, ſobald jener die Lücke betritt.

Wem dieſe Methode zu langweilig oder unbelohnend erſcheint, der ſuche zu Anfange des Monats **Junius in den Abendſtunden** (weil zu dieſer Tageszeit der Wieſenſchnarrer erfahrungsmäßig williger auffliegt als ſonſt), die Gegend, wo deſſen Laut vorher vernommen wurde, mit dem Hühnerhunde ab und ſchieße im Fluge.

Gemeiniglich erfolgt jedoch die Erlegung gelegentlich, beim Betriebe der **Sumpfſchnepfen**- und Rebhühnerjagd; auch wird bei dieſen Jagden mancher — beſonders der **junge** — Wieſenſchnarrer vom **raſchen** Hühnerhunde gefangen.

Gewöhnlich macht der Vogel dieſem durch ſein anhaltendes Hin- und Herlaufen viel zu ſchaffen, und der Hund wird dabei, wenn er überall die Witterung des Wachtel-

königs âcq die Naſe bekommt, die Stelle, wo er ſich im dichten hohen Graſe gedrückt hat, aber nicht ausmachen kann, oft ſo verwirrt, daß er bald vorſteht, bald Kreuz- und Querſprünge thut, bald mit der Naſe zu Boden fährt und überhaupt nicht weiß, was er beginnen ſoll, um das, was er vernimmt, auszumacheu.

Führt man daher einen jungen, noch nicht ganz feſten Hund, ſo muß derſelbe in Fällen von gedachter Art ſogleich abgenommen werden; denn er möchte, beſonders wenn er einmal einen Wachtelkönig zufällig finge, bald auch vor Hühnern und Haſen nicht mehr feſt ſtehen wollen, und bald eine tiefe Suche annehmen.

Der von Andern angerühmte Fang in Wachtelſteckgarnen kann, meines Erachtens, im Herbſte ſelten gelingen, weil der Wachtelkönig überhaupt nicht weit vorwärts, ſondern nur auf einem kleinen Bezirk, in den verſchiedenartigſten Wendungen umherläuft.

Eher möchte er ſich vermittelſt dieſes Fangapparats in der Paarzeit zur Abendzeit ſich berücken laſſen, wenn die Steckgarne vor dem Orte, wo ſich der Jäger, um ihn vermittelſt des Kammes zu locken, angeſtellt hat, winkelig angebracht würden.

Daß der Tiras, nach der Meinung anderer Schriftſteller, mit Nutzen gebraucht werden könne, bezweifelt der Verf., weil der damit überzogene Wachtelkönig ſicher nicht aufſteht und, wenn er auch gedeckt wäre, weder im Graſe, noch unter Schwaden ſo ſchnell ausgenommen werden könnte, als er ſich laufend entfernen würde.

Mißlungene Verſuche mit angerathenen Fangarten machen den Jäger verdrießlich und für andere noch nicht erprobte Fälle mißtrauiſch. Dies iſt der Grund, warum der Verf. hier und überall gegen das Unanwendbare ſich umſtändlich erklärt.

Die Erlegung der übrigen Rohrhühnerarten mit Schießgewehr beſchränkt ſich auf den Zufall, in wie fern derſelbe bei der Waſſer- oder bei der Sumpfjagd eintritt, oder wenn der Jäger bei der Begehung der Teich- und Seeränder Gelegenheit findet, auf geringe Schußweite un-

bemerkt hinanzuſchleichen. Immer aber wird er — vorzüglich beim grünfüßigen Meerhuhn (§. 5.), welches zu den behendeſten Tauchern gehört — den Zeitpunkt abzuwarten haben, wo der Vogel ihm den Rücken zuwendet, oder wo derſelbe auf einer ſo ſeichten Waſſerſtelle ſich befindet, daß das Tauchen ihn nicht retten kann. Der ſicherſte Ausweg iſt jedoch in dem vorliegenden, wie in jedem andern Falle, wo es darauf ankommt, Vögel, die ſehr behende tauchen, zu ſchießen, hierzu des Zwillings (der Doppelflinte) ſich zu bedienen, beim erſten Schuſſe den Vogel nicht nur auf dem Korne aufſitzen zu laſſen, ſondern beiläufig eine Handbreit vor dem Vogelkörper auf das Waſſer zu halten. Zwar mißlingt, wenn nicht von hinten geſchoſſen wird, dieſer Schuß in den meiſten Fällen; bleibt man aber mit dem andern Lauf ſchußfertig und benutzt der geübte, raſche Schütze den Zeitpunkt, wo der Vogel, welcher beim erſten Schuſſe durch das Tauchen ſich rettete, um Luft zu ſchöpfen, an einer nicht weit entfernten Stelle, nur eben mit dem Kopfe aus dem Waſſer hervorkommt, zum Anbringen des zweiten Schuſſes; ſo wird dieſer beim richtigen Auffaſſen des Zielpunktes in der Regel ein Treffer ſeyn, weil der Vogel aus Mangel an Athem nicht ſogleich, wenigſtens nicht ſo ſchnell, wieder tauchen kann.

Der Verf. darf dieſen noch nicht allgemein bekannten Kunſtgriff, als von ihm ſehr oft mit glücklichem Erfolge erprobt, empfehlen.

Dem von Hrn. Naumann und von andern Schriftſtellern bei allen Rohrhühnern als anwendbar gerühmten Fange mit Garnſäcken und Steckgarnen glaubt der Verf. das Wort nicht reden zu dürfen. Denn wenn die Möglichkeit des Gelingens der Analogie nach zwar nicht ganz abzuläugnen iſt; ſo beſchränkt ſich doch dieſes Gelingen gewiß nur auf höchſt einzelne Fälle, ſo daß Zeit und Mühe nicht belohnt werden können.

Wo übrigens der Entenfang mit Schlagnetzen in der Art, wie am Rheine ſtattfinden kann, da wird — wie dies dort der Fall wirklich iſt — das grünfüßige

Rohrhuhn (aber auch nur dieſes) öfters gelegentlich mit gedeckt werden *).

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Von der Hurbel oder dem Waſſerhuhn (Fulica).

§. 1.

Wie bereits in der Einleitung (S. CCCLII, in der Anmerkung) geſagt worden, thaten diejenigen Methodiſten der Natur Gewalt an, welche die Gattung Fulica unter die Ordnung der Sumpfvögel ſtellten. Mit allem Rechte wurde für dieſe Gattung und für mehrere von andern Syſtematikern die Ordnung Halbſchwimmer (Pinnatipedes), deren Unterſcheidungszeichen in der Einleitung, S. CCCL, angegeben ſind, errichtet. Uebrigens enthält die Gattung Fulica, den neuern Eintheilungen zu Folge, nur die einzige Art, von welcher in gegenwärtigem Kapitel die Rede ſeyn ſoll.

§. 2.

Die ſchwarze Hurbel oder das ſchwarze Waſſerhuhn (Ful. atra, *Linn.*, vulgo Bläßhuhn, Bläße, Bläßente, Bläßgieker, ſchwarzes Rohrhuhn, Moorhuhn, Timphahn, Zapp, Zopp) **) bewohnt ganz Europa, das nördliche Aſien und Nordamerika. In

---

*) S. d. Kap. von den wilden Enten.

**) *Gm. Linn.* syst. I. p. 702. sp. 2; Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 512. Nr. 1; deſſen Handb. d Jagdw. I. 2. S. 157; Meyers Taſchenb. II. S. 483; Naumanns Vögel III. S. 145; *Temmink* Man. d'ornith. p. 454.

Teutſchland kommt ſie als Zugvogel im Frühlinge zeitig und paarweiſe an, macht ihr Geheck und geht im Herbſte dann erſt wieder fort, wenn die Nachtfröſte ſtark werden. Bisweilen überwintert ſie auch da, wo warme Quellen, oder ſtete Bewegung des Waſſers das Zugefrieren verhindern *).

Die Beſchreibung des dem Alter nach verſchiedenen Federkleides, in welchem dieſer Vogel erſcheint, findet ſich in der Einleitung, S. CCCLII.

Sein Gang iſt unbeholfen, deshalb ſieht man ihn überhaupt nicht oft auf dem Trocknen, noch weniger den Ort, wo er ſitzt, gehend verlaſſen; ſein Flug iſt ſchwerfällig, darum erhebt er ſich immer ungern und nie hoch in die Luft. Meiſt flattert er, wenn er aufgejagt wird, dicht über dem Waſſerſpiegel hin, wobei die Ständer ſenkrecht herunterhängen; ſtreicht er aber von einem Teiche zum andern, ſo geſchieht dies gewöhnlich in einer Höhe von beiläufig 15 bis 20′ über der Waſſer- oder Erdfläche, wobei die Ständer hinterwärts ausgeſtreckt erſcheinen. Im Schwimmen iſt er Meiſter; auch taucht er, doch ohne äußere Veranlaſſung nur im Frühlinge, ehe die Waſſerpflanzen hervorkommen, zu jeder andern Zeit nur in dringender Gefahr; immer aber mit mehr Geräuſch und größerer Anſtrengung, als andere Tauchvögel — denn er plumpt (ſo zu ſagen) über Kopfs in das Waſſer hinein. Nur kurze Zeit kann er unter dem Waſſer aushalten, ohne Luft zu ſchöpfen.

Nach dem, was über die Beweglichkeit der ſchwar-

*) Kaum wird es glaublich ſeyn, daß es zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts dem gemeinſten Jäger noch habe unbekannt ſeyn können, daß das ſchwarze Waſſerhuhn in der Regel ein Zugvogel ſei; und doch iſt es Thatſache, daß einem Jagdbedienten von meiner Bekanntſchaft, welcher im Monate Januar des J. 1807 zwei dieſer Vögel, die er zufällig auf einer offen gebliebenen Stelle antraf, ſchoß und — weil er wußte, daß das Wildbret zu den Faſtenſpeiſen gerechnet werde — zur Hofküche ablieferte, von der höchſten Jagdſtelle die gemeſſenſte Verordnung zuging: „a dato an allwöchentlich mindeſtens zwei Vögel dieſer Art einzuſenden!“

zen Hurbel eben geſagt worden, bleibt deren ſicherſtes Rettungsmittel aus wirklicher oder vermeintlicher Gefahr das Schwimmen. Ruckweiſe ſchwimmend eilt ſie daher, wenn ein Menſch oder Hund ihr unbehutſam oder zudringlich ſich nähert, bis zu einer Ferne, aus welcher ihr nichts anzuhaben iſt, auf dem blanken Waſſerſpiegel hinaus auf die Blänke, wo ſie, mit dem Kopfe nickend, in kleinen Kreiſen ſich, ohne den Ort weſentlich zu verändern, herumbewegt; bei drängenderer Gefahr — beſonders bei Wahrnahme eines Raubvogels, deſſen Erſcheinung ſie ſogleich ihren Kameraden laut ſchreiend kund thut — ſucht ſie eilig das Schilf zu erreichen.

So friedlich und ruhig mehrere — oft viele — Familien dieſer Art zu andern Zeiten auf einem Teiche ſich gegen einander betragen; ſo ſtreitſüchtig bezeigen ſich, um den Beſitz eines Weibchens, die Männchen im zeitigen Frühlinge, indem ſie mit gebücktem Kopf und Nacken erſt um einander herumſchwimmen, und dabei oft mit dem Schnabel knappen; dann blitzſchnell auf einander losfahren und mit Schnabel und Flügeln ſich angreifen.

Ihr Lock- und (ſo zu ſagen) Unterhaltungslaut, den man, wenn der Vogel in Ruhe iſt, zu allen Zeiten, vorzüglich oft aber kurz vor dem Wegzuge und auf der Reiſe, welche ſämmtliche einen Teich bewohnende Individuen und Familien, flugweiſe vergeſellſchaftet, zur Nachtzeit machen, vernimmt, beſteht in einem ziemlich hell ertönenden, kurz abgeſtoßenen Küw-Kew! In Warnungslaut gehen eben dieſe Töne über, wenn ſie ſchnell hinter einander wiederholt werden und mit einem lauten Pitzen abwechſeln.

Die ſchwarze Hurbel gehört allerdings zu den ſchüchternen Vögeln, keinesweges zu den ſcheuen.

Sie ſucht bei ihrer Ankunft im Frühlinge, wie es ſcheint, alljährlich denſelben Wohnort wieder auf, wozu ſie Teiche von geringer und mittler Flächenausdehnung lieber erkieſ't, als ſehr große; immer aber nur ſolche, deren klarer Waſſerſpiegel mit einem nicht allzuſchmalen Schilf- oder Rohrrande eingefaßt iſt. Dort verweilen die gepaarten Männchen und Weibchen mit ihren Jungen vom Jahre bis

gegen den Eintritt der Mauſerzeit, im Monat August. Dann ziehen ſie, mit mehr oder weniger Familien von ihres Gleichen, auf in der Nachbarſchaft belegene große Seen oder Teiche *) ſich zuſammen, mauſern ſich aus und treten im November — früher oder ſpäter, je nachdem Eisfröſte einfallen — alle in einer Nacht die Herbſtwanderung an, auf welcher ſie ſchaarenweiſe in Italien anlangen, und werden daſelbſt den Fiſchern vermittelſt beſonderer, hier zu Lande nicht bekannter, Fangmethoden in Menge zur Beute.

An dem Sommeraufenthaltsorte bauen beide Gatten gemeinſchaftlich ein kunſtloſes, großes Neſt aus grünen und trockenen Rohr-, Schilf- und Binſenſtengeln an den Stellen, wo — mehr nach der Waſſerſeite als nach der Landſeite hin — das Rohr und Schilf am dichteſten ſteht, auf eine aus dem Waſſer hervorragende Kufe, oder auf Rohrſturzel, oder auf umgeknickte Schilfſtengel. In ſeltneren Fällen findet man es auch auf dem Waſſer ſchwimmend und dann, wie bei den Tauchern, an dem umſtehenden Geſtengel feſt angeheftet. Noch ſeltner, aber doch je zuweilen, ſoll, nach Naumann, durch gegen und über einander geknickte Schilfſtengel das Neſt behaubt werden.

Das Gelege beſteht gemeiniglich aus ſieben bis acht, ſeltner aus neun bis zwölf, höchſt ſelten aus dreizehn bis funfzehn bräunlichweißen, roth und blaubraun punktirten und beſpritzten Eiern, welche von beiden Gatten gemeinſchaftlich — nach Bechſtein und Naumann — binnen drei Wochen ausgebrütet werden. An den ausgeſchlüpften Jungen erſcheint in der früheſten Lebensperiode der Schnabel an der Wurzel roth, nach vorn zu, wie die noch kleine Bläſſe, weißlich, der ganze Körper mit ſchwarzem, wolli-

*) Wird ein ſolcher Teich der Fiſcherei wegen abgelaſſen; ſo folgen alle auf demſelben befindliche Hurbeln dem nach und nach ſich vermindernden Waſſer bis zum ſogenannten Keſſel (die größte Vertiefung im Teiche, welche nie ganz waſſerleer wird), um welchen herum ſie dicht gedrängt beiſammen ſitzen bleiben, und dann ihre Schüchterheit ſo ganz verläugnen, daß man ohne alle Vorſicht und Bedeckung bis auf Flintenſchußweite herangehen und viele auf einen Schuß erlegen kann.

gem Flaum bedeckt, aus welchem am Kopfe, Halſe, zwiſchen den Schultern und an der Bruſt brennend karminrothe haarartige Verlängerungen hervorſtehen. Sie halten ſich, bis ſie flügge geworden ſind und dann das in der Einleitung a. a. O. beſchriebener Federkleid der Jungen vor der erſten Mauſer angelegt haben, ſtets verborgen.

Die Nahrung der Alten und Jungen beſteht aus Würmern, Waſſerinſekten und deren Larven, zarten Waſſerpflanzen und deren Samen. Den Jungen wird ſelbige, bis ſie halbflügge ſind, erſt aus dem Schnabel dargereicht, dann vorgelegt. Alte verſchlucken zur Verdauungsförderung viele Quarzkörner und ſollen, nach Naumann, nebſt dem Laiche, auch — jedoch nur äußerſt ſelten — kleine Fiſchchen verſchlucken.

Junge laſſen ſich in der Gefangenſchaft auf eben die Weiſe, wie das grünfüßige Meerhuhn (Kap. 23. §. 5.), erhalten.

Das Wildbret der ſchwarzen Hurbel wird als Faſtenſpeiſe von den Glaubensgenoſſen der römiſchen Kirche geſchätzt. Der Verf. fand den Geſchmack deſſelben bei Jungen nicht ſonderlich gut, bei Alten thranig, ſchlämmernd und übermäßig wildernd. Doch muß er bekennen, daß ihm zeither nur das Abhäuten, als zur Geſchmacksverbeſſerung beitragend, bekannt war. Eben jetzt lernt er folgende ihm neue Hülfsmittel zu jenem Zweck aus Hrn. Bechſteins neueſtem Werke kennen *):

„Man ſteckt dem Waſſerhuhne beim Braten eine Möhre in das Weidloch, zieht ſelbige, wenn der Braten gar iſt, heraus und wirft ſie weg, weil ſich in dieſelbe der ſchlämmernde Geſchmack meiſt gezogen hat.“

„Um aber allen Waſſerhühnern, Tauchern und Tauchenten dieſen Geſchmack zu benehmen, iſt folgendes das beſte Mittel:“

*) In deſſen kürzlich erſchienener Jagdzoologie (Erfurt und Gotha bei Hennings. 1820.) S. 513.

„Man nehme auf die Waſſerjagd ein Federmeſſer, einen Federkiel und etwas Bindfaden mit. Sobald ein ſolcher Vogel geſchoſſen worden iſt, ſchneidet man über jedem Knie und an der Kehle einen Ritz in die Haut, ſteckt den Federkiel hinein, und bläſ't die ganze Haut auf. Zu Hauſe löſ't man die Haut, an welcher das Fett hängen bleibt, ab, und der Vogel hat den Fiſchgeſchmack gänzlich verloren. Er muß aber noch warm ſeyn, ſonſt bläſ't ſich die Haut nicht gut auf. Beim bloßen Abhäuten vergeht der unangenehme Nebengeſchmack nicht ganz."

Die Eier ſollen, nach Naumann, ſehr wohlſchmeckend ſeyn; doch möchte die mit dem Aufſuchen derſelben verbundene Mühe in unſern Gegenden kaum irgendwo gelohnt werden.

§. 3.

Aus Erfahrung kann der Verf. von einer andern Jagd- und Fangmethode, als die ſind, deren er im vorhergehenden Kapitel, §. 6., als auf das grünfüßige Meerhuhn anwendbarer, Erwähnung gethan hat, hier durchaus nichts ſagen.

Denn wenn Hr Bechſtein (Jagdzool. a. a. O.) ſagt: „Man treibt ſie im Auguſt und September mit Kähnen, auf denen Schützen ſind, auf einem Teiche in die Enge, und ſchießt ſie dann im Fortflattern oder Fliegen;" oder „man ſchlägt ſie" — wie dies, nach Hrn. Naumann, auf dem ſüß- und auf dem ſalzwäſſerigen See bei Eisleben von Fiſchern, an windſtillen und ſonnenhellen Tagen, geſchehen ſoll — „wenn ſie in der Mauſer liegen," (dann die Zuſammengetriebenen in der Angſt tauchen, und unter dem Waſſer hinſtreichend beobachtet werden, im Moment des Wiederemporkommens) „mit dem Ruder oder mit Prügeln todt:" — ſo erſcheint dem Verf. jene Jagdbetriebsmethode für die auf den Treibkähnen vertheilten Schützen, indem ſie nicht anders als in der Richtung gegen einander ſchießen können, als eine höchſt gefährliche und aus dieſem Grunde nicht zuläſſige; dieſe Maſſakre aber ein allenfalls dem Fi-

ſcher, keinesweges aber dem rechtlichen Jäger geziemender Fangkniff — den Hr. Naumann, wohl nicht mit Fug, für eine ſehr intereſſante Jagd ausgibt.

Noch muß der Verf. bemerken, daß er kaum eines Falles ſich entſinnen kann, wo es den Waſſerhunden — der Verf. ſelbſt hat deren mehrere ſehr gute beſeſſen und gebraucht — gelungen wäre, eine in der Mauſer liegende Hurbel, ohne vorgängige Schußverwundung, im Waſſer zu fangen; oft hingegen geſchahe dies bei Halbwüchſigen, bei Gelegenheit der Entenjagd im Monat Julius. Auf dergleichen Zufälligkeiten dürfte daher Hrn. Naumanns angeblicher Hundefang zu beſchränken ſeyn.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Von den zur Gattung Steißfuß (Podiceps, *Latham.*) gehörigen Vögeln.

§. 1.

Nach dem Linnéiſchen Syſteme ſtehen die in dieſem Kapitel vorkommenden Vögel in der dritten Ordnung: Schwimmvögel (Anseres) und ſind unter der Gattung Taucher (Colymbus) mit begriffen (Einleit. §. 72. Ordn. III. B. Gatt. 13.). Latham machte aus dieſer Ordnung zwei, deren eine er Palmipedes (mit Schwimmfüßen verſehene Vögel), die andere Pinnatipedes (Halbſchwimmer) benannte, und er zerfällte zugleich die Linnéiſche Gattung: Colymbus, in deren drei *). Die erſte derſelben, unter der

*) Es iſt hier nur von den in Teutſchland zeither vorgekommenen Vögeln die Rede.

Ordnung: Pinnatipedes, begriffen, trägt bei ihm den Namen Podiceps (Steißfuß); die zweite, von ihm der Ordnung Pamipedes zugezählt, heißt Colymbus (Seetaucher); die dritte, gleichfalls zur letztgedachten Ordnung gerechnet, Uria (Lumme). (Einl. §. 75. Ordn. XII. Gatt. 3. und Ordn. XIII. B. Gatt. 6. 7.) Haben nun zwar die Ornithologen neueſter Zeit nicht alle die Lathamſche Ordnung Pinnatipedes adoptirt, ſo ſtimmen ſie doch rückſichtlich der erwähnten Gattungszerfällung ſämmtlich überein.

Temmink, welchem der Verf. hinſichtlich der Eintheilung der Sumpf- und Waſſervögel in dieſer neuen Ausgabe ſeines Handbuchs gefolgt iſt *), hat ſich in ſeinem Manuel d'ornithologie d'Europe in beſagter Rückſicht an Latham durchgängig angeſchloſſen, und deshalb wird hier von den in Teutſchland bekannten Steißfüßen und von den auf ſie anwendbaren Jagd- und Fangmethoden die Rede ſeyn.

§. 2.

Der gehäubte Steißfuß (Podiceps cristatus, *Latham*, Lorch, Zorch, Nerike, Greve, großer Haubentaucher) **) bewohnt die mit Rohr- und Schilfrändern eingefaßten Landſeen und großen Teiche im nördlichen Europa und Aſien, von der Zeit an, wo zu Ende des Winters jene Gewäſſer von Eis frei werden, bis dahin, wo im Spätherbſte ſelbige wieder zuzugefrieren anfangen.

---

*) Nicht, als ſei ſie ihm als durchaus vollkommen erſchienen, ſondern weil er eine beſſere nicht kennt und noch weniger eine beſſere ſelbſt ſchaffen kann.

**) Den in der Einleit. S. CCCLVII angeführten Schriften ſind noch folgende beizufügen: *Latham* Ind. ornith. II. p. 781. No 1; Bechſteins Handb. d. Jagdw. I. 2. S. 465; Sylvan von Laurop und Fiſcher 1813, S. 47 (Die daſelbſt befindliche Naturgeſchichte des obigen Steißfußes iſt, nächſt der von Naumann und Bechſtein a. a. O. gelieferten, die vollſtändigſte;) *Temmink* Man. d'orn. p. 462; Winckells Handb. f. J. (1ſte Ausg.) II. S. 742. §. 6. S. 746. §. 8.

Er iſt eigentlich kein Zugvogel, ſondern nur ein Strichvogel.

Die Beſchreibung des dem Alter nach verſchiedenen Federkleides befindet ſich in der Einl. am unten in der Anmerkung angezeigten Orte.

Dem was über die natürlichen Eigenſchaften ſämmtlicher Steißfußarten auf der CCCLV. Seite der Einleitung beigebracht worden iſt, ſoll für die gegenwärtige Art noch Einiges, nach Naumann — dem emſigen Forſcher — beigefügt werden.

Die Bewegung im Fluge findet — den ſeltenen Fall abgerechnet, wenn er auf einer ſeichten Stelle des Gewäſſers, wo er pro tempore ſich aufhält, überraſcht wird und da durch Tauchen ſich nicht retten kann — nur auf dem Zuge ſtatt.

Der gehäubte Steißfuß kann erſt nach vorgängigem Fortflattern dicht über dem Waſſerſpiegel hin, wobei er mit den Flügeln und Ständern zugleich ſchnell und plätſchernd auf das Waſſer ſchlägt, ſich in die Luft emporſchwingen. Iſt ihm dies gelungen, ſo fliegt er, mit faſt horizontal und weit nach hinten ausgeſtreckten Ständern gerade fort ſtreichend, leicht und ſchnell. Er taucht ungemein behende, jedoch — vermuthlich wegen des bei Ueberwindung des Widerſtandes, welchen das Waſſer gegen den Halskragen des Vogels beim Fortbewegen unter demſelben leiſtet, verkürzten Athems — nicht ſo lange als die Seetaucher (Colymbi) und Lummen (Uriae). Durch das Tauchen rettet er ſich, bei der ihm eignen Umſicht und Scheue, faſt immer mit Glück aus jeder ihm drohenden Gefahr, bis auf eine Entfernung, aus welcher ihm nichts anzuhaben iſt. Dort bleibt er dann ganz gemächlich und ruhig mit hoch aufgerichtetem Halſe auf dem Waſſer ſitzen, oder er ſchwimmt faſt bis an die Schultern mit dem Körper unter Waſſer — und dies haben alle übrige Gattungsverwandte mit ihm gemein —, in kleinen Kreiſen umher. Nur dann, wenn der Feind vorſichtig verborgen und geräuſchlos bei wolkenloſem Himmel und gutem Winde von der Seite her ſich zu nähern vermag, von welcher das Sonnenlicht auf den

Vogel fällt und ſo ihn blendet, verſäumt er es zuweilen, dieſes Tauchrettungsmittels in Zeiten ſich zu bedienen.

Bei der Schwerfälligkeit ſeiner Gangbewegung verharrt er nicht nur den ganzen Tag über, ſondern auch zur Nachtzeit auf ſeinem wahren Elemente, dem Waſſer, ſo daß er daſelbſt ſeine Nahrung ausſchließlich ſucht und ſelbſt mit in die Höhe gezogenen Ständern und unter die Schulterfedern geſtecktem Schnabel ſchläft.

Zu den geſelligen Vögeln gehört er durchaus nicht. Er macht daher auch ſeine Wanderung vereinzelt. Erſt in der Paarzeit — im April — ſchließt das Männchen an das Weibchen ſich an. Befinden ſich dann mehrere Paare auf einem und demſelben Gewäſſer, ſo kommen ſie ſich doch ſelten anders zu nahe, als dann, wenn Lärm oder Geräuſch von den Uferſeiten her ſie auf der Mitte der Blänke zuſammentreibt.

Beide Geſchlechter geben gleichen Laut aus. Er beſteht in einem in ſeiner Art tiefen, oft wiederholten Köck-Köck-Köck! welchen gewöhnlich ein noch tieferes, weit hörbares Kraorrr, Kruorrr! ſich anſchließt. Man vernimmt dieſen Laut vor der Brütezeit faſt immer von beiden Gatten zugleich, während derſelben, wenigſtens in der Nähe der Neſtſtätte, nie.

Während der Paarzeit ſieht man oft beide Gatten in einiger Entfernung von einander auf dem blanken Waſſerſpiegel kreiſend herumſchwimmen. Das Männchen gibt dann als Gelock ſein Köck, Köck! langſam und ſtark artikulirt aus. Unmittelbar darauf und in etwas höherem Tone antwortet eben ſo das ſich nähernde Weibchen. Je näher die begehrlichen Verliebten ſich kommen, deſto emſiger und haſtiger ertönt jener Laut. Einander ganz nahe, ſtellen beide auf dem Waſſer ſenkrecht ſich in die Höhe, und Bruſt an Bruſt, Bauch an Bauch gedrückt, wird der Begattungsakt, ohne merkliche Bewegung, in ſehr kurzer Zeit vollzogen. Daß dies geſchehen ſei, wird, nachdem die für den Moment Befriedigten ſich wieder niedergelaſſen haben, durch ein bei beiden aus vollem Halſe ertönendes

Kraorrr, Kruorrr zu wiederholtenmalen der Umgegend verkündet.

Gegen Ende des Monats April ſchreiten die Gatten zum gemeinſchaftlichen Bau des großen, plumpen, wenig vertieften Neſtes aus oft ſchon zur Hälfte verfaulten, vom ſchlammigen Boden heraufgeholten Waſſerpflanzen. Die Stätte dazu wird da, wo das Schilf und Rohr an den Rändern horſtig und nicht dicht ſteht, gewählt und daſelbſt entweder auf die durch Abſchneiden im vorhergehenden Herbſte entſtandene Schilfſtoppel, oder, öfter noch, auf und in das Waſſer geſtellt, in dieſem Falle aber an naheſtehende Rohrſtengel befeſtigt. Da hinein legt das Weibchen drei bis vier längliche Eier. Der Größe nach ſtehen ſie zwiſchen den Tauben- und Haushühnereiern. Sie haben grünlichweiße Grundfarbe und ſind braun oder bräunlichgelb gewölkt oder marmorirt. Nach Naumann — aus eigner Wahrnehmung kann der Verf. nicht ſprechen — ſollen dieſe Flecken blos von dem beim öftern Ein- und Ausſteigen haften bleibenden Schmutz herrühren, bei den zuerſt gelegten Eiern dunkler als bei den letzten ſeyn und mit warmem Waſſer leicht abgewaſchen werden können.

Beide Gatten brüten — wie, nach Naumann, alle Steißfüße — abwechſelnd und eifrig *). So ſtark iſt die Brutwärme, daß, obwohl das Neſt immer feucht — vom Waſſer faſt ganz durchdrungen — iſt, die Eier doch immer heiß ſich erhalten, und in drei Wochen (ſagt man) **), gemeiniglich bis auf eins ausgebrütet werden.

Den Eiern ſtrebt vorzüglich die Rabenkrähe (Corvus corona) nach. Gegen dieſen, wie gegen jeden andern Feind aus der Klaſſe der Vögel vertheidigt die für ihr Gelege, wie ſpäterhin für die Jungen, höchſt zärtlich,

*) Erwieſen iſt es nicht.

**) Den Zuſatz „ſagt man“ hält der Verf. hier und bei den meiſten wilden Vögeln für nöthig, weil — bei der Seltenheit und Schwierigkeit der Beobachtung — die berühmteſten Ornithologen in ihren weitläufigen Angaben unter ſich und mit ſich ſelbſt nicht übereinſtimmen; z. B. bei Anas boschas (vergl. den §. Stockente, des Kap. Wilde Enten).

ja! ſich ſelbſt vergeſſend, beſorgte Mutter wahrhaft helden⸗müthig, öfter mit glücklichem als mit unglücklichem Erfolge.

Selbſt die vorſichtigſte Annäherung des Menſchen ge⸗wahrt ſie in der Brütezeit unfehlbarer noch als ſonſt, und ſehr bald. Dann bedeckt ſie — wie ſie und das Männ⸗chen, wenn ſie ohne äußere Veranlaſſung vom Neſte gehen, immer — mit hierzu ſchon bereitliegenden, oder ſchnell her⸗beigeſchafften Materialien das Neſt und entfernt ſich eiligſt, nachdem ſie dem ſtets in der Nähe befindlichen Männchen durch einen beſondern **käckſenden** Laut ein Warnungs⸗zeichen gegeben hat.

Weniger Anhänglichkeit an Weib und Kind und eine mit jener elterlichen und ehelichen Zärtlichkeit häßlich ab⸗ſtechende Feigheit zeigt das Männchen; denn immer — ſelbſt beim offenen Kampfe des Weibchens — hält es ſich in gemeſſener Ferne, um ja für ſich nichts zu wagen. Es glaubt genug gethan zu haben, wenn es — **mit ſchreiet**.

Die Jungen haben in der früheſten Lebenszeit eine wollige Bedeckung, welche am Unterkörper weiß, am Ober⸗körper weißgrau und ſchwarz, bandartig geſtreift, ſich dar⸗ſtellt. Kaum dem Ei entſchlüpft, folgen ſie ſchwimmend den Alten, von denen ſie — was auch bei allen übrigen Steiß⸗fußarten geſchieht — wenn es in den erſten drei Wochen Noth thut, gegen Feinde und rauhe Witterung unter den Flügeln, gegen das Ungeſtüm der Wellen, bei ſtarker Be⸗wegung des Waſſers, auf dem Rücken Schutz erhalten *). Späterhin mag den Alten dieſe Bürde doch wohl zu ſchwer werden; denn wenn ſie es allenfalls auch noch dulden, daß die Jungen ſich auf den Rücken ſetzen, ſo ſchwimmen ſie doch bald auf die Blänke, tauchen dann blitzſchnell unter und entledigen ſich ſo derſelben.

Die Nahrung der Jungen beſteht einzig aus kleinen Waſſerinſekten. Sie wird anfänglich von den Alten im

*) Wie die Alten verfahren, wenn es darauf ankommt, Junge auf den Rücken zu nehmen, hat Hr. **Naumann** am **kleinen Steißfuß** (§. 6.) beobachtet (ſ. d. a. §.).

Schnabel vorgehalten, dann auf dem Waſſer vorgelegt. Lange, faſt bis zur Vollwüchſigkeit, wird ſie von den Jungen piepend und mit immer wachſendem Ungeſtüm gefordert, von den Alten aber dieſer immer rege Appetit der Jungen, bei zunehmender Stärke derſelben, dazu benutzt, ihnen das Tauchen zu lehren. Mutter oder Vater hält nehmlich dem recht hungrigen Jungen Nahrungsmittel im Schnabel vor, weicht aber dem Wegnehmen geſchickt und anhaltend aus. Endlich, wenn der junge Steißfuß eben im Begriff iſt, das Vorgehaltene ſich anzueignen, taucht der Alte blitzſchnell; vom Hunger aufs höchſte getrieben, fährt jener nach, und erhält dann noch unterm Waſſer das vorher Verweigerte zum Lohne.

Nach Bechſtein *) ſoll dieſer Steißfuß alljährlich zwei Gehecke machen. Ob dem wirklich ſo ſei, ſcheint mir nicht hinlänglich entſchieden zu ſeyn; ich vermuthe vielmehr, daß dies zweite Gelege nur alsdann erfolgt, wenn das erſte verloren geht.

Von den Nahrungsmitteln, welche dieſe Steißfußart, wie alle folgende, ſich aneignet, hier noch beſonders zu ſprechen, würde überflüſſig ſeyn, da hierüber bereits in der Einleitung, S. CCCLV, das Erforderliche beigebracht worden iſt. Nur das wollen wir anmerken, daß die Ornithologen neuſter Zeit von der ältern Meinung — welche der Verf. nie als zuverläſſige erkennen konnte —: der gehäubte Steißfuß raube Eier und Junge von kleinen Vögeln, welche im Schilfe niſten, abgegangen ſind.

Der Schade, welchen dieſer Vogel in der Fiſcherei anrichtet, iſt unerheblich; nicht viel bedeutender der Nutzen, den er durch Verminderung läſtiger Waſſerinſekten ſtiftet. Benutzung fand ſonſt — wo der ſilberweiße Balg des Unterleibes, als zu Frauenkleiderbeſetzungen und Müffen verwendbare Modewaare, theuer bezahlt wurde — mehr als jetzt ſtatt, wo allenfalls das dichtſtehende dunenartige Gefieder als Bettfüllungsbeitrag nur einigermaßen noch in

*) S. deſſen Handb. der Jagdw. a. a. O.

Anſchlag gebracht werden kann. Dem Wildbret werden Leckermäuler ſelbſt dann, wenn auch die im vorhergehenden Kapitel vorgeſchlagene, von Hrn. Bechſtein entlehnte Methode, dem Wildbret dieſer, wie vieler andern Waſſervögel, das Thranige und Schlämmernde zu benehmen, als eine bewährte erkannt werden ſollte, doch einen vorzüglich oder auch nur leidlich guten Geſchmack nicht abgewinnen. Indeſſen wird daſſelbe — wie das aller Gattungsverwandten — als Faſtenſpeiſe doch geſchätzt.

§. 3.

Der graukehlige Steißfuß (Pod. rubricollis, *Lath.*, graukehliger Hauben- oder Lappentaucher, kurzſchöpfiger Taucher, Hengſt, Ruch) *) erſcheint als Zugvogel im ſüdlichen Teutſchland ſchon zeitig im März, im nördlichen zu Ende des gedachten, oder zu Anfange des folgenden Monats (zur erwähnten Zeit ſtellt er ſich auf meiſt allen dicht mit Rohr und Schilf bewachſenen Landſeen und großen Teichen, im Königreich Sachſen, im Anhaltiſchen, Mansfeldiſchen, Brandenburgiſchen und Meklenburgiſchen ein), verbreitet ſich dann bis Kurland hinauf, wählt allerwärts vorzüglich ebene Gegenden zum Sommeraufenthalte und zum Betriebe des Fortpflanzungsgeſchäfts, und wandert im Oktober und November — von einem Gewäſſer dem andern zuſtreichend, ſelbſt auch auf Flüſſen einfallend — dem öſtlichſten Europa zu, um daſelbſt zu überwintern.

Die Beſchreibung dieſes Steißfußes, nach den an ſelbigem bemerklichen Altersverſchiedenheiten, findet ſich in der Einleitung, S. CCCLVII.

Obgleich derſelbe auch ein Stück über dem Waſſerſpiegel hinflattert, ehe er ſich aufſchwingen kann; ſo wird dies ihm doch nicht ſo ſchwer, als dem gehäubten

---

*) *Latham* Ind. ornith. II. p. 785. No. 6; Naumanns Vögel III. S. 438; *Temmink* Man. d'orn. p. 465; Winckells Handb. f. J. (1ſte Ausg.) II. S. 745. §. 7.

Steißfuß (§. 2.); daher kommt es auch, daß er leichter ſich aufjagen läßt. Sein Flug iſt dann leicht, ſchnell und faſt geräuſchlos.

Alte Vögel dieſer Art ſind in der Regel ſcheu und tauchen mit großer Behendigkeit und lange; beſonders da, wo öftere Beunruhigung ſtatt findet. In der Nähe des Neſtes und der Jungen macht jedoch das Männchen nicht leicht, das Weibchen faſt nie Gebrauch von dieſer Geſchicklichkeit. Letzteres hat ſo viele Liebe für ſeine Eier, daß es nach einer erhaltenen Schußverwundung dem Neſte zueilt und das Brütgeſchäft fortſetzt bis zum Lebensende.

Junge ſcheinen erſt ſpät die Tauchkunſt zu erlernen; wenigſtens bringen ſie ſelbige, ſelbſt nach erlangter Flugbarkeit, ſelten, faſt nie, zu ihrer Rettung in Anwendung.

Der Laut dieſes Steißfußes beſteht in einem hellen Keck=keck! Am häufigſten ertönt derſelbe in der Paarzeit, als Gelock beider Gatten.

Nach erfolgter Annäherung wird der Begattungsakt auf eben die Weiſe, wie beim gehäubten Steißfuß, vollzogen, worauf dann — nach Naumann — unmittelbar ein anderer, durch Worte oder Sylben gar nicht zu verſinnlichender, Laut zu wiederholtenmalen von beiden Geſchlechtern aus vollem Halſe ausgeſchrien wird, welcher ſowohl dem quiekenden Angſtgeſchrei eines Spanferkels, als dem Wiehern eines Füllens (jungen Pferdes) einigermaßen ähneln und dem Vogel die Trivialbenennung Hengſt zugezogen haben ſoll. In der Brütezeit ſoll dieſer Laut vom Männchen in der Nähe des brütenden Weibchens oft ausgeſtoßen, im Sommer und Herbſte aber überhaupt nur ſelten vernommen werden.

Rückſichtlich der Neſtſtätte, des Neſtbaues, des Brütegeſchäftsbetriebes, der Zahl, Farbe und Geſtalt der Eier — welche denen der Kropftaube an Größe gleich ſind —, der Erziehung und des Pieplautes der gleich nach dem Ausſchlüpfen oben mit weißgrauer ſchwärzlich geſtreifter, unten mit ſilberweißer Neſtwolle bekleideten Jungen, der Nahrung der Jungen und Alten, der Unbedeutenheit des Nutzens und Schadens, welchen dieſer Steißfuß im Naturhaushalt

ſtiftet, verhält alles ſich ſo, wie beim gehäubten Steißfuße.

Weniger als bei jenem iſt hier die Benutzung des Balges im Ganzen und ſelbſt des Gefieders in Anſchlag zu bringen, weil der graukehlige Steißfuß mehr noch als der gehäubte ſich ſelbſt das Gefieder ausrupft und, nach Naumann, als die Verdauung befördernd, verſchluckt. Eben gedachter Schriftſteller ſagt, das Wildbret ſei ſehr zart und mürbe und von angenehmem Geſchmack, wenn das Thranige ihm benommen werde. Ich fand es allerdings zart, keineswegs aber wohlſchmeckend; doch kann dies darin ſeinen Grund gehabt haben, daß damals, als ich Verſuche zu machen Gelegenheit hatte, die im vorhergehenden Kapitel angezeigten Geſchmacksverbeſſerungsmittel mir noch nicht bekannt waren — das gewöhnliche Abhäuten trug wenig oder nichts zur Minderung des thranigen Geſchmacks bei.

§. 4.

Der gehörnte Steißfuß (Podiceps cornutus, *Lath.*, gehörnter Taucher, gehörnter Lappentaucher, kleiner gehörnter Taucher, Kaferernte) *) bewohnt große ſchilfreiche Seen und Teiche — letztere lieber als erſtere — im nördlichen Europa zur Sommerzeit, im öſtlichen zur Winterzeit. Teutſchlands Flüſſe, Seen und Teiche beſucht er, und zwar nicht als ganz gewöhnlicher Gaſt, meiſt nur auf dem Zuge im Oktober und November familienweiſe, öfter im April. Naumann will ihn jedoch auch als Heckvogel auf ſeinen Waſſerjagden beobachtet haben. Hr. Meyer bezweifelt dies (ſ. deſſen Taſchenb. II. S. 432).

Die Beſchreibung der verſchiedenen Federgewänder nach Meyer und Temmink ſ. in der Einl. a. u. a. O.

---

*) Außer den in der Einleitung, S. CCCLVIII u. f. angezogenen Schriften ſ. *Latham* Ind. ornith. II. p. 782. No. 5; *Temmink* Man. d'ornith. p. 466; Bechſteins Jagdzool. S. 694. Nr. 109.

Der Verf. fand nie Gelegenheit, dieſen Steißfuß zu beobachten. Alle Schriftſteller ſtimmen darin überein, daß ſein Habitus dem derjenigen Gattungsverwandten, von welchen in den vorhergehenden §§. Rede geweſen iſt, in Allem gleichkomme.

§. 5.

Der geöhrte Steißfuß (Podiceps auritus, *Latham*, geöhrter Taucher, geöhrter Lappentaucher, Ohrentaucher, Schreitaucher, großöhrige Tauchente) *) bewohnt die ſchilfigen Seen und Teiche des nördlichen Theiles von Europa, Aſien und Amerika. In Teutſchland ſcheint er mehr Strichvogel als eigentlicher Zugvogel zu ſeyn; denn ob er gleich in der Regel ſeinen Sommeraufenthalt im Spätherbſte verläßt, ſo findet er ſich doch gleich wieder ein, ſobald die Gewäſſer von der Eisdecke wieder frei ſind; überwintert auch an Orten, wo warme Quellen das Zugefrieren verhindern. Auf der Reiſe begriffen, fällt er auch auf größeren und kleineren Flüſſen ein, um auszuruhen.

Der Beſchreibung, welche S. CCCLIX der Einleitung, nach Temmink, geliefert wurde, ſetzt der Verf. hier die an die Seite, welche Hr. Bechſtein — der Treffliche — in ſeinem unten in der Anmerkung benannten neueſten Werke gegeben hat: „Die Länge des Vogels beträgt 13″, wovon der Schnabel 1″ mißt, die Breite 24″ und das Gewicht drei Viertelpfund. Der ſchwärzliche Schnabel iſt merkwürdig geſtaltet, indem er oben in der Mitte etwas eingebogen und unten nach der Spitze zu in die Höhe gezogen iſt, ſo daß man glaubt, ihn umkehren zu müſſen, um ihm die rechte Stellung zu geben; die Zügel, der Augenſtern und die Augenlieder ſind karminroth; die Füße äußerlich ſchwarzgrau, inwendig bleifar-

---

*) Nächſt den in der Einleitung angezogenen Schriften vergl. *Latham* ind. ornith. II. p. 781. No 5; *Temmink* Man. d'ornith. p. 469; Bechſteins Jag zool. S. 330. Nr. 28.

ben, und die Fußwurzel 1½'' hoch. Der Oberleib ſchwärzlich mit grünlichem Glanze; die ſchwarzen Kopffedern etwas verlängert; hinter jedem Auge ein Büſchel glänzend roſtfarbiger beweglicher Federn — wie ein Paar Federohren; der Unterhals ſchwarz, roſtroth gefleckt; die Seiten der Bruſt und des Bauches roſtbraun; der übrige Unterleib glänzend weiß; auf den ſchwärzlichen Flügeln ein großer weißer Spiegel."

„Das Weibchen iſt etwas kleiner und die Ohrenbüſchel ſind an ihm etwas heller."

„An Jungen ſind Kopf und Kehle ſchwärzlich, etwas mit Roſtfarben und Weiß gemengt; die Kopffedern dicker und buſchiger."

„Nach der zweiten Mauſer erſcheint der Oberleib des geöhrten Steißfußes ſchwärzlich, an der Kehle weißlich und am Unterhalſe roſtfarben gefleckt, ohne Ohrbüſchel *)."

Mit ſeiner Bewegung im Fluge, mit der Art und Weiſe, wie er in dieſelbe ſich verſetzt, auch mit der Schwierigkeit, ihn dahin zu bringen, verhält es ſich, wie beim gehäubten Steißfuß (§. 2.). Seine ungemeine Scheue, verbunden mit ausgezeichneter Behendigkeit im Tauchen und mit dem Vermögen, lange unter dem Waſſer auszuhalten, auch halb ſchwimmend, halb fliegend große Strecken in demſelben fortzuſtreichen, ſetzt ihn in den meiſten Fällen gegen jede Nachſtellung in Sicherheit; ſo mehr, da es für ihn kaum einer halben Minute bedarf, um, indem er beim Emporkommen meiſt nur den Schnabel bis hinter die Naſenlöcher, ſelten den Kopf, ſeltner noch den Oberleib bis unter die Schultern, aus dem Waſſer hervortreten läßt, Athem zum neuen Verſchwinden im Waſſer zu ſchöpfen, wenn er irgend Gefahr ahnet und dann im dich-

*) Hrn. Bechſtein ſcheint es, als ſei dies der dunkelbraune Steißfuß (Colymbus obscurus, *Linn.*), welchen die Hrn. Meyer und Temmink für einjährigen Vogel vom Podiceps cornutus halten. Vergl. die Beſchreibung und Anmerkung in der Einl. S. CCCLVIII und CCCLIX.

teſten Schilfe auf geraume Zeit ſich — wie faſt immer — verſteckt zu halten.

Nach Hrn. Bechſtein ſoll er geſellig mit ſeines Gleichen ſeyn, und mehrere Paare ſollen auf großen Teichen wohnen. Der Verf. will dem nicht geradezu widerſprechen; jedoch kann er nicht unbemerkt laſſen, daß er, wie Hr. Naumann, auf einem und demſelben Teiche, der vielleicht vier oder fünf Paaren des graukehligen Steißfußes (§. 3.) zum Aufenthalte diente, kaum halb ſo viele der hier in Rede befangenen Art bemerkt hat.

Zur Abendzeit, wo dieſer ſchüchterne Vogel öfter als ſonſt auf dem blanken Waſſerſpiegel hervorkommt, vernimmt man von ihm nicht ſelten einen Laut, welchen Hr. Bechſtein ziemlich treffend durch Dicke — dicke — dicke — dicke! Gitt, Gitt! verſinnlicht. Den Tag über iſt er ſtumm; doch in der Verborgenheit meiſt immer in Bewegung und munter. Vorzüglich iſt dies der Fall, wenn die Zeit des Striches im Herbſte herannaht, bei ſämmtlichen Gliedern einer Familie.

Die Nahrung beſteht hauptſächlich in Waſſerinſekten und Larven von Tagfliegen, Libellen und kleinen Käfern. Zarte Waſſerkräuter, die man im Magen findet, werden wohl nur zufällig mit verſchluckt. Der Räuberei an kleinen Fiſchen und Fröſchen möchte er wohl ſchwerlich überwieſen werden können. Hr. Naumann iſt der einzige mir bekannte Schriftſteller, welcher von dieſem Steißfuß ſagt, er rupfe, wie andere ſtärkere (größere) Gattungsverwandte, ſich Federn aus und verſchlinge ſie, doch weniger häufig als jene.

Das Neſt — kaum dieſen Namen verdienend — beſteht aus einem in der Mitte vertieften Klumpen halbvermoderter Waſſerkräuter. Man findet es nur an den einſamſten, abgelegenſten, dicht mit Schilf bewachſenen Stellen des Aufenthaltsortes, ſchwimmend, an Schilfſtengeln angeheftet und immer mehr durchnäßt noch, als angefeuchtet. Es enthält ein Gelege von drei bis fünf länglichen grünlich weißen Eiern, die, von dem im Neſte befindlichen Kothe beſudelt, gelbbraun oder braun marmorirt ſich dar-

ſtellen. Sie haben die Größe der Feldflüchter-Taubeneier. Die eben ausgeſchlüpften Jungen, welche gleicher Erziehung mit andern Steißfußarten genießen, ſind, bis ſie das jugendliche Federkleid anlegen, mit grauer, ſchwarzgeſtreifter Wolle bedeckt.

Mit dem Geſchmack des Wildbrets und der Verbeſſerung deſſelben durch Abblaſen verhält es ſich, wie bei den vorhergehenden Arten, ſo auch mit der Benutzung des Bruſt- und Bauchbalges und der Federn. Von irgend bedeutendem Schaden, den dieſer Vogel anrichten möchte, kann gar nicht die Rede ſeyn; eben ſo wenig aber verdient der Nutzen Erwähnung, den er durch Inſektenverminderung etwa ſtiftet.

§. 6.

Der kleine Steißfuß (Podiceps minor, *Latham*, ſchwärzlicher Taucher, gemeines Taucherchen, Sumpftaucher, Zwergtaucher, Duferken — im Plattteutſchen ſo viel als Taucherchen — Käferentchen, Kaſtanientaucher) *) iſt ein echt europäiſcher Vogel und in Teutſchland der gemeinſte von allen Steißfüßen; denn man findet ihn auf allen Landſeen und Teichen, die mit Schilf bewachſen ſind; vorzüglich oft in Gebirgsgegenden auf Teichen mittler Größe, ſelbſt wenn ſie mitten im Walde belegen ſind. Mehr Strich- als Zugvogel, wechſelt er ſeinen Aufenthalt meiſt zu Ende des Winters und im Spätherbſte; überwintert jedoch auch zuweilen bei uns an ſolchen Aufenthaltsorten, wo warme Quellen das Zugefrieren des Waſſers bei mäßigen Wintern verhindern. Auf der Reiſe begriffen, fällt er, wenn er der Ruhe bedarf, auch auf Flüſſen an.

Die Beſchreibung der dem Alter nach verſchiedenen

---

*) Den in der Einleitung, S. CCCLX und CCCLXI, befindlichen Citaten beizufügen: Bechſteins Handb. der Jagdw. I. 8. S. 468; deſſen Jagdzool. S. 532. Nr. 29; *Temmink* Man. d'ornith. p. 471; Döbels Jägerpr. I. K. 99; Winckells Handb. f. J. (1ſte Aufl.) II. S. 747. §. 10.

Federgewänder findet ſich in der Einleitung an dem un-ten in der Anmerkung angezeigten Orte.

Der Flug dieſes Steißfußes iſt ziemlich ſchnell. Zu demſelben kann er ſich jedoch nur nach langem Hinflattern dicht über dem Waſſerſpiegel und durch öfteres Aufſtoßen mit den Ständern erheben, ſelbigen auch nicht gar lange ununterbrochen fortſetzen, ſo daß er, wenn er unterwegs kein Waſſer findet, nothgedrungen auf dem erſten beſten Miſtpfuhl, ſelbſt auf dem Trocknen einfällt, dann aber meiſt das Opfer der Katzen oder Knaben wird, weil er — beſonders vom Trocknen — nur mit vieler Mühe ſich er-heben kann. Zum Gange iſt er völlig ungeſchickt, im Tau-chen und Schwimmen, ſowohl unter als auf dem Waſſer, aber vor allen ſeinen Gattungsverwandten bis zur höchſten Virtuoſität Meiſter. Bei der ihm — mehr noch als ir-gend einem ſeiner Gattungsverwandten — eignen Scheu vor allem Fremdartigen, taucht er, ſobald er die Annähe-rung eines Menſchen gewahrt — obwohl er oft ganz in der Nähe der Wohnungen ſich aufhält —, blitzſchnell un-ter, ſtreicht, ohne des Athemſchöpfens wegen in die Höhe zu kommen, unter dem Waſſer fort, bis an den Schilf-rand des entgegengeſetzten Ufers, ſteckt dort nur das Köpf-chen hervor, um zu ſichern, und verkriecht ſich dann tie-fer im Schilfe, aus welchem weder Menſch, noch Hund ihn wieder aufs Blanke bringt. Iſt am jenſeitigen Teich-rande kein Schilf vorhanden, ſo kommt er dicht am Rande erſt zum Vorſchein, ſtreckt ſich, ſeiner ganzen Länge nach, ſo auf der Oberfläche des Waſſers aus, daß nur Ober-ſchnabel, Scheitel und Augen, Oberhals und Oberkörper bis zu den Achſeln auf dem Waſſerſpiegel ſichtbar ſind, und bleibt ſo unbeweglich liegen, bis die Gefahr verſchwun-den iſt, oder fernere Verfolgung ihn zwingt, auf gleiche Weiſe, wie das erſtemal, derſelben ſich zu entziehen. Auf-jagen läßt er ſich gar nicht und weder fliegend, noch ge-hend verläßt er außer der Strichzeit den Teich, welchen er bewohnt, um auf einen andern nahe gelegenen — wäre dieſer von jenen auch nur durch einen flachen und ganz ſchmalen Damm geſchieden — ſich zu begeben.

Nur in der Paarzeit vernimmt man von beiden Geſchlechtern dieſer Art den zur Begattung einladenden, höchſt einfachen Locklaut: Ji, Jh! —

Die Nahrung des kleinen Steißfußes beſteht vorzüglich aus Waſſerkäfern und andern kleinen Waſſerinſekten. Reſter von feinen Waſſerkräutern findet man in deſſen Magen auch bisweilen; Federn — ſo viel dem Verf. bekannt — nicht. Daß er kleine Fiſche und Fröſche fange und kröpfe, ſcheint dem Verf. noch weniger wahrſcheinlich, als bei dem geöhrten Steißfuß. Weder von einem, noch von dem andern hat er bei mehreren von ihm erlegten und unterſuchten Exemplaren Ueberbleibſel davon im Magen gefunden.

Neſtſtellung und Neſtbeſchaffenheit, Zahl der hell grünlichgelben braun beſchmutzt-marmorirten Eier, Betrieb des Brütegeſchäfts, Ernährung, und Erziehung der Jungen — Alles wie bei den übrigen Steißfußarten, namentlich wie beim geöhrten Steißfuße.

Wie die Alten verfahren, wenn es darauf ankommt, noch ſchwache, bei ſtürmiſcher Witterung durchs Schwimmen auf dem wogenden Waſſer ermattete Junge auf den Rücken zu nehmen und da denſelben Schutz und Erholung zu gewähren, darüber hat Hr. Naumann in Folge öftmaliger Beobachtung Nachſtehendes mitgetheilt *): Auf ein vom Männchen oder Weibchen gegebenes Zeichen ſchwimmen die zwei oder drei Jungen des Geheckes ganz nahe zuſammen; dicht hinter ihnen taucht Vater oder Mutter, kommt gerade unter dem Quaſi-Häuflein, in welchem die Jungen ſich vereint zu erhalten wiſſen, empor, ladet ſie ſo gleichſam auf, und ſchwimmt dann, mit dieſer Bürde belaſtigt, ohne bemerkbare Anſtrengung, auf dem unruhigen Elemente ruhig umher. Eben dieſer höchſt achtungswerthe Schriftſteller fügt noch die Bemerkung hinzu, daß die Alten, wenn ſie bei Zeiten Gefahr ahnden, durch Warnungslaut und Zeichen die Jungen aufmerkſam darauf machen und mit

*) Naumanns Vögel III. S. 461.

denſelben unverzüglich ins Schilf und Rohr flüchten; bei plötzlicher Ueberraſchung aber, als höchſt ſcheue (auch furchtſame) Vögel, nur auf eigne Rettung bedacht, ihre Kinder im Stich laſſen, welche dann entweder im Tauchen noch keine Uebung haben, oder im Schreck von der ſchon erlangten Uebung Gebrauch zu machen vergeſſen und ſo mit den Händen gefangen werden können *).

Für den Naturhaushalt kann bei dieſem Vogel der Schade, den er ſtiftet, gar nicht, der Nutzen, den er leiſtet, nicht hoch in Anſchlag gebracht werden.

Benutzbar könnte ſeyn das dunenartige Gefieder, das, nach vorgängiger Abhäutung, wohlſchmeckende Wildbret, vorzüglich aber das — nach Bechſtein — zu den Leckerbiſſen gehörige Ei; wenn dies alles öfter und weniger ſchwer zu erlangen wäre.

Vom Ei ſagt Hr. Bechſtein, es ſchmecke geſotten wie Aal; das ſogenannte Eierweiß (Eiweiß) ſei dann grün und der Dotter hochroth.

§. 7.

Wollte und könnte man auch die benutzbaren Theile ſämmtlicher Steißfußarten auf das höchſte in Anſchlag bringen; ſo möchte doch die mit dem Jagdbetriebe verbundene Mühe, wie der Zeitaufwand und die Mißlichkeit des Erfolges den dienſtleiſtenden Jäger, in ſo fern er die Jagd als Erwerbszweig betrachten muß, von derſelben zurückſchrecken.

Nur den echten Jagdliebhaber, für welchen derjenige Jagdbetrieb den meiſten Reiz haben ſoll, welcher des Jägers Gewandtheit und Geſchicklichkeit auf vorzügliche Weiſe in Anſpruch nimmt, oder bei welchem derſelbe hoffen darf, ſeine jagdzoologiſchen Kenntniſſe zu erweitern, dürfte daher wohl nur das intereſſiren, was über die Jagd- und Fangmethoden, welche der Verf. als auf die Feder-

*) Vermuthlich mag dieſer Fall nur bis dahin eintreten, wo durch das eigentliche Gefieder die Neſtwolle verdrängt wird, ſpäterhin wohl ſchwerlich.

wildarten, von denen im gegenwärtigen Kapitel die Rede war, als möglichſt glücklichen Erfolg verſprechende, theils aus Erfahrung kennt theils, der Analogie zufolge, dafür hält, ingleichen über ſolche, die er in praxi als erfolgloſe erkannt hat, oder für ſolche halten zu müſſen glaubt.

A. Allgemeine Bemerkungen.

a) Bei allen Tauchvogeljagden bediene man ſich, wie ſchon öfter bemerkt, ausſchließlich der Doppelflinte (des Zwillings), weil in den meiſten Fällen der erſte Schuß mißlingt.

b) Man wähle bei allen Waſſervögeln zur Ladung Schrote, die um eine Nummer ſtärker ſind, als bei Landvögeln von gleicher Stärke (Größe) mit jenen, wegen des größeren Widerſtandes, welchen das dichtere, mehr elaſtiſche, dunenartige Gefieder an Bruſt und Bauch der Waſſervögel leiſtet. Aus eben dem Grunde muß

c) die Regel, nach welcher die eigentliche Flintenſchußweite für den ſoliden Jagdbetrieb auf höchſtens 45 Schritte (90′) ſich beſtimmt, wenn auf Waſſervögel im Sitzen geſchoſſen wird, Beſchränkung erleiden, und ſoll die Schußweite daher mehr nicht denn 35, höchſtens vierzig Schritte betragen.

d) Wenn auf Waſſervögel im Sitzen geſchoſſen werden ſoll: ſo muß, allgemeiner Regel nach, der Zielpunkt ſo genommen werden, daß der Unterleib des Vogels auf dem Flintenkorne aufſitzt; bei weniger tief im Waſſer eingeſenktem Leibe des Vogels — z. B. bei wilden Enten — hält man daher etwa 2″ vor dem überm Waſſer ſtehenden Körpertheile auf das Waſſer; bei den Steißfüßen aber — ingleichen bei den Sägern, Scharben, Seetauchern, Lummen — hingegen, die alle ſehr tief im Waſſer gehen, muß, nach Verhältniß der Körpergröße, noch kürzer gehalten werden.

B. Steißfußjagd.

Junge ſämmtlicher Steißfußarten werden, da ſie weniger ſcheu und noch ungeſchickt im Tauchen ſind, nicht

ſelten bei der Entenjagd — meiſt vom Kahne aus, auf ſchmalen Teichen aber auch, bei einiger Verborgenheit des Schützen in oder hinter dem am Rande ſtehenden Geſträuch vom Standorte aus — zufällig geſchoſſen und zwar bedarf es bei ihnen, außer den unter A. b. c. d. erwähnten Maaßregeln, keiner beſondern.

Alte Steißfüße, welcher Art ſie ſind, kommen bei der Entenſuche oder bei dem Ententreiben wohl ſchwerlich je zum Schuß, weil ſie ſich entweder im Schilf und Rohr verkriechen, oder auf großen Gewäſſern mitten aufs Blanke ſich flüchten und da ſtets außer der Schußweite ſich halten.

Auch nützt bei ihnen das Schießpferd, das Schild oder der künſtliche Schirm oder Strauch zur Annäherung nichts; ſie ſind dazu ſämmtlich zu ſcheu.

Nur unter Anwendung höchſter Vorſicht beim Anſchleichen hinter ſehr dichtem Gebüſch *) und zwar aus großer Ferne, gelingt es, dieſen äußerſt umſichtigen Vögeln an ſchmalen Gewäſſern ſo nahe zu kommen, daß der erſte und einzige anzubringende Schuß unter folgenden Bedingungen zuweilen ein Treffer ſeyn kann (keineswegs oft oder immer — wäre der Schütze ſonſt ſeiner Sache auch noch ſo gewiß — ein ſolcher ſeyn muß):

a) Wenn der Vogel ganz gerade vom Schützen abwärts ſchwimmt und ſo auch den Vorderkopf gerichtet hält; in jedem andern Fall entgeht er dem Schuß gewiß durch das Tauchen in dem Moment, wo er gewahrt, daß das Pulver auf der Pfanne abblitzt **).

---

*) Das Anſchleichen hinter einem Teichdamme hilft deshalb zu nichts, weil beim Steißfuß der erſte Schuß vom Freien aus in der Regel ein Fehlſchuß iſt und der Vogel dann ſo weit unter dem Waſſer fortgeht, daß er beim Wiederemporkommen mit dem zweiten Schuſſe, der ſonſt gleich im erſten Moment des Wiedererſcheinens angebracht, wie bei allen Tauchvögeln erfolgvoll ſeyn könnte, nicht zu erreichen iſt.

**) Dies ſoll durch Aufrichtung eines ſogenannten Pfannenſchirmes vor dem Flintenſchloß verhindert werden können. Der Verf. hat keine Verſuche mit dem Pfannenſchirme gemacht, kennt auch die Vorrichtung deſſelben nicht. Sei dieſe aber auch, welche ſie wolle, ſo kann dadurch höchſtens der Feuerblitz, nicht aber der Pulverdampf dem Auge des Vogels verborgen werden und ſelbiger alſo wohl kaum weſentlichen Nutzen ſchaffen. Nicht zu gedenken, daß die Tauchvogeljagd immer eine

b) Wenn Oertlichkeit und Tageszeit es dem Jäger zuläſſig machen, bei ganz wolkenleerem, reinem Himmel, hinter dichtem Geſträuch, von der Sonnenſeite her, d. h. von der Seite her, von welcher die Sonnenſtrahlen auf den Vogel fallen, bis auf gehörige Schußweite ſich anzuſchleichen, und von da aus den Schuß anzubringen. Der durch den Einfall der Sonnenſtrahlen in ſeine Sehorgane begreiflicher Weiſe geblendete Vogel wird in dieſem Fall das Abblitzen des Pulvers auf der Pfanne ſelten oder nie gewahren, und dann auch ſelten oder nie dem übrigens gut gerichteten Schuſſe entgehen.

C. Steißfußfang.

Als nach Maaßgabe der Verhältniſſe ſichere, jedoch immer auch auf Zufall beruhende und nur auf die ſtärkeren (größeren) Steißfußarten anwendbare Fangart kann hier nur die angezeigt werden, welche — nach der Erfahrung und gefälligen Mittheilung meines Freundes, des Hrn. Forſtraths Fiſcher zu Karlsruhe — beim Gebrauch der Schlagnetze zum Behuf des Fanges wilder Enten am Rheine ſtatt findet. In der letzten Periode dieſes Entenfanges nehmlich fallen auf den ſogenannten Entengründen am Rheine auf dem Striche oder Zuge begriffene Steißfüße mit ein und werden dann auf die im Kapitel: Wilde Ente, ausführlich zu beſchreibende Weiſe mit dem Schlagnetze gedeckt.

Zufällig ſollen — nach Naumann — die kleineren Steißfußarten in den aufgeſtellten Fiſcherreiſen (Fiſchkörben), die größeren an Angeln, die mit kleinen Fiſchen beködert ſind, gefangen werden. Aus Erfahrung weiß der Verf. hierüber nichts zu ſagen. Selten nur ereignen ſich wohl dergleichen Fangfälle, wenn ſie je vorkommen! —

Wo Waſſergarne — deren Einrichtung und An

ſeltene oder doch zufällige iſt, und daher ſelbſt der eifrigſte Jagdliebhaber mit jenem Apparate ſchwerlich im voraus verſehen ſeyn wird.

wen. · r im Kapitel: Wilde Ente, der Leſer kennen lernen ſ — geſtellt werden, und wenn eben da Steißfüße ſich al ten und vorzüglich geheckt haben: ſo mag wohl von Zeit zu Zeit einer mit eingehen; dies aber vorzüglich bei Jungen und wenn die Stellung der Garne etwas tiefer iſt als nach Enten, der Fall ſeyn.

Schleifenfang dürfte bei dieſen mit aufgerichtetem — nicht mit nach vorn geſtrecktem — Halſe ſchwimmenden Vögeln wohl kaum zu erwarten ſeyn. Aus dieſem Grunde bleibt in der gegenwärtigen Ausgabe der Vorſchlag zu dem Tauchvogel-Fangapparat, welcher in der erſten Auflage II. S. 750 gemacht worden iſt, als ein vom Verf. ſelbſt in praxi für unanwendbar erkannter weg, mit beigefügtem Bekenntniß, daß wenn auf jenes Stubenausgeheck gleich anfänglich kein beſonderer Werth vom Verf. gelegt worden iſt, er jetzt deſſelben ſich ſchämt.

Noch mag die Bemerkung hier ſtehen, daß der kleine Steißfuß (§. 6.), wenn er im Herbſte auf Teichen ſich befindet, die der Fiſcherei wegen abgelaſſen werden, dem nach und nach ſich vermindernden Waſſer bis zum ſogenannten Keſſel folgt und da wegen ſeiner Unbeholfenheit im Auffliegen mit den Händen oder mit dem Kätſcher (einem kleinen Fiſchhamen) gefangen werden kann.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Von den Meerſchwalben (Sterna).

---

§. 1.

Die Meerſchwalben werden, nach allen in der Einleitung (§. 72. II. §. 75. 76. 77. Kap. 2. und §. 78.) mitgetheilten ſyſtematiſchen Eintheilungen der Vögel,

zu den Waſſervögeln (Aves aquaticae) als eigne Gattung gerechnet, und, als ſolche — nach §. 72. 75. 76. 77. der Einl. — der Ordnung: Schwimmvögel, unterſtellt. Die lateiniſche Benennung: Anseres, welche Linné dieſer Ordnung beilegte, ſcheint der Gattung Meerſchwalbe (Sterna) eben ſo wenig mit Recht zuzukommen, als die, welche Hr. Meyer (ſ. deſſen Taſchenbuch der Vogelkunde II. 420) an deren Stelle ſetzt: Natantes; indem die Meerſchwalben, deren drei vordere Zehen durch eine ausgeſchnittene — ſogenannte halbe (Einl. S. CLVIII) — Schwimmhaut nur verbunden ſind, nie oder doch nur höchſt ſelten ſchwimmen, ſondern mit dieſen halben Schwimmfüßen eigentlich nur deshalb verſehen ſeyn mögen, um für den Augenblick der Ruhe, oder der Nahrungsaneignung halber, ohne einzuſinken, auf dem Waſſerſpiegel ſtehend ſich erhalten zu können. Hierdurch mögen denn auch Latham und Temmink wohl beſtimmt worden ſeyn, für die fragliche Ordnung den Sammelnamen: Palmipedes, zu wählen, welcher im Teutſchen durch Vögel mit Schwimmfüßen zu bezeichnen ſeyn dürfte.

Uebrigens ſcheint es dem Verf., als bildete die Gattung Meerſchwalbe (Sterna) einen ganz natürlichen Uebergang von der Latham-Temminkiſchen Ordnung: Pinnatipedes, zu der in Rede befangenen Ordnung: Palmipedes. — Die Meerſchwalben ſind Zugvögel, welche im April zu uns kommen, im September aber wieder fort- und wärmern Himmelsſtrichen zureiſen.

§. 2.

Die großſchnabelige Meerſchwalbe (Sterna megarhynchos, *Meyer*, St. caspia, *Gm. Linn.*, große, kaspiſche, Wimmer- und Kreiſch-Meerſchwalbe, große Kirke) *). Sie bewohnt die Küſten und Inſeln des bal-

*) *Temmink* Man. d'orn. p. 476; Bechſteins Jagdzool. S. 904; Winckells Handb. f. J. (1ſte Aufl.) II. S. 765. §. 4.

tiſchen und kaspiſchen Meeres, auch den Archipel zu ſeiner Zeit. In mehreren nordeuropäiſchen Gegenden, und uns zunächſt auf der pommeriſchen, flachen Inſel Stübber — wo ſie auch ihr Geheck macht — wird ſie im Sommer häufig gefunden. Auf dem Zuge — beſonders im Herbſte — beſucht ſie auch Flüſſe, Seen und große Teiche im Innern Teutſchlands, doch weder alljährlich, noch häufig.

Die Beſchreibung ſ. in der Einl. S. CCCLXIII.

Sie mauſert ſich jährlich zweimal. Sonſt hat ſie mit den übrigen Arten dieſer Gattung rückſichtlich des Naturells Alles gemein. Bei uns bezeigt ſie ſich nicht ſehr ſcheu. Ihr Laut ertönt wie Kri — Kri! und ſie gibt ihn oft und ängſtlich aus. Sie äuget ſehr ſcharf, ſo daß ſie Fiſche — wovon ſie wo nicht einzig, doch vorzüglich ſich nährt, aus großer Höhe im Waſſer gewahrt und, pfeilſchnell darauf herab und mit Kopf und Hals, bis an die Bruſt in das Waſſer hinein ſtechend, mit dem Schnabel das Gefangene ſich aneignet, ohne öfters fehlzuſtoßen.

Wo ſie — wie auf der Inſel Stübber — ihr Geheck macht, legt das Weibchen zwei bis drei weißgrauliche, dunkelbraun und ſchwarz großgefleckte Eier in eine ſeichte Vertiefung am flachen ſandigen Ufer; anderwärts auch auf nackte den Meeresſtrand begrenzende Felſen. Beide Gatten wechſeln bei dieſer, wie bei allen Arten von Meerſchwalben, im Brüten periodiſch ab.

Aus dem, was über ihre Nahrung geſagt worden iſt, ergibt ſich, daß ſie der Fiſcherei ſchädlich ſeyn muß.

Uneßbar wird das Wildbret wahrſcheinlich nicht, aber thranig von Geſchmack ſeyn. Ob dem durch das öfter erwähnte Abblaſen der Haut abzuhelfen ſeyn möchte, käme auf Verſuche an. Die Eier dürften eine nicht zu verachtende Speiſe abgeben; demnächſt auch die Federn zum Bettausſtopfen gut zu benutzen ſeyn.

§. 3.

Die weißgraue Meerſchwalbe (Sterna canescens, *Meyer*, St. cantiaca, *Gm. Linn.* — ſchwarz-

ſchnäbelige, kantiſche, kamtſchatkaiſche Meerſchwalbe, kleinere Kirke) *) mag, wie es ſcheint, weiter als die vorhergehende Art, verbreitet ſeyn. Häufig wird ſie auf der Eierlandsinſel in Holland, und, wie die großſchnäbelige Meerſchwalbe, auf der Inſel Stübber im Sommer gefunden. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt ſind überhaupt Meereskuͤſten. Das Innenland — wie z. B. teutſche Flüſſe, Seen und große Teiche — beſucht ſie vielleicht ſeltener noch, als die vorhergehende Art.

Die Beſchreibung findet ſich in der Einleitung, S. CCCLXIV.

Mit der Mauſer, dem Naturell und der Nahrung verhält es ſich wie bei der großſchnäbeligen Meerſchwalbe. Das Weibchen macht ein Gelege von zwei bis drei gelblich weißen, groß und klein, braun und grau gefleckten Eiern, ſelten auf Klippen, gewöhnlich auf dem Sande, oder in tiefgründigen, unter Waſſer ſtehenden Wieſen, und zwar ſtehen bei dieſer Art vorzüglich die Neſter ſo dicht beiſammen, daß öfters die Brutvögel ſich berühren. Hr. Temmink fand auf einem Bezirk von einigen hundert Schuhen im Umfange 1500 Eier — alſo über 500 Neſter. Auch dieſe Meerſchwalbe nährt ſich einzig oder doch faſt nur von Fiſchen.

In Rückſicht der Schädlichkeit für die Fiſcherei und der Benutzung des Wildbrets, der Eier und Federn wird es muthmaßlich dieſelbe Bewandtniß wie bei der großſchnäbeligen Meerſchwalbe haben.

§. 4.

Die rothfüßige Meerſchwalbe (Sterna hirundo, *Linn.*, aſchgraue, ſchwarzköpfige Meerſchwalbe, Rohrſchwalm, Spirer) **) iſt im nördlichen Aſien und Amerika,

---

*) *Temmink* Man. d'ornith. p. 479; Bechſteins Jagdzool. S. 908.

**) Naumanns Vögel III. S. 189; *Temmink* Man. d'ornith. p. 481; Bechſteins Jagdzool. S. 873; Winckells Handb. f. J. (1ſte Aufl.) II. S. 763. §. 2.

wie im nördlichen Europa als Sommer- und Heckvogel einheimiſch. In Teutſchland kommt ſie gegen Ende des Monats April oder zu Anfange des Monats Mai an und zieht im August und September wieder fort, den ſüdlichen Ländern, familienweiſe vergeſellſchaftet, zu. Auf dem Herbſtzuge trifft man oft mehrere Familien auf Teichen und Landſeen beiſammen an; im Frühlinge ſcheinen ſie nur den Flüſſen zu folgen und wählen auch nur flache, kieſelige Ufer und Inſeln derſelben zum Sommeraufenthalt. Am häufigſten findet man ſie an den Meeresküſten.

Sie, wie alle folgende Arten der Gattung Sterna, mauſert ſich alljährlich nur einmal.

Die Beſchreibung findet ſich in der Einleitung, S. CCCLXV.

Dieſe Meerſchwalbe iſt außer der Zeit, wo ſie noch unflugbare Junge hat, ſehr ſcheu, und wird dem Jäger, wenn er andern ihn mehr intereſſirenden Ufervögeln nachgeht, oft läſtig; nicht ſowohl durch den unangenehm kreiſchenden Locklaut, der, langgezogen, ungefähr wie Griäh, Griäh! ertönt, als durch den von Naumann nicht uneben durch keck, kreck! und kraick! bezeichneten Angſtlaut, welchen andere Vögel ſehr gut kennen und als Warnungszeichen annehmen.

Eben dieſes keck, kreck, oft hinter einander und haſtig ausgeſtoßen, ſo daß daraus ein zuſammenhängendes Gekecker wird, vernimmt man im Frühlinge oft als Zanklaut, wenn gleich nach der Ankunft fünf oder ſechs Vögel dieſer Art im ſchnellſten Fluge bald ſteigend, bald fallend, über dem Gewäſſer ſich herumtummeln, auch dabei wohl mit dem Schnabel ſich Eins verſetzen. Vermuthlich iſt dies Kampf der Männchen um den Beſitz eines Weibchens. Nach wenig Tagen ſieht man die neuen Pärchen ſtets beiſammen, unbeweibte Männchen abgeſondert und iſolirt.

Im Mai legt das Weibchen zwei bis drei olivenfarben-weißliche, aſchgrau und ſchwarzbraun — vorzüglich häufig am Kopfende — gefleckte Eier auf kieſeligen Sandbänken am und im Meere, auch auf kahlen Kiesgründen und Hegern an den Flüſſen, auf den flachen Boden, zwi-

ſchen den daſelbſt befindlichen Grand. Sie werden vom Weibchen bei rauher, näßlicher Witterung und zur Nachtzeit anhaltend, an ſchönen, ſonnenhellen Tagen aber — mindeſtens bis zum letzten Viertheil der Inkubation — nichts weniger als eifrig bebrütet, ſondern nach kaum halbe Stunden langem Sitz auf kürzere oder längere Zeit verlaſſen, je nachdem durch die Wirkung der Sonnenſtrahlen die Brutwärme weniger oder mehr unterhalten wird. Gewahren die Alten, daß ein Menſch dem einſtweilen unbeſetzten Gelege ſich nähert, ſo fliegen ſie eiligſt heran und umſchwärmen das Haupt des vermeintlichen Feindes unter ſtetem Ausgeben des oben erwähnten Angſtlautes, alle Scheu verläugnend, ganz nahe und unablässig. Entfernt ſich die Gefahr, ſo ſticht das Weibchen auf die Neſtſtätte herab und brütet eine Zeit lang recht emſig. Kaum 24 Stunden dem Ei entſchlüpft, verlaſſen die Jungen die Neſtſtätte in behendem Lauf. Bei irgend drohender Gefahr verbergen ſie ſich ſehr geſchickt, indem ſie an den in der Nähe liegenden Grand feſt ſich andrücken und ſo, dieſem an Farbe ähnelnd, leicht überſehen werden *). In der früheſten Lebensperiode beſteht deren Nahrung blos aus Waſſerinſekten, die von den Alten fleißig zugetragen und aus dem Schnabel dargereicht werden; ſpäterhin kommen Fiſchchen hinzu. Nach erlangter Flugbarkeit erhalten ſie die Nahrung nicht anders, als wenn ſie ſelbige den Alten im Fluge aus dem Schnabel gleichſam wegfangen, und hierdurch Anleitung zu der Kunſt, ſelbſt fliegend, fliegende Inſekten aus der Luft zu erſchnappen.

Alte ſind in dieſer Kunſt, beſonders aber in der, Fiſchchen, welche ihnen hauptſächlich zur Nahrung dienen,

*) Ganz junge Vögel dieſer Art ſind ſehr ſchwächlicher Natur. Ich fand im Jahr 1805 deren drei und neben ihnen die Eierſchalen auf einem Kiesheger, der kaum tauſend Schritt von meiner Wohnung entfernt war; dennoch brachte ich bei Anwendung möglichſter Behutſamkeit nicht einen einzigen lebend nach Hauſe. In dieſer Schwächlichkeit, vorzüglich aber darin, daß dieſe Meerſchwalbe ihr Gelege an ſolchen Stellen macht, die leicht und oft der Ueberſchwemmung ausgeſetzt ſind, liegt der Grund, warum die Vermehrung nicht ſtark iſt.

und die, wenn ſelbige in klarem Waſſer nahe unter der Oberfläche ſchwimmen, ſie bedeutend hoch über demſelben umherſchwebend, gewahren, blitzſchnell herab; und in das Waſſer ſtechend, zu fangen, ausgezeichnet geſchickt, ſo daß ſie ſelten einen Fehlſtoß thun. Noch geſchickter und gleichſam bedächtlich betreiben ſie an heißen, gewitterſchwangern Sommertagen, wo ohnedies die Fiſche ſehr hoch und der ſeichteſten Waſſerſtellen zugehen, den Fang. Alle in der Gegend ſich aufhaltende Meerſchwalben verſammeln ſich dann an einer ſolchen ſeichten Waſſerſtelle, fliegen erſt — immer mit geſenktem Geſicht und Schnabel — mehreremal auf dem Fluſſe hin und her. Vereinzelt ſchwenken ſie demnächſt, dicht über dem Waſſer nach dem ſeichten Rande hin, gleichſam ein; ſchweben, faſt auf einer und derſelben Stelle ſich haltend, oft mit den Flügelſpitzen auf das Waſſer ſchlagend, da ſo lange, bis ſie gewahren, daß die dadurch erſchreckten Fiſchchen ſich immer mehr in das ſeichteſte Waſſer ziehen. Pfeilſchnell ſticht dann ein Vogel nach dem andern auf das Fiſchchen, welches ihm eben am fanggerechteſten iſt, eilt damit fort, verſchlingt es in möglichſter Geſchwindigkeit, oder trägts den in der Nähe befindlichen Jungen zu, kehrt hierauf ungeſäumt zurück. In dieſer Art wird die Fiſchjagd ſo lange fortgeſetzt, als ſie Erfolg verſpricht, oder als die Vögel Luſt dazu und Appetit haben.

Aus dem Geſagten ergibt ſich, daß auch dieſe kleinere Meerſchwalbe der Fiſchbrut in der That weſentlich ſchädlich werden kann.

Das Wildbret der Alten iſt zwar von gutem Geſchmack, aber zähe und immer iſt der alte Vogel, wegen ſeiner ſteten Beweglichkeit im Fluge, mager. Junge Vögel dieſer Art hingegen, wenn ſie eben flügge geworden ſind, geben einen höchſt zarten und ſehr wohlſchmeckenden Braten ab.

§. 3.

Die ſchwarzgraue Meerſchwalbe (Sterna nigra, s. fiſsipes, *Linn.*, ſchwarze Meerſchwalbe,

Brandvogel) *) kommt zu Ende des Monats April oder zu Anfange des Monats Mai im nördlichen Europa, Aſien und Amerika als Zugvogel an, wählt ihren Aufenthalt und macht ihr Geheck ſehr geſellig mit ihres Gleichen, in nicht dicht mit Schilf und Rohr beſetzten Landſeen, oder Feldteichen, die mit bruchichen Rändern umgeben ſind, und geht zu Ende des Monats Julius und im Auguſt ſchon wieder fort. Nur auf dem Zuge begriffen, verweilt ſie bisweilen und auf kurze Zeit an Flüſſen.

In der Einleitung, S. CCCLXVI, iſt die Beſchreibung derſelben bereits geliefert worden.

Sie iſt bei weitem nicht ſo ſcheu, wie die vorhergehende Art, hat aber mit jener den ſchönen ſchnellen Flug, jede andere Art der Bewegung und die ſtete Beweglichkeit gemein. Ihr gewöhnlichſter Laut ertönt — nach Naumanns ziemlich treffender Wortbezeichnung — wie kück, kück! nebſt angehängtem, langezogenem Kliiäh! Nächſtdem vernimmt man, beſonders oft, wenn die Abreiſe herannaht, ein nicht unangenehmes Girren!

Gleich nach der Ankunft am Sommeraufenthaltsorte bauen mehrere Paare, die auf einem Gewäſſer nachbarlich beiſammen, auch mit Meven in Geſellſchaft, wohnen, ihre Neſter aus trocknen Schilfblättern ohne alle Kunſt ſehr flach, und ſtellen ſie entweder mehrere Schuh hoch über dem Waſſerſpiegel, auf die gegen einander geknickten Stengel eines dichten Rohrbuſches, oder auf mit langem Graſe oder Schilfe bewachſene Kufen (Schlammhügel), oder auch auf die großen Blätter der Seeroſe (Nymphaea), ſo daß das Neſt halb ſchwimmt. Das Gelege beſteht aus zwei, drei, höchſtens vier hell olivengrünlichen, braun und ſchwarz häufig gefleckten Eiern, in deren Mitte jene Flecken in einem breiten Bande zuſammenlaufen.

---

*) Naumanns Vögel III. S. 194; *Temminck* Man. d'ornith. p. 484; Bechſteins Jagdzool. S. 875; Winckells Handb. f. J. (1ſte Aufl.) II. S. 764. §. 8 und 766. §. 3 (Junger Vogel vor der Mauſer).

Die Jungen verlaſſen viel ſpäter, als es bei andern Seeſchwalben der Fall iſt, das Neſt.

Bis ſie flügge werden, tragen die Alten ihnen fleißig die aus Waſſerinſekten beſtehende Nahrung zu; doch vergeſſen ſie ſich dabei ſelbſt auch nicht, ſondern fangen dergleichen den ganzen Tag über, indem ſie, kleine Zwiſchenräume abgerechnet, während welcher ſie auf Rohrſtengel, Schilfblätter und kleine Holzkörper, die auf dem Waſſer ſchwimmen, der Ruhe wegen ſich niederlaſſen, unabläſſig über dem Waſſer umherſchwärmen. Zuweilen ſollen ſie auch ein Fiſchchen fangen und verzehren. Ich habe viele Seeſchwalben dieſer Art geſchoſſen, nie aber Fiſchreſter in deren Magen gefunden.

Sonach ſind ſie zu den ſchädlichen Vögeln nicht zu rechnen, eher zu den nützlichen, in wie fern ſie, nach Bechſtein, auf Aeckern und Wieſen Landinſekten im Fluge fangen, auch Regenwürmer aufleſen.

Das Wildbret der Alten fand ich mager und zähe, thranig nie; das der Jungen ſehr wohlſchmeckend.

§. 6.

Die kleine Meerſchwalbe (Sterna minuta, *Linn.*) *) iſt ein im Sommer die nicht ſehr hoch nördlichen Theile von Europa, Aſien und Amerika bewohnender und daſelbſt ſein Geheck machender Zugvogel. Er kommt im nördlichen Teutſchland erſt im Monat Mai an und geht zu Ende des Julius und im Auguſt ſchon wieder fort.

In der Einleitung, S. CCCLXVII, findet ſich die Beſchreibung.

Das Naturell, den Aufenthalt, die Fortpflanzung und Nahrung und Laut mit eingeſchloſſen, hat dieſe Meerſchwalbe mit der rothfüßigen gemein. Ich beziehe mich daher auf das hierüber §. 4. dieſes Kapitels Geſagte.

---

*) *Temmink* Man. d'ornith. p. 487; Bechſteins Jagdzool. S. 906.

Ich habe dieſelbe mehrere Jahre nach einander auf und an dem Muldenſtrome, in der Gegend von Wurzen (im Königreich Sachſen) beobachtet, auch mehrere Exemplare geſchoſſen, unterſucht und ſelbſt das Wildbret von Alten und Jungen ausgekoſtet *). Das der erſtern fand ich etwas zähe und thranig, das der letztern höchſt zart und von vorzüglich gutem Geſchmack.

§. 7.

Sämmtliche Meerſchwalben ſind wegen ihres ſchnellen, unregelmäßigen Flugs ſchwer zu ſchießen, und den meiſten Arten iſt, bei der ihnen eignen Scheu, ſchwer anzukommen. Dazu iſt der Körper verhältnißmäßig klein und mit ſehr elaſtiſchem Gefieder dicht bedeckt, ſo daß es ſein Schwieriges hat, die paſſende — d. h. die hinlänglich durchſchlagende und zugleich deckende — Schrotſorte zur Flintenladung zu wählen. Die Arten, von welchen die §. 2. und 3. handeln, fordern mindeſtens Nr. 4. (Goßl.); die rothfüßige Meerſchwalbe (§. 4.) tödtet man in gehöriger Schußweite mit Nr. 5; die ſchwarzgraue (§. 5.) und die kleine (§. 6.) wollen mit Nr. 6. nahe und gut geſchoſſen ſeyn, wenn ſie auf der Stelle fallen ſollen.

Der Verf. bekennt übrigens unverholen, daß er auf keine Federwildart ſo oft fehlgeſchoſſen hat, als auf dieſe. Und ſo dürfte es wohl jedem meiner Brüder in Dianen, dem die Gelegenheit, dieſe Spaßjagd zu betreiben, ſich dargeboten hat, wohl auch gegangen ſeyn. Aus Erfahrung ſpreche ich nur von den drei Arten, von welchen §. 4. 5. und 6. die Rede geweſen iſt. Dieſen konnte ich, ehe die Brütezeit eintrat, nicht anders etwas anhaben, als wenn ich an warmen Tagen und wenn Regen oder Gewitter bevorſtand, mich hinter einem am Ufer ſtehenden Strauch gegen Abend verborgen hielt, bis eine oder mehrere Meer-

*) Dies Alles geſchah nach der erſten Ausgabe des gegenwärtigen Werkes.

ſchwalben dicht über dem Waſſer daher ſchwebten, um auf die kleinen Fiſche, die unter ſolchen Meteorverhältniſſen in dem ſeichteſten Gewäſſer ihr luſtiges Weſen treiben, Jagd zu machen. Eben ſo war es wieder, ſobald die Jungen ihre vollkommene Flugbarkeit erreicht hatten.

Während der Brütezeit und wenn die Jungen noch ſehr ſchwach (klein) ſind, hingegen darf man nur einen Hühnerhund an ſolchen Orten frei, doch kurz ſuchen laſſen, wo die Meerſchwalben notoriſch ihr Geheck machen, unbekümmert um die ihnen ſelbſt drohende Gefahr, ſtechen dann die Alten, nach Art der Kiebitze, unabläſſig auf den Hund, oder ſie ſchweben, um ihn irre zu führen, vor ihm hin, ſteigen, faſt wie die Lerche, ungefähr Manns hoch aufwärts und flattern da, nach der Weiſe des Thurmfalken, längere Zeit auf einer und derſelben Stelle. Allerdings gehört in dieſem Moment nicht viel Kunſtfertigkeit dazu, den Vogel zu treffen; doch wird der echte Weidmann jenen Zeitpunkt zur Erlegung nur in dem Falle benutzen, wenn es darauf ankommt, durch Unterſuchung eines Exemplars ſeiner ornithologiſchen Kenntniſſe zu erweitern oder zu ſichern. Denn nur ſehr ſchädlichen, durchaus räuberiſchen Federwilde ſoll und darf der wahre Jäger außer dem in der Heckzeit nachſtellen.

Uebrigens habe ich die von Naumann bemerkte Eigenheit *): „daß alle Meerſchwalben, wenn man aus der Verborgenheit (und aus der Tiefe in die Höhe) nach ihnen ſchießt, wie vom Schuſſe getroffen, bis dicht auf den Waſſerſpiegel herab, mehrmals ſich überſchlagen, dort aber urplötzlich ſich wieder erheben und geſund und munter davon eilen," mehrmals beſtätigt und ſo in der Suppoſition eines glücklichen Schuſſes mich getäuſcht gefunden. Dies jungen Jägern zur Lehre! —

Bewährte Fangarten ſind mir für dieſe Federwildgattung nicht bekannt.

Vielleicht dürfte auf die rothfüßige und auf die

---

*) Naumanns Vögel III. S. 203.

kleine Meerſchwalbe die anwendbar ſeyn, welche von andern Schriftſtellern — in der erſten Auflage dieſes Werkes auch ſchon von mir — für die Meven vorgeſchlagen worden iſt:

Man verfertige nehmlich aus zwei leichten, dünnen, etwas verwitterten, beiläufigen 1′ langen und 2″ breiten Spänen ein Kreuz, beködere dieſes mit einem lebenden Fiſchchen, welches vermittelſt eines durch die Floßfedern gezogenen Fadens in der Mitte des Kreuzes ſo befeſtigt wird, daß es zwiſchen den Kreuzarmen frei ſich hin und her bewegen kann; binde an einen Arm des Kreuzes einen Bindfaden; beſetze alle vier Arme des Kreuzes ſo mit dünnen Leimruthen, daß die Meerſchwalbe nicht auf den Boden deſſelben gelangen kann, ohne eine oder die andere Ruthe zu berühren; ſchiebe dann das mit dem andern Ende des Fadens an einem am Ufer eingetriebenen Pflöckchen angefeſſelte Kreuz auf das Waſſer hinaus, und warte, in einiger Entfernung gut verborgen, ab, ob vielleicht — denn zweifelhaft iſts bei der Scheu und dem ſcharfen Auge dieſer Vögel immer! — eine hin und wieder ſtreichende Meerſchwalbe, von dem angebundenen Fiſchchen gereizt, darauf ſtechen möchte, in welchem Falle ſie dann durch die Leimruthen feſtgehalten werden würde.

Für den, der über ſeine Zeit zu gebieten hat, wäre es ſchon der Mühe werth, einen Verſuch zu machen, ob dieſe Fangart gelingen wollte.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Von den Meven (Larus).

§. 1.

Ihren natürlichen Eigenſchaften zu Folge, werden die Meven in den ſyſtematiſchen Eintheilungen der Vögel als die allernächſten oder doch als nahe Ordnungsverwandten der Meerſchwalben, von welchen das vorhergehende Kapitel handelt, aufgeführt. Was daher Kap. 26. §. 1. über die Ordnungsunterſtellung der Gattung: Sterna, geſagt worden iſt, gilt auch für die gegenwärtige Gattung: Larus. Rückſichtlich der Ordnungsbenennungen hingegen wollen wir bemerken, daß für dieſe Waſſervogelgattung, wie für alle übrige, von denen in den noch folgenden Kapiteln des vorliegenden zweiten Theiles des gegenwärtigen Werkes die Rede ſeyn wird, die teutſchen (Benennungen): Schwimmvögel und Vögel mit Schwimmfüßen, wie die lateiniſchen: Natantes und Palmipedes — vollkommen und allgemein paſſend ſind. Weniger allgemein und auch auf die gegenwärtige Gattung nicht anwendbar ſcheint dem Verf. die Linnéiſche Benennung: Anseres.

Uebrigens wird es, um dieſen zweiten Theil nicht zur Ungebühr auszudehnen, nothwendig und unter ſteter Rückweiſung auf die in der Einleitung, §. 76. für die gegenwärtige Federwildsgattung *), wie für die in dieſem Theile noch folgenden, gelieferte Charakteriſtik und auf die Beſchreibung jeder Art zuläſſig, die naturge-

*) S. CCCLXVIII, Gatt. 72.

ſchichtlichen Erörterungen weſentlich zuſammenzudrängen. Dies ſoll vorzüglich bei den Arten geſchehen, welche im Innern von Teutſchland nur auf dem Zuge vorkommen, und die daher in ornithologiſcher Hinſicht — in ſo fern dem Jäger und Jagdliebhaber daran liegen ſoll und muß, jeden ihm vorkommenden Vogel, beſonders den ſeltenern, in jedem, nach dem Alter und nach der Jahreszeit mehr oder weniger verändert ſich darſtellenden Federkleide zu erkennen und richtig zu benennen — allerdings zwar ein hohes, durch die in der Einleitung gelieferten Beſchreibungen hoffentlich zu befriedigendes Intereſſe haben; in ökonomiſcher Beziehung aber, der Natur der Sache nach, in beſondern Betracht nicht kommen können.

§. 2.

Die Mantelmeve (Larus marinus, *Linn.*, große Seemeve, ſchwarzrückige Meve, größte bunte Meve, gefleckte Meve) *) iſt weit verbreitet. Sie bewohnt die Meeresgeſtade des nördlichſten Europa bis nach Island hinauf, Nordamerika, und wohl überhaupt den arktiſchen Kreis. Die Inſel Stübber und die Ufer der Oſtſee überhaupt beſucht ſie im Frühlinge und Herbſt häufig, ſeltner die Küſten der Nordſee. Zufällig und ſelten kommt ſie im April und Auguſt auf den ſchleſiſchen und übrigen größern Flüſſen Teutſchlands vor.

Beſchreibung ſ. in der Einl. S. CCCLXIX.

Laut. Bechſtein beſchreibt ihn bellend und wie Gauh, Gauh! ertönend; Meyer ſagt gleichfalls, er ähnele dem Hundegebell und klinge wie Wag, wag! Auch laſſe der Vogel ein helltönendes Guiovis! von ſich hören.

Beweglichkeit. Sie iſt im Fluge gewandt und ein ſehr guter Schwimmer.

Nahrung. Fiſche **), Laich, ſchwimmendes Aas,

*) Bechſteins Jagdzool. S. 300. Nr. 58; Winckells Handb. f. J. (1ſte Ausg.) II. S. 754. §. 4.

**) Sogar den Lachs (Salm) ſoll dieſe Meve angreifen und dadurch überwältigen, daß ſie, indem jener ſeichte Flußſtellen überſpringt, auf ihn ſticht und das Floßenband vom Bauche mit dem Schnabel trennt.

junge Waſſervögel, nach Temminks *) Angabe (Man. d'orn. p. 493) nur ſelten Muſcheln — nicht, wie Andere wollen, vorzüglich Konchylien.

Fortpflanzung. Sie findet, ſo viel man bis jetzt weiß, in der Gegend des arktiſchen Kreiſes nur ſtatt; nicht, wie man ſonſt wohl vorgegeben hat, in Holland auf dem Eierlande und auf der Inſel Stäbber. Erſterem widerſpricht Hr. Meyer in ſeinem Taſchenbuche, letzterem Hr. Bennicke in den Annalen der Wett. Geſellſchaft, nach eigner Unterſuchung. Das Weibchen legt drei bis vier dunkel olivenfarbige, mit großen und kleinen ſchwarzbraunen Flecken gezeichnete Eier auf Klippen oder in den Sand. Beide Gatten betreiben — wie alle übrigen Meven und Labbarten — das Brütgeſchäft von Zeit zu Zeit abwechſelnd; beide vertheidigen auch Gelege und Junge gegen die Feinde aus der Klaſſe der Vögel höchſt muthig.

Schädlichkeit — ergibt ſich aus dem oben über die Nahrung Geſagtem.

Benutzung — beſchränkt ſich meiſt auf das Gefieder; denn das Wildbret der Alten ſoll und mag wohl hart, grob und unverdaulich — gewiß auch thranig — ſeyn. Die Isländer halten das der Jungen und die Eier für gute Koſt und es iſt gar nicht unwahrſcheinlich, daß dem ſo ſei.

§. 3.

Die weißgraue Meve (Larus glaucus, *Linn.*, große nordiſche Meve, Burgemeiſter) **) bewohnt das ganze Jahr hindurch die Küſten von Frankreich und Holland — beſonders häufig die nordholländiſchen Inſeln —, geht von dort aus auf benachbarte ſüße Seen und Flüſſe, auch zuweilen, doch nur zufällig, auf die Schweizer Seen. Als Streifer findet man ſie zu jeder

*) Nach Meyer hat Temmink viele Vögel dieſer Art zergliedert.
**) *Temmink* Man. d'orn. p. 493.

Jahreszeit an den Ufern der Oſtſee, doch öfter noch an der Nordſee, zu Tauſenden, nach Hrn. Bennicke, auf der kleinen Inſel Norderoog, wo ſie auch — wie auf den nördlichſten Inſeln des Texels in Holland — brütet. Auf teutſche Flüſſe und Seen verfliegt ſie ſich nur zufällig und einzeln.

Beſchreibung ſ. in der Einl. S. CCCLXXI *).

Naturelleigenheiten. Dieſe Meve zeichnet ſich, nach Meyer, von den übrigen großen Arten dieſer Gattung auch von den ihnen nahe verwandten Labbs (§. 9. dieſes Kapitels) durch ſtete Unruhe und durch vieles Lautſeyn (Geſchrei) aus. Gewöhnlich beſteht der Laut in einem, dem Rabenlaut ähnelnden, ſehr kurz abgebrochenen, ſchnell ausgeſtoßenen Keu=eu=keu. Verfolgt man ſie, oder nähert man ſich im Frühlinge dem Brütort; ſo vernimmt man einen andern (Angſt=) Laut, der durch die Sylben Giouw, wenn man ſie durch die Kehle (vielleicht nach Tyroler Art, godelnd) ausſpricht und die letzten accentuirt, nachgeahmt werden kann. Sie iſt außer der Brütezeit höchſt ſcheu. Es ſcheint, als mache ſie ihr Geheck zuerſt, wenn ſie das dritte Jahr erreicht hat; denn jüngere werden auf dem Brütorte der Alten nicht geduldet, ſondern von demſelben durch dieſe vertrieben.

Nahrung — wie bei der vorhergehenden Art.

Fortpflanzung. Höchſt zahlreiche Schaaren dieſer Mevenart ziehen ſich auf den erhöhteſten Stellen der Dünen oder auf nackten Felſen zuſammen. Daſelbſt legen

*) Von dieſer Meve gibt es, nach Hrn. Meyer, zufällige Abänderungen oder Ausartungen. Dahin gehört die von Naumann (ſ. d. Vögel III. S. 184) beſchriebene große Seemeve, welche außer den ſchön blaß-bläulich-aſchgrauen Schultern und Flügeldeckfedern und dem eben ſo gefärbten Rücken ganz weiß iſt; dann Bechſteins weißſchwingige Meve (ſ. d. ornith. Taſchenb. II. S. 374. Nr. 7), welche ganz weiß, mit hellaſchgrauem Mantel, beſchrieben wird; endlich eine mit einzelnen grauen Strichen am Kopf und Hals und mit weißgrauen, an der Spitze weißen großen Schwungfedern, welche ſich in Hrn. Meyers ſchöner Sammlung befindet (ſ. d. Taſchenb. II. S. 472). Dergleichen Abänderungen ſind bei den Waſſervögeln ſehr ſelten.

die Weibchen, dicht neben einander, in eine kleine Vertiefung zwei bis drei abgeſtumpfte, olivenfarbige, mit einigen ſchwarzen und aſchgrauen Flecken beſetzte, oft auch grünliche oder hellbläuliche braun und aſchgrau gefleckte Eier. Junge halten ſich, bis ſie flügge ſind — meiſt in Kaninchenbauen — ſo verborgen, daß es ſchwer hält, eines derſelben habhaft zu werden.

Schädlichkeit — ergibt ſich aus der Nahrung.

Benutzung. Mit dem Wildbret mag es ſich wohl wie bei der vorhergehenden Art verhalten; wie bei jener kann das reiche und weiche Gefieder zur Bettfüllung verwendet werden. Vorzüglichen Vortheil ziehen die Aufſeher des Eierlandes — eine der nördlichſten Inſeln des Texels in Holland — von den Eiern dieſer Meve. Die Aufſeher zahlen für das ausſchließliche Recht, auf der genannten Inſel alle Eier der unzählbaren Menge von Vögeln, welche auf derſelben ihr Gelege machen, zu ſammeln und Handel damit zu treiben, eine beträchtliche Summe alljährlich an die Regierung. Vom Beginn der Legezeit bis zum Johannistage — aber durchaus keinen Tag länger, um von da an den Vögeln Ruhe zum Ausbrüten und Erziehen der Jungen zu laſſen — wird eine Unſumme von eßbaren Eiern verſchiedenſter Art, und unter dieſen täglich die große Zahl von 400, 500 bis 800 Eiern der weißgrauen Meve aufgeleſen und verkauft. Dieſe Meveneier haben einen ſtark meerſalzigen Geſchmack *), welcher dem, der in Halle an der Saale in der dortigen Soole (Salzquellwaſſer) geſottenen Hühnereier — daher Sooleier genannt — wohl ähnlich, vielleicht auch beſſer noch ſeyn mag.

§. 4.

Die Heringsmeve oder gelbfüßige Meve (Larus fuscus, *Linn.*, L. flavipes, *Meyer*, große

*) Entlehnt aus Meyers Taſchenbuch II. S. 474.

braune, große Hafmeve, Rathsherr) *) bewohnt die Küſten und Landſeen des Nordens von Europa, Aſien und America. Die teutſchen Küſten, Flüſſe und Seen beſucht ſie einzeln und in geringzähligen Flügen ſelten — ſeltner noch Feldteiche — im April und Mai, öfter im Auguſt.

Beſchreibung ſ. in der Einl. S. CCCLXXII.

Naturelleigenheiten. Naumann ſagt, der Laut derſelben ertöne, dem Lachmevenlaut ähnelnd, wie Kriäh! nur nach Verhältniß ihrer Stärke (Größe) tiefer geſtimmt, als bei jenen kleineren Gattungsverwandten. An Scheue ſteht ſie der weißgrauen Meve wenig nach. Ihr Flug iſt ſchnell in ſeiner Art, doch ſchwimmend.

Nahrung. Fiſche, unter dieſen beſonders Heringe, auch ſchwimmende Aeſer. Wahrſcheinlich rührten von einem im Waſſer gelegenen todten Vogel die Federn her, welche Naumann in dem Magen dieſer Meve gefunden hat.

Fortpflanzung. Neſt — eine kleine Vertiefung in den Dünen auf dem Sande, oder unter Felsſtücken. Gelege — zwei bis drei braungraue, ſchwarz gefleckte Eier.

Schädlichkeit — wie bei den vorhergehenden Arten.

Benutzung. Das Wildbret und die Eier findet man im Norden gut eßbar; die Federn ſind zum Ausſtopfen eben ſo anwendbar, als die der vorhergehenden Arten.

§. 5.

Die Sturmmeve oder graue Meve (Larus canus, *Linn.*, große aſchgraue Meve, Sturmvogel, grönländiſcher Serchvack) **) bewohnt die Küſten und Inſeln der nordiſchen Meere, und die dortigen Seen — z. B. den achtzehn Meilen langen, Laaland von Rußland

---

*) Naumanns Vögel III. S. 186; *Temmink* Man. d'ornith. p. 496; Bechſteins Jagdzool. S. 902. Nr. 69; Winckells Handb. f. Jäg. (1ſte Ausg.) II. S. 855. §. 5.

**) *Temmink* Man. d'ornith. p. 499; Bechſteins Jagdzool. S. 898. Nr. 56; Winckells Handb. f. Jäg. (1ſte Aufl.) II. S. 755. §. 6 und 7.

ſcheidenden, Peipusſee. Am Ende des Monats Julius und im Anfange des Monats Auguſt kommt ſie alljährlich als Zugvogel ſchaarenweiſe aus der Oſtſee und wandert nach den Küſten der Nordſee, wo ſie gemeinhin bis zum eintretenden Froſt verweilt, und theilweiſe den ganzen Herbſt, auch gelinde Winter hindurch verbleibt. Teutſchlands Flüſſe und Seen beſucht ſie gewöhnlich erſt im Spätherbſte, ſelten im Julius und Auguſt. Fällt gegen Ende des Monats Januar oder zu Anfange des Februars bei uns ſtürmiſche, aber gelinde Witterung ein, ſo daß Teiche und Seen von der Eisdecke frei werden; ſo ſtellen ſich nicht ſelten viele Meven dieſer Art auf denſelben ein. Vermuthlich ſind das ſolche, die durch die gelinde Witterung verführt, den Wiederzug zu früh antraten, und durch den Sturm von ihrem eigentlichen Wege nach dem Sommeraufenthalte und Heckorte zu uns verſchlagen wurden. Bei wieder eintretendem ſtarken Froſte muß dann ein großer Theil dieſer Fremdlinge durch Hunger zu Grunde gehen, oder den Raubvögeln und Raubthieren zur Beute werden.

Beſchreibung ſ. in der Einl. S. CCCLXXIV.

Naturelleigenheiten*). Dieſe Meve fliegt leicht, ſchnell, theils ſchwebend gerade fortſtreichend, theils in raſchen ſchönen Schwenkungen. Auf der Fiſchjagd begriffen, flattert ſie, nach Art des Thurmfalken und anderer Falken, lange auf einer und derſelben Stelle, ſticht blitzſchnell mit Kopf und Hals bis an die Bruſt ins Waſſer herab und eilt, den ihr ſelten entkommenden Raub im Schnabel, ſogleich davon. Da, wo viele beiſammen wohnen, ſind ſie eben ſo arge Schreihälſe, als die bei uns gemeinen Lachmeven; aber um vieles ſcheuer als jene. Dieſe Scheu legen ſie bei weiterer Entfernung von ihrem Wohnſitz einigermaßen ab; in der Nähe deſſelben verläugnen ſie ſelbige

*) Nach dem, was Hr. Prof. Germann zu Dorpat hierüber ſelbſt beobachtet und in den Annalen der Wett. Geſellſchaft 1. II. S. 247 mitgetheilt hat.

nur dann, wenn ſie Gelege und Junge in Gefahr ſehen. Beſonders ſtechen ſie da, unbekümmert um den nachfolgenden Jäger, auf den in der Suche begriffenen Hühnerhund und verfolgen denſelben unabläſſig und wüthend *), wenn er ein unflugbares Junges gefangen hat. Bei dieſer Gelegenheit werden Alte am füglichſten erlegt; ſonſt immer ſchwer, wenn ſie nicht etwa auf einer ſandigen Landſpitze die weit in das Waſſer hineinläuft, in Geſellſchaft anderer Strand- oder Küſtenläufer, Inſekten und Gewürm zur Nahrungsbeihülfe ſuchen, und da Gelegenheit dem Jäger ſich darbietet, gut verborgen (und in gutem Winde, denn alle Meven wittern — d. h. riechen — eben ſo ſcharf, als ſie vernehmen — d. h. ſehen und hören —) und bis auf gehörige Schußnähe anzuſchleichen. Der Ruhe halber ſetzen ſie ſich auf aus dem Waſſer hervorſtehende Stein- und Holzkörper, ſogar auf Fiſcherhütten, Krackelſtangen und auf dürre Baumäſte. Ueber eine Meile weit in die See hinein gehen ſie, der Fiſcherei wegen, nicht; viel weiter ſtreifen ſie vom Wohnort aus über Land der Nahrung nach. Schwimmen ſieht man ſie ſelten.

Nahrung. Beſteht in Fiſchen, Inſekten und Würmern — nach Temmink — auch aus Muſchelwerk.

Fortpflanzung. Dieſe Mevenart macht ihr Geheck in Menge an den mit hohem Graſe und mit Binſen bewachſenen Rändern großer, in der Nachbarſchaft der Landſeen und Flüſſe gelegener, Sümpfe, auch auf naſſen Inſeln — in Teutſchland, ſo viel man weiß, nicht. Das Gelege des Weibchens beſteht aus drei dunkelgrünlichen ſchwarzgefleckten Eiern. Die Jungen verrathen ſchon in früher Jugend viel Scheu, indem ſie bei der Annäherung eines Menſchen oder Hundes, ſchnell im Riedgraſe fortlaufend (auch wohl, wie andere Meven, ſchwimmend), bei Zeiten ſich entfernen.

Schädlichkeit: wie bei den vorhergehenden Arten.

*) Sie geben dabei unaufhörlich einen kreiſchenden Angſtlaut aus, den Hr. Prof. Hermann durch Kyrrih, Kyrrih! bezeichnet.

Benutzung. Das Wildbret ſoll unſchmackhaft, das Gefieder aber muß, wie das der übrigen Meven, zu verwenden ſeyn.

§. 6.

Die dreizehige Meve (*Larus tridactylus*, *Latham*, Wintermeve, Tarock, Kautkegef, Kitiwake, Seefächer) *) iſt eine Sommerbewohnerin und alſo auch ein Heckvogel des arktiſchen Kreiſes. Das nördliche Teutſchland beſucht ſie meiſt nur auf dem Herbſtzuge, zu Ende des Monats Oktober und im November. Man trifft ſie dann ſchaarenweiſe an den Flüſſen, Seen und Teichen, auch auf benachbarten Wieſen und Sturzäckern. Erſt beim Eintritt ſtrengen Froſtes zieht ſie dem mittleren und ſüdlichen Teutſchland zu. Dort ſtreift ſie von einem offenen Gewäſſer zum andern und verweilt ſich großen Theils ſo lange, daß ſie daſelbſt überwintern muß. In ſtrengen Wintern ſterben dann viele Hungers oder erfrieren. Was da übrig bleibt oder im Herbſte weiter nach Süden flüchtete, macht den Widerzug ſo bald, als Thauwetter eintritt, ohne im nördlichen Teutſchland zu verweilen. Daß ſie da zuweilen den Sommer über bleibe, hat man früherhin wohl ohne Grund vermuthet; entſchiedene Gewißheit hat man wenigſtens darüber bis jetzt nicht erlangt.

Beſchreibung ſ. in der Einl. S. CCCLXXV.

Naturell. Dieſe Meve gehört bei uns zu den ausgezeichnet ſcheuen Vögeln nicht; dummdreuſt, wie Naumann ſie ſchildert, fand der Verf. — der oft Gelegenheit zu Beobachtungen hatte, ſie jedoch auch nicht. Beweglichkeit und Unruhe hat ſie mit der vorhergehenden Art gemein. Weniger als jene beläſtigt ſie mit ihrem Geſchrei. Ihr gewöhnlichſter Laut iſt dem der Lachmeve faſt gleich

*) *Temmink* Man. d'orn. p. 508; Winckells Handb. f. J. (1ſte Ausg.) II. S. 751. §. 8.

kommend. Naumann hat nächſtdem — vielleicht von Jungen des Jahres — noch ein eignes Pfeifen vernommen.

Nahrung. Außer dem, was die Sturmmeve annimmt, ſoll die dreizehige — wie Naumann, als Augenzeuge verſichert — auch todte Vögel mit vieler Gefräßigkeit angehen.

Fortpflanzung. Sie macht in Norwegen — nach Meyer, vorzüglich auf Svärhhults Klubb — Island und Grönland, ihr aus zwei bis drei grünlichen, braun gefleckten Eiern beſtehendes Gelege auf ſchroffe, ſchwer zugängliche, in das Meer hinausſpringende Felſen.

Schädlichkeit. Dieſe iſt ſelbſt in unſern Gegenden nicht unbedeutend, beſonders da, wo dieſe Meve überwintert, indem ſie Fiſchen ſehr nachſtrebt. Demnach überwiegt ſie bei weitem den Nutzen, den man von der Mitwegnahme einigen Gewürmes erwarten darf.

Benutzung. In Schottland ſoll das Wildbret gebraten als Appetit erregend, zum erſten Gericht auf die Tafel gebracht werden. Der Verf. hat bei eignem Verſuche dieſe angebliche Eigenſchaft nicht wahrgenommen, wohl aber das Wildbret des alten Vogels hart und zähe, das des jungen hingegen mürbe und wohlſchmeckend gefunden.

Die Eier werden im Norden für Leckerbiſſen gehalten, deshalb mit Lebensgefahr vom gemeinen Manne aufgeſucht und gut verkauft.

Der dunenartig befiederte Balg ſoll im hohen Norden zur Winterkleidung dienen. Bei uns ſind die Dunenfedern zur Bettfüllung vortheilhaft verwendbar.

§. 7.

Die Lachmeve (Larus ridibundus, *Leisler*, rothfüßige und ſchwarzköpfige Meve, Mohrenkopf) *) bringt

*) *Temmink* Man. d'ornith. p. 504; Bechſteins Jagdzool. S. 868; Winckells Handb. f. J. (1ſte Aufl.) II. S. 757. §. 8.

den Sommer in Teutſchland und überhaupt im nördlichen und nördlichſten Europa, auch in Nordaſien und Amerika, den Winter aber im Süden zu, wohin ſie im Auguſt, September und Oktober die Herbſtreiſe als Zugvogel, in zahlreichen Flügen vereinigt, antritt. Im März und April kommt ſie bei uns wieder an *). Im Sommer lebt ſie überall faſt ausſchließlich am ſtillen Gewäſſer; auf dem Zuge beſucht ſie die Flüſſe; im Winter begibt ſie ſich an die Meeresküſten.

Naturelleigenthümlichkeiten. Immer, ſelbſt in der Brütezeit, ſieht man am Tage im nördlichen Teutſchland eine große Menge, in Thüringen und Franken einzelne Exemplare dieſer Vögel über und an den Gewäſſern, wo ſie ſich aufhalten, in der Luft, die ſie mit ihrem heiſeren unangenehmen Locklaut (welcher, nach Naumann, wie Kriäh! ertönt und mit einem kreiſchenden Irrkirrr, treck, keck, eck! dann vorzüglich abwechſelt, wenn ſie am Ufer ſitzen), erfüllen; bald im raſchern, bald im langſameren Fluge herumſchweben. Nur Hunger bringt ſie zur Ruhe; denn wenn dieſer ſie quält, fallen ſie auf dem Waſſer, auf näſſigem Boden und auf friſchgeackerten Feldern ein. Schaarenweiſe ſtehen ſie auf, ſobald ſie die Annäherung eines Menſchen wahrnehmen und umſchweben ihn in der Brütezeit und wenn ſie Junge haben, ängſtlich ſchreiend. Raubvögel und Raubthiere verfolgen ſie unabläſſig, bis ſelbige ſich entfernen.

Neidiſch auf jedes Nahrungsmittel, das ihnen andere Waſſervögel (vorzüglich wilde Gänſe und Enten) entziehen könnten, necken ſie die an ihren gewählten Aufenthaltsorten einfallenden, auf ſelbige herabſtechend, ſo lange, bis dieſe, mehr aus Ueberdruß als aus Furcht, ihnen Platz machen. Daher kommt es, daß auf Teichen, wo Meven häufig ſich eingewohnt haben, wenig wilde Gänſekitten und Entenhecken angetroffen werden.

---

*) In Holland bleibt ſie — nach Meyer und Temmink — das ganze Jahr hindurch.

Nahrung. Fiſche, Inſekten, Würmer, Mücken- und Libellenlarven, die ſie nur vom Waſſer, nicht aus demſelben, nehmen; Waſſer- und Uferaas; auch ausgepflügte Engerlinge.

Fortpflanzung. Die aus Schilf, Binſen und dürren Grashalmen beſtehenden Mevenneſter ſtehen an den Teich- und Seerändern, auf Binſenhügeln, die mit Waſſer und Sumpf umgeben ſind. Man findet im April und Mai in jedem drei bis vier olivenbraune, rothgefleckte, oder grünlichgraue ſchwarzgemuſchte, oder ſchmutzigweiße, braun beſpritzte Eier; oft in einem und demſelben Neſte, jedes anders gefärbt. Nimmt man ein Gelege weg, ſo wird es — ob durch das nehmliche Weibchen oder durch ein anderes, iſt nicht ausgemacht — an den nächſtfolgenden Tagen und in demſelben Neſte wieder erſetzt *).

Wenn die Jungen ausgekommen ſind, verlaſſen ſie gleich das Neſt, werden wahrſcheinlich nur in den erſten Tagen von den Eltern mit Aeſung verſorgt, und, wenn auch nicht immer, geführt, doch mit Zärtlichkeit geſchützt. Da alle Paare, die auf einem Gewäſſer hecken, bei anſcheinender Gefahr gleiches Intereſſe haben, ſie abzuwenden; ſo vereinigen ſie auch ihre Kräfte und Bemühung zu dieſem Zweck.

Im Frühlinge, wenn dieſe Meven ankommen, ſtreichen ſie von einem ſüßen, ſchilfigen Gewäſſer zum andern, bis ſie einen ſchicklichen Ort, ihr Geheck zu machen, gefunden haben; hier halten ſie dann mit den Jungen, bis zum Wegzuge, Stand, fallen aber, vorzüglich wenn die Abreiſe herannaht, früh Morgens in großen Schaaren auf dem Waſſer nahe gelegenen näſſigen Lehden, Wieſen und Sturzäckern ein.

Schädlichkeit. Der Schade, welchen ſie der Fiſcherei zufügen, iſt nicht unbeträchtlich, doch wird derſelbe durch den Beitrag dieſer Vögel zur Verminderung der

---

*) Obenſtehende Bemerkungen ſind Reſultate eigner vielfacher Erfahrung, und ganz genauer Unterſuchung des Verfaſſers.

dem Naturhaushalt nachtheiligen Gewürme und Inſekten hinlänglich gedeckt.

Dennoch muß der Jäger alle erdenkliche Mittel anwenden, ſie zu vertreiben und ihnen Abbruch zu thun; denn, wie ſchon oben geſagt, ſind ſie dem Emporkommen der Gänſe- und Entenjagd nicht nur im Wege, ſondern ſie führen, nur einigermaßen geduldet, den faſt gänzlichen Ruin derſelben herbei.

Am beſten wird — wendet der Jäger zugleich alle weiter unten zu erörternde Jagd- und Fangmethoden mit Geſchick an — der Zweck, dieſe unangenehmen Gäſte los zu werden, dadurch erreicht, wenn man die ganze Legezeit hindurch um den dritten Tag die Neſter aufſuchen, dieſe zerſtören und die vorgefundenen Eier wegnehmen läßt.

Benutzung. Das Wildbret der Alten iſt keineswegs übelſchmeckend, aber zähe, das der Jungen zart und ſehr wohlſchmeckend. Auch die Eier ſtehen den Kiebitzeiern wenig nach.

Wenn die Nordländer die Federn zur Bettfüllung verwenden, ſo thun ſie daran ſehr wohl; denn ſie ſind ſchön weich und ſehr dauerhaft. Experto credite Ruperto!

§. 8.

Die kleine Meve (Larus minutus, *Pallas*) *) kennt man bis jetzt als Bewohnerin von Südrußland, Liefland und Finnland. Von dort kommt ſie im Sommer und Herbſte einzeln und in geringzähligen Flügen in das mittlere und ſüdliche Teutſchland, immer aber nur ſelten.

Beſchreibung ſ. in der Einl. S. CCCLXXVIII. Hier noch der Zuſatz, daß beim alten Sommervogel Bruſt und Bauch mit Orangefarbe, die ſich aber nach dem Tode verliert, überlaufen iſt.

Nach Bechſtein (a. u. a. O.) iſt dieſer dem Verf.

---

*) *Temmink* Man. d'ornith. p. 508; Bechſteins Jagdzool. S. 900; Naumanns Vögel Anhang S. 258.

des gegenwärtigen Werkes nie zu Geſicht gekommene Vögel ein Mittelding zwiſchen Meve und Meerſchwalbe. Ueberhaupt mevenartig geſtaltet, gleicht ſie dem Kopf und Schnabel nach (letzter iſt dünn und ſchwach), auch im Betragen, der Meerſchwalbe. Wie dieſe iſt ſie ſcheu und mit ihr gern in Geſellſchaft.

Die Nahrung, welche ſie meiſt fliegend, ſelten ſchwimmend fängt, beſteht aus kleinen Fiſchen, Inſekten und Würmern.

Sie macht ihr Geheck an der Wolga, hochnördlich; muthmaßlich in mehrern Gegenden des arktiſchen Kreiſes.

§. 9.

Mit den bis hierher in Rede befangen geweſenen Meven ſind die Vögel, welche Hr. Temmink von der Gattung Larus getrennt und als beſondere Gattung, Lestris genannt, aufgeſtellt hat, allerdings nahe verwandt. Ornithologen von Gewicht mögen darüber entſcheiden, ob dieſe Trennung und Gattungsvermehrung nothwendig und zweckmäßig ſei.

Der Verf. hielt ſich hinſichtlich der Sumpf- und Schwimmvögel (nach §. 76. der Einleitung) an die Eintheilung des Hrn. Temmink; er glaubte daher, in dieſem Punkt dort eine Abänderung ſich nicht erlauben zu dürfen; um ſo weniger, da jene Gattungstrennung durch alle bei der Temminkiſchen Eintheilung berückſichtigten Gattungskennzeichen hinlänglich begründet erſchien.

Hier, wo die Jagd- und Fangbetriebsmethoden hauptſächlich in Betracht kommen, iſt der Fall anders.

Diejenigen nehmlich, welche auf die Temminkiſche Gattung Larus, als anwendbare ſchon erkannt ſind, oder als ſolche, der Analogie nach, betrachtet werden können, ſtellen ſich im Allgemeinen auch als zweckgemäße zur Habhaftwerdung der in der Temminkiſchen Gattung Lestris begriffenen Federwildarten dar.

Es mögen daher der Beſchreibung jener Habhaftwerdungsmethoden hier nur einige naturgeſchichtliche Notizen

über die Temminkiſchen Lestris-Arten vorangehen. Dieſe Arten ſind:

1. Der Schmarotzer-Labb (Lestris parasiticus, *Temmink*, Larus parasiticus, *Linn.*, Schmarotzer-Meve, Strunt-Meve, Polar-Meve, Mevenbüttel, Struntjäger) *). Er iſt Bewohner der Küſten in den Gegenden des arktiſchen Kreiſes und auf den Hebriden, Orkaden, in Island und Norwegen häufig. Nur ſelten und zufällig kommt er auf die Küſten und Inſeln der Oſtſee, weit ſeltner noch an die Flüſſe und Seen im Innern von Teutſchland und der Schweiz.

Beſchreibung ſ. in der Einl. S. CCCLXXI. Die auf der vorhergehenden Seite aufgeſtellte Charakteriſtik der Gattung Lestris enthält das Weſentlichſte über den Habitus und die Nahrung. Er iſt nicht ſcheu und wird durch einen vorgeworfenen todten Fiſch zu unbehutſamer Annäherung verleitet.

Fortpflanzung. Das Weibchen legt — nach Latham — zwei aſchgraue, ſchwarzgefleckte Eier in ein aus Gras und Moos auf erhabenen Küſtenſtellen kunſtlos verfertigtes Neſt.

Nach Hrn. Profs. Langsdorf Mittheilung iſt das Neſt auf den noch ſehr wenig bekannten Inſeln St. Georg und St. Paul N. N. weſtlich von Unalaska gefunden worden; nach Latham auf den Hebriden und Orkaden in Haidgegenden.

2. Der Pomarin-Labb (Lestris Pomarinus, *Temmink*). Auch er gehört den Gegenden des arktiſchen Kreiſes an. Nach Temmink kommt er je zuweilen zufällig an den Küſten von Frankreich und Holland vor und wird nur durch Sturmwinde tiefer landeinwärts verſchlagen. Auf dieſe Weiſe müßten ſich die Exemplare, von welchen eins in der Schweiz und eins

---

*) *Temmink* Man. d'orn. p. 512; Bechſteins Jagdzool. S. 908. Nr. 60; Winckells Handb. f. J. (1ſte Aufl.) II. S. 753. §. 3.

im J. 1810 am 16. Okt. zwiſchen Offenbach und Hanau erlegt wurde, dorthin ſich verirrt haben, wenn ſie, wie der Verf. aus der Vergleichung der Beſchreibungen, nach welchen die in der Einl. S. CCCLXXXII gelieferte gefertigt iſt, und unter welcher die Schriften, aus denen ſie genommen wurde, angeführt ſind, vermuthet, hierher gehören *).

Auch dieſer Labb iſt nicht ſcheu. Außer den Nahrungsmitteln der vorhergehenden Art nehmen die Vögel der gegenwärtigen auch Inſekten an.

Von der Fortpflanzung iſt nichts bekannt.

3. Der Felſen-Labb (Lestris crepidatus, *Temmink*, Larus crepidatus, *Linn.*, Felſen-Meve, ſchwarzzehige Meve, Falken-Meve, geſtreifter Strandjäger) **). Er bewohnt die Küſten des baltiſchen Meeres, Norwegen, Schweden und wahrſcheinlich alle nördliche Gegenden, in denen die vorher erwähnten Arten einheimiſch ſind; doch nicht allein die Küſten jener Länder, ſondern auch die Flüſſe und Seen im Innern. Als Zugvogel — vielleicht auch nur zufällig, öfter jedoch als der Schmarotzer- und der Pomarin-Labb — beſucht er meiſt im Herbſt Holland, Frankreich, die Schweiz, die Oſtſeeküſten, und im Innern von Teutſchland — jedoch ſelten — die Oder, die Elbe, den Rhein, den Main, die Fulda u. ſ. w. Am letztgedachten Fluſſe, bei Kaſſel, wurde am 2. Okt. 1805 ein Vogel dieſer Art lebendig gefangen.

Beſchreibung ſ. in der Einl. S. CCCLXXXIII.

Auch dieſer Labb gehört nicht zu den ſcheuen Vögeln. Im Fluge bewegt er ſich, nach Naumann, in einer großbogigen Schlangenlinie, auf dem Lande nicht hoch in der Luft und mitunter ſo tief, daß er mit den Flügeln faſt den Boden berührt, über dem Waſſer in der Höhe ſchwebend und langſam die Stelle verlaſſend.

---

*) S. die in der Einl. S. CCCLXXXIII angezeigten Schriften.

**) *Temmink* Man. d'ornith. p. 515; Bechſteins Jagdzool. S. 903.

Kleine Fiſche ſind auch ſeine Lieblingsatzung; aber zu ungeſchickt, ſie ſelbſt zu fangen, verfolgt er, wie die übrigen Labbs, Meven und Meerſchwalben ſo lange und hartnäckig, bis ſie Fiſchchen, die ſie für ſich gefangen hatten, aus dem Schnabel fallen laſſen oder aus dem Schlunde wieder ausſpeien; dann erſt eignet er ſich ſie an. Außerdem verſchmäht er auch Inſekten, Würmer und Gehäusſchneckchen nicht. Unter den letztern ſcheint er die blaue Kräuſelſchnecke (Helix janthina), wo ſie ſich findet, vorzugsweiſe zu verſchlingen und davon der Abgang dann rothgefärbt zu ſeyn *).

Das Weibchen legt zwei bis höchſtens vier hellroſtfarbene, ſchwarzgefleckte Eier in ein aus Moos und trockenem Graſe kunſtlos gefertigtes Neſt, unfern des Meeresufers.

§. 10.

Aus den naturgeſchichtlichen Erörterungen, welche in den vorliegenden §§. des gegenwärtigen Kapitels enthalten ſind, ergibt ſich, daß die zur Temminkiſchen Gattung: Lestris (Labb), gehörigen Vögel eigentlich nicht zu den ſchädlichen gehören; denn eines Theils rauben ſie nicht ſelbſt, ſondern werden an (Fiſch-) Räubern erſt wieder zu Räubern; andern Theils ſind ſie auch weder ſo unruhig noch ſo arge Schreihälſe und Necker anderer, den Jäger mehr intereſſirender Waſſervögel, wie die zur Temminkiſchen Gattung Larus (Meve) zu rechnenden Federwildarten.

Der Zweck des Jagd- und Fangbetriebes bei den bekannten drei Labbarten iſt daher, in ſo fern dieſe Vögel an ſich zu den ſeltenen gehören, auch in der Naturgeſchichte derſelben noch nicht alles im Reinen iſt, ein rein ornithologiſcher und eben darum ein vom ächten Weidmann und Weidwerksliebhaber nicht aus den Augen zu verlierender.

In Rückſicht auf ſämmtliche Arten der Temminkiſchen Gattung Larus (Meve) hingegen ſoll und muß

---

*) Meyers Taſchenb. II. S. 494.

den Jäger und den Jagdberechtigten, außer jenem ornithologiſchen Zweck, noch ein ökonomiſcher zum emſigen Jagd- und Fangbetriebe lebhaft anreizen. Denn abgeſehen von dem an ſich nicht bedeutenden Vortheil, welchen die nutzbaren Theile gewähren; abgeſehen ſelbſt von der ſchon mehr zu beachtenden abſoluten Schädlichkeit des größern Theiles der zur beſagten Gattung gehörigen Federwildarten für den Naturhaushalt: ſo darf doch die relative Schädlichkeit aller Arten dieſer Gattung ſchlechterdings nicht unbeachtet bleiben, welche durch die von ſteter Unruhe der Meven bei Tag und Nacht, von dem dabei ſtattfindenden gräulichen und ununterbrochenen Geſchrei und von der Neckerei, mit welcher ſie alle andere, in ihrer Nachbarſchaft ſich aufhaltenden Waſſervögel unausſtehlich quälen, abhängigen, höchſt nachtheiligen Einflüſſe auf Sumpf- und Waſſerjagd im Allgemeinen, im Beſondern aber auf die Gänſe- und Entenjagd, ſich beurkundet. Dies zum Vorworte zu der Beſchreibung der als mit Vortheil anwendbar erkannten, oder doch der Analogie nach dafür zu haltenden Jagd- und Fangbetriebsweiſen.

§. 11.

Folgende Jagdbetriebsmethoden ſind dem Verf. bekannt geworden:

1. Das Anſchleichen hinter Teichdämmen und Wällen, in Gräben und Vertiefungen, oder hinter dichtem Gebüſch. Es findet bei allen Meven, wenn ſie auf dem Zuge begriffen ſind, von der Lachmeve aber während der ganzen Zeit ihres Aufenthalts in unſern Gegenden nur am frühen Morgen ſtatt; indem ſie alle bei und gleich nach Sonnenaufgang der Ruhe wegen, die Würmer und Inſekten freſſenden Arten aber auch der Nahrung wegen, am Rande der Gewäſſer, oder auf benachbarten Weideplätzen und Sturzäckern einfallen und daſelbſt — meiſt nur auf kurze Zeit — verweilen. Unter Anwendung der übrigen, bei allen Schleichjagden nöthigen, bekannten Vorſichtsregeln muß hier auch auf guten Wind beſondere Rückſicht genommen werden. Bei den Labbs, die an

ſich nicht ſcheu ſind, immer nur einzeln vorkommen und öfter ſich niederlaſſen, iſt große Vorſicht nicht nöthig, doch für den immer räthlich, der ein nicht ſehr ſcharfes Auge hat, oder der nicht ganz genauer Vogelkenner iſt, weil ſonſt Verwechslung eines Labb mit den größern Meven, die ſehr ſcheu ſind, machen könnte, daß ein auch rarer Vogel letzter Gattung entkäme, der bei größerer Behutſamkeit hätte können erlegt werden *).

2. Höher am Tage, wenn die Meven wieder zu ſchwärmen angefangen haben und dann immer, wenn ein Theil von den einen Teich gleichſam inne habenden am Ufer oder am ſumpfigen Rande Ruhe hält, während der andere ſchreiend umherfliegt, gelingt das Anſchleichen nicht mehr; eher noch, doch auch nur ſelten, ſucceſſive Annäherung ſeithalben mit dem Schießpferde **).

3. Während der Lege- und Brütezeit und bis dahin, wo die Jungen flugbar geworden ſind, kann man in der Suche mit dem Hühnerhunde an den Heckſtätten alte Lachmeven jederzeit ſchießen, indem dieſe in der Nähe der Neſter Hund und Jäger unablässig umſchwärmen, auch öfters auf erſteren ſtechen. Eben ſo verhält es ſich

4. bei der Suche oder bei dem Treiben nach jungen oder Mauſerenten oder nach jungen Graugänſen. Gelegentlich können da alte Lachmeven und junge flugbare, einzeln im Fluge, nicht ganz flügge Junge, die ſich, von Menſchen und Hunden aufgeſchreckt, in Schaaren zuſammenziehen, und in dicht gedrängten Haufen aus dem Schilfe herausſchwimmen, dutzendweiſe auf einen Schuß erlegt werden, beſonders wenn der Jäger, wo er die Annäherung einer ſolchen Schaar an der weit ausgebreiteten Bewegung der Schilfſtengel gewahrt, in Zeiten — wie dies bei jeder Waſſerjagd in ähnlichem Falle geſchehen ſoll — ſich ſchußfertig hält.

---

*) Dieſe Behutſamkeit iſt jederzeit rathſam, wenn man nicht vollkommene Ueberzeugung davon hat, daß es deren nicht bedarf.

**) Kaum je mit dem Schilde — wie in der erſten Ausgabe geſagt worden iſt.

5. Gibt es noch eine auf alle Mevenarten mit großem Vortheil anwendbare Jagdbetriebsweiſe. Nachdem nehmlich am Rande der Gewäſſer, wo Lachmeven den Sommer über oder Zugmeven anderer Arten für den Moment, oder wieder andere Arten auf kürzere oder längere Zeit im Spätherbſt und Winter ſich aufhalten, eine in die Erde vertiefte Schießhütte, gerade ſo wie die Brachvogelheerdhütte erbaut und eingerichtet, auch vorn und in der Decke nicht zu enge Schießlöcher eingeſchnitten worden, feſſelt man in gehöriger Entfernung von den vordern Schießlöchern einige Lockvögel an, wozu die Lachmeve und die Sturmmeve *), weil dies die ärgſten Schreihälſe ſind, am beſten ſich eignen. Dann begibt man ſich in die Hütte. Sobald die Lockvögel andere Meven in der Umgegend gewahren, werden auch ſie laut. Wenn jene dieſen Locklaut vernehmen, eilen ſie ſogleich herbei, umſchweben die Lockvögel in ſchußmäßiger Höhe, oder fallen in deren Nachbarſchaft ein. Im erſten Falle werden durch das Deckenloch der Hütte im Fluge, im andern durch das Vorderloch im Sitzen, vom geübten Schützen in kurzer Zeit mehrere, zuweilen auch rare Zugmeven erlegt.

6. Liegt während der Zugzeit ein Lachmevenflug auf einem nicht allzubreiten Gewäſſer; ſo ſtelle man ſich in gutem Winde und vorſichtig verborgen — nur nicht allzunahe — ober dem Fluge an; laſſe es dann — wo möglich am jenſeitigen — eine andere unterhalb des Flugs angeſtellte Perſon langſam demſelben ſich annähern. Schwimmend oder fliegend kommen die rege werdenden Meven dem Schützen nahe genug, um mit Schrot Nr. 4 erſten Falls drei bis ſechs Stück auf einen Schuß

*) Oben genannte Meven — Alte und Junge — gewöhnen ſich bald und leicht an den eingeſchränkten Zuſtand, wenn man ihnen anfänglich in Milch oder Waſſer gequelltes altbackenes Weißbrot mit kleingeſchnittenen Regenwürmern untermengt, zum Futter gibt. Späterhin begnügen ſie ſich mit kleinwürflich geſchnittenem Brot, nehmen auch zerſchnittenes Gedärm von zahmen Hühnern und Haustauben, lieber aber Gewürm, Waſſerinſekten und Fiſchchen zuweilen an. An friſchem Waſſer darf es ihnen aber nie fehlen.

im Sitzen erlegen, letzten Falles, wo ſie oft ſcheu in die Höhe ſtreichen, jedoch durch ein in die Luft geworfenes, weißes Sack, (Schnupf,) Tuch — welches von ihnen für ein Flugglied gehalten werden mag — getäuſcht, heranellen, über dem Afterkumpan herumſchweben, und vom Jäger, aus ſeinem Hinterhalte, mit oder ohne Erfolg, im Fluge mit dem Schuſſe begrüßt werden zu können.

7. Wenn die Meven vorher noch nicht beſchoſſen worden ſind; ſo halten ſie, auf befahrenem Waſſer, zuweilen auch vor dem Kahne (Schellig) aus, wenn die Annäherung in gutem Winde und ſeithalben bewirkt wird *).

§. 12.

Fangmethoden.

1. Junge unflugbare Lachmeven werden auf Seen und Teichen, wo dergleichen ausgekommen ſind, bei der Jagd nach jungen und Mauſerenten von den Hunden in Menge, mehrere auch von den Treibern erhaſcht.

2. Nach Bechſtein **) gehen Meven leicht an die mit einem Fiſchchen beköderte Angel. Ohne Zweifel muß das Köderfiſchchen, vermittelſt einer Vorrichtung mit Kork und Federſpule, ganz nahe unter der Oberfläche des Waſſers erhalten, das hintere Ende der Schnur aber am Ufer an einem Hakenpflöckchen befeſtigt werden.

3. Nach eben dieſem Schriftſteller ***) ſoll der Fang luſtig — dann auch erfolgvoll — ſeyn, wenn man aus zwei dünnen, 1½' langen Spänen ein Kreuz macht, in der Mitte ein Fiſchchen anbindet und Leimruthen daneben ſteckt. Hiernächſt — ſo vermuthet der Verf. des vorliegenden Werkes — das an einem Bindfaden und, vermittelſt deſſelben, am Ufer befeſtigte Kreuz auf den Waſ

*) Die Mittheilung der beiden letzterwähnten Jagdmethoden verdankt der Verf. gleichfalls ſeinem Freunde, dem Hrn. Forſtrath Fiſcher in Karlsruhe.

**) S. deſſen Handb. der Jagdw. I. 2. §. 1750.

***) ebendaſ. §. 1760.

ſerſpiegel hinausſchiebt. Die herumſchwärmende Meve ſoll, ſobald ſie den Fiſch erblickt, auf denſelben herabſtechen und an den Leimruthen kleben bleiben.

Aus Erfahrung kennt der Verf. weder dieſen, noch den vorhergehenden Mevenangelfang. Mit dem letztern hat er, als mit einem vielfältig angerühmten, bei wilden Enten mehrmals Verſuche gemacht, aber — ſtets ohne Erfolg. —

4. Die Meven gehören in vorzüglichem Grade zu den geſelligen und eben ſo zu den ſehr kecken Vögeln. Hierauf gründet ſich die Vermuthung des Verf., daß ſie auf einen Heerd, welcher die ganze Einrichtung des Sumpfheerdes (ſ. Kap. 21.) haben, mit Lach- und Sturmmeven beläufert ſeyn und an den ſumpfigen Rändern der Mevenaufenthalts- und Einfallsgewäſſer geſtellt werden müßte *), gut und häufig eingehen möchten.

Auch iſt mit Wahrſcheinlichkeit anzunehmen, daß Meven — wie mehrere Sumpfvögel — in den Entenſchlaggarnen gefangen werden können, wenn Lockvögel dieſer Art auf der Fangſtätte angefeſſelt werden (ſ. K. 29.).

5. Junge Lachmeven könnten vermittelſt der Waſſergarne, von deren Beſchaffenheit und Anwendung im 29ſten Kapitel — wilde Ente — Rede ſeyn wird, in Menge gefangen werden, wenn bei Gelegenheit des Treibens nach jungen Mauſerenten der eine Flügel jener Garne dicht am Schilfrande längs der Waſſerblänke, der andere Flügel quer durch das Schilf bis an das Ufer des Teichs, vor dem Beginn des Treibens fangbar aufgeſtellt, während deſſelben aber das Ausnehmen und Tödten der in den Garnen eingegangenen Enten und Meven von den vorſtehenden Schützen möglichſt geräuſchlos und ſchnell beſorgt würde.

*) Daß die Wände aus verhältnißmäßig ſtarkem Garne verfertigt werden müßten, verſteht ſich von ſelbſt.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Von den wilden Gänſen (Anseres, *Meyer.*)

§. 1.

Weidmänniſche Ausdrücke: Latſchen oder Ruder werden bei den Gänſen, wie bei allen Waſſervögeln, deren Zehen durch eine ganze Schwimmhaut mit einander in Verbindung ſtehen, dieſe den eigentlichen Fuß bildenden Theile genannt.

Kette (Kitte) iſt der Sammelname für die Glieder eines und deſſelben Gänſegehecks, mit Einſchluß des Elternpaares, auf ſo lange, als eine ſolche Gänſefamilie an dem Heckorte abgeſondert von andern Familien gleicher Art, für und unter ſich allein lebt.

Wenn ſpäterhin am Aufentshaltsorte oder auf der Wanderung einige wenige Ketten bis zur nächſten Paarzeit ſich zuſammenhalten, ſo wird dieſe geringzählige Geſellſchaft Flug genannt. Beſteht hingegen unter vielen Ketten ein ſolcher geſelliger Verein, ſo daß die Geſellſchaft zahlreich iſt, ſo wird ſelbige mit dem Sammelnamen Schaar belegt.

§. 2.

Linné ſtellte unter ſeiner Ordnung Schwimmvögel (Anseres), in der Gattung Ente (Anas), die Schwäne, Gänſe und eigentlichen Enten zuſammen. Ein Gleiches geſchah von Latham, Bechſtein, Cuvier, Dumeril, Oken u. A. m. *). Andere nicht

*) Vergl. Einl. §. 72. Ordn. 3. A. Gatt. 1. §. 75. Ordn. 13. B. Gatt. 13. §. 77. Kap. 2. Abth. 3. Gatt. 13. §. 78. Tab. D. Gatt.

weniger treffliche Ornithologen neuerer Zeit — unter andern Meyer und der leider! verſtorbene Illiger, ſelbſt Bechſtein (einſt) *) — fanden es natürlicher, die Schwäne und Gänſe von den Enten zu trennen und die Linnéiſche Gattung Ente (Anas) in drei Gattungen zu zerfällen, nehmlich: a) Schwan (Cygnus), b) Gans (Anser) und c) Ente (Anas).

Späterhin (1812) erklärte Hr. Bechſtein im dritten Theile ſeines ornithologiſchen Taſchenbuchs, S. 588, „daß er, nach genauer Erwägung, es für beſſer halte, mit Linné nur eine Gattung anzunehmen, und die Abweichungen in drei Familien zu bringen, wovon die erſte die Schwäne, die zweite die Gänſe, die dritte die eigentlichen Enten umfaſſen, von dieſen die letzte aber noch abgetheilt werden müſſe, in Enten a) mit einer Flügelhaut am Hinterzeh, b) ohne eine ſolche.“ Bechſtein gründet ſeine Meinung darauf, „daß die verſchiedenen Arten der vorbeſagten drei Abtheilungen zu ſehr in einander laufen, um eine beſtimmte Grenzlinie finden zu können; ſo ſei z. B. der Schnabel des Sing- oder ſchwarzſchnäbligen Schwans (Cygnus melanorhynchus, *Meyer*) dem Entenſchnabel ganz ähnlich.“ Dieſer Meinung iſt auch Temmink, nach deſſen Man. d'orn. d'Eur. p. 521 (Remarque). Der Verf. hat die ſeinige in der Einl. S. CCCLXXXVII ausgeſprochen.

§. 3.

Die Graugans (Anser cinereus, *Meyer*, Anas anser ferus, *Linn.*, gemeine wilde Gans, heimiſche wilde

---

85; Dumeril's analyt. Zool. überſetzt von Froriep, S. 68. Nr. 43. Gatt. 2; Okens Zool. Abth. 2. S. 548. Gatt. 4.

*) S. Meyers Taſchenb. II. Syſtematiſches Verzeichniß S. XI. Gatt. 68, 69, 70; Illigers Einth. der Säugthiere und Vögel in Bechſteins Jagdzool. S. 66. Ordn. VII. Gatt. 134, Ente, 135. Gans; Bechſteins ornithol. Taſchenb. II. S. 404. Anmerkung und deſſen Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) IV. S. 814.

Gans, März- und Heckgans) *) iſt als Zugvogel durch ganz Europa, im Sommer aber und während der Heckzeit meiſt nur in den nördlichen Ländern deſſelben verbreitet. Sie bewohnt gleichfalls den Norden von Aſien und Amerika.

In Teutſchland wird ſie das ganze Jahr hindurch angetroffen, hält aber nur während der Paar- und Heckzeit Stand, außerdem iſt ſie ein Strichvogel, d. h. ein ſolcher, der ſeinen Aufenthalt von Zeit zu Zeit verändert; denn außer der Paarzeit halten ſich oft große Schaaren zuſammen und von dieſen macht immer eine der andern Platz. Auch im Winter findet man ſie bei uns, dann aber in Geſellſchaft der Saatgans und meiſt in geringerer Zahl als jene.

Die Beſchreibung der Alten findet ſich in der Einleitung, S. CCCXC.

An flugbaren Jungen ſind bis zur erſten Mauſer alle Theile, vorzüglich der Schnabel nnd die Latſchen oder Ruder heller gefärbt.

Zuweilen ſieht man eine weißgeſcheckte, ſelten eine ganz weiße Spielart, oder eine mit ſchwarzer Schnabelwurzel — die auch unter den zahmen Gänſen ſich findet — und, öfter als bei andern Vögeln, Krüppel oder, wenn man will, Monſtroſitäten. Linné ſucht die Veranlaſſung hierzu in den mehrmals bemerkten doppelten Dottern der Eier.

Die Graugans wird für den Stamm der zahmen Gänſe gehalten. Doch zeichnet erſtere ſich immer durch ſchärfere, ſtärker gezähnelte Schnabelränder, durch eine ſchmalere Bruſt und einen mehr zugeſpitzten Hintertheil von der zahmen aus.

Bei dem anſehnlichen Gewicht der großen wilden Gans, welches acht bis zwölf Pfund beträgt, und bei ihren mittelmäßig langen Flügeln iſt es zu verwundern, daß

---

*) Bechſteins Jagdzool. S. 639: Winckells Handb. f. J. (1ſte Ausg.) II. S. 668. §. 3.

ſie ſo leicht von der Erde, bei reiner Luft ſogar bis zu einer ſehr beträchtlichen Höhe ſich erheben *) und nicht nur ſchnell, ſondern auch weit, ohne auszuruhen, fortfliegen kann.

Flüge oder Schaaren, welche des Abends und Morgens nur von einem Gewäſſer zum andern, oder von da aus nach den Feldern hinſtreichen, wo ſie Geäſe zu finden wiſſen, ſteigen nicht gar hoch und machen die kleine Luftreiſe in Unordnung. Anders verhält es ſich, wenn weite Wanderungen unternommen werden; denn da ſcheint, anfänglich wenigſtens, der Patriarch der Geſellſchaft der Anführer zu ſeyn, indem er ſich an die Spitze ſetzt, während hinter ihm je zwei und zwei andere, in immer ſich weiter von einander entfernenden ſchrägen Linien, von denen eine kürzer iſt als die andere, folgen **). Ob Ablöſung des Anführers ſtatt findet, wie bei den Kranichen, iſt nicht ausgemacht, aber wahrſcheinlich; denn daß die vorderſte ihre Stelle wieder einnimmt, wenn der Flug, durch irgend eine Veranlaſſung, in momentane Unordnung geräth, beweiſ't nicht, daß ſie bei eintretender Ermüdung nicht einem andern Schaarengliede die Mühe übertragen ſollte, zuerſt die Bahn in der Luft zu brechen.

Der Gang iſt wie bei der zahmen Gans, langſam und ſchwerfällig, mit einem Worte latſchig, daher vielleicht die weidmänniſche Benennung Latſchen ſtatt Füße.

Ganz ſo ſcheu iſt die Graugans nicht, wie die Saatgans, aber doch vollauf, um, beſonders wenn ſie bei andern ihres Gleichen ſteht, dem Jäger die Annäherung ſehr zu erſchweren; ſo mehr, weil da, wo viele beiſammen liegen, wie beim Kraniche, Wachen ausgeſtellt werden, und weil ſie ſehr ſcharf äuget, wittert und windet.

Ihr Kiekkak! ertönt faſt jedesmal, wenn ſie einzeln, oder in einem Fluge mit andern vereinigt, durch

---

*) Bei dicker, naſſer Luft zieht ſie tief.

**) Iſt der Flug nicht zahlreich, überſteigt er die Zahl von zwölf nicht, ſo fliegen die Glieder deſſelben faſt immer nur in einer ſchrägen Linie.

Veranlaſſung von außen her, oder aus eignem Antriebe, aufſteht. Findet man mehrere beiſammen, auf dem Felde oder in und am Waſſer, ſo vernimmt man einen andern Laut, welchen man faſt für ihre Sprache zu halten geneigt ſeyn möchte. Er wird ſo ziemlich treffend durch K ă k, K ă k, K å k, K ă k! (das a etwas in o gehalten) verſinnlicht werden können. So einförmig nun auch die Unterhaltung ſeyn mag, ſo läßt es doch die ganze Geſellſchaft ſich gar ſehr angelegen ſeyn, ſie faſt ohne Unterbrechung fortzuſetzen. —

Daß die wilde Gans ein ziemlich hohes Alter erreichen könne, läßt daraus ſich folgern, weil das Wildbret vieler kaum durch Baize und andere Künſte der Köche mürbe zu machen iſt. Solche Greiſe zeichnen ſich immer durch viel dunklere Farbe am Schnabel und an den Ständen aus; paaren ſich, wie die vom mittleren Alter, gleich zu Anfange des Frühlinges, doch ohne ein Geheck zu machen; auch bleibt bis zum Herbſte das Männchen beim Weibchen. Jederzeit fliegt letzteres voraus, wenn ein Paar aufſteht. Die Paarung der meiſten einjährigen Gänſe erfolgt faſt immer vierzehn Tage bis drei Wochen ſpäter wie bei åltern, alſo erſt zu Anfange des Monats April. Ehe es dahin kommt, fallen viele lärmende Zänkereien und Schlägereien zwiſchen den Männchen *) vor. Muth und Stärke erwerben dem Männchen den Beſitz eines Weibchens, welches bald nachher in das in Sümpfen, Teichen und Land-

---

*) Abgeſchlagene vereinzeln ſich oft und fallen dann nicht ſelten bei zahmen Gänſen ein, um da den Begattungstrieb zu befriedigen. Ich fand einſt einen ſolchen Eheſtandskompetenten mitten in einem Dorfe, auf einem Bach, unter vielen zahmen Gänſeweibchen, ſchoß im Fluge darauf mit Schrot von Nr. 4 und hörte auch deutlich Schrote anſchlagen. Die wilde Gans zog fort bis hinter das Dorf, wo ſie auf dem nehmlichen Bach wieder einfiel. Hier fand ich Gelegenheit, mich abermals hinanzuſchleichen und gab ihr den zweiten Schuß, indem ſie etwa ſechzig Schritt vor mir aufſtand. Nichts weniger als krank, zog ſie wieder zurück auf den erſten Platz, und ließ ſichs gemüthlich bei den zahmen ſeyn, bis ſie mich gewahrte und nun zum andernmale dahin flog, wo ich das letztemal Feuer auf ſie gegeben hatte. Aergerlich ging ich nach Hauſe, holte die Büchſe, und ſchoß ſie mit dieſer im Sitzen endlich todt. Dieſer Fall gehört zu den ſeltenen.

ſeen auf einer erhabenen, trocknen Stelle, oder auf erlenen alten Stöcken, kunſtlos aus Schilf und Binſenſtengeln zuſammengelegte, mit Gänſefedern leicht ausgefütterte Neſt, nach und nach bei uns mehr nicht als vier bis ſechs Eier *), die denen der zahmen Gänſe an Geſtalt ganz gleich, und weiß, faſt unmerklich ins Grünliche ſpielend, gefärbt ſind, legt. Sie werden vom Weibchen allein in vier Wochen ausgebrütet, während welcher Zeit das Männchen in der Nähe des Neſtes Wache hält, auch jedesmal das Weibchen begleitet, wenn es der Aeſung halber auf kurze Zeit ſich entfernt.

Die erſten 24 Stunden nach dem Ausſchlüpfen werden die mit graugelblichen wolligen Boſen bedeckten Jungen im Neſte von der Alten gehübert (gehudert) und dann ins Waſſer und auf Plätze geführt, wo junges Gras ſteht, welches ſie gleich zu weiden anfangen. Nachts gehen ſie wieder ins Neſt und hier nimmt ſie die Mutter, bis ſie etwa vierzehn Tage alt ſind, unter die Flügel; immer aber bleibt der Vater noch in der Nähe, um Weib und Kinder gegen Raubthieranfälle zu vertheidigen. Späterhin, wenn die Jungen ſtärker werden, ſitzt die ganze Kette (Familie) auf einem hinlänglich großen, trocknen, mit Waſſer umgebenen Platze, oder im dickſten Schilfe immer dicht beiſammen, wenn ſie nicht im Waſſer oder auf dem Lande Nahrung ſucht.

Zwei volle Monate vergehen, ehe die Jungen flugbar werden. Für den Jäger iſt es bemerkenswerth, daß in den letzten fünf bis ſechs Tagen, ehe dies der Fall iſt, die Schwungfedern ungemein ſchnell wachſen, ſo daß, wenn heut eine junge wilde Gans ſich durchaus noch nicht heben kann, ſie vielleicht in drei Tagen ſchon eine halbe Stunde weit, und noch weiter in einem Zuge fortzufliegen vermag **).

---

*) Andere Schriftſteller ſetzen die Zahl derſelben auf acht bis vierzehn Stück. Der Verf. hat nie mehr als ſechs Junge in einer Kette beiſammen geſehen, und Männer, die an Orten leben, wo ſtets wilde Gänſe hecken, beſtätigten oft durch ihr Zeugniß dieſen Erfahrungsſatz. Dieſer ſchien daher zur Herabſetzung der Eierzahl zu berechtigen.

**) Ein ſicheres Merkmal, daß vollkommene Flugbarkeit ganz nahe ſei,

Die Mauſerzeit der Alten erfolgt gewöhnlich im Monat Junius (doch hat der Verf. im J. 1804 eine noch nicht völlig ausgemauſerte Gans gegen Ende des Monats Julius geſchoſſen); bei den Jungen ſoll ſie erſt zu Ende des Monats Auguſt beginnen und bis zum Spätherbſte dauern.

Im Frühlinge vor der Paarung fallen bei uns Schaaren von zwei hundert und mehr Stück an den ſandigen Ufern der Flüſſe, auch auf großen Landſeen und Teichen ein, und ſchwatzen, bis die Männchen ſich zu ſtreiten anfangen, freundſchaftlich mit einander, und zwar ſo laut, wie dies in gewiſſen menſchlichen Geſellſchaften der Fall iſt (ſicher aber weniger médisant!) Weiterhin lebt jedes Paar friedlich, vom Monat Mai an jede Kette unzertrennlich beiſammen; jedes unbeweibte Männchen aber, wenn es bei uns verweilt, vereinzelt und traurig Tag und Nacht in ſchilſigen Seen, Teichen und Sümpfen. Nur gegen Abend und frühe mit Tagesanbruch geht Alles der Nahrung nach.

Erſt wenn der Hafer gehauen iſt, und auf Schwaden liegt, bilden ſich nach und nach immer ſtarkzähliger werdende Flüge, und bleiben bis zur folgenden Paarzeit beiſammen.

Im zeitigen Frühlinge, wie im Spätherbſte, liegen die nun zu Schaaren angewachſenen Flüge zur Nachtzeit und einen Theil des Morgens auf oder an den Gewäſſern, dann ſtehen ſie zuſammen auf und fallen da ein, wo ſie Geäſe zu finden wiſſen; in den erſten Nachmittagsſtunden trifft man ſie oft wieder am Waſſer; um drei Uhr etwa abermals auf den Feldern; Abends kommen ſie zur gewohnten Ruheſtätte zurück.

Im Winter bringen ſie den ganzen Tag auf den Saatäckern, die Nacht an offenen Stellen der Flüſſe zu.

---

iſts, wenn man bemerkt, daß gegen Abend oder Morgens in der Frühe auf der Waſſerblänke herumſchwimmende junge Gänſe mit dem Vordertheile möglichſt ſich erheben und oft und ſchnell mit den Flügeln ſchlagen.

Bei ihrem Hin- und Herſtreichen halten ſie gewiſſe Stunden, die ſich der Jahreszeit nach abändern, und faſt immer nehmen ſie denſelben Zug. Dies iſt für den Jäger merkwürdig.

Im Frühlinge beſteht die Nahrung der Graugänſe in grünem Getreide und friſch ausgeſäeten Körnern, vorzüglich fallen ſie die Erbſenfelder an; grüne Rübeſaat (Reps) nehmen ſie zu dieſer Zeit nur dann an, wenn die jungen Triebe auszuſchlagen anfangen. Späterhin, wenn ſämmtliche Getreidearten zu ſchoſſen anfangen, ſchränkt ſich das Geäſe auf junges Spitzgras, Sumpfgräſer und junge Kleeblätter ein. Wenn die Ernte des Sommergetreides anfängt, wird ihr ſehr ſtarker Appetit durch Hafer, Gerſte und Erbſen geſtillt; im zeitigen Herbſte durch ausgeſtreute und aufgehende grüne Winterſaat; weiterhin und im Winter durch grünes Getreide und vorzüglich durch grüne Blätter der Winterrübeſaat (Raps).

Das eben Geſagte beweiſ't hinlänglich, daß dieſe Federwildart in Gegenden, wo ſie häufig einfällt und verweilt, beträchtlichen Schaden anrichten müſſe. Doch iſt derſelbe ſo groß nicht, wie Naumann in ſeiner Naturgeſchichte der Land- und Waſſervögel ihn angibt.

Dieſer Schriftſteller ſagt nehmlich *): „Man habe auf Feldern, wo die wilden Gänſe ſtark anfallen, zuweilen kaum den halben Samen geerntet, und in der Nähe einiger großen Teiche im Anhalt-Zerbſtiſchen könne ſchlechterdings nichts als die Kartoffel gebauet werden."

Ich habe die meiſte Zeit meines Lebens in den Anhaltiſchen Landen zugebracht, habe oft die Jagd nach jungen und alten Graugänſen auf dem Heidebruchteiche und auf dem Padätzer Teiche bei Zerbſt (dem größten unter allen dort befindlichen, mit betrieben; ich bin Zeuge geweſen, daß in der Nähe von Deſſau und im Köthenſchen, auch in mehreren Gegenden Sachſens, viele tauſend wilde Gänſe auf den Saatfeldern lagen und

*) Th. III. S. 231.

ſich äſeten; aber Mißernten habe ich dadurch nicht entſtehen ſehen; ich kann ſogar behaupten, daß ganz nahe am Padätzer Teiche Früchte aller Art oft ſo gut ſtehen, als man es nach der dortigen Bodenbeſchaffenheit verlangen kann.

Deſſen ungeachtet gebe ich willig zu, daß es Pflicht des Jägers iſt, den wilden Gänſen zu allen Zeiten ſo viel Abbruch als möglich zu thun. Jedes mir bekannte Mittel zu dieſem Zweck ſoll daher in der Folge treulich angezeigt werden.

Das Wildbret alter wilder Gänſe muß gebelzt werden, oder im Winter lange und ſtark durchfrieren, wenn es genießbar werden ſoll; das der Jungen iſt zart und ſehr wohlſchmeckend. Zeitig eingefangen, gelähmt und in Steigen geſperrt, können ſie, wie die zahmen, mit Gerſte und Hafer gemäſtet, auch genudelt (mit Nudeln geſtopft) werden.

Im Hannöveriſchen wird im Herbſte das Wildbret gekocht, oder gebraten, in Töpfen eingelegt, mit einer ſauern Gallerte (Weißſauer genannt) übergoſſen, den ganzen Winter hindurch aufgehoben, und kalt auf die Tafel gebracht. So liefert es ein ſehr gutes Gericht.

Die großen Schwungfedern ſind zum Schreiben, die kurzen Federn zum Ausſtopfen der Betten, beſſer als die der zahmen Gänſe zu gebrauchen.

§. 4.

Die Saat- oder Moorgans (Anser segetum, *Meyer*, kleine wilde Gans, Schneegans, Bohnengans) *) iſt ein Zugvogel, der auf allen bekannten Theilen der Erde zu ſeiner Zeit gefunden wird. Wenn im hohen Norden von Europa, wo ſie — wie im nördlichſten Aſien und Amerika — den Sommer zubringt und ihr Geheck macht, der erſte Schnee fällt, kommt ſie ſchaarenweiſe oft ſchon im

---

*) Bechſteins Jagdzool. S. 541. Nr. 52; Winckells Handb. f. J. (1ſte Aufl.) II. S. 676.

September nach Teutſchland, überwintert bei uns, vereinigt ſich oft mit den Flügen der Graugans, und zieht, wenn im Februar anhaltendes Thauwetter einfällt, dann ſchon, gewöhnlich aber im März, ihrer nördlichen Heimath wieder zu. In der Regel geſchieht auch dies ſchaarenweiſe, zuweilen aber, wenn der Winter bei uns ſehr lange anhält, paaren ſich viele ſchon hier, und machen die Reiſe dann paarweiſe.

Die Beſchreibung der Alten und Jungen findet ſich in der Einleitung, S. CCCXL.

Sonſt glaubte man, und der Verf. ſtand, wie dies deſſen desfallſige Bemerkung in der erſten Ausgabe dieſes Handbuches (II. S. 677) beweiſt, ſelbſt in dem Wahne, es gebe unter den Saatgänſen Rieſen — faſt von der Stärke (Größe) der Graugans — und Zwerge — bedeutend kleinere Exemplare.

Jetzt iſt es ausgemittelt, daß erſtere wirklich Graugänſe, letztere aber Bläſſengänſe (ſ. Einleitung, S. CCCXCI. Art 6.), die der Saatgans ſehr ähneln, ſind und nur zufällig einer Saatgansſchaar ſich angeſchloſſen haben. Immer liegen jedoch ſolche Fremdlinge in der Geſellſchaft, auf Feldern und Gewäſſern, in einiger Entfernung von den eigentlichen Schaarenmitgliedern.

Die Saatgans iſt einer der allerſcheueſten Vögel und mit den ſchärfſten Sinneswerkzeugen begabt, daher auch ſchwer zu überliſten.

Ihr Flug iſt noch raſcher, und ſie ſetzt ihn auf die Dauer noch länger in einem Stücke fort, als die Graugans.

Der Laut, den ſie ausgibt, iſt zwar dem der Graugans ähnlich, aber etwas höher geſtimmt und oft quiekend *).

---

*) Hr. Bechſtein ſagt darüber in ſeiner Jagdzoologie a. a. O. Folgendes: „Das Geſchrei klingt wie Dadadat! Jüütaaa! Aaarrr! — Beira! Die Gänſin ruft heller: Kickick! — Beijack! Auf dem Zuge, der in einem Dreieck" — eigentlich in einem ſpitzen Winkel — „geſchieht, iſt ein alter Ganſert der Anführer, der mit ſeiner gröbern Stimme: Beiran! — Dadadat! kommandirt!"

Alles übrige, was die Naturgeſchichte dieſer Gans betrifft, ſtimmt, in ſo fern wir es wiſſen können, mit dem im dritten Paragraphen über die Graugans Geſagten überein.

§. 5.

Durch die Lieferung der Naturgeſchichte derjenigen wilden Gänſearten, welche in den Gegenden des arktiſchen Kreiſes den Sommer über wohnen und dort ihr Geheck machen, an die teutſchen Küſten aber nur periodiſch auf dem Zuge und Wiederzuge auf die Flüſſe, Seen und Teiche des Innern aber nur zufällig und ſelten kommen, würden die Grenzen des gegenwärtigen Werkes ohne Nutzen und alſo zur Ungebühr ausgedehnt werden. Auch iſt das, was meiſt durch Reiſende von dem Habitus und von der Fortpflanzung jener hier zu Lande ſelten und meiſt ſchnell durchreiſenden Paſſagiere kund geworden, doch immer nicht ganz zuverläſſig.

Zum Erkennen und Unterſcheiden jeder einzelnen Art von den übrigen aber ſind die Beſchreibungen, welche in der Einleitung von der Schneegans (Ans. niveus, weiße Gans, Hagelſchleckergans), S. 389; von der Bläſſengans (Anser albifrons, Lachs-, Kohl-, weißſtirnige Gans) und von der weißwangigen Gans (Anser leucopsis, Brand-, Nonnen-, Schwalbengans), S. 391, von der Ringelgans (Anser torquatus, Brenk-, Bernakel-, Nonnengans) und von der Rothhalsgans (Anser ruficollis, rothbrüſtige, Möppel-, Mopsgans), S. 392, geliefert worden, hinreichend.

Sonach bedarf es für den teutſchen Jäger nur des Zuſatzes, daß eben genannte Gänſe, wenn ſie hier zu Lande vorkommen und allein — d. h. nicht bei Grau- oder Moorgänſen oder bei Enten — liegen wenig ſchüchtern, zum Theil dummdreuſt ſind. Dennoch verſteht es ſich, daß der Jäger, wenn er einen oder den andern von dieſen bei uns ſeltenen Vögeln gewahrt, möglichſt vorſichtig bei der Annäherung zu Werke gehen muß, um deſſen deſto gewiſſer habhaft zu werden.

§. 6.

Nur die Graugans heckt in unſern Gegenden. Wo dies der Fall iſt, kann unſtreitig dann, wenn die Jungen ihre Flugbarkeit faſt, aber noch nicht vollkommen erreicht haben, die Gänſejagd mit dem meiſten Vortheile betrieben werden, wenn der Jäger dazu den Zeitpunkt genau genug auszuwählen verſteht. Er muß ſich deshalb von der Mitte des Monats Junius an, täglich früh und gegen Abend an den Seen und Teichen, auf welchen Ketten ausgekommen ſind, im beſten Winde und gut verdeckt, ſo anſtellen, daß er die Blänken überſehen kann. Sorglos ſchwimmen Alte und Junge dann da herum. Vorzüglich vom 21ſten des genannten Monats an gebe man genau darauf Acht, ob und wie ſchnell das Wachsthum der Schwungfedern bei letztern zunimmt. Sobald man zum erſtenmale ſieht, daß ſie ſich auf den Latſchen im Waſſer, gleichſam ſtehend, aufrichten und mit den Flügeln ſchlagen, iſt es die höchſte Zeit, binnen 24 Stunden die Jagd anzuſtellen; wohl wird man indeſſen thun, dieſen trüglichen Zeitpunkt nicht ganz abzuwarten, und im Allgemeinen ſind die Tage vom 24ſten bis zum letzten Junius die ſicherſten; nur um einige Tage ſpäter kann darauf gerechnet werden, daß ſämmtliche Ketten entweder ſchon den Heckteich verlaſſen haben, oder bei Wahrnehmung des erſten Geräuſches mit den Alten auf einmal aufſtehen, und der Jagdgeſellſchaft das Nachſehen laſſen.

Soll ein glücklicher Erfolg dieſe Jagd krönen, ſo müſſen ſchon zu Anfange des Monats Junius hin und wieder etwas 6 bis 8′ breite Lieten (Löcken) durch das Schilf gehauen, und an demſelben verdeckte Stände für die Schützen eingerichtet werden *). Daß bei ſolchen Vorbereitungen genau darauf zu achten iſt, um die Schützen bei

---

*) Ich habe auf Teichen gejagt, wo zu dieſem Zweck kleine Inſeln, zum Theil künſtlich angelegt, befindlich, und mit lebendigem Strauchwerk ringsum beſetzt waren. Dieſen nahten ſich die Gänſe immer furchtloſer, als breternen Schießhütten und aus abgeſchnittenem Reiſig verfertigten Schirmen.

der Jagd ſelbſt vor gegenſeitigen Schußverletzungen zu ſichern, verſteht ſich; jeder Jäger weiß, in wie unberechenbaren Richtungen die Schrote auf dem Waſſer abgellen —

An dem zur Jagd beſtimmten Tage — man wählt dazu, wo möglich, einen heitern und ſtillen — wird, nachdem die Schützen auf den Ständen vertheilt ſind, das im Teiche oder See befindliche Schilf und Geſträuch von einer *Liete* zur andern, entweder mit tüchtigen Waſſerhunden abgeſucht, oder beſſer noch, wenn es die Umſtände geſtatten, durch Jagdleute abgetrieben.

Den Jagdtheilnehmern muß es zur Pflicht gemacht werden, ſo lange noch *Gänſe* vorhanden ſind, nicht auf *Enten* zu ſchießen, theils weil man erſtere dadurch ſchüchtern macht, ſo daß ſie nicht gern über die Lieten gehen, theils weil die Jungen der letztern gewöhnlich noch zu ſchwach (klein) zu ſeyn pflegen.

Sobald die Suche oder das Treiben (beides muß ſo angelegt werden, daß die Anſtandsplätze in gutem Winde ſtehen) abgeht, macht jeder Schütze ſich mit ſeiner mit (*Goslariſchem*) Schrot Nr. 3 oder 4 geladenen Flinte fertig, und gibt genau Acht, wo ſich vor der Liete das Schilf zu bewegen anfängt. In dieſem Moment muß er anſchlagen, und Feuer geben, ſobald die Gans mit Hals und Bruſt ſichtbar iſt Beim erſten Treiben, und ſo lange die Ketten nicht beſchoſſen ſind, kommen zuweilen die Alten mit den Jungen gleich heraus, um zu ſichern, und da iſt es mir wohl gelungen, beide Alten oder eine Alte und zwei Junge auf einen Schuß zu erlegen. Sind ſie aber ſchon öfter vor dem Feuer geweſen, ſo kommt gewiß nur *eine* Alte behutſam mit dem Kopfe hervor Vermerkt ſie irgend Unrath; ſo fährt ſie entweder zurück, oder pfeilſchnell und tief unter dem Waſſer, über die Lücke hinweg, die Jungen aber kehren meiſt um. —

Die Jagd wird fortgeſetzt, bis Alles, oder doch das Meiſte aufgerieben iſt. Ich war öfter dabei, daß ſechzehn bis zwanzig Stück in kurzer Zeit erlegt wurden.

§. 7.

Da, wo auf dem Zuge befindliche wilde Gänſe einfallen, ohne ſich lange aufzuhalten *), iſt das nicht neue Mittel, ſie bei der Lockgans zu ſchießen, anwendbar.

Zuvörderſt muß man ſich eine junge Graugans zu verſchaffen ſuchen, ihr die Flügel durch Ablöſung des vordern Gelenks lähmen, und ſie anfänglich wie die zahmen jungen Gänſe, ſpäterhin wie die alten füttern; auch kann man ihr Kartoffeln, Kohl, Rüben, Salat u. dgl. geben.

Ehe der Zug beginnt, läßt man in der Nähe eines von Dörfern entlegenen Gewäſſers, allenfalls auch auf dem Haferſtoppelfelde, ein Loch in die Erde graben, und es ſo, wie beim Brachvogelheerde, überdecken, auch vorn und in der Decke Schießlöcher anbringen. Dann wird, wenn wilde Gänſe zu ziehen anfangen, die mit einem Riemen um den Leib angefeſſelte Lockgans, Vormittags zwiſchen 7 und 9 Uhr, an einer langen Schnur, die an einem vor der Hütte eingeſchlagenen Pflöckchen befeſtigt iſt, angebunden, und ihr am Ufer oder auf der Stoppel, aus Hafer und gequellten Erbſen beſtehendes Futter vorgeworfen.

Wenn der Laut der Zuggänſe aus der Ferne her erſchallt, fängt die angefeſſelte zu locken an; jene eilen dann heran und fallen entweder bei dieſer ein, oder ſchwärmen doch in mäßiger Höhe über ihr herum. Im erſten Falle wird aus dem Loche am Vordertheil der Schießhütte im Sitzen, im letzten aus dem in der Decke befindlichen, im Fluge mit Schrot von Nr. 1 geſchoſſen.

Zugleich finde ich mich durch vielfältige Erfahrung berechtigt, zu bemerken, daß der Schütze, wenn er auch ſonſt nicht daran gewöhnt iſt, beim Flugſchießen vor das Wild zu halten, bei den Gänſen es immer thun muß, wenn er nicht ſehr oft fehlen will. Worauf dieſer Erfah-

*) Wo ſie den Herbſt oder Winter über bleiben, würde dieſe Jagdart nur in den erſten Tagen nützlich, ſpäterhin gewiß erfolglos ſeyn.

rungsſatz ſich gründe, habe ich noch nicht ausmitteln können.

§. 8.

Wo Grau- und Saatgänſe im Herbſt und Winter Stand halten, achte man einige Tage darauf, zu welcher Stunde des Morgens und an welchen Orten ſie vom Waſſer nach dem Felde ſtreichen, und ſtelle ſich, dieſer Erfahrung zu Folge, gut verborgen an; oft wird man in einem Morgen drei, vier Schüſſe im Fluge anbringen können.

Noch mehr richtet man da, wo ſie Abends Weide oder Aeſung halber, oder um zu ruhen, einfallen, auf dem Anſtande aus, vorzüglich im Winter an ſolchen Stellen der Flüſſe, die nicht zufrieren *). Nur muß man ſie erſt wirklich ſich ſetzen laſſen, um vielleicht drei, vier Stück auf einmal zu erlegen. Eine der im vorhergehenden Paragraphen beſchriebenen gleich eingerichtete Erdhütte verbirgt den Schützen am beſten. Auf großen Teichen und Seen lohnt es die Koſten, da, wo die wilden Gänſe Abends ſtark auffallen, auf Pfählen ſtehende Schießhütten im Waſſer ſelbſt bauen zu laſſen, um ſich im Herbſte Abends gegen Sonnenuntergang darin anſtellen zu können.

§. 9.

Liegen Grau- und Saatgänſe auf dem Lande oder am Waſſer; ſo gelingt das Anſchleichen nie, wenn es nicht hinter Teichdämmen und Anhöhen, oder in einem tiefen Graben, beim Schnee aber in weißer Kleidung geſchehen kann. Weder das Schießpferd, noch das Schild und der Wiſch (Strauch-Schirm) wollen ausreichen, um dadurch gedeckt, ſich hinlänglich nähern zu können; allenfalls kommt man damit auf Büchſenſchußweite heran, näher gewiß nicht.

Am wenigſten verdächtig iſt dieſem ſehr ſcheuen Fe-

*) Bei einem meiner Freunde wurden in einem Abende und auf einem Stande ſieben Stück erlegt.

derwilde, der Viehhirt, der Schäfer, der Säemann und die Bauernfrau mit dem Graskorbe. Nimmt man eine von dieſen Verkleidungen an, läßt man im beſten Winde Vieh neben ſich hertreiben, nähert man ſich nicht geradezu, ſondern ſeithalben, nimmt man den Schein an, als beachte man die Schaar gar nicht, und wird dabei das durchaus nicht blanke Gewehr gerade am Leibe herauf gehalten: ſo halten ſie beim erſten und zweiten Annäherungsverſuche allenfalls aus, auch da nicht immer, und öfter ſicher nicht.

§. 10.

Unter den Fangarten, welche ich von vielen beſchrieben, aber nirgends in Anwendung gebracht gefunden habe, ſcheint mir die mit Waſſergarnen auf Graugänſe die ausführbarſte zu ſeyn.

Döbel ſagt von der Einrichtung der Garne und dem Fangbetriebe damit Folgendes:

„Wie die Hühnerſteckgarne, beſtehen auch Waſſergarne aus einem Mittel- oder Ingarne und zwei äußern Spiegelgarnen. Letztere werden mit 12″ von einem Knoten zum andern haltendem Gemäſch, aus ſtarkem Bindfaden ſpiegelig — wie es der Name ſchon zeigt — funfzig Klaftern lang und vier Maſchen hoch; erſteres mit 3″ weitem fangbaren Gemäſch, aus ſtarkem, feſten Zwirn, neunzig Klaftern lang, und achtzehn Maſchen hoch geſtrickt. Dieſe drei Garne bindet man, nachdem die vierzig Klaftern überflüſſiges Ingarngemäſch überall zwiſchen den Spiegelgarnen buſenreich eingeleſen worden, wie die Steckgarne, doch ohne Spieße, gehörig zuſammen, ſchleift oben hörnerne oder knöcherne Ringe ein, durch welche die Hauptleine gezogen wird, und nimmt unten ſämmtliche Maſchen an einer ſchwächern Leine auf, an welcher, wie bei der Fiſcherwathe, lange eiſerne Ringe mit angereiht werden. Um das Garn unten ins Waſſer herabzuziehen, hängt man hier und da an der Unterleine noch Bleigewichte an.“

Nach Befinden, mit einem oder zwei ſolcher Waſſergarne verſehen, begibt man ſich auf Teiche oder Seen,

wo Graugänſe ihr Geheck zu machen pflegen, ehe die Jungen flugbar werden, und ehe die Alten ganz ausgemauſert haben; ſtößt zuvörderſt quer durchs dichtſtehendſte Schilf, hinlänglich lange, oben in Gabeln ausgehende Forkeln ſo tief in den Boden des Teichs, daß wenn die Garne an den Gabeln mit der Oberleine angehängt, und letztere an den Seiten ſtraff angezogen und an ſtarken Pfählen oder Bäumen angebunden worden, eine Maſche der Spiegelgarne unter, die übrigen drei über dem Waſſer ſtehen.

Sodann macht man ein Treiben auf die Garne zu, und fängt ſo entweder alte Gänſe und Enten, die in der Mauſer liegen, oder junge, die noch nicht flugbar ſind.

In Ermangelung ſolcher Garne könnte deren Stelle durch ſehr buſenreich geſtellte Haſennetze vielleicht erſetzt werden.

§. 11.

Mit Hals- und Trittſchlingen *) wird bei Saatgänſen, wie bei Graugänſen, ſelten etwas ausgerichtet; öfter mit Tritt- und Tellereiſen, wenn man im Winter auf von wilden Gänſen beſuchten Rübeſaatäckern einige dergleichen Eiſen auf beiläufig 4′ ins Gevierte haltende Plätze legt, von denen der Schnee rein weggekehrt iſt; dann die Eiſen und die Plätze überhaupt mit Rübeſaat- und Braun- (Blau-) Kohlblättern ganz und gut bedeckt; mehrere eben ſo große Flecke aber als Trugplätze nur vom Schnee entblößt. Die Gänſe nehmen dann auf den Trugplätzen die Blätter der Rübeſaatpflanzen eifrig an, betreten bei der Gelegenheit die Fangplätze, und ſo wird man mitunter einer oder der andern habhaft. Doch gewährt auch dieſe Methode weniger Vortheil durch den

---

*) Halsſchlingen ſind, begreiflicher Weiſe, nur in ſchilfigen, rohrigen Gewäſſern, Trittſchlingen nur auf Aeckern und ſumpfigen Lehden (in Mooren, Brüchern) anwendbar; jene werden daher in den vorher ausgekundſchafteten Schilfgängen ſenkrecht und in die Quere (wie Laufdohnen), dieſe an den beſagten Gänſeeinfallsorten wagerecht — durch verindete Pflöcke gezogen — aufgeſteckt.

Fang, als dadurch, daß die Schaar, von welcher eine Gans in das Eiſen geräth, den Acker, auf welchem ſich dies ereignet hat, ſobald nicht wieder heimſucht.

§. 12.

Der Fang auf einem dazu an Gewäſſern und in Mooren (Brüchern), wo wilde Gänſe einfallen, beſonders eingerichteten großen Heerde kann nicht einträglich genug ſeyn, um den mit der erſten Einrichtung verbundenen Koſtenaufwand zu decken und die auf die Heerdſtellung zu verwendende Mühe und Zeit zu belohnen.

Oft ſehr ergiebig aber und für den Ornithologen beſonders intereſſant iſt der gelegentliche Fang auf Entenheerden — vorzüglich auf dem einwändigen, welcher am Rheine gebräuchlich iſt —, wenn der Entenfänger Lockgänſe unterhält und, nebſt Lockenten, anfeſſelt. Dieſer Fang erſtreckt ſich nicht nur auf Grau- und Saatgänſe, ſondern auch auf alle Teutſchland nur auf dem Zuge beſuchende Arten wilder Gänſe. Nur muß der Entenfänger ſo lange als im Spätherbſte das Waſſer offen bleibt, auch wenn es im Winter offen wird, den Heerd ſtellen, weil die verſchiedenen Arten von Zuggänſen — die Saatgans ausgenommen — erſt im Spätherbſte und im Winter uns beſuchen.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Von den wilden Enten (Anas fera).

---

§. 1.

Das Weibchen wird in der Jägerſprache ſchlechthin Ente, das Männchen Entvogel genannt *).

Die wilden Enten reihen, wenn zu Anfange der Paarzeit mehrere Entvögel der voranfliegenden Ente in einer ſchnurgeraden Reihe folgen; ſie züchten, indem ſie den Begattungsakt vollführen.

Die von einer Mutter ausgebrachten (ausgebrüteten) Jungen werden, bis ſie ihre volle Flugbarkeit erreicht haben, und dann den Ort, wo ſie unter der Obhut der alten Ente aufwuchſen, verlaſſen, unter dem Sammelnamen: Geheck (Hecke), begriffen. Mit den Ausdrücken: Schaar und Flug, verhält es ſich wie bei den Gänſen und bei allen in geſelligem Verein lebenden und reiſenden Vögeln.

Verbeißen iſt ein Ausdruck, den man auf angeſchoſſene alte oder junge Enten anwendet, die untertauchen und am Schilfe mit dem Schnabel ſich feſthalten. Angeſchoſſene enden da oft und kommen nicht wieder zum Vorſchein.

Sonſt alles wie bei der wilden Gans (K. 28. §. 1.)

§. 2.

In Rückſicht der Klaſſifikation gilt das §. 2. des

---

*) Die provinziellen Benennungen, Erpel, Entrich (Antrach) und Rutſch, werden beiläufig erwähnt, keineswegs empfohlen. — d. Verf.

28ſten Kapitels Beigebrachte. Mit der Beſtimmung der hierhergehörigen Arten iſt man immer noch nicht ganz aufs Reine.

§. 3.

Die Stockente (Anas boschas, *Linn.*, große wilde Ente, Märzente, Blumente, Spiegelente, Sterzente, Grasente, Hag- oder Hegeente, Rätſchente, Roßente) *) iſt bei uns ein Strichvogel. Sie wird in ganz Europa, Aſien und Amerika, in nördlichen Gegenden — wo ſie Zugvogel zu ſeyn ſcheint — jedoch häufiger als in ſüdlichen angetroffen.

Der in der Einleitung, S. CCCXCV, gelieferten Beſchreibung iſt noch hinzuzufügen:

Am alten Entvogel (Männchen) der Oberrücken roſtbraun; der Mittelrücken und die Schulterfedern ſchön weißgrau mit feinen ſchwarzen Wellenlinien durchzogen; der Steiß ſchwarz mit grünem Glanz; Gurgel und Bruſt kaſtanienbraun mit Purpurglanz; Bauch und Flanken graulichweiß mit feinen dunkelbraunen Wellenlinien; After ſchwarz; vordere Schwungfedern dunkelbraun; Schwanz aſchgraubraun bis auf die mittleren gekräuſelten und nach oben gekrümmten ſchwarzen, grünglänzenden Steuerfedern.

Bei den mannbaren jüngern Stockenten ſind die Latſchen und Ständer hell-, bei ſehr alten dunkelorangegelb; bei Jungen, bis ſie ein Jahr alt werden, iſt der Schnabel olivengrün, die Behäutung der Ständer und Latſchen ſchmutzig braungelb.

An den Jungen, welche ſo eben dem Ei entſchlüpft ſind, iſt der Oberleib mit ſchwarzgrünen, der Unterleib mit ſchmutziggelben wolligen Boſen bekleidet, aus denen nach etwa vierzehn Tagen das Gefieder hervortritt, welches bei beiden Geſchlechtern die Farbenzeichnung der alten Ente

*) Naumanns III. Vögel S. 257; Bechſteins Handb. d. Jagdw. I. 2. S. 159; deſſen Jagdzool. S. 544; Winckells Handb. f. J. (1ſte Aufl.) II. S. 685.

(des Weibchens) annimmt und ſie bis zur erſten Mauſer behält. Nach derſelben erſcheint der Mittelrücken bei den jungen Männchen dunkler grau als bei den alten Entvögeln, und, wie bei dieſen, mit ſchwarzen Wellenlinien durchzogen.

Gleich nach der Mauſer ſind auch die alten Männchen den Weibchen höchſt ähnlich gezeichnet, ſo daß jene von dieſen nur an der Schnabelfarbe unterſchieden werden können. Nach Verlauf von drei bis vier Wochen kommen die das Geſchlecht andeutenden Geſiederfarben, anfänglich aber auch nur fleckenweiſe, zum Vorſchein und erſt mit Ende des Monats Oktober ſtellt das Gewand des Männchens in ſeiner Vollkommenheit ſich dar.

Als Abänderungen bezeichnen die Ornithologen neuerer Zeit

a) die ſogenannte Stör- oder Störzente. Sie iſt um mehr denn 4″ länger, als die Stockente, ſonſt aber — den, bei einigen, rußbraunen Rücken ausgenommen — ganz ſo wie letztere gezeichnet. Linné beſchreibt ſie unter dem Namen: Anas boschas major. Der Verf. will es nicht läugnen, daß er geneigt iſt zu glauben, die Störente möge eine beſondere Art ſeyn, oder doch eine vielleicht von klimatiſchen Verhältniſſen abhängige, durchgängig größere Race. Sie iſt zeither nur auf dem Zuge und Wiederzuge in unſern Gegenden bemerkt worden.

b) Die Roß- oder Spiegelente (Anas boschas naevia, *Linn.*) Sie iſt von gleicher Größe mit der Stockente, und hat einen dunkelbraunen (faſt ſchwarzen), röthlich geſleckten Rücken.

c) Die Schmalente (Anas bosch. grisea, *Linn.*) Sie ſteht, der Größe nach, zwiſchen der Stockente und zwiſchen der Störente. Der ganze Leib iſt aſchgrau, Schnabel, Ständer und Latſchen ſind ſchwarz. Auch bei dieſer kann der Verf. ſich noch immer nicht davon überzeugen, daß ſie der Art Stockente angehöre, und eben ſo verhält es ſich für ihn mit

d) der Schildente (Anas bosch. nigra, *Linn.*)

So groß als die Stockente; der Schnabel ſchwärzlich; Ständer und Latſchen ſchwarzbraun; Kopf und Hals ſchwarz; Bruſt dunkelbraun; übriger Ober- und Unterleib ſchwärzlich; Spiegel violett glänzend.

Zu den Seltenheiten im wilden Zuſtande gehören

e) die geſleckte Stockente, welche verſchiedentlich weiß gefleckt und geſchäckt iſt *).

f) Die ganz weiße Stockente **).

Hrn. Naumann ausgenommen ***), halten alle mir bekannte Ornithologen die Stockente für den Stamm, von welchem unſere zahmen Enten entſproſſen ſind. Ich ſelbſt war, bei aller Anerkennung der Wichtigkeit der Gründe, mit welchen Hr. Naumann ſeine Meinung vertheidigt, früherhin unbedingt der gegentheiligen zugethan, weil ich Beweiſe von der fruchtbaren Begattung der zahmen Ente mit der Stockente und ſogar von der Fortpflanzungsfähigkeit der aus jener Begattung entſtandenen Jungen habe. Jetzt bin ich zweifelhaft geworden durch folgende Wahrnehmungen:

1. Die zahme Ente brütet, wie bekannt, vier volle Wochen, auch dreißig Tage; die Stockente ſcheint nur 21 bis 25 Tage zu brüten. Ich ſelbſt habe zweimal unvollzählige Gelege von der Stockente im Neſte gefunden, täglich das Neſt zu der Stunde beſucht, in welcher das erſtemal die Legente abweſend war. Dieſe Beſuche wurden fortgeſetzt, nicht nur bis zu der Zeit, wo ich die Ente auf den Eiern traf und alſo auf Vollzähligkeit des Geleges ſchließen durfte, ſondern bis zu dem Tage, wo ich die Eierſchalen im Neſte und die Brut ausgelau-

*) Eine ſolche beſchreibt Hr. Bechſtein in ſeiner Jagdzoologie, S. 546, nach einem ihm vorliegenden Exemplare folgendermaßen: „Auf dem Scheitel und an einer Seite des Halſes entenhalſig, an der andern und am Unterleibe weiß, auf dem Rücken und der Bruſt bräunlichgrau, am Steiß grün, am After weiß.“

**) Ein ſolches Exemplar ſoll ſich — nach Meyers Taſchenb. II. S. 639 — in der Sammlung des Hrn. Jockiſch zu Nürnberg befinden. Gewiß eine große Seltenheit!

***) S. deſſen Vögel III, S. 271 ff.

ſen fand. Dies war einmal am einundzwanzigſten, das anderemal am dreiundzwanzigſten Tage der Fall und jedesmal ſahe ich am Abend deſſelben Tages die Alte mit den Jungen auf der Blänke eines benachbarten Teiches herumſchwimmen. Beſtimmter noch ſpricht für die höchſtens 25tägige Brütezeit der Stockente die Erfahrung eines meiner Freunde, welchem am 5ten Mai 1818 ein aus fünf Stockenteneiern beſtehendes Gelege zugewieſen wurde, das er vierzehn Tage nach einander beſuchte, nie die Ente wieder auf dem Neſte, auch das Gelege nicht verſtärkt, ſondern mit Laub von umſtehenden Bäumen verſchüttet fand und daher ſicher vorausſetzen konnte, daß es von der Alten verlaſſen ſei. Mein Freund nahm nun dieſe Eier mit nach Hauſe und ließ ſelbige noch vierzehn Tage in der Speiſekammer verwahren und dann, als eine zahme Bruthenne ſich fand, ſie, nebſt noch ſieben Eiern von der zahmen Ente, derſelben unterlegen. Am 25ſten Tage wurde die Henne — welche ſeit zwei Tagen das Neſt nicht verlaſſen hatte — abgehoben. Es fand ſich, daß ſie ein Junges, welches einem der gezeichneten Stockenteneier entſchlüpft war, verzehrt, ein anderes aber in der Schale erdrückt hatte. Das dritte war ebenfalls ſchon etwas gequetſcht, die beiden noch übrigen waren von der harten Außenſchale gänzlich entblößt und die Leben zeigenden Jungen nur mit den innern Eierhäuten noch umhüllt. Aus dieſen Umhüllungen, welche ſogleich der Bruthenne weggenommen und mit gewärmten Kiſſen im Zimmer bedeckt wurden, entſchlüpften nach Verlauf von ſieben Stunden drei junge Stockenten; erſt vier Tage ſpäter, während deren die Henne die ſieben zahmen Enteneier anhaltend fort bebrütet hatte, kamen ſieben junge, zahme Enten aus. Sämmtliche zehn Junge wurden nun, ohne die Gluckhenne dazu zu laſſen, forterzogen, bis zur Halbwüchſigkeit. Als aber da ſich offenbarte, daß die zahmen Jungen eben ſo wenig wie die Bruthenne die Wildlinge dulden wollten, wurden ſie abgeſondert erzogen. Ich ſelbſt habe im Monat Julius die Jungen, von denen das im Ei gequetſchte um vieles ſchwächlicher war und ſpäterhin eine Beute der Ratten

geworden iſt, geſehen. Zugeſtanden nun, daß durch vermehrte Brutwärme die Brütezeit um einen Tag oder um einige Tage verkürzt werden kann; ſo möchte dieſe Einwendung allenfalls gegen meine Beobachtung gemacht werden können, keineswegesaber — wie es mir ſcheint — gegen die meines Freundes *). Denn wenn wohl in keinem Fall angenommen werden mag, die Brutwärme der Henne ſei ſtärker, als die der Ente, ſo konnten aus Eiern, welche von letzter 28 bis 30 Tage bebrütet werden müſſen, um Ausſchlüpfen zu erwecken, in 25 Tagen von erſter Junge nicht ausgebracht werden, und auch dieſes ſelbſt zugeſtanden, ſo mußten, wenn die Hausente wirklich Artverwandte von der Stockente ſeyn ſollte, aus den Eiern der erſten an eben dem Tage die Jungen auskommen, an welchem ſie den Eiern der letzten entſchlüpften. Da nun aber dies, nach dem Vorgeſagten, nicht geſchehen iſt, ſo wird hierdurch die Abſtammung der zahmen Ente von der Stockente zweifelhaft.

2. Von mehrern höchſt achtungswerthen Ornithologen neueſter Zeit — namentlich von Leisler, Meyer und Temmink — wurde der Luftröhrenbau beim Entvogel (Männchen) als eins der untrüglichſten Kennzeichen der Art angenommen. Am 3. Febr. 1820 **) bot ſich die Gelegenheit mir dar, zwei Entriche (Männchen) von Anas domestica und einen Entvogel von Anas boschas, in dieſer Rückſicht vergleichend zu unterſuchen. Aus dieſer Unterſuchung gingen folgende Reſultate hervor:

Die Röhre ſelbſt fand ich übereinſtimmend mit Meyers ***) und Temminks ****) desfallſiger Angabe gleichweit; den untern Larynx nach vorn zu ein wenig erwei-

*) Eines höchſt glaubwürdigen Mannes, deſſen ſchriftliches Zeugniß ich, erforderlichen Falls, Jedem vorlegen kann. d. Verf.

**) Alſo erſt nach dem Erſcheinen der zweiten Auflage von Th. 1. des vorliegenden Werkes, wo in der Einleitung, S. CCCXCV, der Luftröhrenbau von Anas boschas, nach Temmink beſchrieben iſt.

***) Taſchenb. II. S. 540.

****) Man. d'orn. p. 539.

tert, die an dieſem angeheftete Knochenblaſe an der rechten Seite (des Vogels) — nicht, wie Temmink ſagt, an der linken —. Bei A. dom. hatte dieſe Aufgetriebenheit die Größe einer Leutzkauer Weichſelkirſche, auch deren abgerundete Geſtalt und lag faſt horizontal; bei A. bosch. war ſie reichlich ſo groß, wie eine gute Herzkirſche und es fand ſich an der rechten Seite der Knochenblaſe, welche ſich bis 3''' hoch und in einem ziemlich ſpitzen Winkel an der Luftröhre erhob, eine zweite, kleinere, oberwärts gekehrte, ſtumpfgeſpitzte Hervorragung, von welchem allen bei A. dom. gar nichts bemerkbar war.

Die eben erwähnten Abweichungen, wenn ſie bei fernerer Unterſuchung der Luftröhre von A. dom. und A. bosch. bemerkt werden, und ſonach in einer zufälligen Unregelmäßigkeit in der Organiſation des von mir unterſuchten Stockentvogels ihren Grund nicht gehabt haben ſollten, würden, glaube ich, bedeutend genug ſeyn, um an die Artverwandtſchaft der Stockente mit der Hausente nicht unbedingt glauben zu müſſen.

Ich bekenne indeſſen unverholen, daß ich noch weniger Hrn. Naumann beiſtimme, welcher (a. a. O.) meint: Gott möge unſere Hausthiere wohl gleich zahm geſchaffen haben —; es bietet mir vielmehr eine andere Muthmaßung ſich dar, die nehmlich, daß die bedeutend größere Störente (A. bosch. major, *Linn.*) eine beſondere Art — nicht Varietät — von A. boschas ſeyn kann, die — wie die Größe — (vielleicht) Brütezeit und Luftröhrenbau mit erſter gemein hat, und, in dieſem Falle, auch gegründeten Anſpruch auf nächſte Artverwandtſchaft mit letzter haben würde.

Ich bitte, dieſe Muthmaßung durchaus nicht als Behauptung anzuſehen, ſondern höchſtens nur als einen wohlgemeinten Wink, um weitere Unterſuchung zu veranlaſſen. —

Ohne merkliche Anſtrengung erhebt ſich die Stockente aus dem Waſſer, oder von der Erde 6 bis 10' faſt gerade aufwärts, zieht dann, wenn ſie nicht ſehr beunruhigt wird

und bald wieder einfallen will, wagerecht fort, oder ſteigt, in ſo fern ſie Gefahr ahndet, in ſchräger Richtung je mehr und mehr, fliegt dann in anſehnlicher Höhe, wobei durch das ſchnelle Schlagen mit den Fittichen ein pfeifendes Getöſe erregt wird, raſch und weit in gerader Linie fort oder beſchreibt große Kreiſe, läßt ſich da, wo ſie in Sicherheit zu ſeyn glaubt, ſchräge wieder herab, ſtreicht hierauf, die Flügel nur unmerklich bewegend, etwa 20′ über dem Waſſer wagerecht hin, und fällt endlich faſt ſenkrecht und ſchwer auf demſelben ein. Ihr Gang iſt ſchwankend (watſchelig) und langſam. Deſto leichter ſchwimmt ſie. In der Ruhe wendet ſie ſich dabei, oft wechſelnd, von einer Seite zur andern. Gewöhnlich ſchwimmt ſie hoch, beunruhigt aber, oft ſo tief unter dem Waſſer, daß nur der Kopf herausſteht. Wie die Hausente, ſteckt ſie den Kopf und den halben Leib ins Waſſer, reckt den Steiß empor, und kann in dieſer Stellung ſich ziemlich lange erhalten; man bezeichnet dieſes Manöver durch den Ausdruck: ſtürzen, ſich ſtürzen. Auch das völlige Tauchen wird dieſer Ente leicht, und ganze Strecken ſchwimmt ſie unter dem Waſſer hin, ohne wieder ſichtbar zu werden.

Sie äuget, windet und vernimmt ſehr ſcharf, und ſo wird es ihr nicht ſchwer, da, wo ſie Verfolgung zu fürchten hat, ſich in Zeiten vor ihren Feinden in Sicherheit zu ſetzen. Wo ſie hingegen gehegt wird, legt ſie die ihr ſonſt eigne Scheu vor dem Menſchen faſt ganz ab *).

Der Laut des Entvogels (des Männchens) beſteht in einem tiefen, heiſern, vereinzelt hervorgebrachten Quāk!

Die Ente (das Weibchen) ſchlägt, wenn ſie ſich in Geſellſchaft anderer befindet, in einem hohen Tone ein helles Quak! an, und wiederholt es accelerando fünf- bis ſechsmal hinter einander, immer um einen Ton tiefer. Nur

---

*) In der Stadt Köthen ſahe ich oft wilde Enten zu Hunderten, wie zahme, auf den Straßen herumlaufen und Nahrung ſuchen, ohne daß Menſchen oder Hunde ſie irre gemacht hätten. Ich ſelbſt habe ſie dort im Hauſe eines meiner Freunde aus dem Fenſter des untern Stockwerkes oft gefuttert.

ſo lange ſie ihre Jungen führt, iſt der Laut immer tief und gleich, wird lang gezogen und nach Pauſen repetirt.

Im März — bei ſchönem Wetter früher, bei rauhem ſpäter — fangen mehrere Männchen mit einem Weibchen zu reihen an. In verliebter Eile ſuchen erſte ſich in der Luft durch Geſchwindigkeit im Fluge den Rang abzugewinnen, bis endlich die Schöne, gewöhnlich auf einer mit Strauchwerk umgebenen Lache, oder einem andern ſtillen Gewäſſer einfällt. Hier erhebt ſich ein ernſtlicher Kampf unter den Entvögeln, welcher mit der Flucht der ſchwächeren endet, und dem Stärkeren das Recht des Züchtens erwirbt. Ehe es dahin kommt, ſchwimmt das Männchen mit dem Kopfe tiefnickend um das Weibchen herum, nähert ſich immer mehr, hackt leiſe mit dem Schnabel ihm auf die Bruſt, bis dieſes, von ſo großer Zärtlichkeit gerührt, ſich endlich ergibt.

Von da an ſchlägt der Entvogel jeden Verſuch, ſeine ehelichen Rechte zu ſchmälern, mit Hartnäckigkeit ab, und, treu dem einmal geſchloſſenen Bunde, bleibt das zärtliche Pärchen ungetrennt beiſammen, bis das Weibchen zu brüten anfängt. Einzeln ſteht in der Paarzeit keins von beiden, doch ſteht aber das Männchen zuerſt auf, und dieſes fliegt auch immer voran. Sobald die Ente ihr ganzes Gelege gemacht hat, entfernt ſich der Entvogel und geht zu andern ſeines Geſchlechts.

Alte Weibchen bauen ſchon gegen die Mitte des Monats April, junge etwas ſpäter an Teichen, Lachen, Seen, auf mit Waſſer umgebenen Raſenhügeln; in Brüchern auf erlenen Böcken (hohen Stämmen); auf dicht beäſteten Weiden; nicht ſelten, weit vom Waſſer entfernt und im Walde, in dichtem Geſträuch, ja ſelbſt auf höhern Bäumen, ein rundes Neſt, aus allerhand trockenem Reiſig, Schilf, Binſen, Grasſchmielen, und füttern es mit Moos, Laub und endlich mit Federn aus. Oft bauen ſie ſogar auf alten Elſter- und Krähenhorſten fort. Nach vollendetem Neſtbau legt die Ente täglich, oder einen Tag um den andern, ein Ei. Das ganze Gelege beſteht we-

nigſtens aus fünf, höchſtens aus vierzehn Eiern, welche de⸗nen der zahmen Enten völlig gleich, nur etwas kleiner ſind.

Wird das erſte Gelege zufällig zerſtört; ſo erfolgt nicht ſelten ein zweites, das aber gewöhnlich geringzähliger zu ſeyn pflegt. Die Brütezeit ſcheint nachdem, was hier⸗über oben geſagt worden, nur 21 bis 25 Tage zu dau⸗ern; nicht, wie bei der Hausente, 28 bis 30 Tage; doch müſſen hierüber weitere Erfahrungen noch entſcheiden. Gleich nach dem Ausſchlüpfen laufen die Jungen, raſch wie die Mäuſe, der Mutter nach. Steht das Neſt auf einem Baume; ſo trägt ſie jedes Junge im Schnabel herunter; doch ereignet ſich oft der Fall, daß dieſe nicht warten wol⸗len, ſondern ſich ſelbſt herunter ſtürzen; daher ſo mancher Entenkrüppel. Bis die Jungen beinahe halbwüchſig wer⸗den, geben ſie, wie die zahmen, einen piependen, hernach einen heiſer quäkenden Laut aus, durch welchen im dicken Schilfe und Geſtrüpp das ganze Geheck ſich zuſammenhält und ruft, auch ſeinen Aufenthalt der ſich durch beſondere Veranlaſſung etwa entfernten Mutter anzeigt. Dieſe, wel⸗che, vom Gatten verlaſſen, die Sorge der Erziehung ganz allein übernehmen muß, hängt mit treuer Liebe an ihren Kindern, beſchützt ſie gegen ſchwächere Feinde und ſucht ſtärkere, z. B. Hunde, ſo lange die Jungen klein ſind, wie das Rebhuhn, durch fingirte Schwerfälligkeit im Flu⸗ge, durch zögerndes Schimmen vor dem Hunde, wieder⸗holtes Aufſtehen und abermaliges Einfallen irre zu leiten. Während deß eilen die Jungen im dichteſten Schilfe dem Ufer zu, verkriechen ſich einzeln unter demſelben, oder un⸗ter dem Gewürzel der daran ſtehenden Bäume und Sträu⸗cher, beißen ſich auch wohl unter dem Waſſer an Schilf⸗ſtengeln an, wenn die Gefahr näher kommt. Nur im hohen Nothfall verläßt die Alte das Gewäſſer, umſchwärmt es in größeren oder kleineren Kreiſen, und nähert ſich ſchnell, wenn ſie den natürlichen oder gut nachgeahmten Laut eines Jungen vernimmt.

Ward ſie nicht getäuſcht, und hat ſie durch öfteres Rufen ihre Lieblinge an ſich gezogen, ſo eilt ſie mit ihnen dem Ufer zu, und führt ſie, wo Geſträuch und hohes Gras

daſſelbe umgibt, zu Lande oft große Strecken fort. Gewitzigte, ſtärkere Jungen bedienen ſich von ſelbſt und einzeln dieſes Rettungsmittels. Was von dem Geheck den Nachſtellungen des Jägers entgeht, bleibt bis zur folgenden Paarzeit beiſammen, oder ſchlägt ſich ſeiner Zeit zu andern Flügen und Schaaren.

Nach Bechſtein ſoll der Entvogel ſich mauſern, wenn die Ente brütet, dieſe aber, wenn die Jungen halbwüchſig werden. Der Verf. hat erſteren ſo frühe nie in der Mauſer gefunden, ſondern immer nur, wie letztere, in den letzten Tagen des Monats Junius, oder in der erſten Hälfte des Monats Julius *).

Wenn die Jungen ihre vollkommene Flugbarkeit erreicht haben, welches in der Regel gegen Ende des Monats Junius oder Julius, bei ſolchen aber, die durch ein zweites Gelege entſtanden, nicht ſelten erſt im Auguſt der Fall iſt, ſtreicht jedes Geheck einzeln von einem Gewäſſer zum andern, ſucht aber doch den Ort, wo es auskam, oft wieder auf, in ſo fern es daſelbſt nicht zu ſehr beunruhigt wird. Während der Haferernte ſchlagen ſich mehrere Gehecke in Flüge oder Schaaren zuſammen. Dieſe bringen dann den Tag in großen Brüchern, auf Landſeen und bedeutenden Teichen im Schilfe, in Meeres- oder Flußbuchten zu. Abends und ſelbſt mitten in der Nacht ziehen ſie hoch in der Luft, ſelten ſo in Ordnung wie die Gänſe, und meiſt klumpenweiſe, aber immer unter der Anführung eines alten Entvogels, welchen man an ſeinem oft ertönenden Locklaut erkennt, hin und her, um Nahrung zu ſuchen. Morgens in der Frühe findet man ſie auch oft auf kleineren Teichen.

---

*) Im Jahre 1806 mauſerte ſich in Sachſen die Stockente viel ſpäter als gewöhnlich, ſo daß ich erſt in der erſten Hälfte des Monats Auguſt Mauſerenten geſchoſſen habe. Dieſe Erſcheinung habe ich mir eben ſo wenig erklären können, als die, daß trotz des damaligen ſchönen Frühlinges alles wilde und zahme Geflügel nicht nur ein geringzähliges Gelege machte, ſondern von dieſem auch wenig ausbrachte, wie dies im gegenwärtigen Jahre (1820) wieder der Fall zu ſeyn ſcheint. In dem trocknen heißen Sommer von 1810 und 11 mauſerten ſich im Gegentheile die wilden Enten ſchon zu Anfange des Monats Julius.

Wenn im Spätherbſte die ſtillen Gewäſſer zufrieren, liegen ſie faſt immer auf Flüſſen, hochufrigen Bächen und warmen Gräben, und ganz im Winter an den dort offen bleibenden Stellen.

Behagt ihnen zu irgend einer Zeit der Aufenthalt auf dem Waſſer nicht, oder wollen ſie ruhen, ſo gehen ſie an den Rand, vorzüglich auf Kiesheger an den Flüſſen, ſitzen da in gedrängten Haufen beiſammen, ſchnattern leiſe mit einander, oder ſchlafen, indem ſie den Kopf rückwärts drehen und den Schnabel unter das Schultergefieder ſtecken. Ein Theil der Schaar iſt indeß immer wach und auf der Huth vor jedem Ueberfall. Iſt etwas zu fürchten, ſo gibt ein ängſtliches Quaken das Zeichen zum ſchnellen Aufbruch. Soll dieſer — in der Regel geſchieht dies immer — in der Abend- und Morgendämmerung erfolgen, ſo wird erſt die ganze Schaar geſchwätzig, vorzüglich (wie immer) die Weibchen, und endlich ertönt das Kommandowort des Anführers. Er erhebt ſich zuerſt; ſchnell folgt ihm die ganze Schaar. Da, wo ſie einfallen will, ſenkt ſie ſich tief abwärts, ſchwebt einigemal im Kreiſe herum — wahrſcheinlich um zu ſichern — und fällt endlich ein. Hier erfolgt wieder eine kurze Unterhaltung, dann Ruhe, oder Vertheilung nach allen Seiten, um Nahrung zu ſuchen. Dieſe beſteht aus kleinen Fiſchen, vorzüglich aus Karpfenbrut, aus Fröſchen, Froſchlaich, Schnecken, Käfern, Würmern, Eidechſen, jungen Schlangen, Kaldaunen von gefallenen Schafen, Waſſerkräutern und deren Wurzeln und Saamen; aus Gerſte und Hafer, vorzüglich wenn beides auf Schwaden liegt, im Herbſt, beſonders aus Eicheln, wenn und wo es deren unfern des Waſſers gibt. Wie die Hausenten, durchſchnattern auch die wilden allen Unflath und Moraſt, ſuchen das ihnen Schmackhafteſte aus, und laſſen das nicht Anſtändige, durch die Zähnelung an den Seiten des Schnabels, wieder herausfallen. —

Aus dem eben Geſagten erhellt, daß dieſe und alle wilde Enten einigen, doch ſicher keinen ſehr beträchtlichen Schaden in fiſchreichen Gewäſſern, und während der Ernte auf den Feldern anrichten; daß ſelbiger aber ſchon durch

die Vertilgung vieler im Naturhaushalte nachtheiliger Inſekten u. dgl. überwogen wird.

Nächſtdem gibt das Wildbret alter und junger eine gute Speiſe. Erſte ſind im Herbſte vorzüglich gut an Wildbret, die Weibchen oft ſehr fett. Die Jungen ſollte man immer erſt der Flugbarkeit nahe kommen laſſen, ehe man ihrer habhaft zu werden ſuchte, da vorher das Wildbret weichlich und nicht kräftig von Geſchmack iſt und ſehr bald in Fäulniß übergeht *). Die Federn ſind zum Ausſtopfen der Betten gut zu gebrauchen.

Hier noch Einiges über die ſchickliche Zeit zum Jagd- und Fangbetriebe.

Im Frühlinge ſind die Stockenten gewöhnlich ſchlecht am Leibe, auch wird durch öftere Beunruhigung der Vermehrung Eintrag gethan. Da nun in unſern Gegenden dieſe Federwildart von Jahr zu Jahr ſich mehr zu vermindern ſcheint; ſo ſollten die Jagdberechtigten und Jäger zu dieſer Jahreszeit ſchonender zu Werke gehen, als es gemeiniglich zu geſchehen pflegt. Wahr iſt es zwar, daß das Wegnehmen der Entvögel in der Paarzeit deshalb um ſo weniger ſchadet, weil ſie zum Aufkommen der Jungen nichts beitragen, und weil die Stelle der erlegten bei den verwitweten Weibchen ſogleich wieder erſetzt wird; aber man wird doch immer bemerken, daß da, wo im Frühlinge viel Entvögel geſchoſſen werden, die Enten nicht ſo häufig ihr Geheck machen, als da, wo man ihnen Ruhe läßt.

Auf Junge ſollte man vor dem erſten Julius nirgends jagen, indem ſonſt viele ganz kleine, faſt gar nicht zu benutzende, von den Hunden gefangen werden. Die alte Ente von den Jungen wegzunehmen, iſt immer Unrecht; denn je älter die Ente wird, ein deſto ſtärkeres Gelege macht ſie. Auch ſucht ſie immer den Ort wieder auf, wo ſie in den vergangenen Jahren ruhig ihre Jungen ausbringen und erziehen konnte.

---

*) Zu frühzeitige Erlegung der jungen wilden Enten iſt recht eigentlich Ausjägerei; denn kaum heimgebracht, ſind ſie ſchon halbes Aas! —

Vom Monat Julius an hingegen kann Jagd und Fang, ohne allen Schaden, bis zur nächſten Paarzeit ausgeübt werden; außer in ſehr harten Wintern, wo die Enten ohnehin ſehr ſchlecht an Wildbret und den Nachſtellungen der Raubthiere und Raubvögel im Uebermaaße ausgeſetzt ſind.

§. 4.

Die Schellente (Anas clangula, *Linn.*, Quakente, Kobelente, Klangente, Dickkopf, goldäugige Ente *), das Männchen Köllje, das Weibchen Köllje-Quene) iſt ein Zugvogel, der bei uns, in ſchwachen Flügen vereinigt, meiſt nur im Herbſte vorkommt, im Monat December weiter ſüdlich wandert und im Monat März ſeiner eigentlichen Heimath, dem Norden von Europa, Aſien und Amerika wieder zueilt.

Die Beſchreibung findet ſich in der Einleitung, S. CCCCX **).

Dieſe Entenart fliegt und ſchwimmt ſehr raſch, und kann länger als jede andere tauchen.

Ihr Gang iſt beſonders ſchwerfällig — weil die Ständer weit hinten ſtehen — und ſie wird oft lahm.

Obgleich ſie in ihrer Sommerheimath wohl Nachſtellungen nicht ſonderlich ausgeſetzt ſeyn mag, ſo iſt ſie doch vorzüglich ſcheu.

Ihr Laut iſt dem der gemeinen Ente gleich; doch etwas voller und heller. Da ſie ihn oft ausgibt, ſo iſt ſie beim Entenfange ſehr gut als Lockvogel zu gebrauchen. —

Einzelne Paare machen ihr Geheck bisweilen mitten in Teutſchland, auf Seen und großen Teichen, die nicht

---

*) Bechſteins Handb. d. Jagdw. I. 2. S. 164; deſſen Jagdzool. S. 566; Winckells Handb. f. J. (1ſte Ausg.) II. S. 694. §. 4.

**) Nach Bechſteins (ſ. d. Jagdzool.) ſoll beim Weibchen der Augenſtern doppelfarbig ſeyn, und zwar aus einem weißen und aus einem gelben Ringe beſtehen. Ihren Namen (Schellente) leitet man von dem Getöſe ab, welches ſie im Fluge, beſonders beim Aufſtehen, mit ihren kurzen Flügeln macht und das man einem dumpfen Schellengeläute ähnlich finden will (? —).

dicht mit Schilf beſetzt ſind. Das Neſt ſteht auf Binſenhügeln. Es iſt kunſtlos, aber feſt und rund aus Grashalmen und Schilf verfertigt, mit eignen Federn des Weibchens weich ausgefüttert. Das Gelege beſteht aus zehn bis ſiebenzehn Eiern.

Die Schellente verläßt das Waſſer ſelten oder nie der Nahrung halber. Dieſe beſteht vorzüglich aus Konchylien und Waſſerinſekten, z. B. Larven von Waſſermotten; doch auch aus Fiſchen, Fröſchen u. ſ. w. Eingefangene, zu Lockvögeln beſtimmte, können mit Brot erhalten werden.

Sie ſind, wenn ſie im Herbſte zu uns kommen, gut an Wildbret, fett ſogar; doch ſchmeckt das Wildbret, wenn es nicht einige Tage in Eſſig gelegen hat, thranig. Die Federn werden wie die der gemeinen wilden Ente benutzt.

Nur ſelten gelingt es, den Anſtand auf dem Einfall abgerechnet, ſie mit Gewehr zu erlegen; deſto leichter aber gehen ſie auf eignes und fremdes Gelock ins Schlaggarn.

§. 5.

Die Pfeifente (Anas Penelope, *Linn.*, Speckente, Brandente, Schmünte, Rothhals, rothbrüſtige Mittelente — oder ſchlechtweg Mittelente bei einigen Jägern, weil ſie, der Größe nach, zwiſchen der Stock- und der Kriekente ſteht —, Penelope, Piepäne) *) hält ſich den Sommer über im Norden von Europa und Aſien auf und macht daſelbſt — namentlich am kaspiſchen Meer und an den großen Seen an der Oſtſeite des Ural —, vielleicht auch in einzelnen Paaren auf Teutſchlands

*) A. Penelope, *Gm. Linn.* syst. I. p. 527. sp. 27; Canard siffleur. *Buffon* des Ois. IX. p. 169. T. 10. 11; Pfeifente, Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. (2te Aufl.) IV. S. 1109; deſſen Handb. der Jagdw. I. 2. S. 166; deſſen Jagdzool. S. 549; Naumanns Vögel III. S. 307; Meyers Taſchenb. II. S 541; Winckells Handb. f. J. (1ſte Aufl.) II. S. 695. §. 5; *Temmink* Man. d'orn. p. 541.
Noch muß bemerkt werden, daß die Beſchreibung dieſer Ente, durch Verſehen des Verfaſſers, §. 76. der Einleitung ausgelaſſen iſt, und daher eigentlich S. CCCXCII zwiſchen der Spießente und Löffelente ihre Stelle haben muß.

nördlichen Landſeen, ihr Geheck. In der Regel kommt ſie gegen Ende des Monats September und im Oktober und dann in großen Schaaren — doch nicht alljährlich gleich häufig — auf unſere großen Flüſſe, Seen und Teiche; geht mit Eintritt der erſten Nachtfröſte in ſüdliche Gegenden, und macht im März flugweiſe, im April reihend, d. h. zwei oder drei Männchen mit einem Weibchen in Geſellſchaft, den Wiederzug.

Männchen: Der kleine, ſchmale, rundliche Schnabel hellblau, an der Spitze ſchwarz; der Augenſtern braun; die Ständer und Latſchen aſchgrau; Stirn weiß oder gelblichweiß; Kopf und Hals braunroth; das Geſicht glänzend ſchwarzgrün punktirt; Kehle ſchwarz, Bruſt weinhefenfarbig (nach Bechſtein kaſtanienbraun, aſchgrau überlaufen); Rücken, Flanken und Bauch weiß, erſter mit ſchwarzen Wellenlinien durchzogen, After ſchwarz; Schulterfedern dunkel ſchwarzbraun, weiß gerändert; Flügeldeckfedern grauweiß; Spiegel dunkelgrün glänzend, oben und unten mit ſchwarzer Einfaſſung; vordere Schwungfedern dunkelbraun; Schwanz geſpitzt, dunkelaſchgrau gefärbt. Länge 18″.

Weibchen: Schnabel, Ständer und Latſchen ſchwarzgrau. Kopf und Hals grau, hell roſtgelblich überflogen und mit ſchwarzbraunen rundlichen Flecken beſäet; Rückengefieder ſchwarzbraun, mit roſtfarbiger Einfaſſung; Flügeldeckfedern braun, mit weißlicher Einfaſſung; Spiegel aſchgrau mit Weiß gemiſcht; Bruſt und Flanken roſtfarbig, jede Feder an der Spitze roſtgrau; After weißgrau, mit ſchwarzbräunlichen, halbmondförmigen Querflecken. Länge 15½ bis 16½″.

Abänderungen: Ganz junge Männchen ſind dem alten Weibchen vollkommen ähnlich, bis auf den mehr oder weniger grünen Spiegel, welcher beim Weibchen dieſe Farbe nie hat.

Bei einjährigen Männchen erſtreckt ſich das Gelblichweiße von der Stirn bis auf den Scheitel; nicht ſo bei ſehr alten Männchen, deren Flügeldeckfedern rein weiß ſich darſtellen.

Ueberhaupt ſind bei dieſer Entenart mehr zufällige

Varietäten bemerkt worden, als bei andern. Hr. Bechſtein gibt in ſeinem Handbuche der Jagdwiſſenſchaft folgende an:

1. Manche Pfeifenten haben nächſt dem weißen Scheitel; ſchwarz und weißgeſtrichelte und gefleckte Schläfe, eben ſo geſtrichelte und durchwellte Wangen. Wie letztere ſtellt ſich auch die Kehle und der Oberhals dar. Die Grundfarbe des Rückens erſcheint ſchmutziggelb.

2. An andern iſt Kopf und Hals hellroſtfarben und, wie die Bruſt, ſchwarz beſpritzt; der weiße Fleck auf den Flügeln mit Grau gemiſcht.

3. Noch andern fehlt die weiße Stirn, und dieſe haben gemeiniglich eine weingelbe Bruſt und einen bläulichen Spiegel.

Die Pfeifente fliegt äußerſt leicht und ſchnell, auch iſt ſie ſehr ſcheu.

Ihren Namen verdankt ſie dem flötenartig pfeifenden, ſtarken Laute, den ſie ſowohl im Fluge, als auf dem Waſſer oft von ſich hören läßt. Nach Naumann beſteht er aus hohen angenehmen Tönen, welche in der Nähe wie Hoiiärr! und Dit-hoiiärr! aus der Ferne aber, wegen Heiſerkeit der ſchnarrenden Schlußtöne, wie Dit-dä! und Kückiiäh! ſich vernehmen laſſen ſollen.

Eben dieſer Schriftſteller legt beiden Geſchlechtern dieſen Laut bei. Dem mag aber wohl nicht ſo ſeyn, wenn — was kaum bezweifelt werden kann — von dem beſonderen, nur dem Männchen eignen, Luftröhrenbau jene Laute abhängig und in dieſem Fall auch nur die Männchen ſelbige hervorzubringen im Stande ſind.

Aus anatomiſchen Unterſuchungen ergab ſich beim Entvogel (Männchen) Folgendes:

Die Luftröhre iſt oben in der Gegend der Stimmritze etwas erweitert. Am untern Larynx befindet ſich eine nach vorn und nach der Seite aufgetriebene, mehr breite als hohe, oben ganz runde, etwas aufwärts gerichtete Knochenblaſe.

Die Verſchiedenheit der Stimmen bei den in einer Schaar vereinigten Einzelweſen bringt, wo nicht Melodien, doch zuweilen Tertien-, Quarten- und Sextenfälle hervor.

Bei uns ſieht und hört man dieſe Ente meiſt nur in der Luft und auf dem Waſſer, ſelten am Ufer ruhend.

In ihrem Magen findet man vorzüglich Schnecken und Waſſerkräuter; doch nehmen ſie wahrſcheinlich auch das meiſte von dem an, wovon unſre Stockente ſich nährt. Jene Hauptnahrung muß ſie übrigens in ſeichtem Gewäſſer ſuchen, indem ſie nur — nach Art der Stockente — ſich ſtürzen (im Waſſer gleichſam auf dem Kopfe ſtehen), nicht aber, wie jene, tauchen kann.

Ihr Wildbret iſt von beſonders gutem Geſchmack, und vorzüglich im Spätherbſte und Winter ſtark mit Fett belegt. Das Gefieder wird ſeiner Zartheit und Weiche halber dem anderer Enten vorgezogen.

Pfeifenten werden in Schlagnetzen leicht und häufig gefangen, geſchoſſen meiſt auf dem Abendanſtande; dann aber an ſolchen Gewäſſern, wo ſie gern einfallen, wenn der Jäger ſtill und gut verborgen ſteht, leicht und oft viele oder doch mehrere Exemplare auf einen Schuß, weil dieſe Enten in dicht gedrängten Schaaren fliegen, in noch gedrängteren ein- und auffallen. Allerdings aber muß man den Zeitpunkt des Auffalls ohne Zögern benutzen, wenn der Schuß möglichſt erfolgvoll angebracht werden ſoll, indem die Glieder einer Schaar der Nahrung halber ſich bald — obwohl nicht weit — von einander trennen müſſen.

§. 6.

Die Tafelente (Anas ferina, *Linn.*, Rothente, braunköpfige Ente, Grellje) *) bewohnt den Norden der ganzen bekannten Welt und macht daſelbſt vorzüglich ihr Geheck; doch nach Naumann, Bechſtein und Temmink mitunter auch ſchon im nördlichen Teutſchland, wo ſie, wie im mittleren und ſüdlichen, auf dem

*) Bechſteins Jagdzool. S. 561; Winckells Handb. f. J. (1ſte Aufl.) II. S. 697; wobei der Verf. bemerkt, daß die Abweichungen, welche hinſichtlich des Naturgeſchichtlichen zwiſchen dem in der erſten Auflage Beigebrachten und dem oben Geſagten ſtattfinden, von neuern und öftern Wahrnehmungen herrühren.

Zuge zu Ende des Monats Oktober und im November gewöhnlich familienweiſe oder in Flügen von höchſtens dreißig Stück vereint, auf Flüſſen, ſüßen Seen und großen Teichen einfällt, zuweilen auch überwintert und in dieſem Fall von einem offenen Gewäſſer zum andern ſtreicht. Meiſtentheils geht ſie jedoch mit Eintritt ſtarken Froſtes ſüdlichen Gegenden zu und beſucht uns auf dem Wiederzuge im März oder Anfangs April einzeln oder paarweiſe. Zu dieſer Zeit trifft man ſie auch auf kleinen Teichen an.

Die Beſchreibung findet ſich in der Einleitung, S. CCCCIX.

Nach Naumann ſollen die Schwanzfedern dieſer Ente kaum vierzehn Tage, nachdem ſie ihre volle Größe erreicht haben, ſo abgeſchliffen und verſtoßen ſich darſtellen, wie beim Specht. Der Verf. hat dies nie bemerkt — vielleicht überſehen.

Ihres plumpen Körpers wegen fliegt ſie, obgleich die Flügel ſo lang ſind, daß ſelbige, zuſammengelegt, bis zur Schwanzſpitze reichen, nicht ausgezeichnet ſchnell. Sie ſchwimmt mit großer Leichtigkeit, taucht ſehr behende bis auf den Grund und ſtreicht weite Strecken unter dem Waſſer hin, ohne Luft ſchöpfen zu müſſen.

Man findet ſie, am Tage wenigſtens, ſelten auf dem Lande und auf der Blänke, ſondern, wenn ſie der Ruhe bedarf oder ſich ſonnen will, auf gegen einander geknickten Schilfſtengeln und auf Binſenkufen ſitzend.

In Geſellſchaft ſich befindend, iſt ſie ſehr ſcheu, vereinzelt gar nicht.

Der Laut der Jungen ſoll, bis ſie faſt ein Jahr alt werden, nach Naumann, piepend bleiben, der der Alten durch mancherlei ſonderbare Töne, beſonders durch ein rauhes Geſchnarr ſich auszeichnen. Der Verf. kennt nur den, welchen Naumann und Bechſtein durch Görr, Görr! bezeichnen. Dieſen gibt die Tafelente vorzüglich dann aus, wenn ſie aufgejagt wird; zuweilen aber auch des Abends, wenn ſie auf dem Waſſer in Ruhe her-

umſchwimmt. Er wechſelt dann mit einem eignen Geziſch ab.

Sie macht ihr Geheck auf großem, ſtillen, nicht zu dicht mit Schilf und Rohr bewachſenen Gewäſſer, in einem kunſtlos aus Schilf und Rohr zuſammengelegten Neſte. Das Geleg enthält acht bis dreizehn weiße, grünlich überlaufene Eier.

Die Nahrung beſteht aus faſt allen Theilen der Waſſerpflanzen, worunter die Meerlinſe vorherrſchend iſt; nächſtdem vorzüglich aus Waſſerinſekten und Konchylien; ſelten wohl aus Fiſchbrut, da das Wildbret gar keinen thranigen, wohl aber einen ausgezeichnet feinen Geſchmack hat, ſo daß es hierin, wie in Rückſicht der Zartheit und, im Herbſte, des Fettſeyns, das faſt aller anderen Enten übertrifft. Daher vermuthlich die teutſche Benennung ſowohl, als die lateiniſche.

Die Jagd beſchränkt ſich meiſt auf glückliche Zufälle. Auf allen Arten von Entenheerden wird ſie im Herbſte oft gefangen.

§. 7.

Die Knäkente (Anas querquedula, *Linn.*, Winter-Halbente *), große Kriekente, Rothhälschen, bunthälſige Ente, Zirtzente; Weibchen: Wachtelentchen, Grauentchen, ſprenklige Ente) **) wohnt im nicht ganz hohen Norden von Europa und Aſien auf Teichen und ſüßen Seen, deren ſumpfige Ränder ſtark mit Schilf und Binſen beſetzt ſind, und macht daſelbſt ihr Geheck ***). Während des

---

*) Halbenten werden von den Jägern und Entenfängern alle die genannt, welche um ein Drittheil oder mehr kleiner ſind als die Stockente; Mittelenten die, welche ihrer Größe nach zwiſchen der Stockente und der Knäkente ſtehen.

**) Bechſteins Jagdzool. S. 551; Winckells Handb. f. J. (1ſte Ausg.) II. S. 698.

***) Auch im nördlichen Teutſchland ſoll ſie, nach Naumann, öfter den Sommer über bleiben und hecken. Der Verf., der mit Hrn. Naumann in einer und derſelben Gegend lange gelebt und gejagt hat, weiß davon nichts.

Zuges — vom Auguſt bis zum November — wird ſie auf den teutſchen ſüßen Gewäſſern, die, wie vorbeſagt, ſumpfige Schilfränder haben, ziemlich häufig, doch nur familienweiſe, getroffen; dann geht ſie vom nördlichen und mittleren Teutſchland aus weiter ſüdlich, überwintert je zuweilen ſchon im ſüdlichen Teutſchland und macht zu Ende des Monats März und im April den Wiederzug nach der nördlichen Heimath hin.

Ich liefere hier eine etwas genauere, aus Hrn. Bechſteins Jagdzoologie entlehnte Beſchreibung, um durch dieſe einige in der kurzen Beſchreibung (S. CCCXCVIII der Einl.) eingeſchlichene Irrungen zu berichtigen:

„Die Knäkente iſt 1′ 4″ lang, wovon auf den Schwanz $2\frac{1}{2}$″ kommen, 2′ 1″ breit und ein Pfund ſchwer. Der Schnabel iſt $1\frac{1}{2}$″ lang, gerade, an der Stirn in einem dreieckigen Flecken etwas platt, grün- oder braunſchwärzlich, mit ſchmalem ſchwarzen Nagel;" der Augenſtern hellbraun. „Die" Ständer und Latſchen „(Füße) ſind ſchmutzig aſchgrau oder bleifarben, mit $1\frac{1}{2}$″ hoher Fußwurzel. Der Scheitel glänzend ſchwarzbraun, über der Stirn weißgeſtrichelt; über den Augen ein weißer Streif, der an den Seiten des Halſes herunterläuft. Hinterhals, Rücken und Steiß dunkelbraun, am Rücken die Federn weiß geſäumt, am Steiß weiß und röthlichgrau in die Quere geſtreift; Stirn, Wangen und Unterhals kaſtanienbraun, klar weiß geſtrichelt; das Kinn ſchwarz; die Bruſt hell roſtfarben, mit dichten ſchwarzbraunen Wellenlinien; der übrige Unterleib weiß, röthlich überlaufen, an den Seiten" (Flanken) „und am After mit dunkelbraunen Querſtreifen. Die Deckfedern der Flügel hell aſchgrau, mit großen weißen Spitzen; die Schulterfedern lang, ſichelförmig über die Flügel hängend, ſchwarz, in der Mitte mit einem weißen Streif und an den Seiten aſchgrau; die Schwungfedern dunkelbraun, aſchgrau überlaufen; der Spiegel (glänzend) ſtahlgrün, unten und oben weiß eingefaßt; der Schwanz dunkelbraun, aſchgrau überzogen." (Altes Männchen.)

„Weibchen kleiner. Ueber und unter den Augen

ein weißer Streif" (durch dieſelben ein dunkelbrauner); „Kopf und Oberleib dunkelbraun, erſter roſtfarben geſprenkelt, letzter mit gelblichweißen Federrändern; Wangen und Hals weiß, dunkelbraun beſprengt; Bruſt kaſtanienbraun, weiß gefleckt; Flügel und Schwanz dunkelbraun; der Spiegel kaum merklich, ſchwarzbräunlich" (braungrün) „ohne Glanz und weiß eingefaßt."

Hinſichtlich der Abänderungen gilt das, was darüber in der Einleitung (a. a. O.) beigebracht worden, mit dem Zuſatz: „Auch das alte Männchen ähnelt im Herbſte dem Weibchen und unterſcheidet ſich nur durch die Größe, den grünen Spiegel und die bläulichen Deckfedern."

Auch dieſe Entenart fliegt raſch und geräuſchlos; ſchwimmt viel und leicht auf dem blanken Waſſer herum, indem ſie dabei faſt in einem weg mit dem Köpfchen nickt, taucht auch oft, aber nicht lange. Trotz ihrer Munterkeit und Aufmerkſamkeit auf alles, was um ſie her vorgeht, iſt ſie nicht eben ſcheu; oft äußert ſie Neugier.

Wenn die Knäkente in voller Ruhe auf dem Waſſer herumſchwimmt und wenn ſie Abends auf dem Striche und Nachts auf dem Zuge begriffen iſt, hört man von ihr — jedoch nur aus mäßiger Ferne — den Locklaut: Knäk, Knäk! nach welchem ſie benannt wird; aufgeſchreckt, gibt ſie den heiſern Angſtlaut: Zirr, Zirr! aus.

Das Weibchen ſoll in ein am Ufer ſtiller Gewäſſer aus Binſen und Grashalmen verfertigtes, weich mit Federn ausgelegtes Neſt ſieben bis zwölf gelblichgrüne Eier legen. Die ganz Jungen ſollen wollig und olivengrün ſeyn.

In der Paarzeit haben beide Gatten eine ungemeine — doch für Untreue nicht ganz ſichernde — Anhänglichkeit an einander, verlaſſen ſich in der Noth nie und im Tödtungsfalle des einen Theils weicht nur gezwungen der andere.

Selten halten ſich die nie zahlreichen Knäkentenflüge lange an einem Orte auf; im Herbſte treibt ſie ihr unruhiges, lebhaftes Temperament, im Winter oft Nothwendigkeit von einem Gewäſſer zum andern.

Daß ihre Nahrung mehr aus Inſekten, Schnecken, Waſſerpflanzen und deren Saamen, als aus Fiſchen beſtehe,

beweiſ't ſich aus dem, was man im Magen findet, und aus dem reinen guten Geſchmack des Wildbrets.

Jagd und Fang iſt mit ſonderlichen Schwierigkeiten nicht verbunden. Erſte hängt meiſt von örtlichen Verhältniſſen ab; letztere hat nichts Eignes.

§. 8.

Die Kriekente (Anas crecca, *Linn.*, Kriech-, Krech-, Kruck-, Murr-, Schapsente, Krieke, Biekelchen, Karnull, Karnelle, Wäbke, Sommerhalbente; das Weibchen: Grauentchen, Tröſel, Socke) *) iſt in Teutſchland das ganze Jahr hindurch als Strichvogel einheimiſch, der vom November bis zur Paarzeit ſeinen Aufenthalt oft verändert. Sie wird in ganz Europa und Aſien, bis China und Indien hinab, nirgends aber in ſtarkzähligen Flügen vereinigt gefunden. Die im hohen Norden wohnenden Enten dieſer Art ſind Zugvögel, und gehen als ſolche im Oktober und November auf dem Zuge nach ſüdlichen Gegenden, im März und April aber auf dem Wiederzuge nach der Heimath bei uns durch.

Die Beſchreibung dieſer Entenart findet ſich in der Einl. S. CCCXCIX.

Als zufällige Abänderungen erwähnt Bechſtein in ſeinen angezogenen Werken folgende:

Kriekenten Männchen, an welchen der grüne Flecken an den Wangen ſchmal iſt, und ſichelförmig nach dem Nacken hinläuft; die weißen Augenlinien bemerkt man nicht. An andern ſind die Seiten des Kopfs ſchwarz; nur unter den Augen wird ein weißlicher Strich ſichtbar. Jeſter führt noch eine Varietät an, bei welcher auf dem Spiegel eine weiße Querbinde erſcheint.

Die Kriekente fliegt ſehr ſchnell, ſchwimmt und taucht auch mit vieler Gewandtheit und Leichtigkeit.

Während der Paarzeit iſt ſie ſehr ſcheu, wenn ſie

---

*) Bechſteins Handb. d. Jagdw. I. 2. S. 178; deſſen Jagdzool. S. 654; Winckells Handb. f. Jäg. (1ſte Aufl.) II. S. 701. §. 8.

Junge hat, auch im Herbſte und Winter gar nicht. Liegen während der letzt gedachten Jahreszeiten mehrere auf dem Waſſer beiſammen, ſo ſcherzen ſie faſt unaufhörlich mit einander und ſträuben dabei die Kopf- und Halsfedern auf.

Den wie Kreckkreck! oder Krückkrück! ſchnarrend ertönenden Laut vernimmt man meiſt nur, wenn ſie, verſcheucht, aufſtehen; daher ihr lateiniſcher und teutſcher Name.

Sie paaren ſich im zeitigen Frühlinge. Im April ziehen ſich die Pärchen gern auf ſchmale mit Geſträuch umgebene Lachen oder Tümpel. Da baut das Weibchen auf einer trockenen, mit Waſſer umgebenen Stelle, im Geſtrüpp, ihr Neſt aus Schilf und Grashalmen, füttert es mit ſich ſelbſt ausgerupften Federn aus, legt mehr oder weniger, ſelten über acht röthlichweiße — nach Meyer und Temmink undeutlich braun gefleckte Eier. Bechſtein ſagt: Männchen und Weibchen führten die Jungen gemeinſchaftlich; ich habe immer nur letzteres bei, erſteres indeſſen oft nicht weit von der Hecke entfernt gefunden. Dieſe verläßt die einſamen Orte, wo ſie auskam, bis zur vollkommnen Flugbarkeit der Jungen ohne beſondere Veranlaſſung nicht, wenigſtens nicht für immer.

Aus dem eben Geſagten ergibt ſich, wo der Jäger im Sommer dieſe Entenart vorzüglich zu ſuchen hat. Doch wird er auch, obwohl ſeltener, Hecken auf ſchilfreichen Teichen und andern ſtillen Gewäſſern finden. Sind die Jungen vollkommen flugbar, ſo wechſeln ſie im Familienverein mit der Alten, den Aufenthalt öfters.

Die Nahrung beſteht aus Schnecken, Inſekten, Waſſerkräutern, Sumpfgräſern, Binſenſaamen und aus Gerſten- und Haferkörnern; ſehr ſelten aus ganz kleinen Fiſchen. Sie verſchluckt auch Quarzkörner.

Ihr Wildbret iſt von ausgezeichnet gutem Geſchmack; im Herbſte ſind beſonders die Weibchen ſehr fett.

Jagd und Fang wird wie bei der Stockente betrieben; nur muß man im Julius jeden kleinen Waſſertümpel im Holze beſuchen, um die Hecken zu finden.

§. 9.

Die Reiherente (Anas fuligula, *Linn.*, ſchwarze und europäiſche Hauben=, Strauß=, Schopf=, Kuppen=, Moor= und Moderente, Freſeke) *) bewohnt die Gegenden des arktiſchen Kreiſes und macht dort ihr Geheck. Auf dem Zuge — im Oktober und November — kommt ſie theils flug=, theils ſchaarenweiſe auf die teutſchen Seen, Teiche und auf ſolche Flußſtellen, wo die Strömung nicht ſtark iſt, geht aber bei zunehmender Kälte ſüdlicher. Auf dem Wiederzuge beſucht ſie die ſüßen Gewäſſer des feſten Landes im März und April meiſt paarweiſe und nur auf kurze Zeit die Meereskuͤſten häufiger, eilt aber auch von da aus der nördlichen Heimath zu. Sie ſoll auch zuweilen ihr Geheck auf Seen und großen Teichen des mittleren Teutſchlands machen; doch wurde zeither weder das Gelege, noch eine Neſtſtätte entdeckt, wohl aber — nach Bechſtein — vor einigen Jahren bei Frauenbreitungen im Werrathale auf einem großen Teiche ein Paar alter Enten dieſer Art im Junius angetroffen **).

Die Beſchreibung iſt in der Einleit. S. CCCCXII geliefert worden.

Der am öfterſten — nach Naumann aber nur im Sitzen, nie im Fluge — erſchallende Laut gleicht dem Tone, welchen man durch Pfeifen auf dem Fingen hervorbringt, und wird von Bechſtein durch Hai, Haia! bezeichnet. Nächſtdem hat Naumann auch ein dumpfes Knarren vernommen.

Dieſe Ente gehört zu den ſehr ſcheuen; doch ſoll ſie es — wie die meiſten Schwimmvögel — auf kleinen Ge=

*) Bechſteins Jagdzool. S. 659; Winckells Handb. f. J. (1ſte Ausg.) II. S. 718 (europäiſche Haubenente) Nr. 7.

**) Wenn der oben erwähnte Fall das einzige iſt, woraus das Niſten und Hecken der Reiherente in unſern Gegenden gefolgert werden ſoll; ſo ſcheint dieſer Grund mir nicht hinreichend; denn es könnte ja auch einer der beiden Gatten in der Zugzeit eine leichte Schußverwundung erhalten haben und hierdurch das Dableiben beider veranlaßt worden ſeyn.

wäſſern — nach Naumann — weniger als auf großen ſeyn. (Dieſe Bemerkung iſt an ſich richtig; wie mir es ſcheint, aber dadurch erklärbar, daß an kleinem Gewäſſer gemeiniglich beſſere Gelegenheit zum Ankommen im Verborgenen ſich darbietet, als auf und an großem.)

Die Reiherente iſt ein vortrefflicher Schwimmer und ein eben ſo behender Taucher. Ihr Flug iſt wegen des ſchnellen Schlages mit den kurzen Flügeln rauſchend, und wegen des verhältnißmäßig plumpen Körpers mit ſichtbarer Anſtrengung verbunden.

Sie nährt ſich von Waſſerkräutern und deren Saamen, Inſekten, Fröſchen, kleinen Fiſchen und Konchylien, verſchluckt auch zur Verdauungsbeförderung groben Sand.

Der Geſchmack des Wildbrets — welches im Herbſte ſehr ſtark mit Fett belegt zu ſeyn pflegt — iſt etwas thranig. Wem dies zuwider iſt, der wende die früher ſchon öfter angeführten Mittel an, um das Thranige zu beſeitigen.

Der Jagdbetrieb beſchränkt ſich, nachdem, was oben über die Scheu dieſer Ente geſagt worden, auf geſchicktes Anſchleichen im Verborgenen. Annäherung mit dem Kahne, oder hinter dem Wiſche, Schilde oder Schießpferde dürfte ſchwer und ſelten gelingen. Ob mit irgend einem Fangapparat etwas auszurichten ſei, weiß der Vf. aus Erfahrung nicht zu ſagen, glaubt aber Grund zum Zweifel zu haben.

§. 10.

Die Schnatterente (Anas strepera, *Linn.*, Schnarr- und Lermente, Locker) *) bewohnt den nicht ganz hohen Norden von Aſien und Europa und macht daſelbſt, auch ſchon ziemlich häufig in Holland und — jedoch ſelten — ſelbſt auf den großen Seen im nördlichen Teutſchland ihr Geheck. In der Regel erſcheint ſie

*) Bechſteins Jagdzool. S. 663; Winckells Handb. f. J. (1ſte Ausg.) II. S. 708. Nr. 8.

bei uns als Zugvogel, der vom Oktober an und den ganzen Herbſt über familienweiſe durch- und ſüdlichern Gegenden zuwandert, im Frühlinge auf dem Wiederzuge aber vereinzelt und paarweiſe ſchon im März und in der erſten Hälfte des Monats April unſere Flüſſe, Seen, Teiche und Sümpfe auf kurze Zeit beſucht.

Der in der Einleitung, S. CCCXCV, gelieferten Beſchreibung iſt noch hinzuzufügen, daß die jungen Männchen den alten Weibchen bis zum zweiten Sommer faſt gleich gezeichnet ſind; erſt nach der dann einfallenden Mauſer zeigt ſich der Unterſchied des Geſchlechtsfarbenkleides.

Ihr Flug iſt ſchnell, leiſe rauſchend, nicht pfeifend wie bei der Stockente. Ihr Schnatterlaut, den ſie im Sitzen und in der Ruhe — vorzüglich Abends und Morgens — ſehr häufig ausgibt und nach welchem ſie benannt wird, wird in höhern Tönen wie bei der Stockente vernehmlich. Nächſtdem hört man noch von ihr den langgezogenen Locklaut; Quäk, Quäk *)! Sonſt hat ſie in ihrem Habitus mit der Pfeifente (§. 5. d. K.) alles gemein, befindet ſich auch oft und gern in deren Geſellſchaft.

Ihre Nahrung beſteht aus Waſſerpflanzen und deren Saamen, Gewürmen, Inſekten, kleinen Gehäusſchnecken und kleinen Fiſchen.

Das Neſt ſteht in ſchilfreichen Seen, Brüchern und Teichen auf erhabenen, mit Binſen beſetzten, trocknen Stellen und enthält ein Gelege von acht bis neun graugrünlichen Eiern.

Das Wildbret hat einen merklich wildernden Geſchmack. Eben deshalb und weil es — beſonders das beim Weibchen im Herbſt — ſtark mit Fett belegt iſt, wird es von Wohlſchmeckern vorzüglich geſchätzt.

Dieſe Ente ſteht bei den Entenfängern als der emſigſte Lockvogel in hohem Anſehn und wird daher, wenn

---

*) Nach Bechſtein — Jagdzool. a. a. O. — ſoll dieſer nur dem Weibchen, dem Männchen aber ein pfeifendes Piepen eigen ſeyn — wenn hierbei nicht eine Verwechslung mit der Pfeifente ſtatt findet.

ſie in die Gewalt des Fängers kommt, ſorglich gepflegt. Mit gelähmten Flügeln gewöhnt ſie ſich bald an die Geſellſchaft und Koſt der Hausente.

Auf das Gelock von Ihresgleichen, auch außerdem ziemlich häufig, geht ſie in Entenfängen und auf allen Waſſerheerden ein. Der Jagdbetrieb beſchränkt ſich meiſt auf den Abendanſtand, ſonſt auf glücklichen Zufall.

§. 11.

Die Löffelente (Anas clypeata, *Linn.*, Schild-, Spatel-, Fliegen-, Mücken-, Murrente, Löppelſchnute, Löppelgans, Breitſchnabel, Seefaſan — ?? —! teutſcher Pelikan — ? — !) *) kommt auf dem Zuge zuweilen ſchon im Auguſt, gewöhnlich im September, meiſt familienweiſe, aus nördlicheren Gegenden nach Teutſchland, ſtreicht dann bis zum Eintritt ſtarken Froſtes von einem Waſſer zum andern. Dann zieht ſie in geringzähligen Flügen ſüdlichen Gegenden zu, überwintert daſelbſt und macht den Wiederzug nach dem Sommeraufenthalte und der Heckſtätte, vereinzelt oder paarweiſe, vom Ende des Monats März bis zum Anfange des Monats Mai. Wahrſcheinlich gehen die im Frühlinge zuerſt bei uns erſcheinenden am weiteſten nördlich. Die in der erſten Hälfte des Monats April das ſüdliche und mittlere Teutſchland durchſtreifenden mögen es wohl ſeyn, welche in Holland und Nordteutſchland an den mit Schilf, Binſen und Strauchwerk beſetzten Rändern der Landſeen und Teiche ihr Geheck machen; von den ſpäteſten Nachzüglern geſchieht dies bisweilen auch im mittlern Teutſchland.

---

*) Bechſteins Jagdzool. S. 566. Daſelbſt wird obige Ente zu den großen gerechnet und deren Länge zu 21″ angegeben. Da dies weder mit den Angaben anderer Schriftſteller, noch mit den Wahrnehmungen des Verfs. übereinſtimmt; ſo iſt man verſucht zu glauben, daß Hr. Bechſtein ein ausgeſtopftes Exemplar vor ſich gehabt habe, deſſen Balg bei der Operation ſich ausgedehnt haben mag. Winckells Handb. f. J. (1ſte Aufl.) II. S. 706. Nr. 1.

Der in der Einleitung, S. CCCXCII, nach Temmink gelieferten Beſchreibung fügt der Verf. Folgendes hinzu:

Zufällige Abänderungen.

a) Am alten Männchen der Bauch weiß (Friſch Vögel Taf. 162).

b) Schnabel (beim Männchen) grüngelb; am Halſe ein weißer Ring; Unterhals und Kropf glänzend kaſtanienbraun; Bruſt und Bauch weiß; Flanken hellaſchgrau ſchwärzlich in die Quere durchwellt; Aſter in der Mitte ſchwarz, an den Seiten weiß; Rücken und Flügel wie am Stockentenmännchen; Steiß und Schwanzfedern ſchwarz, letztere an den Seiten mit breiter weißer Einfaſſung (Naumanns Vögel III. S. 305).

c) Am jungen Männchen die Bruſt ſchmutzigweiß, jede Feder mit großem, halbmondförmigen, dunkelbraunen Saume; Schulterfedern braun, gelblich eingefaßt, einzelne weiße Federn untermengt; Oberleib braun, mit ſchmalen gelblichen Federrändern, aber ungleich weniger als beim Weibchen; Unterleib kaſtanienbraun, vorzüglich an den Seiten braun gefleckt; Afterfedern ſchwarz und weiß gemaſert (Meyers Taſchenb. II. S. 544).

Altersverſchiedenheit — nach Bechſteins Jagdzool. S. 567.

d) „Junge Männchen ſehen im Spätherbſte mehr dem (alten) Weibchen ähnlich; im Frühlinge iſt der Kopf mehr ſchwarzbraun als ſammetſchwarz, mit grünem Glanz; der Unterleib roſtgelb, dunkelbraun gewellt. An den jungen Weibchen ſehen die kleinen Flügeldeckfedern eben ſo graubunt aus, wie der übrige Leib."

Dieſe Ente bezeigt ſich im Frühlinge mehr ſcheu, als im Herbſt; doch iſt ſie es in ausgezeichnet hohem Grade nie.

Ihr Flug iſt geräuſchvoll, im Herbſte, wegen der

Fettauflage, ſchwerledig, im Frühlinge leichter, weil das Fett fehlt.

Sie taucht nie, außer wenn ſie verwundet iſt und dann vom Hunde verfolgt wird.

Das Weibchen ſoll, nach Bechſtein (Zool. a. a. O.), einen ſtarken Quaaklaut ausgeben, den jedoch der Verf. eben ſo wenig als Naumann (d. Vögel a. a. O. S. 303) je gehört hat; vom Männchen vernimmt man ein beſonders ſchnarrendes — gleichſam verunglückt-trillerndes — Quäken.

Die Nahrung beſteht aus Waſſerpflanzen und deren Saamen, aus Spitzen von jungem Graſe, aus Schnecken und aus Waſſerinſekten vorzüglich. Nach letztern ſchwimmt die Löffelente faſt den ganzen Tag, mit gerade ausgeſtrecktem Halſe und auf dem Waſſerſpiegel aufgelegten Schnabel umher, ſchlürft ſie und zugleich etwas Waſſer mit ein, welches durch die kammartige Zähnelung an den Seiten des Schnabels wieder abläuft. Kleine Fiſche nimmt ſie wohl nie oder doch nur ſehr ſelten an, da das Wildbret gar keinen thranigen Geſchmack hat. Wohl aber iſt daſſelbe zart, ſehr ſaftig und im Herbſte außerordentlich ſtark mit Fett überzogen.

Das Neſt ſteht auf erhabenen, feuchten, mit Schilf oder Binſen beſetzten Stellen am Rande der Gewäſſer, meiſt unter überhängendem Geſträuch und wird mit Dunen, die das Weibchen ſich ſelbſt ausrupft, ausgefüttert. Das Gelege enthält ſieben bis vierzehn ſehr hell grüngelbliche (nach Bechſtein röthlichweiße) Eier. Eben gedachter Schriftſteller (d. Zool. a. a. O.) bemerkt noch, daß die Jungen — vermuthlich in der erſten Zeit ihres Lebens — den großen Schnabel immer auf die Bruſt ſtützen, und daß ſelbige mit dem Futter junger Hausenten ſich erziehen laſſen.

Außer dem — nach eigner vom Verf. erlangter Erfahrung — äußerſt wohlſchmeckenden Wildbret dieſer Ente bietet auch das Gefieder derſelben — beſonders das dunenartige — eine ſehr gute Benutzung dar.

Jagd und Fang wie bei der Stockente.

§. 12.

Die neun Entenarten, von welchen im Vorhergehenden die Rede geweſen iſt, hat der Verf. zeither Gelegenheit gefunden, im Leben und freien Zuſtande zu beobachten und — zu erlegen. Die übrigen in der Einleitung aufgeführten Arten — Nr. 7 des gegenwärtigen §., wovon er zwei Weibchen, wie in der Einleitung geſagt, kurz nach dem Tode geſehen hat, ausgenommen — kennt er nur aus Abbildungen, Beſchreibungen und aus ornithologiſchen Sammlungen Anderer.

Aus den §. 5. des vorhergehenden (28ſten) Kapitels angeführten Gründen werden die dem Verf. beim Jagdbetriebe noch nicht vorgekommenen, nur als Zugvögel das Innere von Teutſchland — zum Theil ſehr ſelten — beſuchenden Entenarten, unter Verweiſung auf die in der Einleitung gelieferte Beſchreibung, hier blos namentlich aufgeführt und ganz kurze naturgeſchichtliche Notizen — nach Bechſtein, Meyer, Temmink und Naumann — beigefügt *).

1. Die rothe Ente (A. rutila, *Pallas*, A. casarca, *Gm. Linn.*, Kaſarka, aſtrakaniſche Ente — nach Latham fälſchlich rothe Gans, denn Schnabel, Füße und Habitus beſtimmen den Vogel vollkommen als Ente). Beſchreibung: ſ. Einleit. S. CCCXCIV. Heimath: öſtliche Gegenden von Europa, ſüdliches Rußland, Perſien, Indien. Zugzeit: Spätherbſt. Einfallsgegenden und Orte: Ungarn, Oeſterreich und Schleſien auf Flüſſen, Seen und großen Teichen, jedoch ſelten. Habitus: iſt noch zu wenig bekannt, als daß darüber etwas Beſtimmtes geſagt werden könnte **).

---

*) Bei aller Hochachtung und Verehrung, zu welcher der Verf. gegen Hrn. Bechſteins Perſon und Verdienſte ſich verpflichtet fühlt, kann er doch jenem großen Ornithologen darin nicht beiſtimmen, wenn derſelbe dieſe und andere ſeltener vorkommende Vögel auf die Stufe der minder wichtigen ſtellt. Eben ihrer Seltenheit wegen hält der Vf. ſelbige für vorzüglich wichtig für den Jäger, wenn derſelbe nicht blos als eigennütziger Federſchütze erſcheinen will.

**) Es ſcheint dies diejenige rothe Ente zu ſeyn, von welcher vor we-

2. Die Brandente (Anas tadorna, *Linn.*, Ringel-, Loch-, Fuchs-, Wühl-, Krach-, Bergente — fälſchlich Gans). Beſchreibung: ſ. Einleitung, S. CCCXCIV. Heimath: das nördliche Europa (auch die Küſten der Nordſee, häufig Holland) an den Meeresgeſtaden, wo die Wellen ſtark ſich brechen — an Brandungen, wovon die Benennung: Brandente, hergenommen iſt — und auf ſalzigem Gewäſſer. Zugzeit und Einfallsgegend: Herbſt, ſelten Frühling und während derſelben nicht ſelten im mittleren Teutſchland auf Flüſſen, Seen und Teichen, aber nur kurze Zeit verweilend; vermuthlich, weil ſie — nach Hrn. Boje's zu Kiel und Hrn. Forſtrath Fiſchers zu Karlsruhe Wahrnehmung — bei ſüßem Waſſer nicht ausdauert, das Seewaſſer ihr aber unentbehrlich zu ſeyn ſcheint. Habitus: ſie nährt ſich von Konchylien, Fiſchen, Inſekten und Waſſerpflanzen; iſt ſehr ſcheu; macht ihr Geheck in Löchern unter dem Ufer, in Fuchs- und Kaninchenbauen oder in Felsſpalten. Das Gelege beſteht aus zehn bis zwölf weißen rundlichen Eiern.

Sie geht nicht in den großen Entenfang, wohl aber in Waſſerſchlagnetze.

Benutzung: das Wildbret iſt ohne vorgängige Enthäutung durch Abblaſen thranig; die Eier hingegen werden wie die Dunen, welche denen der Eiderente gleichkommen, ſehr geſucht und geſchätzt *).

3. Die Spießente (Anas acuta, *Linn.*, Pfeil-, Nadel-, Spitz-, Schwanz, Faſanen- und Pfriemenente, Langhals, Pylſteert). Beſchreibung: ſ. Einleitung, S. CCCXCVI. Heimath: im Norden der ganzen bekannten Erde. Zugzeit, Einfallsgegenden und Orte: im September und Oktober flugweiſe; auf

nigen Jahren in öffentlichen Blättern geſagt wurde: ihr Schweiß (Blut) gelte in Rußland für ein Speciſikum gegen den Biß waſſerſcheuer Thiere.

*) Meiſt alles aus Laurops und Fiſchers Sylvan, Jahrg. 1819. S. 49 — 56 entlehnt.

dem Wiederzuge, im März, einzeln und paarweiſe faſt auf allen ſchilfreichen Gewäſſern vorkommen und daſelbſt auch oft ihr, aus acht bis zehn blaugrünlichen Eiern beſtehendes, Gelege machen ſollend, iſt ſie doch dem Verf. in den vielen Jahren, die er in Gegenden, welche für den Aufenthalt dieſer Ente, nach Obigem, ſich ſehr geeignet hätten, verlebte, niemals vorgekommen. Im übrigen Habitus ſoll ſie, nach Naumann, mit der Löffelente alles gemein haben, doch ſcheuer als jene ſeyn.

Das Wildbret ſoll ſehr wohl ſchmecken.

In Rückſicht des Jagdbetriebes ſcheint alles mit dem bei der Stockente übereinzuſtimmen. Ihrem Aufenthalt nach zu urtheilen, hat es auch mit dem Fange gleiche Bewandtniß.

4. Die Eiderente (Anas mollissima, *Linn.*, Eidervogel, Eidergans) bewohnt die nördlichſten Theile von Europa, Aſien und Amerika. Auf dem Zuge kommt ſie ſchon nicht oft nach Schweden und Dänemark, ſelten, zufällig, einzeln und nur in ſtrengen Wintern auf offene Stellen der teutſchen Flüſſe und Seen. Die Beſchreibung findet ſich in der Einl. S. CCCC. Scheu ſoll die Eiderente, nach Bechſtein, nicht ſeyn. Sie nährt ſich von Fiſchen, Konchylien, Inſekten und Meergras. Die Bewohner von Island, Lappland, Grönland und Spitzbergen eſſen nicht nur das Wildbret und die Eier dieſer Ente, ſondern treiben auch einen nicht unbedeutenden Handel mit den feinen Dunen *), welche das Weibchen zum Futter des auf die unzugänglichſten Klippen und Felsvorſprüngen am Meeresgeſtade aus trocknem Meergras unkünſtlich gebauten Neſtes ſich ausrupft, und die, wie die fünf, höchſtens ſechs grünlichen Eier, aus welchen das Gelege beſteht, mit Lebensgefahr geſammelt werden. In unſern Gegenden kann von beſondern Jagd- und

*) Die Dunen pflegt man auch Eider zu nennen und hiervon rührt der teutſche Name des Vogels her.

Fangbetriebsmethoden nicht Rede ſeyn. Der Zufall, und zwar ein ſehr glücklicher, muß dem Jäger behülflich ſeyn *).

5. Die Sammetente (Anas fusca, *Linn.*, Moder- oder Moor-, braune See-, Fliegenente, Torpane) iſt Bewohnerin des Meeres in der arktiſchen Zone der alten und neuen Welt, auch in Norwegen und Schweden häufig einheimiſch. Die Küſten von England, Frankreich und Holland — ſelbſt die Seen und Sümpfe des näher gelegenen Innern — beſucht ſie auf dem Zuge und Wiederzuge regelmäßig. Auf den teutſchen Flüſſen und Seen ſoll ſie im December in geringzähligen — vermuthlich aus Familiengliedern beſtehenden — Flügen, im Februar einzeln, meiſt alljährlich erſcheinen.

Die Beſchreibung iſt in der Einleit., S. CCCCI, befindlich.

Die Sammetente ſoll nicht ſcheu ſeyn. Dies beſtätigt mein Freund, Hr. C. E. Dietzel, welcher ein Exemplar derſelben unweit Schweinfurt auf dem Main erlegt hat; auch der Hr. Pfarrer Dötterlein in Weißenbach, mein jetziger nächſter Nachbar, welcher ein anderes im Monat März d. J. 1819 auf einem ſeinem Hauſe nahe gelegenen Teiche (Weiher) wahrgenommen hat. Ihre Nahrung ſoll aus Konchylien, Inſekten und Gräſern beſtehen. Iſt dem ſo und nimmt ſie nie oder doch nur ſelten Fiſche an; ſo dürfte Hrn. Bechſteins Angabe, daß das Wildbret thranig ſchmecke, nicht für vollkommen begründet zu halten ſeyn.

*) In der Einleitung a. a. O. iſt Anas spectabilis *Gm. Linn.* nach Temmink als dreijähriges Männchen der Eiderente angezeigt. In Folge einer in dem IV. Bde. der Annalen der Wetterauiſchen Geſellſchaft (Neue Annalen der Wetter. Geſellſch. Bd. I.) 1819, nach der Ueberſetzung des Hrn. Boje von Kiel aus dem zweiten Bande der Schriften der Kopenhagener Geſellſchaft v. J. 1791 theilweiſe gelieferten Beſchreibung der Anas spectabilis — des höckerſchnäbeligen Eidervogels — iſt dem nicht ſo, ſondern dies eine beſondere Entenart. Aus dem Verfolg der beſagten Abhandlung, welchen wir im nächſten Heft der Wetter. Annalen zu erwarten haben, wird ſich das Umſtändlichere und zugleich vermuthlich das ergeben, ob der höckerſchnäbelige Eidervogel auch ſchon in Teutſchland vorgekommen iſt.

6. Die Trauerente (Anas nigra, *Linn.*, ſchwarze Ente, Mohrenente, hat gleiche Heimath mit der vorhergehenden, hält, wie jene, an den engliſchen, franzöſiſchen und holländiſchen Küſten die Zug- und Winterzugperiode regelmäßig und zwar in höchſt zahlreichen Schaaren, die auch auf die Gewäſſer im Innern ſich verbreiten. Der Verf. zählt es zu den Jagdunglücksfällen, daß ihm dieſe — angeblich — jeden Spätherbſt und Winter, auch im Frühlinge beim Wiederzuge die teutſchen Flüſſe, Seen und Teiche beſuchende Ente nie zu Geſicht und zum Schuß gekommen iſt.

Zu der in der Einl. S. CCCCII, nach Temmink gelieferten Beſchreibung hier noch der Zuſatz, daß Meyer in ſeinem Taſchenb. II. S. 505, und Bechſtein in ſeiner Jagdzool. S. 707, Naumanns Weißbackenente (Anas albigena, ſ. d. Vögel III. S. 374) für eine Jugend-, Mauſer- und Altersabänderung erklären. Bei derſelben erſcheint der Oberleib ſchwarzbraun, Kehle, Wangen und ein Theil des Halſes ſchmutzigweiß *). Sie hält ſich bei uns meiſt auf dem blanken Waſſer, faſt nie im Schilfe auf, und taucht oft, lange und ſehr behende; iſt auch ſehr ſcheu; daher kommt man ihr auf großen Gewäſſern ſchwer, leichter an kleinen hochufrigen oder mit Geſträuch und Dämmen (Wällen) umgebenen ſchußmäßig bei. Ihr Flug — wohl mehr der Flügelſchlag — iſt ziemlich ſchnell; doch wird beim Aufſchwingen vom Waſſer Anſtrengung bemerkbar, denn ehe ſie es vermag, flattert ſie — nach Art der Hurbel — erſt eine Strecke dicht über dem Waſſerſpiegel hin **). Sie nährt ſich von Muſcheln ***), Inſekten, kleinen Fiſchen Würmern und Waſſerpflanzentheilen. Zur Verdauungsbeförderung verſchluckt ſie Quarz- und andere Sandkörner.

---

*) Temmink hält die Weißbackenente für das Männchen der folgenden Aſchgrauen Ente. Nach der Anmerk., welche bei Anas cinerasc. S. CCCCIV der Einleitung gemacht worden iſt, ſtimmen hiermit die Beobachtungen des dort erwähnten Jägers überein.

**) Während dieß muß ſie am leichteſten können geſchoſſen werden.

***) Nach Meyer, vorzüglich vom Mytilus (Mytulus) edulis.

Das Wildbret ſoll, nach Bechſtein, einen wildernden, nach Naumann, einen unangenehm thranigen Geſchmack haben.

7. Die aſchgraue Ente (Anas cinerasceus, *Bechst.*) iſt in Sibirien und angrenzenden Ländern einheimiſch. Nach Teutſchland kommt ſie als Wandervogel, wie es ſcheint meiſt nur paarweiſe im Frühlinge. In der Anmerkung zu der in der Einl. S. CCCCIII gelieferten Beſchreibung hat der Verf. darüber ſich ausgeſprochen, daß und warum er mit Hrn. Temmink die Identität der Art bei dieſer Ente anerkennen zu müſſen glaubt.

Beſondere Scheu ſoll dieſer Ente nicht eigen, wohl aber ihr Flug ſehr raſch ſeyn. Dies die Auskunft, welche mir hierüber der Jäger gab, welcher die beiden Weibchen erlegte, die ich gleich nach dem Tode geſehen habe (ſ. Einl. a. a. O.).

Im Magen fand ich kleine Schnecken, Reſter von Inſekten, Waſſerpflanzen und Quarzkörner.

Das Wildbret iſt wohlſchmeckend, aber etwas zähe; Thrangeſchmack habe ich nicht wahrgenommen, ich bezweifle daher, daß kleine Fiſche einen weſentlichen Nahrungstheil dieſer Ente ausmachen.

8. Die weißköpfige Ente (Anas leucocephala, *Latham*, Ruder-, Kupfer- und blauſchnäbelige Ente) bewohnt das öſtliche Europa; iſt in mehrern ruſſiſchen Provinzen und ſchon in Liefland und Finnland gemeiner Heckvogel; in Ungarn und Oeſterreich regelmäßig Zugvogel; ſonſt in Teutſchland, beſonders im ſüdlichen, auf offenen Stellen der Flüſſe und Seen, Wintergaſt, doch nur ein ſeltener.

Beſchreibung: ſ. in der Einl. S. CCCCIV.

Sie iſt ein trefflicher Schwimmer und ein höchſt behender, lange unter dem Waſſer aushaltender Taucher. Ihren ſtarren $4\frac{1}{2}''$ langen Schwanz ſoll ſie im Waſſer nicht allein unterwärts, ſondern auch oberwärts richten können, und dieſer im erſten Falle zum Ruder, im andern zum Segel dienen.

Sie ſoll ſich blos von Schaalthieren und Fiſchen näh-

ren; deren Wildbret folglich, ohne vorherige künſtliche Behandlung, thranig ſchmecken.

9. Die Eisente (Anas glacialis, *Linn.*, Winterente, kleiner Pfeilſchwanz, Spitzſchwanz, Hanick, Klas-Hanick, Kirre) bewohnt in der Heckzeit den höchſten Norden der alten und neuen Welt; kommt, als unſere Gegenden zufällig beſuchender Wandervogel, im Spätherbſt und Winter vereinzelt — das ſind gewöhnlich Alte beiderlei Geſchlechts dieſer Art —, oder in geringzähligen Flügen, — die in der Regel aus Jungen, vermuthlich von einem Geheck, beſtehen — auf Teutſchlands Flüſſe, Seen und Teiche.

Die Beſchreibung befindet ſich in der Einleitung, S. CCCCV.

Nach Naumann iſt dieſe Ente nicht ſehr ſcheu, aber äußerſt flüchtig (ſoll doch wohl heißen: ſie fliegt ſehr ſchnell). Im Fluge ſchlägt ſie ihren Körper bald auf dieſe, bald auf jene Seite. Ihr Laut iſt von dem aller andern Enten verſchieden — wozu ohne Zweifel in dem ſonderbaren Luftröhrenbau (vergl. Einl. S. CCCCVI. Anat. Bemerk.) der Grund zu ſuchen iſt. Naumann ſagt, er beſtehe aus drei Sylben, von denen die erſte fauchend, die zweite dumpf, die dritte heiſer ſchnarrend, das Ganze aber wie Aan-klrick-ärrr! ertöne. Nach Oedmann klingt derſelbe wie A-al, plötzlich mit agleck! endigend; nach Langsdorf wie ā - ăăglick! nach Steller wie āāngĭtſch, āāngĭtſch *)!

Das Weibchen ſoll in der Hudſonsbay, in Grönland, am Eismeere, zwiſchen Lappland und dem Polarkreiſe in ein mit ihren Dunen gefüttertes Neſt fünf weiße, bläulich gefleckte Eier legen. Den Dunen und

---

*) Vergl. Naumanns Vögel III. S. 323 und Meyers Taſchenb. II. S. 513. Durch das Obige wird es recht einleuchtend, welch ein mißliches Ding es mit der Verſinnlichung der Vogellaute durch Worte iſt. Wenn aber in der That die Kamtſchadalen Liedermelodien nach dem Ruf der Eisente verfertigt haben und dieſe Angitſch nennen, ſo möchte Stellers Wortbezeichnung doch wohl die ähnlichſte ſeyn.

Eiern ſtreben dort die Eingebornen, jenen als einem guten Handelsartikel, dieſen als einem guten Nahrungsmittel emſig nach.

Die Eisente nährt ſich hauptſächlich von Konchylien; doch läßt der thranige Geſchmack des Wildbrets auch ſchließen, daß ſie Fiſche annehme. Vermuthlich wird ſie, beſonders in der Noth, Waſſerpflanzen und deren Saamen, auch vielleicht Getreidekörner nicht verſchmähen; Naumanns Wahrnehmungen geſtatten dieſe Vermuthung.

10. Die Kolbenente (Anas rufina, *Linn.*, rothköpfige Hauben-, Karmin- und Rothkopfente, rothhälſige Ente, rothhaubige Pfeifente), Bewohnerin des öſtlich gerichteten Nordens von Europa, kommt beim Zuge und Wiederzuge regelmäßig auf das kaspiſche Meer, in die Türkei und nach Oeſterreich, weniger regelmäßig auf die großen Schweizer Seen; ſelten und nur zufällig im Spätherbſt und Winter auf Flüſſe und Seen des nördlichen und mittleren Teutſchlands.

Die Beſchreibung iſt in der Einl. S. CCCCVII zu finden.

Ueber den Habitus dieſer Ente ſagen die ornithologiſchen Schriften nur ſo viel, daß ſie von Konchylien und Waſſerkräutern ſich nähre.

Das Wildbret ſoll, nach Bechſtein, einen etwas ſchlämmernden Geſchmack haben.

11. Die Bergente (Anas marila, *Linn.*, Muſchel-, Schaufel-, Aſchenente, Schimmel, Warten) bewohnt die arktiſchen Kreiſe beider Welten; kommt auf dem Zuge in höchſt zahlreichen Schaaren und auf dem Wiederzuge häufig nach England und Holland; weniger regelmäßig, vereinzelt oder doch nur in ſchwachzähligen Flügen, beſucht ſie im Herbſt — vorzüglich im November —, auch im Winter, nach Bechſtein, beſonders offene Gräben in Berggegenden, und auf dem Wiederzuge die meiſten teutſchen Flüſſe und großen Seen.

Die Beſchreibung ſ. in der Einl. S. CCCCVIII.

Ihr Laut ſoll, nach Bechſtein und Naumann, wie Hoia! ſich vernehmen laſſen. Sie iſt nicht ausge-

zeichnet ſcheu; hält ſich aber ſelten nahe am Ufer auf; erhebt ſich ungern vom Waſſer; fliegt ſchnell; taucht oft, behende und lange.

Sie nährt ſich von Fiſchen, Fröſchen, Konchylien, Inſekten und Waſſerpflanzen.

Das Wildbret iſt etwas thranig von Geſchmack.

12. Die weißäugige Ente (Anas leucophthalmos, *Borkhausen*, braunköpfige Ente — Braunkopf — Brandente, Murrente) bewohnt am häufigſten die öſtlichen Theile von Europa; nicht ſelten aber ſoll ſie auch im nördlichen Teutſchland vom März an bis zum Oktober in dicht mit Schilf beſetzten Sümpfen, Seen, Teichen und kleinen Waldtümpeln ſich aufhalten und daſelbſt ihr Geheck machen. Im Herbſt und Winter ſtreicht ſie von dort aus familienweiſe auf den Flüſſen, Seen und Teichen des mittleren und ſüdlichen Teutſchlands umher. Zufällig und nicht häufig beſucht ſie Holland und Frankreich.

Die Beſchreibung ſ. in der Einl. S. CCCCXIII.

Ueber den Habitus dieſer Ente haben wir das meiſte, was wir davon wiſſen, Naumann, dem emſigen Forſcher, zu danken, der ſeine Beobachtungen vorzüglich auf den großen Teichen im Anhalt-Zerbſtiſchen gemacht hat. Nach ihm iſt ſie nicht ſcheu; fliegt raſch, mit ſchnellem Flügelſchlage, tief über dem Gewäſſer hin; ſteht, bei plötzlicher Ueberraſchung, leicht auf und gibt dabei, in hohem Tone, einen gleichſam ſchnurrenden, wie körrr, körrr, körrr! klingenden Laut aus. In der Ruhe (ſitzend und ungeſtört) läßt ſie ein dumpfes, kurz abgeſetztes Murren und ein, ſo zu ſagen, trauriges Stöhnen hören. Sie iſt ein guter Taucher; ſtürzt ſich aber auch auf ſeichten Waſſerſtellen wie die Hausente. Mit den meiſten Entenarten hat dieſe den Hang zur Geſelligkeit in ſo fern gemein, daß ſie ihre immer nicht großen Herbſt- und Winterreiſen familienweiſe macht. Bei der Frühlingsheimkehr halten die Pärchen ſich ſchon zuſammen. Zum einmal gewählten Aufenthaltsorte haben dieſe Pärchen eine ungemeine Vorliebe und umſchwärmen denſelben den ganzen

Tag, bis eine anſtändige Heckſtätte aufgefunden iſt. Man findet dieſe im dichteſten Rohre und Schilfe, auf kleinen Inſeln und auf den Schilf- oder Binſenkufen, mit welchen die Inſeln beſetzt ſind — immer am freieſten Rande derſelben. Das Neſt ſelbſt iſt aus getrockneten Waſſerpflanzenblättern unkünſtlich gebaut und wird vom Weibchen mit ſeinen eignen Dunen ausgefüttert, mit denen das aus neun bis zehn weißlichen Eiern beſtehende Gelege auch jedesmal hinlänglich bedeckt wird, wenn die Brütente, der Nahrung halber, davon abgeht. Vom Neſte verſcheucht, hält die Ente ſich unfern deſſelben im Rohre verborgen und geht, wenn keine Gefahr mehr vorhanden iſt, ſogleich wieder darauf. Die den Eiern entſchlüpften Jungen ſind in den erſten Wochen mit graubraunem Flaum bekleidet, ſchwimmen und tauchen ſchon in der früheſten Jugend geſchickt; nähren ſich von kleinen Inſekten und deren Larven und von zarten Waſſerpflanzen. Sie werden bis zur Flugbarkeit, welche nach ſieben bis acht Wochen erfolgt, von der Alten, bei drohender Gefahr, ohne alle Rückſicht auf eigne Sicherheit, nach beſtem Vermögen geſchützt.

Wenn die Weibchen zu brüten anfangen, trennen ſich die Männchen von ihnen und ſchließen unter ſich — vielleicht auch mit unbeweibt gebliebenen — einen geſelligen Verein; jedoch enthält die Geſellſchaft ſelten mehr als vier Glieder.

Die Nahrung der Alten und der ausgewachſenen Jungen beſteht hauptſächlich aus über und unter dem Waſſer befindlichen Waſſerpflanzen und deren Saamen; aus Waſſerinſekten und deren Larven; aus kleinen Fröſchen; ſelten aus kleinen Fiſchen. Daher kommt es, daß das Wildbret dieſer Ente nicht nur zart, ſondern im Herbſt auch fett und von ſehr gutem Geſchmack iſt.

Alle auf die Stockente anwendbare Jagd- und Fangmethoden finden auch bei der weißäugigen ſtatt.

13. Die Kragenente (Anas histrionica, *Linn.*, ſchäckige Ente, buntköpfige Ente, Harlekin; Weibchen: Anas minuta, *Linn.*, Zwergente) bewohnt die Gegenden der arktiſchen Kreiſe. Im Winter kommt ſie zu-

weilen in ſchwachzähligen Flügen — vermuthlich familienweiſe — an die Küſten der Oſtſee, auch, nach Bechſtein, auf teutſche Flüſſe und Seen.

Die Beſchreibung ſ. in der Einl. S. CCCCXIV.

Sie ſoll ſich von Konchylien, Laich und Inſekten nähren; ein trefflicher Schwimmer und Taucher ſeyn.

Weiter iſt weder über deren Habitus, noch über den Geſchmack des Wildbrets etwas bekannt.

§. 13.

Nur der unverſtändige Jäger mißbraucht die Vergünſtigung — wenn und wo ſie ſtatt findet — wilde Heckenten das ganze Jahr hindurch ſchießen zu dürfen; der rechtliche Weidmann wird in der Reihe- und Paarzeit blos gelegentlich einen vor ihm herausſtiebenden Entvogel ſchießen, doch auch dies nicht übertreiben, und überhaupt die Gegenden, in welchen die Weibchen zu brüten pflegen, ſo wenig als möglich beunruhigen, auch darauf genau Acht haben, daß die Neſter nicht aufgeſucht und die Eier nicht ausgenommen werden. Begangene Frevel dieſer Art verdienen ſtrenge Ahndung. Wie viel Eintrag der Entenvermehrung übrigens durch das Zerſtören der Brut geſchehe, beweiſ't die alljährlich mehr bemerkliche Verminderung dieſer Federwildsgattung; nur wenn einige Jahre nach einander der Frühling ſo naſſe Witterung halten ſollte, daß die Brücher (Moore, mit Strauchwerk beſetzten Sümpfe) durch hohen Waſſerſtand ganz unzugänglich gemacht würden, wäre zu hoffen, daß ſie wieder zunehmen könnte.

Aus dem Geſagten erhellt, warum ich es für Unrecht halte, den wilden Enten im Frühlinge, wo ſie noch dazu ſchlecht an Wildbret ſind, auf irgend eine Weiſe beträchtlichen Abbruch zu thun. Sommer (bei Heckenten), Herbſt und Winter (bei Heck-, Strich- und Zugenten) bleibt ja immer zum Betriebe der ſämmtlichen in der Folge zu beſchreibenden Jagd- und Fangmethoden noch übrig, von denen die meiſten — bei regelmäßigem Verfahren — dem Jagdliebhaber Vergnügen, alle dem

Jagdberechtigten und Jäger nicht unbedeutende Vortheile gewähren.

§. 14.

Zuerſt ſoll von der Ausübung der Sommerjagd, d. h. der Jagd nach jungen und Mauſerenten, die Rede ſeyn.

Vor dem erſten Julius muß ſie in der Regel gar nicht ſtatt finden, weil dann erſt die am früheſten ausgekommenen jungen Enten aller Arten, die bei uns ihr Geheck machen, flugbar werden und dann das Wildbret derſelben erſt ſchmackhaft und nutzbar iſt. Die angenehmſte Jagd machen junge Enten, wenn ſie zu flattern anfangen, ohne in einem Zuge weit fortfliegen zu können. Bei den meiſten iſt dies in der Mitte des Monats Julius der Fall. Bis dahin muß der Jäger die in ſeinem Reviere befindlichen Teiche und andere ſchilfige Gewäſſer gegen Abend und frühe mit Tagesanbruch oft begehen. Denn wie es bei den wilden Gänſen der Fall iſt (ſ. §. 6. des vor. Kap.), kommen dann auch die alten Enten, von ihren Jungen begleitet, auf den Blänken zum Vorſchein.

Warum ich dafür in der Regel nicht bin, die Alte wegzuſchießen, darüber habe ich §. 3. d. Kapitels mich bereits ausgeſprochen. Eine Ausnahme von dieſer Schonungsregel kann ich nur da zugeſtehen, wo etwa ein Geheck auf Lachen oder Graben ausgekommen iſt, die mit fließenden Gewäſſern in Verbindung ſtehen. Denn in dieſem Fall führt die alte Ente, ſobald ſie irgend Gefahr ahndet, die Jungen fort; wird erſte hingegen weggenommen, ſo entfernen letzte ſich nicht ſo leicht.

Da, wo man nun der Flugbarkeit nahe Hecken gewahrt, wird die Jagd angeſtellt, zu welcher, wenn ſie von Erfolg ſeyn ſoll, mehrere Schützen, deren Flinten mit Schrot Nr. 4 zu laden ſind, beigezogen werden müſſen.

Wo es große ſchilfreiche Gewäſſer und Teiche gibt, lohnt es der Mühe, eben die vorbereitenden Anſtalten zu treffen und bei der Jagd eben ſo zu verfahren, wie bei der Jagd auf junge wilde Gänſe; ich verweiſe daher den

Leſer auf das im 6ten §. des vorhergehenden Kapitels Geſagte. Gut aber iſts, nothwendig ſogar, daß bei der Jagd auf junge und Mauſerenten, wo die Möglichkeit ſtattfindet, Jäger mit in der Reihe der Treiber gehen und Waſſerhunde ſuchen laſſen.

Wären die zu bejagenden Gewäſſer von ſo bedeutendem Umfange, daß man, um Koſten zu vermeiden, nur eine große Jagd im Jahre anſtellen dürfte; ſo würde es rathſam ſeyn, an ſchicklichen Stellen die §. 10. des vorhergehenden Kapitels erwähnten Waſſergarne mit anzuwenden, deren Stelle allenfalls auch durch recht buſenreich geſtellte Haſengarne erſetzt werden kann.

Aber nur unter dieſen Umſtänden, oder wenn die Gewäſſer außerordentlich ſtark mit Schilf und Rohr verwachſen ſind, iſt der Gebrauch derſelben zu billigen; auf mäßig großen Teichen oder ſchmalen ſtillen Gewäſſern (alten Flußbetten) würde die Garnanwendung Geiz verrathen, auch den Jagdfreund außer Stand ſetzen, öfter als einmal des Vergnügens zu genießen, welches das Ententreiben oder die Suche mit Hunden unſtreitig gewährt.

Sind die Verhältniſſe ſo, daß man ohne große Umſtände mehrere Jagden gedachter Art anſtellen kann; ſo hat der Jäger im Voraus dafür zu ſorgen, daß an den Orten, wo man in der Folge die Schützen anſtellen will, Lieten (Schluchten), wie die §. 6. des vorhergehenden Kapitels beſchriebenen, gehauen, auch auf bedeutende Teiche, die vom Rande aus nicht zu beſchießen und zu tief ſind, um darin waten zu können, Kähne geſchafft werden. Im letzten Falle dürfte es räthlich ſeyn, die erſte Liete vom Ufer nach der Blänke hinein, die zweite, etwa funfzig Schritt von dieſer entfernt, von der Blänke nach dem Ufer heraus u. ſ. w., jede aber nur ſo lang hauen zu laſſen, daß die darüber ziehenden Enten mit einem Flintenſchuß zu erreichen ſind.

Hat man dies alles, auch, wenn es nöthig iſt, Schirme zu Anſtänden eingerichtet, und zwar ſo, daß die meiſten Schützen, der Wind mag kommen, woher er will, in gutem Seitenwinde — nur ein Paar etwa in

ſchlechtem Winde — ſtehen können; ſo werden ſie ſämmtlich an dem zur Jagd beſtimmten Tage auf den Ständen vertheilt und angeſtellt, zwei Jäger aber, mit guten Waſſerhunden *) verſehen, begeben ſich in den Unterwind, löſen die Hunde, feuern ſelbige zum fleißigen Suchen an, waten hinterdrein, oder ziehen ſich an den Seiten des Gewäſſers hin, und ſetzen die Suche bis ans Ende deſſelben fort.

Wäre der abzujagende Diſtrikt zu weit ausgedehnt, um ihn auf beiden Ufern ganz mit Schützen beſtellen zu können; ſo gibt der, welcher auf den Flügeln den in der Suche befindlichen Jägern zunächſt ſteht, ſobald dieſe ihm gleich ſind, den übrigen angeſtellten Jagdtheilnehmern ein verabredetes Zeichen. Dem zu Folge rückt jeder um einen Stand weiter vor, bis der ganze See oder Teich von den Hunden abgeſucht iſt. Kommt man bei dieſem Verfahren bis ans Ende des Gewäſſers; ſo werden die Hunde herausgepfiffen. Mit dieſen ziehen ſich die in der Suche mitgehenden Jäger, während die Schützen ihre erſten Plätze wieder einnehmen, bis dahin zurück, wo zuerſt angefangen wurde, und beide — Schützen und Suchjäger — verfahren genau ſo wie das erſtemal. An ſehr langen Gewäſſern würde bei dem Zurückgehen zu viel Zeitverluſt ſtattfinden; dann kann auf den Wind keine Rückſicht genommen werden, ſondern die ſuchenden Jäger nehmen blos die Hunde am Ausgange des Waſſers ſo lange an, bis die Schützen auf den beſtimmten Plätzen angelangt ſind, und ſuchen hierauf ohne weiteres vorwärts.

Beſonders müſſen die in der Suche arbeitenden Jäger

*) Gute, ferme Hühnerhunde in der Waſſerſuche ſehr zu ſtrapaziren, iſt nicht räthlich; denn theils gehört ſchon viel dazu, wenn ſie nicht ungezogen werden ſollen, theils verlieren die Naſennerven durch häufige Hautverletzungen, die durchs Schilf bewirkt werden, an Reizbarkeit, theils konſumirt der Hund ſeine Kräfte zu ſehr und bekommt Anlage und Empfänglichkeit zur Hundeſeuche oder rheumatiſche Zufälle. Beſſer iſts daher, einen oder zwei Hunde langhäriger Race zu halten, deren Dreſſur ſich nur auf Appell, Apportiren und gehorſames Arbeiten im Waſſer beſchränkt. Im Nothfalle muß übrigens jeder Hühnerhund im Waſſer zu gebrauchen ſeyn und aus demſelben alles unfehlbar apportiren.

darauf ſehen, daß nun die Hunde vorzüglich im dickſten Schilfe und Geſträuche, welches am Ufer befindlich iſt, ſich Mühe geben, die darin verſteckten Enten auszumachen.

Die geſchoſſenen läßt man durch die Hunde apportiren, und manche junge oder Mauſerente werden ſie ſelbſt fangen und bringen, wenn ſelbige vorher auch keine Schußverwundung erhielt. Beſonders merken die Hunde es, bei einiger Uebung, bald, daß angeſchoſſene und unflugbare Enten in die auf dem Lande befindlichen Sträucher und in die ans Waſſer ſtoßenden Wieſen ſich flüchten; ſie gehen deshalb gern aus dem Waſſer, und machen Jagd für ſich. Oft darf man das nicht geſtatten und eigentlich nie eher, bis die Suche beendigt iſt, ſonſt gewöhnen ſie ſich, anſtatt im Schilfe zu arbeiten, daran, die Ränder abzuſuchen.

Hier noch einige allgemeine Bemerkungen:

1. Sieht man eine alte Ente, ängſtlich quakend, kurz vor dem Hunde hinflattern, bald einfallen, bald wieder aufſtehen; ſo iſt dies ein Zeichen, daß die Jungen noch ſehr ſchwach (klein) ſind. Man pfeife dann die Hunde ab, und eile ſo viel als möglich von dem Orte weg und vorwärts mit der Suche. Soll die alte Ente ein Opfer ihrer Anhänglichkeit an die Jungen werden; ſo darf man, wenn ſie, was immer bald geſchieht, aufſteht und am Gewäſſer hinſchwebend, ſichert, ob alles ruhig oder noch Gefahr vorhanden ſei, ſich nur etwas verborgen halten, und den piependen Laut der Jungen pfeifend nachahmen; ſicher eilt ſie bald heran, und kann dann leicht geſchoſſen werden.

2. Sind die Jungen ſtärker, etwa halbwüchſig, doch noch nicht flugbar; ſo hat die Alte ſchon mehr Vertrauen auf den Rettungsinſtinkt derſelben, ſteht früher auf, geht weiter fort, kommt aber doch bald wieder, um zu ſehen, wie es ihren Lieblingen ergangen ſei. Könnte man es nicht über ſich gewinnen, der ſorgſamen Mutter, eignen Vortheils wegen, das Leben zu ſchenken; ſo darf man nur das Gequäk der Jungen, in die zuſammengedrückte Hand, die man bei der Angabe des erſten Tones etwas erweitert, dann, um den höhern Schlußlaut hervorzubringen, veren-

gert, blaſend nachahmen, und der Zweck, Annäherung zu bewirken, wird ſelten fehlſchlagen.

3. Flügellahme und ſonſt angeſchoſſene Enten beißen ſich nicht ſelten unter dem Waſſer an Schilfſtengeln an, oder tauchen doch oft vor den Hunden. Bemerkt man dies, ſo pfeife man ſelbige ab und arbeite weiter; bei der Wiederholung der Suche, oder beim endlichen Begehen der Ränder werden die Verwundeten meiſt immer auf dem Trocknen gefunden und von den Hunden gefangen werden.

4. Bei keiner Jagd iſt auf Seiten der Theilnehmer ſo viel Behutſamkeit beim Schießen nöthig und unerläßlich als bei dieſer. Sie müſſen nicht nur auf den Stand der andern, ſondern vorzüglich auch darauf Acht haben, wo die ſuchenden Jäger, die Treibeleute und die Hunde ſich befinden. Es iſt kaum glaublich, wie ſehr die Kraft der Schrote beim Aufſchlagen auf dem Waſſer verſtärkt wird, und in wie verſchiedenartigen Richtungen ſie abgellen. Noch vorſichtiger ſei man, wenn die Suche in einem mit Geſträuch bewachſenen Sumpfe angelegt iſt; nie ſchieße man da im Fluge, wenn die Ente nicht 24 bis 30′ hoch über dem Boden hinſtreicht; wo möglich, laſſe man ſie lieber, ehe man drückt, ganz aus dem umſtellten Bezirk heraus.

Die in der Suche befindlichen Jäger müſſen eben ſo vorſichtig ſeyn. Sie dürfen nach den angeſtellten Schützen hin nie, ſondern nur rückwärts ſchießen. Auch haben ſie darauf genau zu achten, daß keiner von ihnen und eben ſo wenig ein Treiber zurückbleibe. Wo ſie das Ganze nicht überſehen, auch von den vorſtehenden Schützen nicht geſehen werden können, müſſen ſie unausgeſetzt ihren momentanen Standpunkt durch Pfeifen und beſtändiges Aufmuntern (Animiren) der Hunde zu erkennen geben *).

---

*) Zur Verhütung von Unglücksfällen dürfte es ſehr räthlich ſeyn, auch bei dieſer Jagd die beim Haſentreiben vorgeſchriebenen Strafgeſetze, gehörig modificirt, geltend zu machen.

§. 15.

Späterhin, wenn die Jungen Enten völlig flugbar ſind, und wenn alte nicht mehr in der Mauſer liegen, gewährt die im vorhergehenden §. beſchriebene Jagd keine bedeutenden Vortheile. Auf ſchmalem Gewäſſer kann dann der einzelne Jäger eher etwas ausrichten, wenn er eine Stunde nach Sonnenaufgang mit dem Hunde es abſucht. Gewöhnlich oder doch öfters liegen da die Glieder eines Gehecks nicht dicht beiſammen im Schilfe, halten ziemlich gut aus und ſtieben einzeln auf. Oft habe ich bei dieſem Verfahren mehrere Stück auf einem mäßigen Teiche geſchoſſen.

Sieht man indeſſen zu eben der Jahreszeit oder ſpäter, ſelbſt im Herbſt und Winter, am frühen Morgen, vorzüglich bei neblichem Wetter, Entenflüge auf Blänken liegen; ſo thut das Schießpferd, der Wiſch, oder das Schild (Annäherungshülfsmittel, die der Leſer aus den vorhergehenden Kapiteln dieſer Abtheilung kennt) gute Dienſte, in ſo fern es nicht möglich wäre, ſich hinter Teichdämmen oder ſonſt unbemerkt hinanzuſchleichen.

§. 16.

Während der Ernte fallen in waſſerreichen Gegenden die Stockenten, nach Sonnenuntergang und die ganze Nacht hindurch, ſchaarenweiſe auf Hafer- und Gerſtenſchwaden ein, vorzüglich wenn das Sommerfeld nicht weit von Teichen und Seen entfernt iſt.

Läßt man an ſolchen Orten tiefe Schießlöcher ausgraben, ehe das Getreide gehauen wird; überdeckt man dieſe, wie die Hütte beim Brachvogelheerd, mit Reiſig, und ſorgt für die nöthigen Schießöffnungen; iſt man noch dazu im Beſitz einer oder einiger an den Flügeln gelähmter wilden Lockenten (deren Stelle allenfalls auch durch ein dieſen ähnlich gefärbtes, zahmes Weibchen erſetzt werden kann), und feſſelt man ſelbige (wie nach §. 7. des vorigen Kapitels die Lockgans) in gehöriger Flintenſchußweite vom Schießloche an, ehe man ſich gegen

Abend mit einer mit Schrot Nr. 3 oder 4 geladenen Doppelflinte in demſelben verbirgt: ſo darf man — in den erſten Tagen beſonders — darauf rechnen, einige Schüſſe theils im Sitzen, theils im Fluge ſehr vortheilhaft anbringen zu können; jedoch muß man mit Vorſicht ſchießen, um die Lockente, in deren Nähe die andern oft einfallen, nicht zu verletzen *).

Späterhin und den ganzen Herbſt hindurch gewährt dieſe Jagdart, wenn ſie Abends und Morgens am Ufer der Gewäſſer ganz ſo betrieben wird, wie der 7te §. des vorhergehenden Kapitels beſagt, nicht unbedeutenden Nutzen. In der letztgedachten Jahreszeit vorzüglich liegen etwa eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang ganze Schaaren wilder Heckenten ſowohl als Zugenten auf den Blänken, auch am Ufer der Flüſſe. Bedient man ſich, wenn Teich- oder andere Dämme das Anſchleichen nicht erleichtern, dann des Schießpferdes, des Schildes oder des Wiſches zur Annäherung, und geht man dabei nicht übereilt zu Werke, ſo gelingt es oft, ſechs, acht Stück auf einen Schuß zu erlegen. Nur muß an flachufrigem Gewäſſer bei allen Entenjagden auf gutem Wind ſtets Rückſicht genommen werden, wenn glücklicher Erfolg ſie belohnen ſoll.

§. 17.

An ſolchem Gewäſſer, wo im Herbſte die wilden Enten Abends in der Dämmerung gern einfallen — vorzüglich iſt dies der Fall auf Holzlachen, deren Ränder mit Eichen beſetzt ſind, von denen in Maſtjahren die reifen Früchte ins Waſſer fallen — kann man ſich in gutem Winde und hinlänglich verborgen auch anſtellen und im Sitzen ſowohl als im Fluge ſchießen. Letzteres gewährt mehr Vergnügen, erſteres mehr Nutzen, in ſo fern man den Zeitpunkt, wenn die Enten im Einfalle begriffen

*) Bei der Lockente kann man auch im Frühlinge Stockentvögel und Zugenten beiderlei Geſchlechts ſchießen, wenn unter Beihülfe der oben erwähnten Verrichtungen die Lockente unfern des Ufers auf einer Schilfkufe oder auf der Blänke angefeſſelt wird.

ſind, benutzt, um die Flinte an den Kopf zu nehmen, vorher aber unbeweglich ſtill ſteht. Liegen ſie einmal auf dem Waſſer, ſo iſt zehn gegen eins zu wetten, ſie werden, ſelbſt beim Mondſcheine, das Anſchlagen gewahr und ſtieben auf.

Noch häufiger erlegt man ſie im Winter an ſolchen Waſſerſtellen, die nicht zufrieren, Abends auf dem Anſtande.

Daß man immer einen — wo möglich ſchwarzen oder braunen — Hund zum Apportiren bei ſich haben muß, und daß man die geſchoſſenen Enten nicht im Waſſer liegen laſſen darf, bis man abgeht, verſteht ſich von ſelbſt.

§. 18.

Auf hochufrigen Bächen und Gräben, die im Winter offen bleiben, findet man, wenn Teiche und Flüſſe mit Eis belegt ſind, beſtändig Enten. Schleicht man ſich da am Tage, im guten Winde (beim Schnee mit einem weißen Fuhrmannshemde bekleidet) hinan; ſo kann man oft und gut zum Schuſſe kommen.

§. 19.

Schon Vater Döbel und andere Schriftſteller nach ihm haben erwähnt, daß ein dem Fuchs ähnlich gefärbter und geſtalteter Hund beim Entenſchießen während der Zug- und Wiederzugzeit ſehr gute Dienſte leiſte, wenn der hinter einem Teichdamme oder in einer Schießhütte gut verborgene Jäger ſelbigen in Folge vorgängiger Abrichtung dazu an einem offenen Waſſer, und zwar an dem Ufer, welches der Einfallsſtätte der Enten gegenüber und wo der Wind gut iſt, in den nicht zu hohen und nicht zu dicht ſtehenden Binſenkufen einigemal hin und her traben läßt, bis die jenſeits liegenden Enten den Hund anſichtig werden. Iſt nun dieſer daran gewöhnt, ohne weiteres Rufen oder Pfeifen abzuwarten, von Zeit zu Zeit zu ſeinem Herrn zu kommen und bei demſelben zu beharren, bis er das Patrouilliren zu wiederholen beſiehlt; ſo werden die Enten durch die ihnen eigne Neugierde und durch Rekognoscirungsinſtinkt angetrieben, dem Ufer, auf welchem ſie zwar

etwas wahrnahmen, was ihrem Erbfeinde, dem Fuchs, ähnlich war, ſo mir nichts, dir nichts verſchwand, wieder zum Vorſchein kam und abermals ihrem Auge ſich entzog, ohne genau erkannt zu werden, zuzuſchwimmen, um über den erblickten Gegenſtand ins Reine zu kommen. So gelangen ſie unvermerkt in die Schußnähe des verborgenen Jägers, und mehr als eine muß in der Regel ihren Vorwitz mit dem Leben bezahlen, ohne daß dadurch die übrig bleibenden auf lange gewitzigt würden.

§. 20.

Um über die Anlage eines großen Entenfanges meinen Leſern etwas vollkommen Belehrendes zu ſagen, bin ich, offenherzig geſagt, davon nicht hinlänglich unterrichtet. Ich liefere daher zuvörderſt die Jeſterſche Beſchreibung eines ſolchen *), indem ſie, mit der Döbelſchen (Jägerpraktik II. S. 242 ff.) im Weſentlichen übereinſtimmend, klarer als jene mir erſcheint. Jeſter ſagt: „Der Entenfang wird nahe am Ufer eines Fluſſes" (oder Teiches) „angelegt, und zu dem Ende hier in einer etwa 80 bis 100'' langen und 8'' breiten Strecke eine ſehr dichte Anpflanzung von Weidenwerft veranſtaltet, von dieſem aber eine Art von rundem Strauchgewölbe (das Gewölbe muß wenigſtens ſo hoch ſeyn, daß man, obwohl gebückt im Kahne ſitzend, hineinfahren kann) oder vielmehr Bogengang verfertigt, deſſen Seitenwände ſowohl an der Ufer- als der gegenüber ſtehenden Waſſerſeite ſo dicht ſeyn müſſen, daß keine Ente durchkriechen kann. Auf Flüſſen, wo das Grundeis ſtark geht, wird zur Deckung der Anlage oberhalb derſelben ein Faſchinenbau angelegt. An den beiden Oeffnungen oder Eingängen des Fanges ſowohl, als an der Seitenwand nach dem Strome zu (in der man ebenfalls zwei bis drei Oeffnungen zum Hineinſchwimmen der Enten machen muß) werden Fallthüren, die jedoch ſo eingerichtet ſeyn müſſen, daß ſie ſehr ſchnell niedergelaſſen werden kön-

*) S. Jeſters kleine Jagd III. S. 41 u. f.

nen, in der Wand nach der Uferſeite aber zwei bis drei runde Löcher angebracht, und vor dieſen kleine aus Weidig geflochtene Thüren — und zwar nicht Fallthüren, ſondern Zuſetzthüren, deren Gebrauch in der Folge erklärt werden ſoll — vorgeſetzt. Die Hütte des Entenfängers wird in einiger Entfernung vom Fange — wenn ein Baum in der Nähe iſt, auf dieſem — ſonſt auf Pfählen — aufgeſetzt, und gehörig mit Schilf oder Weidenwerft bekleidet. Die Lockenten *) werden theils außerhalb des Fanges und zwar unweit der Oeffnungen, theils innerhalb derſelben auf kleinen Schilfſkaupen angefeſſelt. Der der Hütte zunächſt ausgeſetzten Lockente wird gewöhnlich ein Faden (Ruhrfaden) angelegt, um ſolche mit dieſem, wenn ſie ſich zu wenig bewegt, aus der Hütte anziehen (anrühren) zu können. Vor der einen Oeffnung werden einige Stangen in das Waſſer geſtoßen, und dieſen eine ſolche Stellung gegeben, daß man hier ein mit Seitenwänden und einer Decke verſehenes Garn aufhängen kann. Um die Enten zu körren, wird innerhalb des Fanges, ſowohl auf dem Waſſer als auf einer quer durchgezogenen und an beiden Seiten befeſtigten breiten Bohle Hafer und Malz aufgeſtreuet, vor der auf dem Waſſer ausgeſtreuten Körrung aber einige Schilf- und Rohrkaupen angebracht, damit die Körrung nicht wegſchwimmen kann. Die beſte Jahreszeit zum Fange iſt der Spätherbſt. Der Entenfänger muß ſich vor Tagesanbruch in der Hütte einfinden. Die Enten werden einige Tage vorher auf die nehmliche Art, wie auf dem Heerde, gekörrt. Sobald der Entenfänger gewahr wird, daß eine hinlängliche Anzahl Enten in den Fang hineingeſchwommen iſt, läßt er die Fallthürchen mittelſt der Zugleinen plötzlich nieder, begibt ſich zuvörderſt nach den an der Uferſeite des Fanges in der Wand angebrachten Löchern, ſtellt vor dieſen, nachdem er zuvor die Thüren weggenommen, Hamen oder Garnſäcke, die auf ähnliche

*) Die Quak- oder Schellente (§. 4.) und die Schnatterente (§. 10.) locken am beſten, nächſt dieſen die Stockente (§. 6.).

Art, wie die Garnſäcke der Fiſcher, jedoch mit etwas wei- tern Einkehlen gemacht ſind, vor und pflöckt ſolche bis an das Ufer hinaus. Sodann fährt er in einem Kahne nach der andern Seite des Fanges und ſucht die Enten in die Garnſäcke hineinzutreiben. Hierauf fährt er nach derjeni- gen Oeffnung, wo die Stangen ſtehen, und hängt hier das Garn — welches jedoch ganz genau an die Oeffnung anſchließen und tief in das Waſſer herabgehen muß — auf. Nun begibt er ſich endlich durch die Oeffnung, mit- telſt Aufhebung der Fallthüren, in den Fang hinein, um die etwa noch umherſchwimmenden Enten ebenfalls in die Garnſäcke hineinzutreiben, oder todt zu machen."

§. 21.

Der königl. preußiſche Staatsrath und Oberlandforſt- meiſter, Hr. G. L. Hartig, hat in ſeinem Lehrbuch für Jäger II. S. 257 bis 60 und S. 524 die, ob- wohl weit weniger komplicirte, doch immer noch koſtſpieli- ge, aber zweckmäßige Einrichtung der großen Enten- fänge (Entenkoi's), wie ſie gegenwärtig im Württem- bergiſchen und Badiſchen beſtehen, und in denen all- jährlich viele Tauſende wilder Enten aller Arten gefangen werden, deutlich, umſtändlich und, nach dem Urtheile ſach- verſtändiger Selbſtbeobachter, naturgetreu beſchrieben. Ob nun wohl vorauszuſetzen iſt, daß jenes Lehrbuch in den Händen der meiſten wohlhabenden Beſitzer des gegenwärti- gen Werkes ſeyn wird; ſo dürfte ſelbiges doch manchem weniger bemittelten Eigenthümer des vorliegenden fehlen und gerade ein ſolcher Auskunft über die Einrichtung jener Entenkoi's und über deren Anwendung Aufklärung zu ha- ben wünſchen.

Im Vertrauen auf die Verſicherungen des Wohlwol- lens und der Freundſchaft des trefflichen, von mir hoch- verehrten Hartigs kann ich mich deſſen nicht entbrechen, das über den in Rede befangenen Gegenſtand a. a. O. von ihm Beigebrachte hier folgen zu laſſen:

„Man läßt in einem ruhigen Wieſenthale, das von einem großen Gewäſſer, worauf zur Strich- (und Zug-)

Zeit Enten häufig ſich aufhalten" (einfallen und längere oder kürzere Zeit verweilen), „nicht weit entfernt iſt, ein Quadrat von etwa ſechs bis acht Morgen, mit einem 6′ hohen, dichten Breterzaune umgeben, damit ſo leicht keine Raubthiere hineinkommen können."

„In der Mitte dieſes Quadrates läßt man einen etwa zwei bis drei Morgen großen viereckigen Weiher (Teich) ausgraben, und die Erde an den Seiten zu einem Wall aufwerfen, damit die Enten an dieſen Wällen im Ueberwinde liegen können, der Wind mag kommen aus welcher Himmelsgegend es ſei. — In den vier Ecken dieſes Weihers läßt man halbmondförmig gekrümmte, 100′ lange, vorn am Weiher 20′, hinten nur 3′ breite Kanäle graben *), die beim Anfange am Weiher 4′ tief ſind, gegen die Mitte mit ſeichtem Waſſer auslaufen und nach hinten ganz trockene flache Gräben ſind. Ueber dieſe Fangkanäle werden hölzerne Spriegel geſteckt, die vorn einen Bogen von 16 bis 18′ Höhe überm Waſſerſpiegel bilden, nach hinten aber mit einem 3′ hohen Bogen endigen. Ueber dieſe Spriegel wird ein Netz von Bindfaden gezogen, woran die Maſchen 3″ von einem Knoten zum andern meſſen. Vor die hintere kleine Oeffnung dieſes Bogenkanals wird ein 10′ langer Hamen gehängt, der ebenfalls von Bindfaden, jedoch nur mit 2″ weiten Maſchen geſtrickt und mit kleinen Reifen, wie der Hamen am Hühnertreibzeuge, aus einander gehalten wird."

„Außerdem iſt an der auswendigen Seite eines jeden Fangkanals eine 7′ hohe Wandung von Schilf angebracht, die aus lauter 10′ langen Theilen beſteht, wovon immer der nächſtfolgende auf der auswendigen Seite 3′ dachziegelförmig überragt und ſo weit abſteht, daß zwiſchen jedem mit mehrern Gucklöchern verſehenen Wandtheile eine 2′ weite Lücke entſteht, durch die man den hintern Theil

*) „Will man nur zwei Kanäle anlegen, ſo müſſen ſie auf der Süd- oder Südoſtſeite des Weihers angebracht werden, weil zur Zugzeit der Enten der Wind gewöhnlich aus Weſten und Nordweſten kommt, und vom guten Winde der glückliche Erfolg des Fanges größtentheils abhängt."

des Fangkanals überſehen, von den weiter vorn liegenden Enten aber nicht bemerkt werden kann, wenn man zwiſchen zwei Wandtheilen ſteht. — Iſt der Fang ſo weit fertig, ſo bringt man ein Paar Dutzend graue zahme Enten, oder gelähmte und gezähmte wilde Enten auf den Weiher, füttert ſie beſtändig in den Fangkanälen, und gewöhnt ſie, auf den Ton eines Pfiffes zu kommen, der Aehnlichkeit mit dem Laut irgend eines Vogels hat. Auch gewöhnt man ſie daran, einen kleinen Spitz- oder Pudelhund, dem auch wohl ein Fuchsbalg über den Rücken gebunden wird, während der Fütterung jedesmal ohne Scheu zu ſehen und demſelben tiefer in den Kanal zu folgen, wenn er ſich vor einem mehr entfernten Wandtheile zeigt, wo zugleich jedesmal Futter ausgeſtreut wird. Es muß daher ein kleiner Hund *) eigens dazu abgerichtet werden, daß er auf den Wink, oder wenn man etwas Brot über die Wand wirft **), zur untern Wandlücke hinein, längs der Wand hin, und durch die obere Lücke wieder heraus zu ſeinem Herrn läuft" (trabt, nicht ſpringt).

„Der Fang ſelbſt wird auf folgende Art bewirkt: Wenn in der Zug- und Strichzeit wilde Enten auf dem Weiher einfallen und — wie dies gewöhnlich iſt — ſich zu den zahmen oder gezähmten geſellen, ſo begibt ſich der Entenfänger hinter die Wandung desjenigen Fangkanals, wo der Wind gut iſt. Hier tritt er hinter den erſten, zunächſt der vordern weiten Oeffnung des Kanals ſtehenden, Wandtheil, pfeift ſeinen Lockenten und wirft etwas trockenen Malz oder Brotbröckchen über die Wand in den Kanal, worauf die Lockenten, nebſt den wilden Fremdlingen, die ſich durch ihr ſchüchternes Benehmen auszeichnen, herbeikommen und die Poſchung (dies iſt der Ausdruck" mit welchem Faſanenwärter und Entenfänger die Fütterung bezeichnen) „aufnehmen werden. Dann begibt ſich der

---

*) Ein dem Fuchs in Bau, Farbe und Größe ähnelnder ſoll — wie bereits §. 19. geſagt — die beſten Dienſte thun.

**) Das Broteinwerfen iſt wohl eigentlich nur als Abrichtungsmanier zu betrachten.

Entenfänger" (in möglichſter Stille) „hinter den nächſt folgenden Wandtheil, wirft über dieſen etwas Futter und zieht ſo, nach und nach, die ganze Geſellſchaft immer tiefer in den Fangkanal. Sind die Wildlinge, welche gewöhnlich den Lockenten hinten nachfolgen, zehn bis funfzehn Schritte in den Kanal gezogen, ſo ſchleicht ſich der Entenfänger um einige Wandtheile zurück und zeigt ſich in einer Wandlücke hinter den Enten, worauf dieſelben aufſtehen und in den hinten vorliegenden Hamen ſtreichen. Da die übrigen Wildlinge, wenn deren noch auf dem Weiher liegen, wegen der Krümmung des Kanals, nicht ſehen können, was vorgegangen iſt; ſo werden ſie nicht ſcheu und laſſen ſich ſpäterhin auf gleiche Weiſe fangen."

„Sollten die Enten nicht tief genug in den Kanal gehen wollen; ſo muß ſich der Hund im Innern des Kanals, auf oben erwähnte Art, an einem dem Hamen näher ſtehenden Wandtheile ſehen laſſen" (doch nicht daſelbſt verweilen. „Aus angeſtammter Neugierde kommen dann die Enten näher und gerathen durch ihren Vorwitz in Gefangenſchaft."

„Unfern des Weihers, hinter Buſchwerk verſteckt, befindet ſich die Hütte, in welcher der Entenfänger ſich aufhält. Bei derſelben darf ein kleiner Stall für die Lockenten, ingleichen ein mit Netz überzogener und mit einem kleinen Waſſerbecken verſehener Aufbewahrungsort für die gefangenen Wildlinge, wenn ſie nicht gleich getödtet werden ſollen, nicht fehlen."

§. 22.

Auch in Schlagnetzen oder Heerdapparaten werden wilde Enten häufig gefangen, und zwar gibt es nicht nur Landheerde, ſondern auch Waſſerheerde. Weder mit dem einen, noch mit dem andern hat der Verf. ſelbſt zu operiren Gelegenheit gehabt. Er hält ſich daher an die Beſchreibung, welche Jeſter (in ſeiner kleinen Jagd III. S. 37 ff.) darüber geliefert hat. Sie lautet ſo:

1. „Der Landentenheerd wird entweder nahe

am Ufer eines Teiches oder Fluſſes, oder auch wohl im Teiche oder Fluſſe ſelbſt anlegt. Sowohl zum Entenheerde als Entenfange hat man Lockenten nöthig. Man erhält dieſe am beſten dadurch, daß man die Eier einer wilden Ente durch eine zahme ausbrüten läßt, alsdann aber die Jungen mit andern zahmen Enten aufzieht." —

„Es wird nun, wenn der Entenheerd auf dem Ufer angelegt werden ſoll, zuvörderſt ein hierzu ſchicklicher Platz ausgewählt, und wenn ſolcher gehörig geebnet und zubereitet worden, werden die Schlagwände eingepaßt und zugerichtet."

„Die Hütte des Entenfängers wird in einer verhältnißmäßigen Entfernung von dem Heerde angebracht und mit Schilf und Rohr, weil die Enten an dieſen Anblick gewöhnt ſind, bekleidet. Wenn der Heerd völlig eingerichtet iſt, werden die Enten einige Tage mit Hafer und aufgequellter Gerſte oder Malz gekörrt, bis ſie ungeſcheut einfallen. Die Lockenten werden während der Körrung auf dem Heerdplatze angefeſſelt. Sobald als man gewahr wird, daß die Enten die Körrung annehmen und der Wind gut iſt — es muß dieſer von dem Heerde gegen die Hütte des Entenfängers zuſtehen — kann man mit dem Fangen vorgehen. Die beſte Tageszeit ſind die Morgen- und Abendſtunden, wenn ſich Tag und Nacht ſcheidet. Man muß nicht gleich rücken, ſobald etwa nur drei bis vier Enten einfallen, ſondern abwarten, bis ſich mehrere einfinden und man einen Zug thun kann, der der Mühe lohnt. Man muß, wenn man einen Tag geſtellt hat, den Heerd wiederum einige Tage hinter einander frei laſſen, ehe man wieder ſtellt. Die Ente iſt auf dem Heerde ſcheuer, wie jeder andere Vogel, und es iſt viel Behutſamkeit nöthig, wenn man zum Zweck kommen will."

2. „Der Waſſerentenheerd, welcher, anſtatt auf dem Ufer, in Teichen oder Flüſſen angelegt wird, erfordert einen beträchtlicheren Koſtenaufwand und mühſame Zubereitung. Deutliche Beſchreibung findet, wenigſtens ohne Zeichnung, nicht ſtatt, deshalb hier nur das Wichtigſte. Wenn ſich in dem Teiche oder Fluſſe eine Inſel

vorfindet, ſo iſt dies um deſto beſſer; wo nicht, ſo muß — und dies iſt allerdings mit Koſten verknüpft — eine künſtliche Anlage aufgeführt werden, die aber nicht leicht anders als in Teichen, die man ablaſſen kann, ſtattfindet. Es wird nun auf dieſen Fall eine Art von Inſel oder vielmehr Hügel — denn der Platz zu dieſer Gattung Entenheerde muß in der Mitte erhaben ſeyn und von dem Waſſer und den Schlagwänden wie ein Gewölbe nach der Mitte hin anlaufen — aufgeführt und mit Raſen bedeckt. Die Länge und Breite des Hügels muß ganz genau nach der Länge und Breite der Schlagwände, die Höhe nach dem höchſten Waſſerſtande des Teiches abgemeſſen werden. Wer die Koſten nicht ſcheut, thut wohl, wenn er zwei Hügel und mithin zwei Heerde neben einander errichten läßt, welches jedoch, ſo wie überhaupt die ganze Anlage, nur da, wo die Ente in überaus großer Menge einfällt und man auf einen ſehr reichhaltigen Fang rechnen kann, gerathen iſt. Die Netze beſtehen zwar ebenfalls aus Schlagwänden, die aber ungleich mehr Buſen wie die gewöhnlichen haben, und zu dem Ende mit 180 Maſchen, die ſämmtlich 2½″ weit ſind, angefangen, 120mal herumgeſtrickt und rund herum mit ſtarkem Bindfaden verhauptmaſcht werden müſſen. Zu jedem Heerde ſind zwei gegen einander aufſchlagende Wände nöthig. Die Hütte des Entenfängers wird wo möglich vom Heerde gegen Südoſten aufgerichtet und ihr eine ſolche Stellung gegeben, daß der Entenfänger beide Heerde überſehen kann. Von dem Stellen und Zurichten der Netze bemerke ich nur ſo viel, daß die Netze oder Schlagwände unter dem Waſſer geſtellt und von dieſem bedeckt ſeyn müſſen. Die Lockenten werden entweder auf dem Heerde angefeſſelt, oder noch beſſer auf dem Teiche ausgeſetzt, auf welchen Fall ſie aber an den Flügeln gelähmt und ihr Futter auf dem Heerde zu nehmen gewöhnt werden müſſen. Ehe man mit dem Fangen vorgeht, werden die Enten ebenfalls auf dem Heerde mit Hafer und Malz gekörrt."

§. 23.

Ein anderer Entenfang mit Schlagnetzen oder auf dem Entenheerde — das Entenſtellen — wird am Rhein in den ſogenannten Entengründen *) nicht nur von den Jägern, ſondern auch von den Lachs- (Salm-) Fiſchern in der Zug- und Wiederzugzeit der am Rheine vorkommenden wilden Entenarten betrieben.

Viele Tauſende von wilden Enten nicht nur, ſondern auch beiläufig ſämmtliche dort auf dem Zuge einfallende Arten von wilden Gänſen, Sägern, (größeren) Tauchern, Meven, Steißfüßen, nebſt verſchiedenen Sumpfvögeln — z. B. Numenius arquata, Totanus glottis, Tot. fuscus, Fulica atra, Gallinula chloropus u. a. m. — werden auf dieſe Weiſe in jedem Jahre von den Entenfängern erbeutet **).

Der Verf. glaubt manchem ſeiner Leſer durch die Beſchreibung einer zwar mühſamen, aber als ſehr belohnend erprobten Fangmethode nützlich werden zu können; er liefert ſie daher umſtändlich und ſo deutlich, als er es vermag.

A. Anzeige und Beſchreibung der Erforderniſſe (Requiſiten) zum Entenfange mit Schlagnetzen.

a) Zwei oder drei Wände (Schlagnetze), jede von 40 bis 50′ Länge und 16 bis 18′ Breite, deren

---

*) Die Entengünde ſind Anſchwemmungen von Kies, Sand und einigem Schlamm (wie man ſie unter der Benennung Kiesgründe oder Sandheger oder Kieswörthe auch an andern teutſchen Strömen und Flüſſen findet), welche der Rhein von da an, wo er im Oberrhein in die Ebene tritt, bei hohem Waſſerſtande und dadurch bedingter ſtarker Strömung, auf der einen Uferſeite abreißt und auf der entgegengeſetzten, weiter Strom unterwärts, wieder anlegt. Sie nehmen dort oft eine Fläche von mehreren hundert Morgen ein. Die Wandelbarkeit an denſelben iſt — wie allerwärts — ſo groß, daß oft in einem Jahre, oder doch in wenigen Jahren, der Sandheger, wegen der Lockerheit des Zuſammenhanges zwiſchen den Bodengemengtheilen, ganz verſchwindet, oder doch zu hochuſtig und hierdurch zum Entenſtellen unbrauchbar wird.

**) Der Verf. verdankt die Mittheilung alles in dieſem Paragraph Vorkommenden ſeinem Freunde, dem Hrn Forſtrath Fiſcher zu Karlsruhe.

$2\frac{1}{2}''$ bis $3\frac{1}{2}''$ von einem Knoten zum andern haltend des Gemäſch von dünnem, doch feſtem Bindfaden — gleichviel, ob ſpiegelig oder gerade weg — geſtrickt, ſodann in der unterſten Maſchenreihe die Unterleine von der Stärke eines kleinen Fingers, in der oberſten Maſchenreihe, die etwas ſtärkere Oberleine — jede von dieſen Leinen beiläufig 3′ länger als die Wand — eingezogen wird. Vorn in der erſten und hinten in der letzten Maſchenreihe müſſen gleichfalls ſchwache Saumleinen eingezogen werden, welche etwas über 5′ lang ſind, um, wenn davon das Netz der Breite nach bis auf 5′ buſenreich eingebunden iſt, ſelbige an der Ober- und Unterleine befeſtigen zu können.

b) Zu jeder Wand zwei 5′ lange Schlagſtäbe.

α) Der vordere von Holz, $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}''$ im Durchmeſſer dick und oben und unten mit Eiſenblech ſo beſchlagen, daß durch ein an der inwendigen Seite durchgehendes Loch die Ober- und Unterleine gezogen und rückwärts an und in ſich ſelbſt verfeſtigt werden kann.

β) Der hintere ganz von Eiſen, 1″ breit und $\frac{3}{4}''$ dick; beide unten in einem eiſernen Gewerbszapfen endend. An dieſen Stäben wird das Netz überall gleichmäßig buſenreich vertheilt und mit Bindfaden feſtgebunden, nachdem die Stäbe durch das äußere Gemäſch geſchoben worden.

c) Zu jedem Schlagſtabe eine Lorve aus feſtem Holze, beiläufig $2\frac{1}{2}'$ lang, am Kopfende 4″ ins Gevierte dick, und da mit einem ſo breiten und ſo tiefen Einſchnitt, daß zwiſchen den beiden durch dieſen Einſchnitt entſtandenen Backen, wenn ſelbige in- und auswendig mit Eiſenblech beſchlagen und mit einem durchgehenden Loche verſehen ſind, der vermittelſt eines paſſenden, eiſernen Bolzens darin feſtgehaltene Gewerbszapfen des Schlagſtabes ſich frei bewegen kann. An dem eckig zugeſpitzten untern Ende muß jede Lorve

8 bis 9″ breit mit Eiſen beſchlagen ſeyn, um allzu-ſchneller Abnutzung vorzubeugen.

d) Zu jeder Wand drei hölzerne, am Kopfende mit einem vorſpringenden Haken verſehene, an der ſcharfkantigen Spitze mit Eiſen beſchlagene Pflöcke, von gleicher Dimenſion mit den Lorven (c).

e) Ferner zu jeder Wand zwei, eines kleinen Fingers dicke, 9′ lange Schlagleinen, von denen eine am vordern, die andere am hintern Schlagſtabe dicht unter der Oberleine befeſtigt wird.

f) Zu jeder Wand noch die 200′ bis 250′ lange, Fingers dicke, der Dauer wegen gewöhnlich mit Theer getränkte Ruckleine, deren eines Ende an einem ſtarken 10″ langen Knebel, das andere genau in der Mitte einer andern etwas ſchwächern, nicht mit Theer getränkten Leine von 20′ Länge befeſtigt wird.

Zur Einrichtung des Fanges im Ganzen bedarf man dann noch:

g) eine 5 bis 6′ hohe, 8 bis 9′ breite transportable Rohrwand, nebſt zwei 5 bis 6′ langen, 4″ im Durchmeſſer dicken, unten in einer ſcharfen — wo möglich mit Eiſen beſchlagenen — Spitze, oben in einer Gabel ausgehenden Pfählen und einer 9 bis 10′ langen, mit den Pfahlen gleich ſtarken Querſtange, welche, wie jene, berindet oder doch ſtark verwittert (nicht neu) ſeyn ſoll.

h) 15 bis 20 Fauten oder Lockwiſche — Raſentorf- oder Riedgrasbüſchel, die mit dünnen Wieden ſo zuſammengebunden und an dem Kopfende eines 1 bis 1½′ langen berindeten Pflöckchens befeſtigt, der Größe und Geſtaltung nach, einige Aehnlichkeit mit dem Körper einer Ente haben.

i) 4 bis 8 Lockenten und eben ſo viel Ruhrenten. Man erzieht und zähmt hierzu, von klein auf, Hausenten, welche in ihrer Farbenzeichnung der Stockente (Anas boschas) ähneln. Zu Lockenten werden Weibchen — weil dieſe emſig laut werden

(quaken, ſchreien), wenn wilde Enten in der Nachbarſchaft des Fangplatzes erſcheinen — zu Ruhrenten Männchen — indem dieſe, ſich ſelbſt ganz frei überlaſſen, unfehlbar nach den Weibchen hineilen und von ſelbigen ſich nicht entfernen, noch weniger entfliehen — gewählt. Dadurch, daß ſie, vorzüglich die Entriche, nur dann, wenn ſie auf das Pfeifgelock des Entenfängers dieſem willfährig ſich nähern, aus der Hand deſſelben Futter erhalten, gewöhnt man ſie, dem Pfiff ihres Herrn zu folgen.

k) Ein Paar Entenſtiegen (mit Einſchnitten am Vordertheile durchbrochene Kaſten) zur Aufbewahrung der Lock- und Ruhrenten.

l) So viele Feſſeln, als man Lockenten hat. Sie beſtehen aus einem Riemen oder aus einem ſtarken zuſammengedrehten Bindfaden, deſſen Vorderende die Beſtimmung hat, an der einen Latſche (an einem Beine) der Lockente befeſtigt zu werden, an deſſen Hinterende aber ein Paar eiſerne Kettengelenke, die in einem beweglichen Wirbel (Piſtille) ausgehen, befindlich ſind. Mit dieſem Wirbel ſteht ein beiläufig 4 bis 5′ langes, ſtarkes und feſtes Bindfaden Doppelſtück im Zuſammenhange.

m) Eine genügliche Anzahl von Stangen, die oben in einer Gabel, unten in einer Spitze ausgehen und dazu beſtimmt ſind, außer den Fangſtunden, auf dem Stellplatze zwiſchen den ſenkrecht aufgerichteten Schlagſtäben die Oberleine der Wand aufzunehmen, in den Boden eingetrieben, das Netz in der Luft ſchwebend zu erhalten und ſo das Abtrocknen der Wände zu vermitteln. Endlich

n) das verſchließbare Blockhäuschen, von der Größe, daß es, während der Fangzeit und außer den Fangſtunden, die Entenfänger, nebſt den Lock- und Ruhrenten beherbergen, wenn aber der Fang ganz ausgeſetzt bleiben ſoll oder muß, den ganzen Fangapparat aufnehmen und verwahren kann.

B. Wahrzunehmende örtliche Verhältniſſe bei Einrichtung eines Entenheerdes an Strömen und Flüſſen:

Nur ſolche Stellen eignen ſich hierzu, an welchen der Kiesgrund (Sandheger) ſehr ſanft abhängig und etwas bauchig (bogenförmig) in das Flußbette verläuft, wo daher das Waſſer nur ſeicht über den Kies oder Sand hin flittert (rieſelt), weil an ſo beſchaffenen Stellen, ſowohl beim Steigen als beim Fallen des Waſſers, wenn eins oder das andere nicht zu bedeutend eintritt, die Schlagnetze fortwährend gebraucht werden können, indem man beim Steigen am Kiesgrunde etwas hinaufwärts, beim Fallen etwas tiefer nach dem Flußbette hineinwärts die Schlagwände fangbar einrichtet. Wo die Strömung ſtark iſt, kann dieſe Fangmethode nicht ſtattfinden, und eben ſo wenig an buchtigen Flußkrümmungen, wo das Waſſer ſtauet (faſt ruhig ſteht). An den letzteren Orten werden die ſcheuen Enten den Fangapparat ſogleich gewahr und ſchwimmen entweder nicht herbei oder entfliehen.

C. Einrichtung des Fangplatzes:

Zuvörderſt werden die Wände (A. a.) nach dem Flußbette hineinwärts ſo neben einander ausgeſchlagen (ihrer Länge nach ausgebreitet), daß der vordere Schlagſtab (A. b. α.) zunächſt dem Trockenen, jedoch unter Waſſer, der hintere (A. b. β.) nach dem Flußbette hineinwärts liegt, und daß beim Rucken (beim Zuſchlag der Netze vermittelſt der Zugleine) die Wände ſtromunterwärts und nebeneinander (keinesweges gegen einander) ſchlagen. Dieſe Einrichtung findet nicht allein darum ſtatt, weil, begreiflicher Weiſe, die Wände ſtromaufwärts weniger raſch zuſchlagen müßten, ſondern auch darum, weil die Zugenten gewöhnlich unterhalb des Heerdes und der Lock- und Ruhrenten einfallen und dann ſtromaufwärts nach dieſen hin ſchwimmen. Nachdem das Ganze der Wand ſehr ſtramm angezogen worden, erfolgt das Eintreiben der Lorven (A. c.) gerade unter

den Gewerbszapfen der Schlagſtäbe (A. b. α. β.) und die Befeſtigung der letztern in erſteren vermittelſt der Bolzen *).

Demnächſt ſchlägt man für jede Wand einen der Hakenpflöcke (A. d.) beiläufig 1′ weit ſtromunterwärts außer der Linie, nach welcher die Unterleine der Wand gerichtet iſt, ſo weit über die Lorve des hintern Schlagſtabes hinaus, den andern Hakenpflock ſo weit vor der Lorve des vordern Schlagſtabes in den Kiesgrund ein, daß die beiden ſtraff angezogenen Schlagleinen (A. e.), wenn jede an ihrem Hakenpflock erſt gefangen iſt, an demſelben feſtgebunden werden kann. Ebenmäßig treibt man auf dem Punkt, wo beim zugeſchlagenen Netze der Kopf des vordern Schlagſtabes hinfällt, den dritten Hakenpflock ein und bindet, in der Art wie vorgedacht, daran den einen Arm der mit der Ruckleine in Verbindung geſetzten Doppelleine (A. f.), den andern an dem Knopf des vordern Schlagſtabes, welcher die Oberleine feſthält, an.

Nachdem ferner die Fauten oder Lockwiſche (A. h.) zum Theil auf dem Trocknen, zum Theil im Waſſer, ohne Beobachtung großer Ordnung und Gleichmäßigkeit bei der Vertheilung, um den ganzen Fangplatz herum und deren Stifte ſo tief in den Boden gedrückt worden ſind, daß die Wiſche beinahe den Boden und das Waſſer berühren, wird jeder Lockente die Feſſel angelegt, jede Feſſel mit dem daran befindlichen Bindfaden an einen Stein von der Größe und Schwere, daß die Ente ihn nicht fortzubewegen vermag und ſo lang, daß ſie in einem Raum von 2′□ herumſchwimmen kann, gebunden; dann aber werden unter- und oberhalb der zurückgeſchlagenen Wände dieſe Steine, ziemlich gleichheitlich — doch ſo, daß durch die Schlagwände, beim Rucken, die Enten

---

*) Die Lorven ſowohl, als alle übrige Pfähle müſſen unter dem Waſſer ſtehen: auch die Netze ſo tief liegen, daß die Enten ſelbige beim darüber hin Schwimmen mit den Latſchen nicht berühren.

weder bedeckt noch erreicht werden — vertheilt, in das Waſſer geſenkt.

Wenn nun zuletzt der Entenfänger alle ſeine Fußtritte *), ſowohl im Waſſer als auf dem Trocknen, ſtets rückwärts gehend, mit einem Rechen (Harken), oder auch mit dem breiten Fuße ſorgfältig verſtrichen und geebnet hat, ſchlägt er die Ruckleine (A. f.) von dem Schlagnetze nach dem Trocknen des Kieshegers hin, in gerader Linie aus, unterlegt ſelbige, um Reibung auf dem ſcharfen Kieſe möglichſt zu vermindern, von 20 zu 20 Schritten, mit berindeten 2 bis 3′ langen, möglichſt dicken Prügeln in die Quere, treibt zuletzt, beiläufig 2½′ vor dem Ruckleinenknebel, die Gabelpfähle, hinter welchen die Rohrwand (A. g.) aufgeſtellt werden ſoll, 8 bis 9′ von einander entfernt, ſo tief in den Boden, daß ſie beiläufig 4 bis 4½′ über demſelben hervorſtehen, legt die Querſtange zwiſchen den Gabeln ein, ſtellt dahinter die Rohrwand (A. g.) und ſteckt durch das in gleicher Höhe mit der Querſtange zur Aufnahme der von jedem Schlagnetze her ausgeſchlagenen Ruckleine eingeſchnittene Loch — welches zugleich zur Ueberſicht und Beobachtung alles deſſen dient, was auf dem Fangplatze und in der Umgegend vorgeht — das Ende derſelben, woran der Knebel eingeſchleift iſt.

D. Verfahren beim Fangbetriebe:

Der Entenfang mit Schlagnetzen beginnt mit Anfange des Entenherbſtzuges im Monat Oktober**), gibt die meiſte Ausbeute im November und hört ſucceſſive früher oder ſpäter im December auf, je nachdem ſtärkere Fröſte früher oder ſpäter eintreten ***).

*) Die heranſchwimmenden Enten ſcheuen ſich ſonſt davor.

**) Dies iſt die Zeit, zu welcher die Eingangs erwähnten Sumpfvögel gelegentlich mitgefangen werden.

***) In dieſe letzte Periode des Fangens wilder Enten fällt gewöhnlich der Mitfang wilder Gänſe. Den Beſchluß machen die Säger und Taucher.

Mit dem Anfange des Entenwiederzuges — bei nicht harten Wintern ſchon in der erſten Hälfte des Monats Februar — beginnt die Fangperiode von neuem und endigt mit Ausgange des Monats März *).

Wenn nun Morgens mit Tagesanbruch auf dem Entenheerde Alles — nach Lit. C. — fängiſch eingerichtet iſt, begeben ſich ſo viele Entenfänger, als Schlagnetze vorhanden ſind, mit der Stiege (A. k.), in welcher die Ruhrenten (A. i.) ſich befinden, hinter die Rohrwand, vertheilen ſich an die Rucleinenknebel, und warten möglichſt verborgen und ſtill der Enten, die da kommen ſollen, und die zu jeder Tageszeit einfallen **).

Noch in weiter Ferne vernehmen die auf dem Fangplatze angefeſſelten Lockenten die Annäherung des mehr oder weniger zahlreichen Fluges, welcher auf das eifrige Gequak jener ſich zu ſenken und den Fangplatz kreiſend zu umſchwärmen pflegt.

Sobald die Entenfänger dies gewahren, werfen ſie einen Ruhrvogel nach dem andern hoch über die Rohrwand hinaus. Indem dieſe nun ſporenſtreichs den Lockenten (den Weibchen) zueilen, werden in der Regel die Fremdlinge zum Einfalle — unterhalb des Fangplatzes, wie ſchon geſagt — veranlaßt, und durch das fortwährende Gelock zur ſucceſſiven Annäherung gereizt.

Es gehört für den Entenfänger ein ſcharfes, geübtes Auge und Ruhe dazu, auf eine Strecke von mindeſtens 200 Schritten — noch dazu in der Dämmerung oder bei trübem Wetter — durch das kleine Guck- und Zugloch in der Rohrwand zu ermeſſen, ob und wenn mit beſtmöglichem Erfolge die herangeſchwommenen wilden Enten

---

*) Er ſollte, ſobald die Enten zu reihen anfangen, geſchloſſen, oder es ſollte den Entenfängern doch zum Geſetz gemacht werden, von gedachter Zeit an, jedes mitgedeckte Weibchen — wenigſtens von Anas boschas — in Freiheit zu ſetzen. Inzwiſchen muß bemerkt werden daß die Enten, welche am Rheine brüten, im Frühlinge ſehr ſchwer oder gar nicht mehr in die Garne gehen oder der Locke folgen.

**) Am ergiebigſten iſt gewöhnlich der Fang Morgens bis 10 Uhr und Nachmittags von 4 bis 5 Uhr.

von der einen oder der andern Schlagwand — im ſeltenern Fall von zwei Wänden zu gleicher Zeit — gedeckt werden können. Neulinge und Fanghitzige rucken — wie auf jedem Heerde — leicht fehl. Altmeiſtern widerfährt das nie oder doch nur höchſt ſelten; ſie haben ſchon den Moment abzuwarten gelernt, in welchem eine möglichſt ſtarke Ausbeute ihre Mühe am reichlichſten lohnen muß.

Beim Eintritt dieſes Zeitpunktes für einen oder auch für zwei Fänger muß der Ruck (Zug) vermittelſt des in der Zugleine eingeſchleiften Knebels, mit höchſter Kraftanwendung, und ſo der Zuſchlag des Decknetzes in möglichſter Schnelligkeit bewirkt werden*). Es bedarf übrigens der ganzen Kraft eines tüchtigen Mannes hierzu und gewöhnlich muß dieſer beim Rucken ſich rücklings auf den Boden niederfallen laſſen. Daher dürfte es den Fängern wohl nicht zu verargen ſeyn, wenn ſie den Platz hinter dem Schirme, auf dem ſie niederſtürzen müſſen, mit Moos, Stroh oder deß etwas belegten. —

Mit guten Waſſerſtiefeln — wie ſolche die Fiſcher und Flößer tragen — verſehen, eilen hierauf die Fänger ſämmtlich hinzu und tödten die gefangenen wilden Enten ꝛc. ſo ſchnell, als es durch Umdrehen der Köpfe, Brechen des Genicks, oder, bei Exemplaren, die nicht verletzt werden ſollen, durch Erſtickung unter dem Waſſer nur immer geſchehen kann.

Hierauf wird Alles wieder gehörig fängiſch eingerichtet und, nachdem die Ruhrvögel aufgenommen, die todten gefangenen Enten aber weggenommen ſind, der Fangverſuch fortgeſetzt, bis an dieſem Morgen oder Abend nichts mehr zu hoffen iſt. Dann, und wenn überhaupt nicht gefangen werden ſoll und kann, werden die unter A. m. erwähnten Gabeln herbeigeholt und an denſel-

---

*) Wenn auch die Ruhrvögel zugleich mit gedeckt werden, ſo ſchadet dieſes nichts — es müßte denn ſeyn, daß der Fänger unachtſam genug wäre, einen mit den gefangenen wilden Enten zu verwechſeln und zu tödten — ſie ſcheuen die Netzdecke, einmal daran gewöhnt, auch nicht.

ben die Netze, in der am angezeigten Orte beſchriebenen Weiſe, zum Abtrocknen aufgehängt; zuletzt aber alle übrige Fangrequiſiten in dem Blockhäuschen (A. n.) bis zum weiteren Gebrauch aufbewahrt. Noch iſt zu bemerken, daß, da bekanntlich alle wilde Enten bei jeder Fangmethode leicht und auf geraume Zeit den Fangplatz meiden, die Einrichtung mehrerer, dergleichen — in ſo fern dazu die örtlichen Verhältniſſe geeignet ſind — vortheilhaft ſeyn muß, um abwechſeln zu können. Dieſer Wechſel wird übrigens auch oft durch das Steigen und Fallen des Waſſerſpiegels nöthig.

§. 24.

In der Gegend von Bremen ſollen, nach der Beſchreibung eines — von dort her gebürtigen — Zöglings des Forſtinſtituts zu Karlsruhe, welche mein Freund, der Hr. Forſtrath Fiſcher, ebenfalls mir mitgetheilt hat, die Entenheerde folgendermaßen eingerichtet werden.

In Sümpfen oder in der Nähe derſelben wird auf Viehweiden oder Wieſen eine etwa 10 bis 12 Morgen haltende, etwas niedrig belegene Fläche mit einem 2′ hohen und 1′ breiten Erdwall umgeben. Durch Lücken, welche in dem Erdwall offen bleiben, wird aus benachbarten Bächen oder Flüſſen, in kleinen Kanälen oder Gräben, der eingedämmten Fläche ſo lange Waſſer zugeführt, bis ſelbige damit bis an den obern Rand des Walles angefüllt iſt; dann werden die Lücken geſchloſſen. Sollte das Waſſer ſich zu ſehr vermindern, ſo wird auf dem vorher bezeichneten Wege deſſen ſo viel als nöthig wieder zugelaſſen.

Im Monat Oktober, wenn kein Vieh mehr auf die Weide geht und der Entenzug beginnt, werden obige Vorkehrungen getroffen und bis zu Ende des Monats März das Waſſer immer angeſpannt erhalten.

Sechs bis zehen Schuh vom Waſſer entfernt, wird eine beiläufig 8′ weite, 5′ hohe, gewöhnlich an den Seiten rundgeformte, oben gewölbte Hütte aufgeführt, als

lerwärts mit Raſen überlegt, mit einigen Gucklöchern verſehen, von außen mit einem 3' hohen Erdwall noch umgeben und ſo den Enten möglichſt unbemerklich gemacht.

In einer Entfernung von 40 bis 45 Schritten von der Hütte, gegen Süden hin, wird dann das Schlagnetz gelegt. Es beſteht aus zwei Wänden, von denen jede (mit Ausſchluß des über den hintern Schlagſtab zugeſpitzt hinauslaufenden Flügels) 20 bis 24' lang und — buſenreich an den Schlagſtäben eingebunden — 12' breit iſt.

Die Wände ſelbſt werden mit eben ſolchem Gemäſch geſtrickt, mit eben ſolchen Ober-, Unter- und Saumleinen verſehen, und an eben dergleichen — jedoch aus Holz beſtehenden, nur unten — wie nach §. 23. A. b. α. die vordern — mit Eiſen beſchlagenen, 12' langen Schlagſtäben befeſtigt.

Da dieſe Wände nicht nach innen gegen einander (wie beim Droſſel-Doppelſchlaggarne), ſondern gerade aufwärts und ſo zuſammenſchlagen, daß die vordern und hintern Schlagſtäbe der Länge nach genau an einander treffen; ſo bedarf es auch nur einer Lorve vorn, einer andern hinten und zwar von gleicher Beſchaffenheit und Länge wie die §. 23. A. c. beſchriebenen; nur daß hier die Backen ſo breit ſeyn müſſen, um in zwei, in verhältnißmäßigem Abſtande, neben einander durchgehenden Löchern die Bolzen aufzunehmen, welche die Gewerbszapfen der vordern und hintern Schlagſtäbe feſthalten ſollen.

Dieſe Lorven werden dann da, wo die Gewerbszapfen der gemeinſamen beiden Schlagſtäbe hintreffen, wenn die aus einander geſchlagenen Wände in gerader Linie von Norden aus nach Süden ſtramm ausgeſtreckt ſind, ſenkrecht unter jenen Gewerbszapfen eingetrieben und zwar ſo tief unter das Waſſer, daß, wenn zwiſchen den Backen derſelben jene Gewerbszapfen vermittelſt der Bolzen befeſtigt, und die Wände nach beiden Seiten ausgebreitet liegen, die wilden Enten darüber hin ſchwimmen können, ohne mit den Latſchen das Gemäſch zu berühren.

Demnächſt wird auch der Flügel am Hintertheile jeder Wand ſtramm angezogen und, vermittelſt der vom hintern Schlagſtabe aus, oben und unten durch das Flügelgemäſch gezogenen Ober- und Unterleine, an einem ſtarken, bis auf den Boden eingetriebenen **Heftel** (Hakenpfahl) feſt angebunden.

Die am Kopfende jedes vordern Schlagſtabes befindliche Schlagleine wird hierauf an der zu ihrer Aufnahme beſtimmten, in gerader Linie mit der vordern Lorde und beiläufig 20′ vor derſelben eben ſo tief wie der hintere eingetriebene Heftel befeſtigt.

Die **Ruckleine** erhält ganz die Einrichtung, wie ſie §. 23. A. f. beſchrieben worden iſt. Ihre ganze Länge modificirt ſich nach dem Abſtande der Fanghütte von den Wänden; die Länge der vordern Doppelleine aber, von welcher der eine Arm am Kopfende des Schlagſtabes der **rechten** Wand, der andere Arm am Kopfende des **linken** Schlagſtabes angebunden wird, kann nur an Ort und Stelle nach der Möglichkeit, durch den Ruck höchſt ſchnellen Zuſammenſchlag der Wände zu bewirken, ermeſſen werden.

Um endlich die ganz fängiſche Stellung des Apparates zu bewirken, wird jeder Schlagſtab unter ein am Kopfende etwas hakenförmig geſchnitztes vor dem Kopfende des Schlagſtabes in den Boden getriebenes Pfählchen geklemmt; jedoch nur ſo, daß dadurch der ſchnelle Zuſchlag der Wände beim Rucken nicht weſentlich behindert werden kann.

Auch auf dieſem Heerde, auf welchem zwei, drei bis vier ſolcher Netzapparate neben einander gelegt werden, ſind Lock- und **Ruhrenten** (§. 23. A. i.) unentbehrlich. Von erſteren wird neben jedem Schlagſtabe **eine** in der §. 23. C. beſagten Art angefeſſelt; der letztern bedienen ſich die Entenfänger unter den §. 23. D. bemerkten Verhältniſſen *).

*) Auch die **Fauten** oder **Lockwiſche** (§. 23. A. h. und C.) dürften gute Dienſte thun. d. Vf.

Der Fang auf dieſem Heerde wird Abends in den Entenzugzeiten und in der Morgendämmerung betrieben.

Bei demſelben dienen dem Entenfänger die Lockenten zugleich zum Merkzeichen, ob auf einem Netze und auf welchem, Enten ſich befinden.

Herr J. D. Engelken, aus Bremen, der Verfaſſer der vorſtehenden Beſchreibung, welchen ich durch den Hrn. Forſtrath Fiſcher um Aufklärung über einige mir dunkel oder zweifelhaft gebliebene Punkte — nehmlich über die Möglichkeit des ſenkrechten Stehenbleibens des Schlaggarnes nach dem Ruck, und des Auffaſſens und Feſthaltens der auf und zwiſchen den Schlagwänden befindlichen Enten — erſuchen ließ, hat mir hierüber Nachſtehendes gefälligſt eröffnet:

„Daß die Wände aufrecht ſtehen bleiben, wird auf folgende Weiſe möglich gemacht: Ein in dem in der Hütte angebrachten Pfoſten befindliches rundes Loch, durch welches die Ruckleine geht, hat die Größe, daß es von der Ruckleine nur zur Hälfte ausgefüllt wird. Nachdem der Entenfänger geruckt hat, ſchiebt derſelbe neben der Ruckleine einen ſtets bei der Hand habenden Pflock feſt in jenes Loch ein, und wickelt das Ende der Leine, woran der Zugknebel eingeſchleift iſt, etlichemal um dieſen Pflock, damit die Leine nicht im mindeſten nachlaſſen kann und die Wände daher ſo lange aufrecht ſtehen bleiben müſſen, bis der Pflock zum Behuf des Wiederfängiſchſtellens aus dem Pfoſtenloche gezogen wird. Daß die Wände allerwärts, ſelbſt an dem hintern ſpitzen Flügel, ſo feſt geſchloſſen zuſammengehalten werden, wird durch zwei, vor dem Schlagnetze kreuzweis angebrachte, dünne Leinen bewirkt. Dieſe ſind mit dem einen Ende an in den Boden eingetriebenen Hefteln befeſtigt, am andern aber mit einer Oeſe (einem Oehr) verſehen, wodurch die beiden Wandleinen laufen, an welchen da, wo dieſe Leinen vor den vordern Schlagſtäben in einen ſpitzen Winkel zuſammenfallen, die

Ruckleine befeſtigt iſt. Die links angebrachte Leine zieht nun die rechte Schlagwand, die ihr gegenüber angeheftelte Leine die linke Schlagwand ſtramm an.“

„Auf dieſe Kreuzleinen kommt das meiſte an *). Sie befördern den raſchen Zuſammenſchlag der Wände; ſie bewirken den allenthalben feſtgeſchloſſenen Zuſammenhalt derſelben; ſie machen auch, daß die Ruckleine, nachdem das Netz fängiſch geſtellt worden, d. h. mit einigem Kraftaufwande die Schlagſtäbe unter die Haken gedrückt ſind, ſo ſtramm geſpannt iſt, daß ein mäßig kräftiger Ruck vermittelſt des Knebels, die Wände gegen einander treibt. Der Fänger hält nach dem Ruck, mit etwas zurückgelegtem Körper, die Zugleine am Knebel mit der einen Hand gefaßt und ſtramm angezogen und drückt mit der andern Hand den Sperrpflock im Pfoſtenloch feſt ein.“

Noch bemerkt Hr. Engelken Folgendes mit dieſer Fangmethode in allgemeinerer Beziehung ſtehende:

Die Schnelligkeit, mit welcher dieſe Schlagwände im Moment des Rucks ſich ſchließen und die Schnellkraft, welche dabei ſich äußert, iſt ſo groß, daß ſelbſt die Enten, die gerade über der Mitte des Netzes ſitzen, nicht entkommen, vielweniger die, die auf den Wänden ſitzen, indem ſie beim höchſt raſchen Aufſchlage mit ungemeiner Heftigkeit von einer Wand gegen die andere geſchleudert werden und ſchon im Garne eingeſchloſſen ſind, ehe ſie das Entfliehen nur verſuchen können. —

Die Lockenten ſind bei dieſer Art von Schlagnetzen ſehr kurz anzufeſſeln, damit ſie den Schlagſtäben nicht ſo nahe kommen, um beim Rucken von ſelbigen beſchädigt werden zu können. Man bedient ſich dazu eines zugeſpitzten Pflöckchens von gehöriger Länge, bringt am Kopf

*) Herr Engelken, der ſchon ſeit geraumer Zeit von der Heimath entfernt lebt, entſinnt ſich nicht ganz genau der Art und Weiſe, wie und wo die Kreuzleinen anzubringen ſind; hat aber gefälligſt verſprochen, hierüber die etwa noch nöthigen Aufſchlüſſe in kurzem zu verſchaffen. In dieſem Falle erhält ſie der Leſer in den Verbeſſerungen und Zuſätzen, welche am Ende des III. Theiles geliefert werden ſollen.

ende deſſelben ein handbreites Bretchen wagerecht an, auf deſſen Mitte das eine Ende der kurzen Feſſel angenagelt wird. Dies hat auch das Vortheilhafte, daß 1. die kurz angefeſſelten Enten aus Mangel an Bewegung (und daher entſtehender Langenweile) fleißiger locken; daß 2. bei ſtürmiſcher Witterung ſie das Bretchen, welches, gehörig tief eingeſteckt, den Enten zum Ruhepunkt dient, mit den Rudern (Latſchen) erreichen können. —

Verläßt der Entenfänger des Morgens den Fangplatz, ſo zieht er das Netz auf und ſchlägt, wo daſſelbe ins Waſſer reicht, es über die Wandleinen, damit es abtrocknet. Auch zieht er die Feſſelbretchen über den Waſſerſpiegel in die Höhe, und legt die Feſſel zum Abtrocknen darauf. —

Die wilden Enten fallen, beſonders im Spätherbſt, gern auf großen Weihern (Teichen) ein, die einen reinen Waſſerſpiegel haben. Beſonders anziehend ſind ihnen die künſtlich angeſchwellten Gewäſſer: ſie finden da, wegen der geringen Tiefe, leicht Nahrung. —

Beim Froſteintritt laſſen ſich dieſe Fangplätze mehrere Nächte vom Eiſe frei halten. Dies geſchieht dadurch, daß man eine kleine Strömung bewirkt, indem man durch den gewöhnlichen Kanal Waſſer in die umwällete Fläche hineintreibt, auf der entgegengeſetzten Seite aber durch eine kleine in dem Erdwall gemachte Oeffnung wieder abfließen läßt. Man gewinnt auf dieſe Weiſe für einige Nächte Zeit und für ein Schlagnetz wenigſtens offenes Waſſer. Zu dieſer Zeit erſcheinen in der Gegend von Bremen die wilden Enten in großer Anzahl, vorzüglich wenn dieſe vortrefflichen Wetterpropheten vermerken, daß der Froſt anhaltend wird. Sie werden dann leicht und in bedeutender Menge die Beute des wagſamen, unter einer warmen Decke, im Hüttchen eifrig lauernden Fängers. —

§. 25.

Oben §. 14. bei Gelegenheit der Jagd auf junge und Mauſerenten iſt ſchon der Waſſergarne Erwähnung

geſchehen. Hier noch die Bemerkung, daß in ganz ſchmalen ſchilfigen Gräben, welche durch naſſe Wieſen oder Brücher ſich hinziehen, und vielleicht mit fließenden Gewäſſern in Verbindung ſtehen, noch mehr mit Hamen und Geleiter (beides gerade ſo, nur aus ſtärkern Fäden und mit weiterm Gemäſch verfertigt, als am Rebhühnertreibezeuge) ausgerichtet werden kann, wenn man erſteren gerade in der Mitte des Grabens, da, wo er ſich ins Flußwaſſer ergießt, doch dicht am Schilfe vorſtellt und beide Flügel von letzteren ſchräg vorwärts bis an die Ränder des Grabens hinzieht. Werden nun die Wieſen zuerſt und dann der Graben langſam und ohne Lärm abgeſucht, und hält man die Hunde immer kurz; ſo eilen alle nicht flugbare Enten dem Graben zu und nach dem Flußwaſſer hin. Dort findet man oft eine ganze Hecke oder mehrere Mauſerenten im Hamenſack.

§. 26.

Vom Entenfangen mit Angeln wird in allen ältern und neuern Jagdſchriften viel Rühmens gemacht. Der Verfaſſer bekennt, daß er aus Erfahrung über den Erfolg, welchen man von dieſem wenigſtens nicht weidmänniſchen Fange erwarten darf, nicht urtheilen kann. Jeſter ſagt hierüber Folgendes: „Es werden dazu von Pferdehaaren gedrehte Schnüre verfertigt, und dieſe mit gewöhnlichen Angelhaken verſehen; man läßt nun weiter einige Pfähle von mäßiger Stärke in das Waſſer ſtoßen, bindet an jede Schnur einen Stein, dieſen aber hinwiederum zuſammt der Schnur mit einem bis auf den Boden des Waſſers hinabreichenden Bindfaden an den Pfahl, an dem er jedoch unter dem Waſſer angebunden werden muß. Um den Angelhaken nicht tiefer, als erforderlich iſt, ſinken zu laſſen, wird, wie bei jeder andern Angelſchnur, ein Federkiel und Kork aufgeſteckt. Zum Köder bedient man ſich entweder kleiner Fiſche, oder noch beſſer einer Kalbs- oder Rehzunge. Beim Aufſtellen wird der an den Pfahl angebundene Stein auf dieſen gelegt, die Schnur mit dem

Köder aber, nachdem ſolche vermittelſt des Federkiels gehörig geſtellt worden *), in das Waſſer geſenkt. Der Erfolg iſt nun, wie leicht einzuſehen, kein anderer, als daß die Ente, die, ſobald ſie den Köder unter dem Waſſer gewahr wird, nach dieſem untertaucht und ihn verſchlingt, durch den beim Anziehen der Angelſchnur von dem Pfahl herabfallenden Stein in den Grund gezogen wird, von wo man ſie demnächſt, wenn man die ausgeſtellten Angeln auf einem Kahne befährt, mittelſt des an dem Pfahle feſtgemachten Bindfadens in die Höhe zieht und von dem Angelhaken losmacht. Die ausgeſtellten Angelhaken müſſen übrigens öfters unterſucht und mit friſchem Köder verſehen werden."

§. 27.

Poſſierlich genug iſt eine Fangart, welche, wie uns die Reiſebeſchreiber erzählen, in Oſt- und Weſtindien, China und Aegypten ſehr im Gebrauch ſeyn ſoll. Die dortigen Einwohner ſollen nehmlich einige Kürbiſſe aushöhlen, das Loch unten zuſtopfen und ſie da, wo Enten einfallen, einige Tage auf dem Waſſer herumſchwimmen laſſen. Hätten dann die Enten ſich an den Anblick derſelben gewöhnt; ſo höhlte — ſagt man wieder — der Entenfänger wieder einen großen Kürbiß aus, ſchnitte zwei Augenlöcher hinein, bedeckte mit dem Kürbiß ſeinen Kopf, und wadete mit einem übergehangenen Netzſacke, in gutem Winde und in weiter Entfernung von den Enten, ſo tief ins Waſſer, daß nur der Kürbiß herausragte.

So maskirt ſoll der Fänger mitten unter die Enten hineingehen, eine nach der andern bei den Latſchen faſſen, ins Waſſer hinabziehen, und, nachdem der Hals in aller Stille umgedreht worden, einſtecken können, ohne daß die übrigen Arges daran haben. Die ſonſt ſo ſcheuen Enten ſollen ſogar dann keine Gefahr ahnden, wenn der Fänger

*) d. h. ſo geſtellt, daß der Köder höchſtens 6″ unter dem Waſſer hängt — welches begreiflicher Weiſe klar ſeyn muß.

es gemüthlich findet, ihr leiſe an den Bauch und an die Bruſt zu fühlen, um zu beurtheilen, ob ſie ihm gut genug an Wildbret iſt.

Schon vor mehr als dreißig Jahren habe ich die ganze Geſchichte als ein Mährchen belacht, und noch heute halte ich ſie für die Erfindung eines erzählungsluſtigen Reiſenden. Gern will ich widerrufen, wenn ein rechtlicher Weidmann unſres teutſchen Vaterlandes ſich mit Grunde rühmen kann, glückliche Verſuche dieſer Art gemacht zu haben *).

§. 28.

Alle geſchoſſene und gefangene wilde Enten müſſen, ſo bald als es irgend möglich iſt, ausgezogen und gerupft werden. Durch das Ausziehen bewirkt man — vorzüglich im Sommer — längere Haltbarkeit. Unverzügliches Rupfen iſt beſonders im Herbſt, als zu welcher Zeit die Enten, bekanntlich, gut an Wildbret, die weiblichen vorzüglich auch fett zu ſeyn pflegen, nöthig, weil es ein vielfältig beſtätigter Erfahrungsſatz iſt, daß bei allem getödteten Federwilde, beſonders aber bei den wilden Enten, die Federn ungemein zehren.

---

*) Bei unſern jüngern Quaſi-Jägern, mit großen Schnurrbärten, weiten Nanquin-Pantalons, zierlichen Fracks — wohl gar aus ungekrumpftem Tuch verfertigt — und gewichsten Halbſtiefelchen, hat es nun mit dem Verſuch, alſo auch mit dem Widerruf, wohl keine Noth. — Anmerk. zur 2. Ausgabe.

Dreißigſtes Kapitel.

Von den Sägern (Mergi) *).

§. 1.

Die Säger ſtehen ihrem Habitus und ihrer ganzen Natur nach in der Hauptabtheilung der Vögel, welche in den von Latham, Meyer, Temmink u. a. m. aufgeſtellten Eintheilungsmethoden die Benennung: Waſſervögel (Aves aquaticae,) führt (ſ. Einl. §. 75. S. CXCVI. Abth. 2. §. 76. S. CCCI. Abth. 2).

Eben ſo natürlich werden ſie von den vorbenannten Ornithologen, wie von Linné und Bechſtein, unter die Ordnung: Schwimmvögel (Anseres (ſ. Einleit. §. 72. S. CLXXVI. Ordn. 3. und §. 77. S. CCCCLI. Abth. 3.;) Palmipedes (ſ. Einleit. §. 7 . CXCVI. Ordn. 13. und §. 76. S. CCCLXI. Ordn. 1.;) Natantes (ſ. Meyers Taſchenb. II. Syſt. Verzeichn. S. IX. Ordn. 9.) geſtellt. In der Cuvierſchen Eintheilung ſtehen ſie in der II. Abtheilung der Vögel und gehören zur Ordnung: Waſſervögel (Aquaticae, ſ. Einl. §. 78. Tab. D. Ord. 1.)

Ueberall bilden ſie eine beſondere Gattung, welche die in der Ueberſchrift angezeigte Benennung trägt.

Dem D. Otto ſteht das Verdienſt zu, durch anatomiſche Unterſuchung und Vergleichung ausgemittelt zu haben, daß bei den Sägern die Gleichförmigkeit des Luftröhrenbaues bei den Männchen ein untrügliches Artkennzeichen abgebe. Auf dieſem Wege gelangte jener achtbare Gelehrte dahin, die mehrern Sägerarten,

*) Man nannte die zu der Gattung Mergus gehörigen Vögel ſonſt Tauchenten. Neuerlich iſt dieſe Benennung, als unpaſſend auf Vögel, die keine Enten ſind, mit der obigen verwechſelt worden.

welche man ſonſt annahm, mit Beſtimmtheit und unzweifelhaft auf diejenigen drei Arten zurückzuführen, von welchen hiernächſt des weitern Rede ſeyn wird *).

§. 2.

Der Gänſeſäger (Mergus merganser, *Linn.*, gemeiner Säger, Gänſeſägetaucher, rothköpfige Tauchergans, große und gemeine Tauchente, großer Seerachen, gezapfter Kneiſer, Kneiſer, Kariſſer, Winternörk, Merch, Sebetz, Bibertaucher, Elsente) **) wohnt den Sommer über im Norden von Europa, Aſien und Amerika in Menge an den Seeküſten, um daſelbſt ſein Geheck zu machen, indem das Weibchen auf der Erde zwiſchen Steinen, unter niederm Gebüſch oder in hohlen Baumſtämmen ihr aus zwölf bis vierzehn an beiden Enden gleichmäßig ſtumpfgeſpitzten Eiern beſtehendes Gelege ausbrütet. Als Zugvogel beſucht er vom Ende des Monats November bis zum Ende des Monats Februar die teutſchen Küſten der Nord- und Oſtſee ziemlich häufig, faſt alljährlich die offenen Stellen der größern Flüſſe, Seen und Teiche im mittleren und ſüdlichen Teutſchland einzeln, oder zu drei bis vier Stück vergeſellſchaftet, ſeltner und meiſt nur dann, wenn zu Anfange des Winters auf der Elbe, Oder und Mulde viel Grundeis und beim Aufbruch jener Flüſſe viel Treibeis geht, Nordteutſchland.

Die Beſchreibungen des Federgewandes beider Geſchlechter, im mannbaren und höhern Alter ſowohl als im jüngern, ingleichen die anatomiſchen Wahrnehmungen über den Luftröhrenbau des Männchens, finden ſich in der Einleitung, S. CCCCXVI.

---

*) Denſelben Weg einſchlagend, iſt es den Ornithologen neueſter Zeit gelungen, die Arten mehrerer Vogelgattungen — beſonders auch der Enten — genauer zu beſtimmen, als es vorher hatte geſchehen können.

**) Bechſteins Handb. der Jagdw. I. 2. S. 457; deſſen Jagdzool. S. 911; v. Wildungens Taſchenb. 1801; Winckells Handb. für J. (1ſte Aufl.) II. S. 732. §. 2.

Die vorangehende Charakteriſtik der Gattung enthält das Weſentlichſte über den Habitus ſämmtlicher Sägerarten. Bei der gegenwärtigen iſt in dieſer Beziehung noch folgendes zu bemerken:

Der Schade, den ſie der Fiſcherei zufügen, iſt auch bei uns nicht unbedeutend. In den nördlichen Küſtengegenden wird er durch den Nutzen aufgewogen, den dieſe Vögel den Fiſchern auf folgende Weiſe ſtiften: Starke Flüge derſelben fallen den ganzen Herbſt hindurch unfern des Strandes im Meere, oder gewöhnlicher noch vor einem Meerbuſen auf, bringen da — ob wirklich, wie man erzählt, in einer Halbzirkelform vertheilt und geordnet, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn — die dort ſich aufhaltenden Fiſche durch häufiges Tauchen und Schlagen mit den Flügeln ſo in Allarm, daß ſie, ihren Todfeind kennend, in Menge ängſtlich dem ſeichtern Waſſer zueilen. Dieſer Rettungsverſuch iſt ſchon deshalb unzweckmäßig, weil er den lüſternen Räubern die Ausübung ihres Handwerks erleichtert; aber er wird es noch mehr, weil die Fiſche dabei, wie man zu ſagen pflegt, aus dem Regen in die Traufe fallen: denn an jenen Zufluchtsorten legen die Fiſcher Reuſen, ſtellen Garnſäcke, und warten, um für die Folge die geſiederten Treiber nicht ſcheu zu machen, den Zeitpunkt in kleinen Waſſerhütten ab, wenn ſelbige geſättigt ſich entfernen, um beim Heben der Reuſen und Garnſäcke zu ſehen, in wie fern ihnen jene vorgearbeitet, und mehr oder weniger zugejagt haben. —

Das Wildbret ſoll unangenehm thranig ſchmecken. Das Geſieder ſteht dem der Gänſe an Nutzbarkeit nicht nach.

§. 3.

Der langſchnäbelige Säger (Mergus serrator, *Linn.*, rothbrüſtiger Säger, gezopfter Säger, rothbrüſtige Tauchente, gemeiner Seerachen, braunköpfiger Meerrachen, Schwarzkopf) *) hat mit dem Gänſeſäger (§. 2.) Hei-

*) Bechſteins Handb. der Jagdw. I. 2. S. 460; deſſen Jagdzool. S. 912; Winckells Handb. für J. (1ſte Aufl.) II. S. 734. §. 3.

math, Heckſtätte und Natureigenheiten (Naturell, Habitus) gemein. Auch beſucht er die nördlichen Küſten Teutſchlands und die großen und kleinen Flüſſe, die Landſeen und Teiche des nördlichen Teutſchlands während des im vorhergehenden §. angegebenen Zeitraums regelmäßiger und häufiger, die des mittleren und ſüdlichen Teutſchlands ſeltener und weniger häufig als jener. Des Herrn Medicinalraths Meyer Wahrnehmung: „daß zu Anfange der Zugzeit, im November 1819, der langſchnäbelige Säger häufiger auf dem Maine ſich eingefunden habe, als ſonſt, daß aber dieſe erſten Ankömmlinge meiſt junge Vögel geweſen ſeien," habe ich in demſelben Jahre auch in der Gegend von Wurzen, an der Mulde gemacht.

Die Beſchreibung der, nach dem Geſchlecht und dem Alter verſchiedenen, Federgewänder, ingleichen die Anzeige des Luftröhrenbaues, findet ſich in der Einleitung, S. CCCCXVIII.

Als Räuber kleiner Fiſche und der Brut größerer auf unſern Gewäſſern hemmt auch dieſer Säger die Vermehrung; im Norden ſoll er, wie der Gänſeſäger, den Fiſchern als Zutreiber Nutzen ſtiften.

Seine Federn werden den Eiderdunen faſt gleich geſchätzt und in nördlichen Gegenden dieſen beigemengt. Dort genießt man auch die Eier gern, deren das Weibchen acht bis dreizehn — ſchmutzigweiß oder grauweiß von Farbe — auf den trocknen Boden, oder unter niedriges Geſträuch, unfern des Meeresufers, legt.

Das Wildbret der Alten iſt hart, das der Jungen zart, zu Anfange der Zugzeit und bis in den Monat Januar hinein mehr oder weniger mit Fett überzogen. Thranig ſchmeckend fand ich es, bei mehrmaligem Genuß, weder bei Alten, noch bei Jungen.

Mir hat es geſchienen, als komme es im Geſchmack faſt mit dem Fleiſch der Hausente überein, nur ſei es etwas ſüßlicher. Man thut ſehr Unrecht, dieſe Vögel zu den uneßbaren zu rechnen! Ich laſſe die Auerhahnspaſtete ſicher ſtehen, wenn ich die Wahl zwiſchen dieſer

und einem Ragout vom Wildbret des hier in Rede befangenen Sägers habe!

§. 4.

Der weiße Säger (Mergus albellus, Linn., kleiner Säger, weiße und kleine Tauchente, weiße Nonne, Rhein- und Eistaucher, Kreuzente, Schäckente, kleiner Merch, Weißzopf) *) hat Heimath, Zugzeit und den Habitus mit den beiden vorhergehenden Arten gemein. Doch kommt er häufiger, meiſt in geringzählige Flüge vereint — wie es ſcheint, familienweiſe — vom November bis zu Ende des Monats Februar auf offene Stellen der teutſchen Flüſſe, Seen und Teiche; ſoll auch an den Oſtſeeküſten und an den in der Nähe derſelben belegenen Seen ſein Geheck machen, indem das Weibchen — nach Bechſtein — an trocknen Uferſtellen aus dünnem trocknen Reiſig und dürren Grashalmen ein kunſtloſes Neſt baut, ſelbiges mit Dunen, die es ſich ſelbſt ausrupft, ausfüttert und acht bis zwölf weißliche Eier legt und ausbrütet.

Die Beſchreibung des Federgewandes bei Alten und Jungen beiderlei Geſchlechts, iſt in der Einleitung, S. CCCCXIX, geliefert worden.

An Scheue, an Schnelligkeit im Fluge, an Fertigkeit im Tauchen und Fortgehen unter dem Waſſer und an Gewandtheit und Behendigkeit beim Fiſchen übertrifft dieſer Säger ſeine Gattungsverwandten bei weitem. Er hat das Eigene, daß er ſeinen Fiſchraub ſogar unterm Eiſe mit glücklichem Erfolg treibt, indem er an einer kleinen offenen Stelle taucht, Minuten lang unter der Eisdecke herumſchwärmt und, wenn im nähern Umkreiſe eine andere offene Stelle ſich nicht findet, an demſelben Orte, wo er verſchwand, wieder zum Vorſchein kommt, ohne, wie es

*) Bechſteins Handb. der Jagdw. I. 2. S. 465; deſſen Jagdzool. S. 829; Winckells Handbuch für Jäger (1ſte Aufl.) II. S. 735.

ſcheint, je irre zu gehen *) — was, wenn es geſchähe, ihm unfehlbar das Leben koſten müßte.

Da ſeine Nahrung vorzüglich — bei Alten vielleicht einzig — aus Fiſchen beſteht; ſo iſt es klar, daß er in dieſem Betracht zu den ſchädlichen Vögeln gehört und daß das Wildbret der Alten nur dem Lecker munden könne, dem ein ſtark thraniger Geſchmack nicht zuwider iſt. Junge Vögel dieſer Art werden ſich in der früheſten Lebensperiode vermuthlich von Inſekten und vielleicht von Laich nähren; das Wildbret ſolcher mag daher auch wohl — wie bei den andern Sägern — von beſſerm Geſchmack ſeyn. Das Gefieder mag dieſelbe Nutzung gewähren, wie das der übrigen Gattungsverwandten.

§. 5.

Die Erlegung ſämmtlicher Sägerarten mit Schießgewehr iſt mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden. Denn bei der Scheue dieſer Vögel gelingt es nur unter günſtigen örtlichen Verhältniſſen und unter vorſichtigſter Benutzung dieſer Verhältniſſe, ihnen ſchußmäßig beizukommen. Iſt nun aber auch die Annäherung hinter einem Erdwall, oder hinter dichtem Geſträuch, oder an einer hochufrigen Stelle glücklich bewirkt; ſo kommt es wieder darauf an, ob der einzelne Vogel, oder eine kleine Geſellſchaft auf tiefem oder auf ſeichtem Waſſer ſitzt. Im erſten Falle kann der Schuß füglich ganz erſpart werden — ſelbſt mit der Doppelflinte —, denn unter zehn Schüſſen mißlingen gewiß neun, wegen der Behendigkeit aller Säger im Tauchen; der Nachſchuß mit dem andern Lauf, der bei vielen andern Tauchvögeln gewöhnlich dann der ſicherere iſt, wenn er im Moment des Wiederemporkommens angebracht wird, kann hier nichts nützen, weil die Säger in

*) Es wäre der Mühe werth zu unterſuchen, bei ſich darbietender Gelegenheit —, ob denn an dieſem Vogel das Gall'ſche Organ des Ortſinnes ſtärker ausgebildet ſei, als bei andern Wandervögeln, beſonders aber bei den übrigen Sägern, indem ſelbige, meines Wiſſens, dieſe Fiſcherei unter dem Eiſe nicht treiben.

der Regel erſt außer der Flintenſchußweite wieder zum Vorſchein kommen. Der zweite oben erwähnte Fall — wenn nehmlich der Säger einzeln oder in Geſellſchaft auf ſo ſeichtem Waſſer ſitzt, daß er nicht tauchen kann — iſt ein an ſich ſeltener, aber dann der glückliche. Denn entweder geſtattet es die Oertlichkeit, daß der Jäger aus der Verborgenheit auf den ſitzenden Vogel ſchießen kann, und dann gehört allerdings wenig dazu, ihn zu treffen; oder der Schütze muß aus dem Verſteck hervortreten, und, da dann der Vogel oder die Mehrzahl derſelben Heil in der Luftflucht zu ſuchen gezwungen iſt, im Fluge ſchießen, wo dann von deſſen Kunſtfertigkeit der Erfolg abhängt.

Beim Thauwetter, wenn die Flüſſe aufgehen, ſitzen die Säger oft auf den Eisſchollen und laſſen ſich ſo mit forttreiben. Steht man dann am Ufer gut verborgen, ſo kann ein Schuß im Sitzen, der andere im Fluge angebracht werden; doch ohne Habhaftwerden des Erlegten hoffen zu dürfen und daher nur in ſo fern nicht ganz zwecklos, als ein oder ein Paar ſchädliche Vögel aus dem Wege geräumt werden.

§. 6.

Sämmtliche Sägerarten gehen nach dem Entengelock auf die Waſſerentenheerde. Da jedoch der Entenfang in Schlagnetzen meiſt dann ſchon aufhört, wenn die Säger bei uns ankommen, beſonderes Fortſtellen ſolcher Heerde nach dieſen immer nicht ſehr häufig ſich einſtellenden Spätlingen alſo die Mühe des Fängers nicht lohnen würde; ſo beſchränkt ſich der Vf. blos auf die Anzeige der Möglichkeit, jener Vögel auf gedachtem Wege habhaft werden zu können.

Ein und dreißigſtes Kapitel.

Von den Seetauchern (Colymbus).

§. 1.

Alles, was über die Klaſſifikation der Säger, §. 1. des vorhergehenden (30ſten) Kapitels geſagt worden iſt, gilt auch für die Seetaucher. Ob aber bei den Arten dieſer Gattung, wie bei jener, Verſchiedenheit des Luftröhrenbaues am Männchen ſtattfinde und dieſe Verſchiedenheit alſo auch hier ein ſicheres Artkennzeichen darbiete, darüber hat der Verf. in den ihm zur Hand geweſenen ornithologiſchen Schriften Aufſchluß nicht gefunden, und eben ſo wenig Gelegenheit gehabt, anatomiſche Unterſuchungen anzuſtellen.

§. 2.

Der ſchwarzhalſige Seetaucher (Colymbus glacialis, *Linn.*, Eisſeetaucher, Eistaucher, großer Taucher, buntkehliger Ententaucher, Meernähring) *) bewohnt, wie ſeine übrigen Gattungsverwandten, die Meere des arktiſchen Kreiſes und macht auf den in der Nähe derſelben befindlichen ſüßwäſſerigen Seen ſein Geheck, indem das Weibchen zwei große hellbraune Eier legt und ausbrütet. Im Spätherbſt kommen gewöhnlich junge Vögel dieſer Art — ſelten Alte — auf die teutſchen Küſten, Flüſſe und Landſeen, überwintern daſelbſt, von

*) Bechſteins Jagdzool. S. 697. Winckells Handb. f. J. (1ſte Aufl.) II. S. 740. §. 3.

den offenen Stellen eines Gewäſſers zu denen des andern ſtreichend, und treten, ſobald der Winter im nördlichen Teutſchland nachläßt, den Wiederzug an.

Die Beſchreibung des Federgewandes, je nachdem ſelbiges nach Verſchiedenheit des Geſchlechts und Alters abweichend gezeichnet ſich darſtellt, iſt bereits in der Einleitung, S. CCCCXXX, geliefert worden.

In unſern Gegenden iſt dieſer Vogel ſehr ſcheu, daher hält er ſich immer weit vom Ufer entfernt. Er führt den Namen: Taucher, mit vollſtem Rechte, denn er wird in der Tauchgeſchicklichkeit von irgend einem andern Waſſervogel ſchwerlich übertroffen. Sein Flug iſt ſchnell und anhaltend. An das Land geht er nie oder höchſt ſelten; ſeiner ſehr weit hinten ſtehenden Schenkel und Beine halber, kann er gehend ſich nur ſehr ſchlecht bewegen.

Den weit erſchallenden Laut dieſes Seetauchers bezeichnet Bechſtein durch Güäh.

Seine Nahrung beſteht aus Fiſchen, Fröſchen, Waſſerinſekten und Seegewächſen.

Das Wildbret ſoll einen thranigen Geſchmack haben, im Norden aber, wie die Eier, gern genoſſen werden. Die gargemachten Bälge werden von den Bewohnern des hohen Nordens zur Verbrämung der Kleidungsſtücke verwendet; die Federn ſind zum Ausſtopfen ſehr gut zu benutzen.

§. 3.

Der ſchwarzkehlige Seetaucher (Colymbus arcticus, *Linn.*, Polartaucher) *) — deſſen Beſchreibung nach ſeinen verſchiedenen Altersfedergewändern in der Einl. S. CCCCXXXI, befindlich iſt — hat rückſichtlich der Heimath, der Zugzeit, der Verbreitung während ſeines Winteraufenthalts in unſern Gegenden, des Habitus und der Nahrung Alles mit dem ſchwarhalſigen Seetaucher gemein.

---

*) Bechſteins Zool. S. 698. Anmerk. zu Nr. 112.

Das Weibchen niſtet im hohen Norden an den Rändern ſüßwäſſeriger Seen und in Sümpfen, die viele blanke Waſſerſtellen haben, im Geſträuch und langen Graſe. Das Gelege beſteht aus zwei braunen, mit ſchwarzen Flecken einzeln beſetzten Eiern. Dieſe, wie das Wildbret, der gargemachte Balg und die Federn, werden von den Bewohnern des hohen Nordens geſchätzt. Bei uns würde das Wildbret, wenn man es auch öfter haben könnte, ſeines thranigen Geſchmacks wegen, doch nicht hoch in Anſchlag kommen dürfen.

§. 4.

Der rothkehlige Seetaucher (Colymbus septentrionalis, *Linn.*) *) bewohnt ebenfalls den Norden von Europa, Aſien und Amerika und macht daſelbſt — auch, nach Bechſtein, ſchon in Preußen und Liefland — ſein Geheck. Als Zugvogel kommt er im Herbſt, beſonders aber im Winter, häufig an die Küſten von England, Frankreich und Holland. Junge Vögel vorzüglich beſuchen im Spätherbſt und Winter die Küſten der Nord- und Oſtſee, auch im Winter die offenen Stellen der Flüſſe und Seen, und zwar nicht nur im nördlichen, ſondern ebenmäßig im mittlern, und ſelbſt im ſüdlichen Teutſchland faſt alljährlich, jedoch einzeln.

Die Beſchreibung des Federgewandes nach allen ſeinen Altersverſchiedenheiten befindet ſich in der Einl. S. CCCCXXXIII.

Dieſer Vogel, deſſen Laut wie Kaïh, Kaïh! (ſehr lang gezogen) ertönt, hat im Uebrigen den nehmlichen Habitus, wie die beiden vorhergehenden Arten.

Das Weibchen macht ſein, aus zwei, an beiden Enden gleich dicken bräunlich-gelbgrauen Eiern beſtehendes Gelege an eben denſelben Orten und Stellen, wo das ſchwarzkehlige Seetaucherweibchen niſtet.

---

*) Bechſteins Jagdzool. S. 698. Nr. 113.

Die Nahrung des rothkehligen Seetauchers beſteht weniger ausſchließlich aus Fiſchen, wie bei den andern Arten dieſer Gattung, derſelbe nimmt auch Krebſe, Krabben, Waſſerinſekten und Würmer an. Daher kommt es, daß das Wildbret einen weit beſſern Geſchmack hat, als das der übrigen Gattungsverwandten; doch gehört es zu den Leckerbiſſen nicht. Die Federn ſind ſehr gut nutzbar.

§. 5.

Jagd- und Fangbetrieb hat eigentlich nur für den Ornithologen — was freilich jeder Jäger zu werden ſtreben ſollte! — Intereſſe. Denn um ihrer Schädlichkeit, rückſichtlich der Fiſchverminderung, willen iſt es in unſern Gegenden, wo Seetaucher nie häufig vorkommen, gerade nicht nöthig, denſelben ſo gar eifrig nachzutrachten, und für die Tafel wird an ihnen wenig gewonnen.

Es genügt demnach, an das zu erinnern, was bei andern Tauchvögeln — namentlich im 25ſten Kapitel, §. 7. und im 30ſten Kapitel §. 5. und 6. — darüber geſagt worden iſt.

Ueberhaupt werden wohl nicht viele Jäger ſich mit Grunde rühmen dürfen, Seetaucher geſchoſſen zu haben. Der gelegentliche Fang in den Entenſchlagnetzapparaten mag in der letzten Zeit des Herbſtſtellens öfter ſtattfinden können. Doch kann hierüber der Vf. aus Erfahrung nicht ſprechen.

Schlußbemerkung.

Dem Plane des Verfaſſers gemäß, konnten in der II. Abtheilung des III. Abſchnitts diejenigen Federwildsgattungen und Arten nicht in Betracht kommen, welche entweder wegen des Nutzens, den ſie im Naturhaushalte ſtiften, Schonung verdienen, oder ſo ſelten in Teutſchland vorkommen, zum Theil auch, in häuslich-ökonomiſcher Rückſicht, ſo wenig nutzbar ſind, daß ſie eigentlichem Jagdbetriebe nicht unterzogen werden.

In ornithologiſcher Rückſicht müſſen jedoch alle wilde Vögel, beſonders die ſelten vorkommenden, den Jäger in ſo fern intereſſiren, daß er, unter möglichſt genauer Beobachtung des Naturells (Habitus) derſelben, vorzüglich derer habhaft zu werden ſucht, welche er noch nicht kennt. Dies wird und muß am leichteſten dann ihm gelingen, wenn er, bei Erblickung eines ihm noch nicht vorgekommenen Vogels, den höchſten Grad von Scheue jederzeit vorausſetzend, mit möglichſter Vor- und Umſicht bei der Annäherung zu Werke geht. Er muß daher

1. ſtets unter dem Winde, oder doch mit gutem Seitenwinde und alles Geräuſch ſorglich vermeidend, anzukommen ſuchen;
2. unter den verſchiedenen, für die Landjagd ſowohl, als für die Waſſerjagd, aus gegenwärtigem Werke oder aus eigener Erfahrung ihm bekannten, die Annäherung begünſtigenden Hülfsmitteln das für Ort und Zeit zweckmäßigſte ohne Zaudern auswählen und geſchickt in Anwendung bringen;
3. vorausgeſetzt, daß bei der Federwildjagd in der Regel die Flinte in Anwendung kommt, dieſe mit derjenigen Schrotnummer laden, welche, ihrer Stärke nach, mit der körperlichen Größe des Vogels im Verhältniß ſteht;
4. nie, oder doch nur im äußerſten Nothfall, einen ſogenannten Hazardſchuß machen, d. h. nicht mehr von ſeinem Gewehr verlangen, als es unter den gegebenen Umſtänden leiſten kann. —

Hat er auf dieſem Wege den Zweck der Erlegung und der Habhaftwerdung eines ihm noch unbekannten Vogels erreicht; hat er ſich durch oftmalige Anwendung der Regeln, welche §. 79. der Einleitung vorgeſchrieben worden ſind — oder, allerdings beſſer noch, unter der Anleitung eines geſchickten Lehrers —, hinlängliche Uebung im Aufſuchen, Erkennen und Beſtimmen der Gattung und Art, zu welcher ihm ſchon bekannte Vögel gehören, erworben: ſo wird es ihm nicht fehlen, jenem ihm noch nicht bekannten Vogel die Stelle anzuweiſen,

welche demſelben in der §. 76. der Einleitung aufge-ſtellten Eintheilung — oder nach irgend einer andern — als Art zukommt, und ſo mit dem Namen, welchen er führt, zu belegen.

Der Vf. fügt den Wunſch noch hinzu, daß recht viele ſeiner Leſer mit dem Studium der Jagdzoologie ſich ernſt-lich und anhaltend beſchäftigen und ſo zu tüchtigen Weid-männern ſich ausbilden mögen! —

Ende des zweiten Theiles.

Altenburg,
gedruckt in der Hofbuchdruckerei.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schinne

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Winckell, Georg Franz Dietrich <<aus dem>>,

Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber

Bd.: 2

Leipzig 1821

Oecon. 1909 m-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10299760-3